This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838.6
H31B
v.5-6

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Fünfter Band.

LIBRARY
OF THE LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1846.

838.6
H91e
v.5-6

Inhalt*).

Seite

Briefe an F. A. Wolf . . . . . 1—316

Amtliche Arbeiten und Entwürfe aus dem Jahre 1809 . . . . . 317—360

I. Ueber geistliche Musik . . . . . 319—324

II. Antrag zur Gründung der Universität in Berlin . 325—332

III. Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts . . . . . 333—343

IV. Ueber die Liegnitzer Ritter-Akademie . . . . 344—360

Ueber das Musée des Petits-Augustins . . . . . 361—402

Erster Brief . . . . . 363—374

Zweiter Brief . . . . . 374—390

Dritter Brief . . . . . 391—402

Sonette . . . . . 403—428

1. Dichtung 405

2. Stella 406

3. Der Wehmuth Hafen 407

4. Spes (vgl. Bd. I. S. 386—387) 408

5—7. Die Cypressen-Allee. I—III. (vgl. Bd. II. S. 360.) 409—411

8. Die Phantasiegestalten 412

*) Der ganze Inhalt des vorliegenden Bandes, welchem das Bildniſs W. v. Humboldt's beigegeben ist, erscheint jetzt zum ersten mal gedruckt.

63944

Seite

9. Freiheit und Gesetz 413
10. Des Geistes Heimath 414
11. Stimmung im Schmerz 415
12. Macht des Geistes 416
13. Richard 417
14. Faust 418
15. 16. Aphrodite. I. II. 419. 420
17. Schein und Wahrheit 421
18. Das Reich des Gesanges 422
19. Tod und Schlaf. 423
20. Der sterbende Schwan 424
21—23. Schule der Leiden. I—III. . . . . 425—427
24. Aus Nacht zum Licht 428

Briefe an F. A. Wolf.

Briefe

von

W. von Humboldt an F. A. Wolf.

I.

Auleben, 22. Octbr. 1792.

Sie erinnern Sich wohl noch, verehrungswürdigster Freund, dafs Sie mir in Halle auftrugen, Ihnen, zum Behuf Ihrer neuen Ausgabe einiger Platonischen Dialogen, die Stellen im Phädrus aufzuzeichnen, bei welchen ich Schwierigkeiten fände. Ich glaubte hernach nicht, dafs Ihnen gerade an der Ausführung viel gelegen sei, und da eine wiederholte Lesung des Phädrus nicht eben auf meinem Wege war, so gab ich es schon ganz auf. Neulich aber hat mich Spalding, der mich hier besuchte, in Ihrem Namen daran erinnert, und Sie erhalten also nun hier, was ich zu liefern versprach.

In der That aber, theuerster Freund, bringe ich Ihnen damit ein saures und grofses Opfer, und für den kleinen Nutzen, den Sie daraus werden ziehen können, gewifs ein zu grofses. Nicht der Mühe der Arbeit wegen, welche unbeträchtlich war; aber da ich doch, wenn ich Ihrer Absicht genügen wollte, nicht die Stellen nackt anzeigen durfte, sondern meine Zweifel einzeln auseinandersetzen mufste, so

öfnet sich hier ein so grofses Feld, meine Unwissenheit an den Tag zu legen, dafs es mich noch jezt eine grofse Ueberwindung kostet, die fertige Arbeit abzuschikken. Indefs nehme ich meine Zuflucht zu Ihrer Nachsicht, und zu der Hofnung, dafs Sie nicht vergessen werden, dafs ich nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genofs, und meine meiste und [illegible] Studien widmen mufste. In Absicht der Art [illegible]ch nicht blofs diejenigen Stellen angemerkt, [illegible]t verstand, sondern auch die, bei welchen i[illegible]. Nur bin ich die übergangen, die schon [illegible]weibrückischen Ausgabe beigefügten *variis* [illegible]rt sind, da Sie dieser gewifs von selbst erv[illegible] mir den Zweck der ganzen Arbeit nur so [illegible], dafs Ihre Aufmerksamkeit blofs auf Stellen geleitet werde, die Ihnen sonst nicht schwierig geschienen haben würden. Bei Anführung der Stellen bin ich der Seitenzahl der Zweibrücker Ausgabe gefolgt, habe aber, des bequemern Nachschlagens wegen, die Linienzahl nach den am Rande beigeschriebenen Buchstaben bemerkt.

Mit Spalding, der Sie gleich innig mit mir verehrt und liebt, habe ich unendlich viel von Ihnen gesprochen. Wir haben mit einander Aeschylus Perser gelesen, und wie oft haben wir Sie auch da zu uns gewünscht, um uns bald diese Stelle zu erläutern, bald bei einer andern über unsre eigne Erklärung zu entscheiden.

Herzlich freue ich mich im Voraus darauf, meine Platonischen Zweifel in Ihrer Ausgabe gelöst zu finden. Alsdann haben Sie auch wohl die Güte mir beiliegende Blätter zurückzuschikken. Ich hebe dergleichen gern auf, um nach einiger Zeit meine Fortschritte selbst zu beurtheilen.

Meine Frau, mit der ich jezt die ganze Odyssee durchgelesen und nun die Iliade angefangen habe, empfiehlt sich Ihrer fortdauernden Freundschaft.

Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich nicht ganz aus Ihrem Andenken verschwinden. Ewig mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

II.

Auleben, 1. Dec. 1792.

Entschuldigen Sie Sich künftig nicht, theuerster Freund, über verspätete Antworten. Es wäre die gröfseste Unbescheidenheit von einem Manne von Ihren nothwendigen und selbstgewählten Beschäftigungen zu erwarten, dafs Sie auch die Briefe selbst derer, denen Sie, wie ich mir schmeicheln darf, einen Theil Ihrer Freundschaft schenken, mit dem nächsten Posttag beantworten sollten. Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, und gerade darum recht dringend, weil ich eine recht feste, ununterbrochene Verbindung — wenn Ihre Güte es mir erlaubte, mit Ihnen zu schliefsen wünschte, lassen Sie meine Briefe und ihre Beantwortung Ihnen nie beschwerlich werden, aber wenn Sie einen Moment Mufse haben, so schenken Sie ihn mir, und glauben Sie sicherlich, dafs Sie mir damit auf viele Wochen hin ein angenehmes Geschenk machen. Die wenigen Stunden, die es mir nur vergönnt war, Sie, theurer Freund, in Halle zu sehn, haben Sie meinem Herzen so theuer gemacht, dafs die Aussicht von Zeit zu Zeit Ihres mündlichen und schriftlichen Umgangs zu geniefsen zu den süfsesten Hofnungen meines Lebens gehört.

Für die Blätter, die Ihren Brief begleiteten, meinen innigsten Dank. Die Erklärung der Homerischen Stelle hat mich nicht blofs darum gefreut, weil sie mich den Sinn

einer mir bisher ganz dunkeln Stelle in dem hellsten Lichte sehn liefs, sondern auch darum ganz vorzüglich, weil sie zu den seltenen gehört, in welchen ein hoher Grad des Scharfsinns so gerade das Natürlichste entdeckt. Aufserdem hat sie mir über die Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Konstruktion eine Belehrung verschaft, die ich sonst überall ucht hätte. Ich schikke Ihnen Ihre Blätter egraliter, auch das prächtige Scholion nich , abgeschrieben habe) hiebei zurück. Sollt zu sonst nichts gebrauchen, so können ein neues Aufschreiben, einem andern eb s mir, damit machen. Ich werde es künftig und dürfte ich ohne Unbescheidenheit eine neue Bitte wagen, so wäre es die, dafs Sie mir manchmal, und je öfter je lieber ein Blatt Ihrer Concepte über diese oder jene Stelle zuschikken wollten, damit es Ihnen gar keine Zeit kostete, ohne Brief und alles. Sie könnten sicher rechnen, es mit nächstem Posttag zurückzuerhalten, und von anderm Gebrauch sind Sie ja ohnedies bei mir sicher. Am meisten interessiren mich jezt Homer, Pindar, Herodot, Thucydides und Plato.

Den Aeschylus, der wohlbehalten hier angekommen ist, sollen sie zur bestimmten Zeit gewifs zurückerhalten. Da ich nur die von Schütz noch nicht bearbeiteten Stükke darin lesen will, absolvire ich ihn sehr bequem. Auch versteht sichs von selbst, dafs Sie ihn auf den ersten Wink früher und zu jeder Zeit bekommen, und so künftig immer. Um Ihnen doch einige Beweise zu geben, dafs Ihre Güte nicht unbenutzt bleibt, lege ich Ihnen einen übersetzten Eumenidenchor bei. Die Interpretation desselben ist voller Schwierigkeiten. Ich habe meist, aus Mangel des Bessern, Pauw folgen müssen. An ein Paar Stellen bin ich einen eignen Weg gefolgt. Aber Sie müfsten zur Beurtheilung,

wenn Sie auch Sich die Mühe geben wollten, den Pauw (den Beck in seinem Pindar — ich weifs nicht, ob es sonst auch üblich ist — gar prächtig *pauo* nennt) selbst vor Augen haben, und ich verspare es also auf ein andermal.

Aufserdem habe ich einige Pindarische Oden, unter andern die vierte Pythische, 500 Verse lange übersetzt *), womit ich Sie aber diefsmal verschone.

Jezt lassen Sie mich mit einem Projekte diesen Brief beschliefsen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dafs ich die Weisheit haben werde, meine jezige Lage nicht zu verändern, und wenn diefs geschieht, dafs das Alterthum, und vorzüglich das Griechische meine ausschliefsende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Metier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jezt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen, dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, indefs ist doch das Resultat ohngefähr folgendes: es giebt, aufser allen einzelnen Studien und Ausbildungen des Menschen, noch eine ganz eigne, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum gröfseren und edleren Menschen macht,

*) Diese Uebersetzung wurde ungefähr drei Jahre später im Einzelnen überarbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen, auf den dringenden Wunsch von Fr. Gentz in dessen „Neuer deutscher Monatsschrift" (Jahrgang 1795, Decemberheft S. 173 bis 208) abgedruckt und so in den zweiten Band der vorliegenden gesammelten Schriften S. 297—328 aufgenommen. Man vergl. den unten folgenden, aus Tegel vom 23. Nov. 1795 datirten Brief.

wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, und war in sehr hohem Grade unter den Griechen. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser befördert werden, als durch das Studium grofser und gerade in dieser Rücksicht bewu[illegible]enschen, oder um es mit Einem Worte : [illegible]as Studium der Griechen. Denn ich glaul[illegible]ründe, die ich der Kürze wegen hier übe[illegible]on aber einer der vorzüglichsten der ist, [illegible] Volk zugleich soviel Einfachheit und N[illegible]ultur verband, und keins zugleich soviel [illegible]ie und Reizbarkeit für jeden Eindruck b[illegible]sage ich, beweisen zu können, dafs nicht blofs vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also, und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas andres gelenkt wird, oder ich damit ins Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, schwerlich ein Leben hinreicht. Da man doch nun auch manchmal Lust bekommt, seine Ideen andren mitzutheilen, und diese Behandlungsart der Alten mir überhaupt nicht unwichtig und selbst nicht gewöhnlich scheint — da alle Bücher, die ich in dieser Art kenne, wovon ich nur den Anacharsis nennen will, schlechterdings kein Genüge thun; so denke ich eine Schrift, die, ohne ein Journal zu sein, fortliefe, anzufangen, etwa unter dem Titel ***Hellas,*** welche allein der griechischen Litteratur gewidmet wäre, und theils Uebersetzungen aus allen Arten der Schriftsteller, theils eigne Aufsäze enthielte, die vorzüglich auf

die Beförderung jenes erst erwähnten Zwecks hinarbeiteten. Eigentliche Gelehrsamkeit würde, wie Sie schon aus der Person des Verfassers schliefsen werden, nicht zu dem Zwekke gehören, aber eine zweckmäfsige Bearbeitung der vorhandnen Materialien, und vorzüglich reine und treue Darstellung der Quellen, die doch nicht blofs dem Nichtkenner, sondern auch dem Halbkenner willkommen ist, und die der Kenner selbst wohl einmal vergleicht. Im ersten Hefte würde ich dann vorzüglich den Gesichtspunkt ausführlich zu schildern versuchen, von dem mein Studium der Alten allein ausgeht. *Ἀλλὰ ταῦτα ἐν παρασκευαῖς ἐστι.* Doch sagen Sie mir wohl gelegentlich Ihre Meinung.

Noch Eins mufs ich Ihnen erzählen! Neulich schrieb ich an Hemmerde und forderte den in dieser Ostermesse angekündigten 2. Th. des Reizischen Herodots, den ich, wie Sie wohl am besten wissen werden, nicht erhielt. Bei der Gelegenheit schrieb mir Hemmerde mit grofsen Lobeserhebungen für Sie auch grofse Klagen über Sie und versicherte, er sei in Angst und Sorgen wegen des *Mureti variae lectiones.* Doch den Herodot, Lieber, geben Sie doch bald. Ich will ihn jetzt mit meiner Frau lesen, da ich ihn nach dem Homer für die beste Einführung in die Prosa halte, und mich schaudert vor dem blofsen Text ohne alle, auch die geringsten Hülfsmittel.

Meine Frau grüfst Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlich und verspricht gewifs den Homer zu lesen den ganzen Tag, wenn Sie es verlangen, wenn Sie nur herkommen wollen. Können Sie nicht in den Osterferien?

Ewig mit der herzlichsten Freundschaft und Achtung

Ihr

Humboldt.

III.

14. Jan. 93.

Ich sitze, im Putschius vertieft, lieber Freund, und bin mit mehr als $\frac{3}{4}$ bereits fertig. Lieblich ist die Lektüre nicht, vorzüglich, wenn ien, wie z. E. der Beda ist, stöfst, der ni e Beispiele anführt, und mehrmals versich im Original in Hexametern geschrieben. ein himmelweiter Unterschied zwischen d i Grammatikern und Hephaestion. Die g gkeit, den Scharfsinn, die Präcision vermifst ngs. Zwar zeichnen sich einige vortheilhaft aus, vorzüglich Marius Victorinus, bei dem ich jetzt bin. Keine kleine Schwierigkeit ist es für mich, dafs nicht das Mindeste von den Zeitumständen dieser Grammatiker angemerkt ist, und auch meine anderweitige Bibliothek mir hierüber keinen Aufschlufs giebt. Oft wäre es mir zur kritischen Prüfung der Richtigkeit der aufgestellten Sätze sehr nothwendig. Ueberhaupt ist die Ausbeute in Ansehung der gröfsern Bestimmtheit und Sicherheit der metrischen Gesetze nicht grofs. Die meisten dieser Grammatiker, selbst die gröfsern z. B. Diomedes, theilen die Füfse fast willkührlich ab. So scandiren sie

Maecenas atauis edite regibus

– – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ –

da doch wohl nirgends in einem Choriambico ein einzelner Spondeus stehn kann, und der Vers ein Antispasticum – – – ⏑ | ⏑ – – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ – mit Jambischem Ausgang ist, dem Horaz nur alle sonst erlaubte Variationen genommen hat. Aber an neuen Versgattungen und vorzüglich an Versnamen sind sie unglaublich reich, und klären viel auf. Auf den Terentianus freue ich mich, habe ihn aber jetzt zu-

rück gelassen, bis ich Ihre Edition erhalte. Indefs hier kann ich ihn nicht mehr anfangen, und meine Bitte um dieselbe ist also nur bedingt, wenn Sie ihn mir mitzunehmen erlauben. Den Bentley *de metr. Terent.* lese ich mit den Stücken *de versibus comicis* im Putschius zugleich.

Ορνιθι Ὀδυσσευς ist freilich absurd und leicht abzuändern. Aber es giebt doch andre Verse, über die ich Ihr Urtheil wünschte. Zwei citirt Hephaestion p. 9. aus Sotades in seiner Iliade

σειων μελιην πηλιαδα δεξιον κατ' ωμον

— — ⏑ ⏑ | — — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏑

So frei auch das Sotadium ist, dieser Fufs — — ⏑ ⏑ ⏑ kann nicht stehn. Dann Corinna

η διανεχως ευδεις ου μαν' παρος ησθα κορινν̣α

— ⏑ ⏑ ⏑ | — — | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

Endlich Pindar. Nem. XI. 51.

δενδρεα τ' ουκ εθελει πασαις ετεων περιοδοις

— ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ —

wo es mit dem Emendiren der virorum doctorum nicht fort will.

Sie sagten mir neulich, ich möchte doch über die Art, wie Bentley Hor. III. 12. constituirt nachdenken. Ich habe jetzt alles genau verglichen, und glaube, dafs er im Ganzen vollkommen Recht hat. Darin hat er freilich Unrecht, dafs Hephaestion wohl 10 solcher Jonischen Syzygien könnte in Eine Zeile gesetzt haben. Denn p. 43. 44. heifst es ausdrücklich: *δύναται δὲ καὶ μέχρι τοῦ ἑξαμέτρου προκόπτειν τὸ μέτρον. διὰ τὸ τριακοντάσημον μὴ ὑπερβάλλειν.*

Er gestattet also nur 30 Zeiten, da dieses Jonicum 60 haben würde. Aber sonst ist es richtig, dafs Hephaestion es in Stücke von 10 Jonischen Syzygien abtheilt, wenn er gleich nicht sagt, dafs man sie auch überall absetzen soll. Mich aber hat die Stelle sonderbar geneckt, da ich wirklich

in einem der Lateiner Syzygien in ganzen Versen gebraucht fand, und Heph. gleich, nach der von Bentley angeführten Stelle hinzusetzt *διόπερ καὶ τὰ μονοστροφικὰ ἄσματα, δέκα ὄντα συζυγιῶν, οὕτω πεποιῆσθαι νομίζομεν*, und die Ode gerade 10 Zeilen hat, ich sie also für ein solches *ᾆσμα* hielt. — Doch ist diefs grundfalsch, und ich schäme mich meiner Temerität. W[illegible] ein *ᾆσμα μονοστροφικὸν* von 40 Silben nur [illegible] ist. Ueber die Bentleysche Emendation [illegible] Verses

ἐμὲ δειλᾶ[illegible]ίτων πόδ' ἔχοισαν

in *πεδέχοισαν* ist [illegible] schylischen (Prom. 263.) *πημάτων ἔξω πό[illegible]* [illegible]eifel aufgestofsen. Wer weifs, was in de[illegible] [illegible]sen stand? obgleich der ganze Vers sehr unglücklich klingt.

Verzeihen Sie, theurer Freund, dafs dieser Brief lauter, und noch dazu nicht bedeutende Metrica enthält. Aber da meine Abreise nicht fern ist (25—30. huj.) mufs ich Ihre Bücher benutzen, und es ist so angenehm, von dem zu schreiben, was einen zunächst umgiebt, versteht sich an theilnehmende Freunde. Noch eine Frage. Bei Gelegenheit der Regel, dafs s in metris oft nicht als Consonant behandelt werde, und auch mit einem andern Consonant die vorhergehende Silbe nicht lang mache, citirt Diomedes p. 424. folgenden angeblich Homerischen Vers:

η μεν δη μαλα πολλας μαχας εισηλυθον ανδρων
— — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — —

Wo steht denn wohl der? und wie ists damit? Fin. in *πολλας* hat ja ein langes *α* als acc. 1. decl. Steht vielleicht in bessern Ausgaben, als Diomedes haben mochte, *πολλα* adverbialiter?

Die Becksche Ankündigung und Recension des nicht Vorhandenen ist lustig genug, und ich hätte dem trocknen

Menschen sie nicht angesehen. Aufrichtig zu gestehen, wuſste ich gar nicht, daſs er eine Zeitung schreibt, und so fiel es mir nicht ein, mir die Anzeige zu verbitten. Da er, wie es scheint, in das Innre der Ode nicht eingegangen ist, und ihre Fehler nicht aufgedeckt hat, mag es drum seyn. Denn nur dieſs besorgte ich bei diesem übereilt gedruckten Stück.

Stellen Sie Sich vor, ich habe einen Brief von Heyne erhalten, den ich Ihnen doch als ein curiosum beilege, mir aber zurückerbitte, um ihn zu beantworten. Unstreitig ist er mit meinem ganzen Pindarwesen unzufrieden. Das sieht man der kurzen Abfertigung und den groſsen Lobsprüchen der Erwartungen an. Wenn der Tod ihn nur nicht hinwegreiſst, ehe meine Früchte reifen!

Meine Frau ist leidlich wohl, wirklich besser, als noch die ganze Zeit unsres Hierseyns, von der Periode an, wo die Kränklichkeit anfieng — um mich vorsichtig auszudrücken. Ganz vollkommen gesund aber — läſst sich schwerlich vor der Niederkunft erwarten. Meckel war hier, und hat uns einen unterhaltenden Abend gemacht. Auch sonst viel störender Besuch. Ueberhaupt hatten Sie sehr Recht in allem, was Sie von den Störungen meines Studiums sagten. Mein Streiten selbst bewies ein heimliches Anerkennen. Darum lache ich oft selbst über die Werke, von denen Sie mir die Titel mit Didotschen Lettern drucken lassen. Indeſs bin ich so fleiſsig, als ich kann, und ich wenigstens erweitere doch meine Kenntnisse. Lassen Sie mich immer hierin egoistisch seyn, worin so viele andere so aufdringend werden.

Die 8 Fr.d'or lege ich Ihnen mit tausend herzlichem Danke bei.

Meiner Frau geht es ganz gut im Prometheus. Sie

empfiehlt sich mit mir Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen auf das freundschaftlichste.

Leben Sie wohl! Ewig ganz der

Ihrige

Humboldt.

Die Idee Ihr … Ihre Bearbeitung ist so ein Ideal, dafs ma … Ausdruck Idee platonice brauchen kann, … ntweihung Kant so sehr eifert) erfüllt mi … t in jeder Rücksicht ein grofses Werk, und mufs ein Canon alles Edirens werden. Zugleich wird es dann ein Canon der feinern grammatischen Kenntnifs seyn, und es wird endlich einmal einen Autor geben, aus dem man Beweisstellen in solchen Dingen wird citiren können, ohne zu fürchten, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. Der Gedanke über die Urheber der Homerisch genannten Gedichte beschäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizont meiner Kenntnisse und Beurtheilung näher liegt. Ich werde den ganzen Homer jetzt hintereinander durchlesen, ohne mich zu praeoccupiren, blofs als hätte ich einen solchen Gedanken gehört, auf meine Empfindungen merken, und Ihnen diese en gros sagen. Das Détail kann ich erst Ihrem künftigen Détail hinzu- oder entgegensetzen.

Die Arbeit mit dem Hesiodus fange ich heute an. Ich liefere alle Woche 50 Verse, mehr oder weniger. Zu soviel haben Sie ja wohl nebenher Zeit. Sie müfsten nun erstlich sich über meine Ideen erklären, nur mit Ja, Nein. Denn da ich mir was ich Ihnen schreibe notire, so ist ein kurzes Beziehen darauf hinlänglich. 2) Die Verse selbst,

auch die von mir nicht berührten, durchgehn. Wie ich dann Ihre Briefe bekomme, notire ich Ihre Resultate zum Text und so hätten Sie am Ende einen schon einmal ganz von Ihnen revidirten Text. Doch ich beginne, und thue blofs, als wäre ich in die Nothwendigkeit versetzt, die ἔργα abdrucken zu lassen.

V. 1. 2. werden also so:

M. Πιερίηθεν, ἀ. κλείουσαι,
Δεῦτε, Διὶ ἐννέπετε, σφέτερον πατέρ', ὑμνείουσαι·

Die Interpunction V. 2. habe ich darnach gemacht, dafs Sie ἐνν. und ὑμν. zusammennahmen.

V. 3. ὅντε statt ὅν τε (in Loesner) und am Ende ein kleines Punctum. φατοί τε·

V. 4. klammere ich ein. 1) wegen der Wiederholung, die mir aber unbedeutend scheint. 2) wegen des Zusammenhangs. Soll der Vers bleiben, so mufs, wie Graevius auch will, er für sich heifsen: nob. ignob. sunt Jouis m. vol. nicht aber mit ὅντε διὰ zusammengenommen werden, und so ein Zwischensatz stört V. 3. u. 5. Aufs mindeste machte ich Parenthese (— —).

V. 5. Sie schreiben ῥέα. Doch geht die Synizesis der langen und kurzen Silbe nicht an? Denn Schol. d. Hephaestion giebt sie ausdrücklich (p. 79.) zu und citirt Il. XXIV. 769. δαερων η cet. und doch ist prima in δαηρ lang Il. III. 180. XIV. 156. (Denn XXIV. 762. kann auch Synizesis seyn.)

V. 6. hinter ἄδηλον ἀέξει ein (·)

V. 7. hinter κάρφει ein (,) wegen der Länge des Satzes, wenn alles unmittelbar von Ζεὺς abhängen soll.

V. 11. wird also abgesetzt.

V. 15. σ. ἔ. τ. φ. βροτός , denn hier mufs der Leser inne halten, und da machen Sie doch den acut.

V. 15. am Ende ein (,) und ebenso

V. 16. hinter *βουλῇσιν* ein (,)

V. 17. streiche ich das (,) hinter *ἑτέρην* weg. Es ist von Einer Eris die Rede, und alles gehört zusammen. Mufs *ἐρεβεννὴ* den acut bekommen?

V. 19. möchte ich wieder *γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι* einführen, damit man es recht eng mit *κ. ἀνδρ.* zusammennimmt. Aber sonst heifst ja Erde, unter der Erde?

V. 20. des M *ἀπάλαμον* obgleich Hephaest. p. 5. auch erkürzten Silben vor *μν*, selbst im Hexamet

V. 21. Comm . Alium intuens, diuitem scilicet.

V. 22. Kein *ρυτεύειν*, das mit dem Folgenden genau zusammenhängt.

Mit V. 21—23. habe ich jezt eine andre Meinung. Ich glaube weder an *οὗτος* noch eine Ellipse hinten, sondern nehme *ἰδὼν* absolut für „sieht" mit ausgelassenem *ἐστὶ*. Der Zusammenhang ist dann sehr gut: „welche zur „Arbeit erweckt. (V. 20.) Denn der Müfsige sieht auf den „Reichen, welcher et cet." Daher möchte ich *)

V. 23. hinter *θέσθαι* ein völliges Punkt. Und *ζηλοῖ* von neuem angehn lassen.

V. 24. klammre ich ein. 1) Das *τε* im V. 23. bezieht sich auf *καὶ* V. 25. V. 24. stört also. 2) Die Folge des Beneidens wird viel schlagender. 3) Der Vers hinkt sehr. Vorzüglich die gute Eris.

V. 28. Mufs nicht *μὴ δέ* getrennt erscheinen?

V. 30. Zöge ich *ὥρη* vor. Der Arme hat keine Sorge um andrer Zank, ist nicht so gut, als er hat keine Zeit dazu.

V. 31. Mufs *ὥτινι* nicht Ein Wort seyn.

*) Hiezu die Randbemerkung: „Aber die Hiate? Doch wufsten Sie ja ein *εἴξας* im Homer."

V. 32. ὡραῖος — τὸν γ. φ. Δ. ἀκτὴν — in Parenthesen.

V. 34. hinter ἀλλοτρίοις ein Colon. Das δεύτερον bleibt mir unverständlich.

V. 39. τήνδε. Das ἐθέλουσι δικάσσαι ist höchst sonderbar. Indefs ists doch wohl nicht anders zu erklären, als: ἐθέλοντες ἐδίκαζον, volentes i. e. (oder vielmehr soll seyn) pro lubitu.

V. 40. Hinter νήπιοι (,) nicht Colon.

V. 48. mufs es ἀγκυλομήτης oder ἀγκυλόμητις heifsen?

V. 49—53. fällt mir nichts ein.

Hier haben Sie mein Nichts. Denn darauf möchte das Wahre hinauskommen. Der Kürze habe ich mich möglichst befleifsigt. Daher manchmal der Ton ex cathedra.

Meine Frau grüfst Sie herzlich, und dankt noch innigst für die schönen Tage. Hannchen, die wir sehr grüfsen, hat ein Etui für die Stricknadeln hier gelassen, das mit nächster Gelegenheit, auch wenn Sie wollen, mit der Post, überkommen soll. Ihrer Frau Gemahlin unsre herzlichste Empfehlung.

Den Larcher vergessen Sie doch nicht? Hätten Sie wohl Dorvills vannus critica? Zum Heph. brauchte ich sie wohl.

Adieu, liebster Freund! Ewig Ihr

Humboldt.

V.

Auleben, den 23. Jan. 1793.

Es ist nicht meine Schuld, theuerster Freund, dafs ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief vom 6. d. M., der mir eine so herzliche Freude gemacht hat, so spät beantworte. Erst am 18. bekam ich ihn von Rosla, so dafs er also wieder 12 Tage unter freiem Himmel herumgeirrt hat, und dafs ich seitdem

nicht eher schrieb, wird wenigstens die Weitläuftigkeit der Beilage, die ich meiner Antwort mitgebe, entschuldigen. Erschrekken Sie in der That nicht, lieber Freund, über das weitläuftige opus, es ist wider meinen Willen weitläuftiger geworden, als ich selbst anfangs dachte, wie Ihnen die Geschichte desselben soll. Sie wissen, dafs ich mich schon lan Ideen niederzuschreiben, die mir das griechi rzüglich interessant machen. Am gröfsesten st in mir, als in den glücklichen Tagen, r schenkten, wir einigemal über die Mater mit mir zum Theil übereinstimmten, zum n berichtigten, und ich mich vor allem freut ft einer ähnlichen Entwickelung von Ihnen anerkannt zu sehen. Zwar sprachen wir wirklich weniger darüber, als anfangs Ihre Absicht schien, und als auch ich wünschte, es rührte aber vorzüglich davon her, dafs meine Ideen noch nicht genug entwikkelt in mir waren, um, da wir im Allgemeinen übereinstimmten, die Verschiedenheiten der feinern Nüancen gehörig auseinanderzusetzen. Nach Ihrer Abreise habe ich oft wieder an den alten Plan gedacht, indefs war ich zu sehr im Zuge des Aeschylus, um mich zu unterbrechen. Ihr lieber theurer Brief weckte indefs meine Lust aufs neue, und es kam die Betrachtung hinzu, dafs Sie Ihrem Briefe so viele mir interessante und lehrreiche Bemerkungen mitgegeben hatten, dafs ich es unmöglich über das Herz bringen konnte, meine Antwort ohne alles gehen zu lassen, das wenigstens irgend Ihre Aufmerksamkeit reizen könnte. Ich versuchte also meine Gedanken so kurz, aber doch zugleich so deutlich aufzuzeichnen, als mir möglich war, und diesen Versuch, die Arbeit zweier Tage, schikke ich Ihnen hier, mein Theurer, in der festen Zuversicht auf Ihre nachsichtsvolle Güte, so roh und unvollständig er ist. Damit er nun nicht auch seinem

Aeuſsern nach gleich roh sei, habe ich ihn abgeschrieben, weil, wenn man sich auch einen schlecht geschriebenen Brief, wie e. g. diesen, hineinquält, es doch sehr verdrieſslich ist, sich durch einen längern unleserlichen Aufsatz durchzuarbeiten. Dieſs sage ich Ihnen bloſs, damit Sie nicht aus dem reinlichern Aeuſsern des opusculi schlieſsen, ich hielte es auch nun für gleich gehobelt in Absicht seines Inhalts. Um nun noch von diesem ein Paar Worte hinzuzufügen, so ist es, wie Sie sehn ein bloſses Gerippe, woraus allenfalls künftig eine wirkliche Abhandlung entstehen könnte. Es fehlen daher nicht allein sehr oft die ausführenden, und eigentlich beweisenden Säze, sondern auch in den Schlüssen manchmal nicht ganz leichte Mittelsäze. Es ist dieſs freilich um so schlimmer, da der Gegenstand gar nicht von der Art ist, um bequem in Aphorismen vorgetragen zu werden, sondern vielmehr gar sehr der Ausführung, vorzüglich auch durch historische Beweise bedarf, wenn er die gehörige Wirkung thun soll. Aber ich konnte einmal jezt nicht anders. Denn auſserdem daſs aus diesen Bogen bei einem andern Zuschnitt ein wirkliches Buch hätte werden müssen; so besize ich auch jezt gar noch nicht die zu einer wahren Ausführung erforderlichen Kenntnisse. Es ist mir schon mehrmalen so gegangen, daſs ich, wenn ich in ein neues Fach trete, und allenfalls die Auſsenlinien übersehe, mich dieser Anblick dergestalt begeistert, daſs ich mit zu reden anfange, als wäre ich längst darin gewesen. Nur Schade daſs der Zuhörer des Irrthums bald gewahr wird. Hier nun z. B. bin ich erstlich moralisch im Voraus gewiſs viele historische Data zu übersehen, fürchte ich zweitens manche aus einem falschen Gesichtspunkte anzusehen, und fühle ich drittens, daſs ich Mehreres, was ich auch für völlig wahr halte, nur aus einem gewissen noch dunklen Gefühl habe, und daſs mir die wahren beweisenden Data noch

auszuarbeiten. Sie sollen mir nur d
stimmt und vollständig meine jezigen
damit ich meine zunehmenden Kenntniss
und sie nach und nach berichtigen ka
meiner Art zu schreiben nach, um so e
ich gerade nur so lange recht von Ideen
ich sie im Kopfe trage, hingegen gleich
sobald sie nur auf dem Papier stehen.
nun, liebster Freund, bei dieser Prüfung
hülflich sein, so erzeigten Sie mir dadu
That überaus grofsen und wichtigen Dien
glaube ich, werden Sie mit mir einstimm
Säze enthalten mehr die eigentlich phil
missen, die ich nicht so weitläuftig ausgef
wenn ich nicht bei gröfserer Kürze für die
tet hätte. Zwar kann es leicht sein, da
nicht billigen, den ich genommen, aber da
wesentlicher. Dafs der Endzweck des Stu
thums Kenntnifs der Menschheit im Altert
eignen Worte, und dafs diese Kenntnifs

nützen — die ich wahrlich auch aus eigennützigen Absichten so sehr ehre — wünschte ich, Sie schrieben blofs *richtig* oder *falsch* oder *perpende* dazu, und wollten Sie noch mehr thun, so fügten Sie allenfalls ein Geschichtsdatum hinzu, das mich widerlegte, oder einen Autor, der mich auf einen andern Gesichtspunkt führen würde. Da der ganze Aufsaz allein dazu dienen soll, die Ideen bei künftigem fortwährendem Studium nur zu prüfen, so ist mir in der That auch die Belehrung am liebsten, die mir blofs zu zweifeln und weiter nachzuforschen befiehlt. Was ich von Uebersezungen sage (§. 42.), werden Sie keine Trostgründe für einen angehenden Uebersezer nennen, und in der That ists eine undankbare, und doch so saure Arbeit. Allein bei mir entsteht alle Lust zu übersezen aus wahrhaft enthusiastischer Liebe für das Original, und so wie mir es der unerträglichste Gedanke wäre so zu übersezen, dafs man das Original darum weniger läse, so ist mir in Wahrheit der der liebste, dafs man meine Uebersezung wegwerfe um jenes in die Hand zu nehmen. Der Uebersezer ist allemal in der Gruppe nur die Nebenfigur und er hat das Höchste gethan, wenn die Hauptfigur durch ihn mehr hervorspringt. Diese Einfälle denke ich in der Vorrede zum Menexenus noch mehr auszuführen. Doch genug von meiner Beilage.

Für die Aeschyleischen Emendationen meinen herzlichsten Dank. Sie scheinen mir alle richtig und nur etwa die von Scaliger Suppl. 886. zweifelhaft, ob ich gleich nichts Bessres vorzuschlagen wüfste. Am richtigsten dünkt mich die Choeph. 938. von Matthiae und die erste Valkenaerische Choeph. 530. Nur hat Pauw schon, wie ich eben sehe gerade so emendirt und interpretirt.

Noch herzlicher aber danke ich Ihnen für die Herodoteischen. Ich finde meine Zweifel alle vollkommen

friedigend aufgelöst, und die Offenherzigkeit Ihres Geständnisses Ihrer Unwissenheit in der Ziegeldekkerei hat mich sehr belustigt. Das Papier über den Herodot schikke ich Ihnen nicht zurück, da es mir nicht Ihre Meinung scheint. Was Sie mir von Ihren Papieren gesagt haben, muſs es auch leicht bei mir gleich sicher aufgehoben sein. p. 5. oben haben Sie wohl bei Ihrer Emend. *ἐπὶ πεντεκαίδεκα γενεάς* hist. Gründe, die ich einmal aus Larcher oder sonst wo einsehe. c. 41. *l.* 10. wo Sie *πρὸς δὲ, ἐς τοῦτο καὶ σέ* in *πρὸς δὲ τούτῳ καὶ σέ* ändern, hätte ich keinen Fehler vermuthet, da mir *ἐς τοῦτο* und *ἔνθα* einander zu respondiren schienen. Indeſs submittire ich natürlich, wenn Sie die vulg. für gar nicht oder minder griechisch halten. Weil Sie es verlangten schikke ich Ihnen wieder eine Anzahl mir dunkler Stellen. Um Ihre Zeit zu sparen habe ich nur die wichtigsten ausgewählt und bloſs die Worte, die mir dunkel sind aufgemerkt. Sollten Sie irgendwo über die Schwierigkeit zweifelhaft sein die ich gefunden hätte:

sehr behutsam bin, wird es nur äuſserst selten sein, daſs ich nie etwas falsches lehre. Ich lasse lieber mein οὐκ οἶδα erschallen. Dann ihn vorläufig für mich zu lesen. Dieſs halte ich von Nuzen. Man wird mit der Manier, den Wendungen, Redensarten des Autors bekannt, und braucht den Interpreten nicht soviel aufs Wort zu glauben, wie doch sonst in den ersten Büchern nicht fehlen kann. Endlich prüft und übt das Lesen ohne Kommentar, wie Sie auch in Ihrer Vorrede ad Odysseam sagen. Aus diesen Gründen ist es mir nicht so peinlich auch über mehrere Stellen ungewiſs zu sein. Ich zeichne sie auf, sehe sie von Zeit zu Zeit an, streiche aus, die ich dann verstehe, und erwarte für die übrigen eine andre Zeit. Sobald ich nun jezt mit dem Aeschylus, Uebersezen des Menexenus und der Rede des Thucydides, und dem Pindar (i. e. dem Durchlesen der mir noch übrigen Hälfte) fertig bin, also etwa diesen Herbst kaufe ich mir den Larcher (was ich jezt bloſs darum nicht thue, weil ich jezt nicht soviel Zeit auf den Herodotus wenden mag, und weil jene oben gesagten Gründe mir wichtig sind). Ich lese ihn dann von neuem, vergleiche den ganzen Larcher genau, und schreibe gleich genau auf, wo mir Larcher noch Zweifel gelassen hat, wo ich ihn unrichtig glaube u. s. w. und dehne meine Aufmerksamkeit dann vorzüglich auch auf die Chronologie aus, wozu ich jezt die Data sammle. Auf diese Weise hielte ich es daher nun am geräthensten, ich beschwerte Sie jezt nicht mit Fragen, theilte Ihnen aber alsdann alle meine Resultate dieser vollständigen Lektüre mit. Genehmigen Sie diesen Plan: so erwarte ich also auch keine Antwort auf den hier beigelegten Zettel und bitte Sie um diese nur auf die Eine angestrichene Stelle c. 86., weil dort etwas ist, das vielleicht einer Pindarischen Licht gäbe. Auf alle Fälle aber bitte ich Sie, wo Larcher Licht giebt, ihn nur trokken weg mit

„wodurch der Lydier glaubte oder
zen werde." So wäre es also, dä
Zeit der noch anzufangenden Handl
ficat. media. Sagten Sie mir aber
fut. für das passiuum der zukünftige
Handlung hielten? Sie verbänden n
hierauf antworteten. Vielleicht ist
Herodotus noch ebensowenig in
stimmten Bedeutung, als im Homer
kommt ein Beispiel des fut. der voll
βουλευμένα ἔσται vor. Hätte ich Sie
ich habe Sie vielleicht sehr misverst
auch ebensogut ein p. p. f. (wenn es
ist) *βεβουλεύσεται* stehen können. H
tuirt Reitz *ἔστί τε*. Dieſs ist ja, dächt
Regel nach der einige *ἄνδρά μοι*
Ich merke es an, weil Sie, wenn ich
zweifelten, was Reitz in solchen Fäll
folge.

Nun, lieber Freund, damit Sie sel
auch nicht

Abtheilungen halte ich für eine pedantische Grille, welche den Wohlklang und Rhythmus der Komposition zernichtet, und den Begriffen eines gesunden Menschenverstandes zuwiderläuft. Sollte auch, was ich mir aber keineswegs einbilden kann diese Abmessung der Silben und Verstümmelung der Glieder mehr zum Behufe des Gesanges erdacht worden sein, als
e Zeit eines hirnlosen Kopfs
zu beschäftigen,
nan sie noch jezo bei, da
wir Pindars Po
singen u. s. f." Wie hirn-
los mufs nun de
und, der diese Silbenmaafse,
die Schn. weite
sernen Bett des Procrustes
vergleicht, ins
agen will. Ich freue mich
ordentlich, dafs
icher Unwissenheit die erste
Ode übersezt habe; sonst hätten mich die Schwierigkeiten gewifs zurückgeschreckt. Indefs bin ich doch jezt fest entschlossen, mit eignen Augen zu sehen, soviel sich jezt noch über Pindars Musik und Versbau sehen läfst, und danach meine Uebersezung soviel ich kann, zu formen. Bis ich das weifs, will ich nicht übersezen, und fällt mich die Wuth zu rasend an, so sollens die Chöre entgelten, und zu Vorübungen dienen. Gegen Schn. Raisonnement aber habe ich manche Zweifel. Ein bestimmter Silbenfall ist offenbar im Pindar. Dieser mufs nothwendig seine Cola haben, und nun soll er mir zeigen, wie diese herauszubringen sind, ohne auch sehr nah verbundne Redetheile, oder gar Wörter zu theilen. Dazu kommt nun, dafs nicht blofs nach Grillen der Grammatiker, sondern nach dem Gefühl des feinen gebildeten Ohres gewisse Füfse unverträglich mit einander sind, und man sie also nicht zusammenbringen darf. Man versuche nur im Deutschen völlig freie Verse, wie einige Klopstokkische Oden und die Vossische Uebers. d. 1. Pyth. zu machen. Man wird sich oft gedrungen fühlen, ohne Rücksicht auf den Sinn ein Colon zu schliefsen.

Ueberdiefs müfste ja dann dieselbe Verwirrung in den Chören herrschen. Uebrigens aber nimmt Schn. so sehr an, dafs auch unsre jezigen Pindarischen Oden gesungen wurden, dafs er nicht einmal eine besondre Beweisstelle dafür anführt.

Nun, mein Theurer, werden Sie des Geplaüders wohl genug haben. Ich soll nicht Ihres Hierseins erwähnen. Ich darf Ihnen also nicht für die glücklichen Tage danken, die Sie uns machten, Ihnen nicht sagen, wie wir Sie vermissen, Sie nicht bitten, noch einmal Auleben wiederzusehn, ehe wir es verlassen?

Meine Frau dankt Ihnen sehr für das niedliche Geschenk, und noch mehr für Ihren freundschaftlichen Brief. Sie schriebe Ihnen schon selbst heute, wenn nicht die Kleine ihr so wenig Zeit liefse. Sie trägt mir auf, Sie herzlich zu grüfsen, Ihnen noch einmal recht innig für die Freude zu danken, die Ihre Anwesenheit auch ihr machte, und Sie um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihre Antwort noch aufschieben mufs.

Die Bücher erwarte ich noch diese Woche, nach dem, was Sie mir schreiben. Wenn dieser Brief spät ankommt, so wundern Sie Sich nicht. Ich mufs ihn, da ich die Posttage nicht weifs, auf gut Glück nach Rosla schikken. Jezt aber werde ich mich danach erkundigen.

Empfehlen Sie uns herzlich Ihrer Frau Gemahlin und bitten Sie sie in unserm Namen, Ihnen bald wieder eine Kur anzurathen.

Nun leben Sie wohl, theurer unvergefslicher Freund, und behalten Sie lieb Ihren Ihnen

ganz eignen,
Humboldt.

[*Nachschrift.*] Wie steht es mit dem Menon? Ich bitte sehr für ihn. Ich habe mir schon ein Mittel ausgedacht, wenn ich ihr

[*Randschriftlich.*] Meinen Aufsatz, einigen Wochen zurück. Ich habe nichts ben Hieroglyphen davon.

VI.

Wie angenehm, theurer Freund, wachen, als das Erste, was mir gebra von Ihnen war. Ich rifs ihn mit grofse wenn gleich meine Freude dadurch wiede dafs ich sah, dafs Sie so lange ohne B ben waren, so gewährte mir doch au Seite die Ungeduld, mit welcher Sie d gensehen eine herzliche und innige Fre Ihnen für diese Wärme Ihrer Freundscha vollen Erinnerungen an die Tage, die wir verlebten, danken? wie Ihnen nur mit der ichs empfinde sagen, wie unendlich

ich nicht Schuld, theurer Freund, sondern die Verdammniſs trift allein die Post. Mein Brief, den Sie nun doch Gottlob haben werden, wird Ihnen gesagt haben, daſs ich die Antwort auf Ihren ersten Brief höchstens um 2 oder 3 Tage aufschob. Ehe ich ihn noch abschickte erhielt ich Ihren zweiten mit dem Wood und heute Ihren dritten vom 28. Jan. der also wieder wenigstens 9 Tage unterwegs war. Alle Schuld, die auf mich fallen könnte, wäre also, Ihnen nicht schon vor Ihrem ersten Briefe geschrieben zu haben, und da erwartete ich täglich den Ihrigen, der aber auch so lange herumirren muſste. Da ich neulich den Wood über Nordhausen geschwinder erhielt, so mache ich es heute so. Diesen Brief schikke ich übermorgen (den 8ten denn die Post geht erst den 9ten und ich schreibe nur heute schon, weil ich morgen und übermorgen nicht füglich Zeit habe) nach Rosla und an demselben Tage lasse ich auch ein Paar Zeilen an Sie nach Nordhausen gehen. Sie werden mir dann sagen, was Sie zuerst erhalten. Mein lezter Brief war, damit Sie auch da die Zeit genau berechnen können am 25. Jan. von hier und am 27sten Jan. von Rosla abgegangen. Zugleich werde ich mich jezt in Rosla erkundigen lassen, ob nicht die Briefe auch dort liegen bleiben?

Ich bin seit Ihrer Abreise in meiner Tafel-Bibliothek (ein Ausdruck, der zu schön ist, um ihn untergehen zu lassen) fortgefahren und habe die Supplices, den Agamemnon und die halben Perser auſser dem gewöhnlichen Lesen mit meiner Frau im Homer und Herodotus geendigt. Der Agamemnon hat mich sehr stark angezogen, er ist wohl unstreitig Aeschylus schönstes Stück, und wenn mir die Musen zusagten, übersezte ich die Chöre gern. Der Schwierigkeiten sind freilich unglaubliche, aber eben sie reizen auch wieder, und troz seiner Weitläuftigkeit hat doch auch Schütz viel gethan, so oft er mir auch Gelegenheit zu zweiflen g

lassen hat. Denn mir begegnet in dem Schützischen Kommentar sehr häufig, dafs ich die Beweise bald für die Bedeutung eines Worts, bald für die Richtigkeit einer Construction vermisse, dafs ich also anstehe, und doch weder ihn einer Unrichtigkeit zu überführen, noch etwas Besseres anzugeben weifs. Dann ist auch statt der Interpretation so oft Uebersezung und bei dieser scheint es ihm oft mehr auf eigne gute diction, als auf praecision angekommen zu sein. Daher bin ich fast noch von keinem Commentator so oft mit schwankenden Begriffen weggegangen. Ende dieses Monats hoffe ich den Aeschylus ganz und gar zu absoluiren, und gehe dann an den Thucydides.

Den Wood und Chevalier habe ich gleich in 2 Tagen gelesen, der Wood hat mir bei manchen chimärischen und manchen unbefriedigenden Raisonnements dennoch viel Freude gemacht, und der Chevalier unendliche. Was Sie auch sagen, lieber Freund, es ist doch gewifs ein grofser Genufs selbst in Troas herumzuwandern, und die Sonne hinter dem Athos untergehn zu sehen. Auf der Spize des Ida sollen Sie selbst mir Recht geben. Im Chevalier sind mir 2 Heyniana aufgestofsen, die ich Ihrer Prüfung unterwerfen mufs. Im Register las ich: Thucydides I. 11. berichtigt. Da mir die Stelle lang schwierig gewesen war, können Sie denken, wie begierig ich nachschlug. Die Stelle heifst nemlich *ἐπειδὴ δὲ ἀφικόμενοι μάχῃ ἐκράτησαν, δῆλον δέ. τὸ γὰρ ἕρυμα τῷ στρατοπέδῳ οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο. φαίνονται δ' οὐδ' ἐνταῦθα πάσῃ τῇ δυνάμει χρησάμενοι, ἀλλὰ πρὸς γεωργίαν τραπόμενοι.* oder nach Heilmanns Interpunction, welcher Heyne folgt *Ἐ. δ. ἀ. μ. ἐκράτησαν, (δῆλον δέ· τὸ γὰρ ἑ. τ. στρ. οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο) φαίνονται* u. s. w. In dieser angeblichen Berichtigung nun will Heyne *οὐκ* ausstreichen, oder vielmehr er sagt nur, „man sollte diefs denken" und läfst den Leser in der Ungewifsheit. Ich ge-

stehe, daſs ich das nicht denke. Mir sind bei der Stelle 2 Fragen schwierig: 1) welchen Saz soll die Parenthese beweisen den vordern oder den nachfolgenden, und wie thut sie dieſs dem Sinne nach? 2) von welcher Mauer ist die Rede? der Homerischen oder einer früheren? ad 1) erfordert der Sprachgebrauch nothwendig die Parenthese auf den vorhergehenden Saz, den Sieg zu ziehen. Auch sehe ich hier nicht die von Heyne erregte Schwierigkeit. Wenn ein Heer in einem fremden Lande sein Lager befestigt, muſs es freilich Besorgnisse haben (wie die Griechen wegen Achills Entfernung) aber es muſs auch wenigstens soviel Vortheile gewonnen haben, um soviel festen Fuſs fassen zu können (wie denn die Griechen auch nach der ersten Schlacht und dem unentschiedenen Zweikampf Ajax und Hektors wenigstens nicht besiegt waren). ad 2) aber ist die Schwierigkeit gröſser. Spricht Thucydides von Homers Mauer, wie hängt da das erste Jahr mit dem zehnten zusammen? Hier also scheint Heynes Emendation zu passen. Allein streiche ich das *οὐκ* weg; so scheint mir die Periode mangelhaft. Ein so genauer Schriftsteller wenigstens, als Thucydides, hätte bestimmter geredet. „Sie siegten, denn sonst hätten sie eine Mauer gebaut." Jedem muſs hier einfallen, aber sie bauten ja eine? und Thucydides hätte, um genau zu reden, nothwendig sagen müssen „sonst hätten sie *gleich, im ersten Jahr* die Mauer gebaut." Dem wüſste ich nicht abzuhelfen, als indem ich *ἀφικόμενοι* in Gedanken wiederholte „ankommend hätten sie u. s. w. welches immer hart ist. Lasse ich also *οὐκ*, was ich, wenn Sie mich nicht eines Besseren belehren, zu thun entschieden bin; so komme ich auf eine frühere Mauer zurück. Eine solche nennt auch der Scholiast zu dieser Stelle. Woher? entscheidet meine Tafel-Bibliothek nicht. Aber seine andre gleich folgende Nachricht, daſs Acamas und

Antimachos den Akkerbau in Troia dirigirt, könnte vielleicht auf eine Spur führen. Sonderbar ist es nun, dafs Köppen, ohne wenigstens den Thucydides anzuführen, in dem Homer selbst eine frühere Mauer findet, und dabei gar keinen Zweifel hat. Die Stelle ist Il. XIV. 31. 32.

τὰς γὰρ πρώτας πεδίονδε
Εἴρυσαν, αὐτὰρ τεῖχος ἐπὶ πρύμνῃσιν ἔδειμαν.

und in der That scheint das *Ziehen* und *Bauen* hier zu Einer Zeit geschehen zu sein. Indefs schlägt Nestor den Bau einer Mauer so feierlich vor, und Neptun hat ein so grofses Wunder darüber, dafs ich mich nicht enthalten kann zu glauben, nach Homer wenigstens sei diese Mauer die erste aller ihm und den Griechen bekannten, und eine ganz neue unerhörte Sache gewesen. Ja, ohne den Grabhügel, mit dem schon quasi aliud agendo ein grofser Theil der Arbeit gethan war, scheint es selbst, dafs Nestor nicht auf den Einfall gekommen sein würde. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung. Aber dafs Heyne, selbst wenn das

m. So ist wenigstens Homers Ausdruck völlig genau und wahr.

Jezt lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte über Ihr euliches Blatt sagen, auf das ich lezthin nicht mehr antorten konnte. Il. Ξ. v. 249. habe ich Ihre Lesart aus öppen, meiner Quelle für Ihre Edition nicht, sehen können, bin aber, wie ich Ihnen offenherzig gestehe, ganz allein ir die vulgata. Die Gründe lassen sich zwar, dünkt mich, hwer deutlich entwikkeln, sie scheinen mir indefs folnde: 1) und vorzüglich, wenn man die Stelle im Zusamenhange liest, ist alles aptius und concinnius, wenn die ede bis v. 256. allein von der Juno ist, und man fühlt ch durch etwas angestofsen, wenn des Jupiters ἐφετμὴ nwischen kommt. 2) fällt bei der vulgata der Gegensatz 249. ἤδη γάρ με καὶ ἄλλο τεῃ ἐπίνυσσεν ἐφετμὴ und 262. νῦν αὖ τοῦτό μ' ἄνωγας ἀμήχανον ἄλλο *) τελέσσαι i weitem besser in die Augen. 3) ist wohl für das, was piter gesagt haben könnte ἐφετμὴ nicht das ganz eigentche Wort, was auch der Scholiast zu fühlen scheint, inm er es durch ἀπειλῇ erklärt. 4) endlich verkroch sich der kleine Schlafgötze gleich unter den Mantel der Nacht nd Jupiter scheint nicht mit ihm gesprochen zu haben. as ἅπαξ λεγόμενον ποτὶ ἕσπερα wofür ich Ihnen, als was mir ganz Neues, herzlich danke, macht Ihnen meine υριδίη nicht streitig, aber die schöne Schirminschrift haen wir für ein οὐδαμοῦ λεγόμενον im Homer gehalten. d. XVIII. 277. läse ich sehr gern ἀνάγουσι, aber Π. 370. at mir ἀπήγαγεν (von uns und dem Ort seiner Abfahrt eg und nach Hause hin) gefallen. Doch ist wohl der

*) Hiezu die Randbemerkung: „Sie müssen mich hier nicht misverstehn, als glaubte ich der Gegensaz verlöre durch ἄλλοθ', nein! aber durch die zwiefache Person Jupiters und Junos."

Sprachgebrauch nicht dafür? und ich submittire gern Ihrer Critic.

Nun erlauben Sie mir wohl noch einige Homerische Stellen hinzuzufügen, über die ich gern gelegentlich von Ihnen Licht erhielte. Il. *O.* *v.* 459. 460. Wäre hier nicht *μάχην* besser. *Μάχης*, wie jezt steht, kann ich nicht anders construiren als *ἔπανσέ* (scil. *μιν*) *μάχης εἴ μιν* u. s. w. Allein 1) ist dann der Saz ganz tautologisch, und dann scheint auch 2) *ἀριστεύοντα* darauf zu führen, er hätte der ganzen Schlacht ein Ende gemacht. Müfste, wenn diefs richtig wäre, nicht auch *v.* 460. (aber verzeihen Sie meine sonderbaren Fragen!) *μὶν* wegen des Nachdrucks selbst einen Accent erhalten und ihn nicht auf *εἰ* zurückwerfen? Il. *Π.* *v.* 99. *νῶϊν δ' ἐκδῦμεν ὄλεθρον.* Diesen Dativ und Infinitiv verstehe ich nicht anders als durch eine Ellipse von *δφη* oder dergleichen. Aber da aufser dem Anruf an die 3 Götter *v.* 97. gar kein Subiect da ist, und die ganz verschiedne Construction *v.* 98. kurz vorhergeht, so ist es doch sehr hart hier auch *θεὸς* oder so etwas ergänzen zu müssen. Auch weifs ich nicht, ob *ἐκδῦμεν* nothwendig der Inf. sein mufs, und nicht ein auf ähnliche Art wie *τιθεῖμεν* verkürzter Optativ sein könnte. In der Grammatik finde ich, dafs die verba in *υμι* bei den Ioniern und Poeten Optative haben, ich gestehe Ihnen aber offenherzig meine Unwissenheit, dafs ich ihre Formation nicht kenne. Nur der Inf. zwischen allen Optativen fällt mir auf. So eben, als ich alles diefs Zeug hingeschrieben habe, sehe ich, dafs Didymus *γένοιτο* supplirt und weiter keine Schwierigkeit findet. Wenn diefs richtig ist, so bitte ich Sie diese Stelle nur auf sich beruhen zu lassen. Il. *Π.* *v.* 500. *νεῶν ἐν ἀγῶνι.* Ich merke diese Stelle blofs an, weil ich mich erinnere, dafs Sie mir über *ἀγὼν* hier etwas gesagt, das mir neu war, das ich aber vergessen. Il. *Π.* *v.* 667. 668. Die

beiden Arten der Konstruktion, die Köppen ad *v.* 667. und 678. hier angiebt, scheinen mir ungriechisch. Ich würde construiren: *κάθ. Σαρπ. κελ. αἷμα, ἐλθὼν* (nemlich auf dem Schlachtfelde und mit ihm, ihn tragend) *ἐκ βελέων.* Noch fiel mir, was ich aber wieder verwarf, ein *ἔρχεσθαι* hier für gehen machen i. e. tragen zu nehmen (wie *βαίνειν* im Homer sonst steht) und unmittelbar mit *Σαρπ.* zu verbinden, oder zu construiren *ἐλθὼν* (neml. vom Ida aufs Schlachtfeld) *κ. Σ. κ. αἷμ. ἐκ* (für *ἔξω*) *βελέων* so wie Il. *η. v.* 436. *ἐκ πεδίου* genommen wird. Doch bin ich auch wegen dieser lezten Stelle ungewifs und sie ist noch unter denen, die Sie hier aufzeichneten. So ungewifs, lieber Freund, irrt unser eins noch im Reiche möglicher Konstruktionen herum. Wenn ich das manchmal bedenke, so brauche ich in der That viel, um nicht ganz muthlos zu werden. Doch ich will Ihnen nicht vorklagen. Endlich wünschte ich, Sie sähen Il. *O. v.* 556. und *Π. v.* 350. und Köppens Erklärung beider Stellen an, und sagten mir, ob er Recht hat? Dafs alle diese Bitten nur bedingungsweise, wenn nemlich Sie einmal in diese Gesänge der Iliade zufällig verschlagen werden, geschehen, wiederhole ich nicht mehr.

Vom Herodot schweige ich, meinem lezten Brief zufolge. Unter den Stellen, die ich neulich anmerkte, habe ich mir ein Paar schon selbst durch das Fortlesen, wo ähnliche vorkamen, erklärt. Auch weifs ich nicht, wie ich über *νεφῇφι* im Homer so zweifelhaft sein konnte, da *εὐνῇφι* mehrmals vorkommt. Hätte ich endlich den Aufsaz noch einige Tage länger behalten, so hätten Sie ihn nicht bekommen. Ich that neulich einen Blick in mein Brouillon und schämte mich in der That. So flüchtig ist er hingeworfen. Sehn Sie nur auf den guten Willen und verzeihen Sie das Mislingen.

Im Herodot sind wir bei der Nitocris und den immen-

sen Wällen, womit sie den Leuten Wege und Aussicht versperrt. Meiner Frau gefällt er so gut, dafs wir schon den Plan gemacht haben, dafs sie ihn, wenn Ihre Ausgabe erscheint (Sie sehn, dafs sie Zeit genug zum Zulernen hat) übersezen soll. In der That, glaube ich, sollte die Nachahmung dieser Naivetät wenigen so gut gelingen, und Sie selbst werden wenn Sie Sich erinnern, wie sehr sich unsr merisirt hat.

Giebt es wenn auch schlechten Abdruck, des Ae s, oder der 3 lezten Stükke? Schütz säumt rscheint vielleicht gar nicht, und ich hätte ganzen Text.

Nun noch ein Wort aus der modernen Welt, und dann schliefse ich den wieder ellenlangen Brief. Suchen Sie doch Burke's Betrachtungen über die französische Revol. übers. und mit pol. Abhandlungen begleitet von Gentz zu sehen, und durchzublättern. Die Uebersezung ist gewifs meisterhaft, und in den Abhandlungen viel Schönes und wie es mir scheint tief Gedachtes und fein Bemerktes. Empfehlen Sie es der Jungfrau, als einen Prüfstein ihrer Geduld. A propos! was sagt sie von der Hinrichtung des Königs? — Sehn Sie, Lieber, meine Unglücksprophezeihung ist eingetroffen, diese Hinrichtung und dieser abscheuliche Procefs sind doch ein nie auszulöschender Flekken.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und liest jezt, so oft sie Zeit hat, in Ihrem Wood. Wenn Sie wüfsten wie oft wir von Ihnen reden! Sie glauben in der That nicht wie unendlich viel Freude uns Ihr Besuch gemacht hat.

Leben Sie recht wohl, theuerster, innigstgeliebter Freund, und behalten Sie uns in freundschaftlichem An-

denken. Ihrer Frau Gemahlin empfehlen wir uns beide ergebenst. Ewig der

Ihrige

Humboldt.

VII.

Erfurt, 31. März 1793.

Ich sollte, meinen Brief, theurer Freund, mit Entschuldigungen anfangen, und Ihnen die Klagen über mein langes Stillschweigen überlassen, aber ich kann mir nicht helfen, ich selbst habe durch dieses Schweigen mehr gelitten, als Sie, wie begierig nach meinen Briefen ich mir auch Ihre herzliche Freundschaft denken mag, und ich kann nicht eher zu etwas anderm kommen, ehe ich nicht meinem Herzen durch Klage Luft gemacht habe. Selten treffen soviele Fatalitäten zusammen, als uns seit unsrer Abreise aus Auleben zugestofsen sind. Nach gut griechischer Erklärungsweise war es der Neid der Gottheit über den ruhigen Winter, und vorzüglich die glücklichen 14 Tage mit Ihnen. Einen oder zwei Tage nach meinem letzten Briefchen an Sie, reisten wir aus Auleben in abscheulichem Wetter ab. Unsre Reise aber ging nicht weit. Eine halbe Stunde vor dem Ort auf dem Wege nach Sondershausen, auf einem sehr schlimmen Berge warfen wir um. Keiner von uns allen hatte Schaden genommen. Indefs können Sie Sich doch den Schrekken und die Besorgnifs meiner Frau für das Kind denken. Glücklicherweise hatte meine Frau, die es im Schoofse hatte, es so gut und fest gehalten, dafs, ob wir andern gleich alle leichte Stöfse hatten, das Kind allein ganz unversehrt war. Bei dem Fall hatte der Wagen gelitten, und wir mufsten unsre Reise auf 2 Tage aufschie-

ben. Da wir dadurch Zeit gewonnen entschlossen wir uns, wenn es möglich wäre, nach Burgörner und nicht nach Erfurt zu gehen. Die Ruhe auf dem Lande und die göttliche Nähe von Halle luden uns so freundlich ein. Aber der Himmel hatte es einmal anders beschlossen. Wir erfuhren, dafs auch dort die Blattern, und sehr bösartige, herumziehn, u ichts, als Erfurt übrig, wo wir nun seit b ind, und in vielen unseligen Zerstreuur

In dieser ch Ihnen, theurer Freund, wohl eigentli eben. Aber Ihre letzten Briefe haben so unendliche Freude gemacht, dafs ic it dem Gedanken gequält, sie noch unbeantwortet gelassen zu haben, und mir nun auch sicher vornehme, nicht nur zu antworten, sondern auch nicht eher zu ruhen, als bis ich über alles das geschrieben, was ich mir auf einem eignen Zettel notirt habe. Fahren Sie ja fort, liebster Freund, mir so quodlibetarische Briefe zu schreiben. Es ist eine gar hübsche Art, die ich nun freilich seltner nachahmen kann, da meine Beschäftigungen einfach, und eben so langsam- als die Ihrigen schnellabwechselnd sind. Wollen Sie aber fortfahren mir auch abwesend recht frohe Stunden zu geben, so legen Sie nur ein weifses Blatt auf Ihren Arbeitstisch und was Ihnen in einzelnen Minuten einfällt, schreiben Sie darauf, es betreffe, was es sey, sobald es Sie nur interessirt. Nach 14 Tagen, 3 Wochen lassen Sie es dann abgehen. Ueberhaupt mufs ich Sie bitten, ja nicht zu denken, dafs mich blofs die Schriftsteller interessiren, die ich so eben unter den Händen habe. Wollen Sie mir hie und da aus Ihrem Tacitus etwas mittheilen, so müsse Sie das nicht hindern, dafs die Römer-Litteratur jetzt bei mir schlummert. Es wird ja kein Todtenschlaf seyn, und innig bin ich

überzeugt, dafs die Griechen dem Tacitus nichts entgegenstellen können. Auch darum freut mich Ihr Interesse für den Tacitus, weil er Ihnen den Cicero aus den Händen windet, vorzüglich den Philosophen, der gar nicht mein Mann ist. Was Ihre letzten Briefe eigentlich Philologisches enthalten, habe ich abgeschrieben, und Sie erhalten nächstens den Zettel, wenn Sie ihn mit andern auslösen. Ueber Eins und das andre denke ich Ihnen noch ein Wort zu sagen.

Vor allen Dingen hat es mich gefreut, dafs meine Skizze über die Griechen mehreren Ihrer eignen Ideen begegnete. Sie hätten mir nichts befriedigenderes sagen können. Ueberhaupt ist es gewifs innig wahr, wenn ich Ihnen versichre, dafs Ihr Urtheil schlechterdings entscheidend bei mir ist, — Sie verstehen mich gewifs recht — nicht eigentlich entscheidend in Absicht der Sache, denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter seyn lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, dafs Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen, und wenn Sie mir neulich den Vorwurf machten, dafs ich gesagt hätte, alle Ihre Auflösungen der Herodotischen Stellen hätten mich vollkommen befriedigt, da es doch eine (ich weifs nicht mehr welche) schwerlich gekonnt hätte; so bin ich in der That unschuldig, da ich die nicht mitgerechnet hatte, wo Sie selbst Ihre Erklärung nur für ein pis-aller ausgeben. Sonst ehre ich gewifs nicht nur die Freundschaft, sondern auch den Gewinn zu sehr, den wirklich die Wissenschaft aus gemeinschaftlicher Bearbeitung, wenn gleich mit sehr ungleichen Kräften, ziehen kann, um nicht immer in den Schranken der genauesten Wahrheit zu bleiben.

es ekelt einen an, die meisten so i
Scherflein Ruhm und Gewinn, dei
rückkommen zu sehn. Bei Ihnen c
finden ist mir schon allein eine selt
zu kommen, Ihrer werth zu werden,
quikkende Erscheinung gewesen, dal
den Eindruck schildern können, den
hat, und immerfort noch macht. W
des geht der Mund über. An dies
Sprichwort erinnern Sie Sich jedesm
oft ich, gegen meinen Willen, auf der
pfindungen zurückkomme, die man bes
drükken versucht. — Aber ich bin gai
lichen Aufsatz abgekommen. Der hat
gehabt. Ich schickte ihn Schillern, d
schrieb, und da Sie die schönen Rând
hatten, bat ich ihn, sich Ihrer anzune
denn auch gethan, und allerlei zugeschr
hübsche Sachen darunter, obgleich Sie
er in das Ganze der Idee

bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man 3 Momente."

„1. der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einander fliefsend."

„2. wir trennen einzelne Merkmale, und unterscheiden. Unsere Erkenntnifs ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt."

„3. wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet."

„In der 1sten Periode waren die Griechen."

„In der 2ten stehen wir."

„Die 3te ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor [Dalberg] mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehen wünschte, und aufgemuntert durch Schillers Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal diefs Werk cum notis variorum wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalbergs Anmerkungen originell und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen zu zeigen, dafs die Griechische Litteratur ein Studium für Wenige seyn und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gesehn habe ich aber bei dieser Gelegenheit, dafs die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und dafs sie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich sagen — mehr mit dem Geiste sei-

andern Methode bedienen müſste. Himmel mich davor in Gnaden be einmal eine Idee entwikkelt, so eke auch einem Andern auszuknäueln, u äuſsere Umstände zwingen, überwind Mir selbst aber ist über die Griechen kel, und mit jedem Tage fesselt m Ich kann es mit Wahrheit sagen, daſ dien, die ich durchwandert bin, mir gung gegeben hat, und ich muſs hinzu Schatten von Lust, ein thätiges Leb führen, nie so sehr in mir erstorben isl dem Alterthum irgend vertrauter bin.

Um Ihnen von meinen Arbeiten ben, was ich freilich dieſsmal ungern wenig sagen kann, so habe ich seit 14 lus glücklich beendigt. Ich habe alle die Fragmente, die doch einige schö Notizen enthalten, die Scholien und Notenwuste gelesen und

sorisch gelesen. Die Schwierigkeiten sind sehr grofs, aber zum Glück kommen doch auch lange sehr leichte Stükke vor. Vorzüglich schwierig sind nur die Reden, die aber auch durch den Genufs ihrer hohen Schönheiten entschädigen. Den Menexenus habe ich auch gelesen. Gegen die simple Erhabenheit und den tiefen Sinn des Thucydides kann er freilich nicht aufkommen, aber er hat doch sehr glückliche Stellen eines feinen und warhaft attischen Wizes. Die Behandlung des Ganzen wird schwierig genug werden, da man, dünkt mich, nur mit Mühe aus dem halb ironischen, halb ernsten Sokrates klug wird.

Die Stelle im Menon habe ich wiederholt gelesen, und auch nicht blofs einige Seiten sondern mehrere Blätter vor und nachher. Aber ich gestehe Ihnen, dafs ich nicht herauskommen kann. *Ὀλίγους* und *φαυλοτάτους* mufs, dünkt mich, nothwendig auf die genannten Männer, Themistokles, Aristides und Perikles gehen. Wie es aber von ihnen gesagt werden kann, begreife ich nicht. Es kommt nun nemlich alles auf die Bedeutung an, in welcher Plato *φαῦλος* nimmt, und eben hierin stokke ich, da ich keine finden kann, die auf jene Männer pafste. Kurz nach jener Stelle: *ἀλλὰ γὰρ ἴσως ὁ Θουκυδίδης φαῦλος ἦν*, fügt Plato selbst eine Erklärung hinzu, in der es aber gleichfalls nicht auf Männer, wie jene anwendbar ist. Auf diese Weise sehe ich keinen Ausgang, und bin unendlich begierig auf Ihre Auflösung, um die ich Sie recht bald bitte. Gedickens Emendation ist schrecklich, und kaum begreife ich wie man ein *οὐκ οἶδα* mit solcher Erfindung — selbst wenn sie aus eignem Hirn entsprungen ist — vertauschen kann. Vorzüglich Platonisch ist die schöne Wortstellung *μὴ τοὺς μὴ ὀλ.* Indefs will ich nicht spotten, da ich nur nicht gleich temerair, im Grunde aber gleich unwissend, als er, bin.

In der Il. bin ich noch mit meiner Frau in *φ* und im

Herodot in β was vornherein schreckliche geographische und physikalische Dornen hat. Wie gestört meine arme Frau ist, davon haben Sie keine Idee, sie grüfst Sie herzlich und bittet um Ihr Bedauern.

Schon hieraus sehen Sie, dafs ich sobald noch nicht an den Hesiod eschichts gewifs, und dann hören Sie, gü meine Zweifel. Was ich über Homer u die Stellen, die Sie mir jezt erklärt, ur ich indefs gefunden, sagen wollte, verspa chsten Posttag. Ich reise morgen auf ein Jena, um Schiller zu besuchen, und m ief nicht wieder aufhalten.

Leben Sie ch wohl, und lieben Sie Ihren

H.

[*Randschriftlich.*] Verzeihn Sie, dafs Sie noch nicht den Aeschylus und Wood erhalten. Beide erfolgen gewifs in wenig Wochen.

VIII.

Erfurt, 27. April 1793.

Ich weifs nicht, theurer lieber Freund, ob Sie wieder in Halle sind, und theils darum, theils weil ich selbst in der leersten Stimmung der Welt bin, schreibe ich Ihnen heute nur so wenige Zeilen, blofs zur Begleitung des Aeschylus und Wood. Wohl haben Sie Recht, dafs der hohe Besuch mich wenig zu den Griechen kommen liefs, und aufserdem habe ich auch in meiner Familie hier so mannigfaltige Störungen, dafs ich im Grund gesagt nichts thue. Ein gestörtes Leben erzeugt allemal Faulheit bei mir, und so führt eins das andre zum grofsen Resultat — des Nichtsthuns.

Indeſs bin ich doch nicht überhaupt für die Griechen müssig gewesen, sondern nur gerade im Lesen. Ich habe, stellen Sie Sich vor, hier ein ganz einzelnes Studium getrieben, in dem ich ganz fremd war — griechische Musik. Sie wissen, daſs ichs bei der Bearbeitung des Pindar nicht übergehen durfte, und überhaupt lassen sich die musikalischen Griechen ohne Idee von Griechischer Musik nicht ganz begreifen, oder um — wenigstens meiner Erfahrung nach — mich richtiger auszudrükken, ohne diese Kenntniſs glaubt man immer noch an unbekannte Ungeheuer, denen man zuschreibt, was sich sonst nicht wohl erklären lassen will. Um aber in diesem Studium nur einige Fortschritte zu machen, muſste ich höher anfangen; ich wuſste kein Wort von Musik überhaupt und habe also ordentlichen Unterricht in der musikalischen Theorie bei dem hiesigen Organisten Kittel, einem äuſserst guten Theoretiker, genommen, der mich dann noch mit dem Generalbaſs weidlich quält. Was die Griechische Musik betrift, so habe ich mich für jezt von den Quellen eigentlich noch entfernt gehalten, und mich nur aus Forkel und Marpurg unterrichtet. Indeſs habe ich doch, glaube ich, die richtigen Gesichtspunkte gefaſst, und weiſs, wo ich weiter nachspüren kann. Klein bleibt aber die Ernte allemal, und besonders in Rücksicht auf die eigentliche Komposition und den Inhalt der alten Musik, woraus sich doch vorzüglich müſsten die Wirkungen erklären lassen.

Die Fr. v. Ferrette hat mir keine Ruhe gelassen, bis sie und der Kurfürst meinen Pindarilus gelesen. Der Kurfürst hat mir gesagt, daſs sein Ohr sich nur nicht an den Versbau dieser Art gewöhnen könne. Sie kennen wohl die Paar alten Kompositionen, die uns noch von den Griechen übrig sind, besonders die auf den Eingang der 1. Pyth. Pind. Ode. Die Ferrette ruhte nicht eher, bis Kittel ihn ihr auf der Orgel vorspielte und sang. Mit hinzugesezten

weil ich nicht gewiſs bin, Sie zu
denn doch wegen Kleins aufhalten
meinem Bruder ein rendez vous in Be
hin er von Schönebeck kommt, wa
nicht versäumen kann, und um das ich
nur Einen Tag aufhalten darf. So e
suchung. Aber auf der Rückreise von
suchen wir Sie und genieſsen wiede
liche Tage!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen he
Ihrer Frau Gemahlin. Leben Sie innig

Der

Ih

[*Randschriftlich.*] Unser Mädchen ist s
und ist seit nun mehr als 8 Tagen entwöhnt,
an ihrer Corpulenz gar nicht verlieren zu w
der über den Pindar lege ich Ihnen bei um n
m Ihre Bibliothek zu erwerben.

Stillschweigen, und ich wollte lieber nichts, als etwas Halbes thun. Ich lebe hier 2 Stunden von Berlin in einer für den Berlinischen Sand immer angenehmen Gegend, und ungestört genug. Wenigstens kann ich den Vormittag bis 2 Uhr den Graeculis und ein Paar Nachmittagsstunden meiner Korrespondenz weihen. Dennoch sehne ich mich sehr wieder nach voller Muſse, die mir aber freilich unter zwei bis drei Monaten schwerlich werden wird.

Für Ihre liebevollen Briefe sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Sie sind mir eine unglaubliche Erquikkung während des unseligen Erfurter Aufenthalts gewesen. Fahren Sie ja fein fleiſsig damit fort, und schreiben Sie eben so quodlibetarisch als Ihre Geschäfte und Zerstreuungen sind. Sie glauben nicht, oder vielmehr Sie fühlen es ja selbst, welche innige Freude Sie mir dadurch geben. Ihres Plans nach Mainz habe ich nicht erwähnt, Sie hatten das Erwähnen in mein Gutachten gestellt, und da konnte ich nicht anders. Die Stelle, wie sie Forster hatte, war unerhört gut. 2200 Fl. (denn die übrigen 400 die Forster hatte, hatte er als Prof. der Botanik) Gehalt und gar nichts zu thun, was auf der Welt kann als Universitätsleben wünschenswerther sein, und nun aufserdem in einer paradiesischen Gegend, besserem Klima, der Nähe interessanterer Länder als das Heil. Röm. Reich an sich ist. Aber so, wie sie war, bleibt sie ganz sicher nicht. Aufserdem dafs der Kurfürst, wie ich ihn selbst sich nennen hörte, „ein ruinirter Kurfürst" ist, so hat auch die Mainzer Universität, deren Haupt-Einkünfte in Zehnten in nun fast ganz verwüsteten Gegenden bestanden, sehr beträchtlich gelitten. Eingesehen hat man wohl auch, dafs man einen Bibliothekar, der etwas thun soll, nicht so gut bezahlen mufs, und so trift man sicherlich eine Aenderung. Welche aber? — und dieſs war nun die zweite wichtige Schwierigkeit — weifs bis

einem Zutritt zu verschaffen. W
Krone aufsetzt, ist, dafs, statt wi
des Koadjutors so etwas ins Werk
diefs Wort sehr viel verderben wi
beide sind mehr wie je mit einan
spannt. Dieser Kanal ist also gar
im Voraus wufste, so hielt ich es fi
Verzeihen Sie die vielen Worte.
brauche ich Sie wohl nicht zu ersu

Für mein zurückgeschicktes M
Dank. Sobald möchten Sie es nur
sehen. Ich hatte schon Buchhändle
neues Durchlesen hat mich zum Wa
diefs Warten ein Aendern vieler Stel
es seinen eigentlichen Endzweck, ur
scheint es besser später, als jetzt.
sichtspunkte über Politik so verrück
Der ruhige Schriftsteller, und vor al
rétische, als ich, darf jetzt auf alle
darauf, verstanden zu [illegible]

hren Beifall dabei, wenn Sie meine Gründe hören.
neine die Uebersetzung des Thucydides. Das Ueber-
n kostet ungeheure Zeit, wenigstens mich, und wenn
uch selbst glauben wollte, mein Thucydides würde
sch, so belohnt auch das mir die Zeit nicht hinläng-
die es den eigentlichsten Planen meines Studirens
. Diese bestehen nemlich jetzt ganz fest darin, we-
ns die Hauptschriftsteller der Alten gelesen, und mehr
s, in succum et sanguinem vertirt zu haben. Ehe ich
damit fertig bin, fühle ich eine Lükke in meinem
, die ich nicht auszufüllen weifs, und die mich quält,
in ich damit fertig, so habe ich auch soviel Material
ir, dafs, denke ich an Schriftstellerei, ich manche noch
ere Plane bilden kann, als Uebersetzungen sind. Den-
ie nur selbst nach, wieviel Lükken noch unausgefüllt
Nirgend ist noch die alte Philosophie gehörig erläu-
irgend auf eine für die Menschenkenner befriedigende
ein Gemählde der Sitten, Denkart u. s. f. aufge-
wie auch Garve in seinen Briefen erwähnt, u. s. f.
liegt mir auch überhaupt wenig an eignen Arbeiten,
eiste nur am Studieren, und darin würde mich eine
wierige und weitläuftige Arbeit sehr hindern.
lur dem Pindarübersetzen bleibe ich treu. Ich be-
ge mich auch jetzt viel mit dem Pindar, aber alles
setzen habe ich mir, bis nach völlig geendigtem
studieren, und vorzüglich bis nach genauerer Be-
chaft mit seinen metris gänzlich untersagt. Mit die-
abe ich jetzt viel zu schaffen, und soviel sehe ich
schon jetzt, dafs ich meine Deutschen Silbenmaafse
bei weitem Pindarischer machen können, als ich bei
r Ignoranz gethan habe. Aber die Schwierigkeiten,
lie Dornen dieses Studiums sind schändlich, und er-
n in der That eine so mannigfaltig geprüfte Geduld,

als es die meinige von ehemals her durch juristische
beiten ist.

Jetzt, Lieber, einige philologica. Aber zur Vorr
die Bitte ja nicht zu glauben, dafs mich blofs ein P
Schriftsteller interessiren, die ich jetzt lese, oder auch ni
einmal bl[illegible]. Wollen Sie es recht sc
mit mir [illegible] Sie blofs Ihrer Neigung
Ihrem Inte[illegible]enso gern von Ihnen aus
Tacitus ; [illegible]e fragen mich, ob ich in
N. 257. *κα* [illegible]om Plural hineinbringen ka
Aber das [illegible]möglich. Freilich hatte je
Held, au [illegible]balterner, wie Meriones
sein Gefol[illegible]eine Thaten theilte. Aber
Lanze hatte er doch allein, warf er allein, und zerbrach
allein. Dazu aber choquirt mich in der Stelle der schn
Wechsel des numeri in derselben Zeile ὃ *πρὶν ἔχεσχον*
in den folgenden *βαλών*. Erlauben sich das selbst die
gern pluralisirenden Lateiner? Ich kann mir nicht ein
den, dafs Homer so geschrieben habe. Mir ist schon
gefallen, ob *κατεάξαμεν* vielleicht für *κατεαξάμην* stä
wie *δὲ* für *δή*, *μὲν* für *μήν*; aber einmal existirt im gan
übrigen Homer kein Fall der Art, und dann braucht Ho
auch *ἀγνύω* und *ἄγνυμι* immer im actuo (Il. *ζ*. 40. *ϱ*.
et passim) wie soviel ich weifs im medio dessen Bed
tung auch kaum hier schiklich wäre. Sagen Sie mir d
ob Sie die Lesart für ungezweifelt gewifs halten? Be
ν. 237. bin ich jetzt völlig befriedigt. Il. *ν*. 585. hat
νευρῇφιν auch in Ihrer Ed. ein iota subscriptum. A
nicht wahr, das bleibt künftig weg? Bei Il. *ο*. 459.
meine Idee als ich *μαχὴν* vorzog die, dafs es heifsen sol
und er hätte mit Hektors Erlegung der Schlacht ein E
gemacht; eine freilich gröfsere, aber, wie ich jetzt gla
minder Homerische Idee. Jetzt scheint es mir richti

dafs Homer nur sagen wollte: „und er hätte seinem (Hektors) Kämpfen ein Ende gemacht, wenn er ihn getödtet hätte"; so tautologisch auch es ist. Daher scheint mir auch die vulg. besser. Soviel über die alten Stellen; nun nur ein paar neue, da ich sehr unfleifsig gelesen habe. 1) Ist denn der Unterschied zwischen μύριον und μυρίον blofs Grille, oder warum steht Il. σ. 88. in Ihrer Ed. μύριον? 2) Il. σ. 509—540. will ich nur im Vorbeigehn anführen, da die Schwierigkeit nicht in der Sprache, sondern im Zusammenhange liegt. Aber wenn Sie einmal gelegentlich diese Stelle lesen, so sagen Sie mir doch, ob es nicht wunderbar ist, dafs der sonst so klare Homer hier so undeutlich ist, und ob Sie auch unter den Meinungen, die Porphyrius in quaest. Hom. recensirt, diejenige vorziehen, nach welcher zwei feindliche Heere sind, und die Städter den Ausfall thun? 3) Il. σ. 576. haben Sie das (,) der Clarkischen Ausgabe hinter ῥοδανὸν weggelassen, und nehmen also ῥοδανὸν wahrscheinlich substantive. Aber sonderbar ist doch πὰρ ποταμὸν — περὶ ῥοδανὸν. Wäre nicht πέρι ῥοδανὸν, „sehr reifsend" als adiectiuum besser? 4) Wollten Sie nicht Il. σ. 589. das Comma hinter κατηρεφέας sezen und diefs epitheton zu κλισίας ziehn, wie auch Villoison ad Apollon. Lex. (Ed. Tollii) p. 387. nt. 1. thut? 5) Il. τ. 222. lesen Sie mit Heraclides Ponticus· ὡς ὅτε. Allein wenn ich die ganze Stelle im Zusammenhange lese, so scheint mir mit dieser solennen Vergleichungspartikel das folgende ἠμὲν nicht übereinzustimmen; „schnell wird man des Kampfes überdrüssig, *wie wann* das Erz sehr viele Halme zur Erde giefst, aber die Ernte dürftig ist, wenn Zeus u. s. w.?" Mich dünkt die Stelle gehört zu denen, wo zwar der Ausdruk dem Sinn nach metaphorisch und vergleichend ist, die Vergleichung aber nicht durch die Konstruktion ange-

deutet wird. „s. w. m. d. K. überdrüssig, *wo* d. E. v. H. z. E. gieſst, a. d. E. d. ist, wenn Zeus u. s. w." und diesen Sinn herauszubringen scheint mir ἦστε, oder wenn Sie ein eignes Commentum verlangen ἧτε schicklicher. Ἧστε hat allerdings etwas Gezwungnes, indeſs läſst es sich vertheidigen. *Cuius plurimam stipulam* steht für *in qua plur. stip.* und *stip.* wird figürlich gebraucht. 6) Il. τ. 402. lerne ich aus Ihrer Vorrede daſs ἔω soviel als ἐκπληρόω ist. Aber wie läſst sich diese Bedeutung etymologisch erweisen, oder rechtfertigt man sie durch andre ähnliche Stellen. Die Phrase ἔρον ἐξεῖναι habe ich mir immer durch *cupiditatem emittere, dimittere* und daher *satiari* erklärt. 7) Il. φ. 111. begreife ich den nom. ἠὼς nicht recht, da auf die Frage wann? der acc. steht, und ich auch μέσον ἦμαρ für den acc. halte. Hieſse es vielleicht besser ἢ ἠοῦς, ἢ δείλης, (mit zu beiden ergänztem καιρὸν, wie es Eustathius nur zu δείλης allein ergänzen will) ἢ μέσον ἦμαρ? Es ist so be-

[redacted]

einen weitläuftigen excessus von meinen Ideen über νὺξ θοὴ enthalten soll.

Für heute leben Sie herzlich wohl! Meine Frau legt eine Antwort auf das niedliche Briefchen bei. Ewig und innigst

Ihr

Humboldt.

X.

Ueber Ol. 2. v. 93—102 *).

Schütz äufserte mir neulich schriftlich, bei Gelegenheit meiner Uebersezung, folgende Muthmaafsung über diese Stelle:

„Wollte man blofs auf die Gedankenfolge des Dichters „sehn; so scheint mir am natürlichsten zu sein, er wolle „das *Glük* ohne *Thätigkeit* (το τυχειν) entgegensezen *dem* „*Glükke, das mit Thätigkeit verbunden ist* (πλουτῳ αρε„ταις δεδαιδαλμενῳ) und wolle nun sagen: *jenes macht* „*sorglos*, dieses aber hält den Menschen zwar in *mühe*„*voller Anstrengung und Sorge*, ist aber doch auch für ihn „ein wahrer ασυηρ αριζηλος u. s. w."

„Nun kommt zwar der Sinn, den ich eben angegeben, „in den Worten: το δε τυχειν — δυσφρονων zur Noth her„aus, wenn man, *vt vulgo fit*, übersezt: *fortuna eum, qui* „*expertus est certamen, liberat a sollicitudinibus.* Allein „er wird doch dadurch sehr verdunkelt, dafs ja derjenige,

---

*) Dieser Aufsatz fand sich neben dem vorhergehenden Briefe liegend. — Wilhelm von Humboldt hatte schon 1792 seine Uebersetzung der zweiten Olympischen Ode von Pindar in Druck gegeben, wie sie in den 2. Band S. 349—55 der vorliegenden „gesammelten Werke" aufgenommen ist.

„welcher einen Kampf versucht hat, und glüklich gewesen „ist, doch nicht ganz unthätig blieb."

„Ich bin daher auf folgende, freilich von allen bisheri„gen abweichende Erklärung gefallen:

„Das Glük versucht die Kampflust (Thätigkeit) un„weiser Menschen, und lähmt sie.

„so dafs construirt wird: *το δε τυχειν πειρωμενον αγωνιας „δυσφρονων (ανθρωπων) παραλνει (αυτην).*"

„Wenn Leuten, die keine Grundsäze haben, ein grofses „Glük zufällt, so pflegt dieses ihre Thätigkeit zu lähmen, „sie werden, indem sie sich auf ihr Glük verlassen, träge „und sorglos, *fortuna iis nervos incidit fortitudinis.*"

„*Αγωνια* braucht nicht blofs einen ***Kampf***, sondern „kann auch die ***Strebsamkeit zum Kämpfen*** bedeuten. „*Δυσφρονες*, obs gleich gewöhnlich durch: *curis affecti* „gegeben wird, kann auch ebensoviel heifsen, als *κακοφρο„νες*. Dafs *παραλνειν* ebensowohl ***debilitare, laxare***, als „*exsoluere* heifst, brauche ich nicht erst zu erinnern.

„Nun käme der Gegensaz: ist aber der Reichthum mit „*αρεταις*, mit männlicher Thätigkeit geschmükt, *φερει των „τε και των καιρον*. Diefs *των τε και των* scheint mir un„läugbar auf zwei Stükke zu gehen, die ***folgen*** sollen, „wovon das eine in *βαθειαν — αγροτεραν*, das andre in „*αστηρ — φεγγος* liegt. Aber Reichthum mit Thätigkeit, „mit männlicher Tugend geschmükt, hat einen zwiefachen „Erfolg; er befeuert den Menschen zu mühvollen, uner„müdlichen Sorgen, ist aber auch ein herrlicher Stern, der „ächteste Glanz seines Lebens, d. i. es führt ihn zu einem „wahren, soliden Ruhme. Wer ihn besizt, der bedenkt „auch die Zukunft, blikt hinaus auf den Zustand nach dem „Tode, und sucht also, scilicet einen guten Gebrauch von „ihm zu machen."

So scharfsinnig jedoch auch diese Erklärung ist, so ge-

stehe ich bleiben mir dabei einige Zweifel übrig, die ich nicht zu lösen vermag.

Das Hauptsächlichste derselben besteht darin, dafs die Worte το δε τυχειν — δυσφρονων und Ὁ μαν πλουτος — φεγγος einen Gegensaz enthalten, und auch in der lezteren Periode zwei, durch das: των τε και των καιρον bezeichnete verschiedene Säze von βαθειαν — αγροτεραν und von αστηρ — φεγγος liegen sollen.

Was nun das Erstere betrift, so sollen beide Säze dieselbe Sache: *das Glük*, nur in Ansehung verschiedener Subjecte, des *thätigen* und *unthätigen* Menschen darstellen. Allein alsdann, dächte ich, hätte Pindar auch einen gleichen, wenigstens nicht weit abweichenden Ausdruk gebraucht, nicht aber in dem erstern Saze das Glük durch das *Gelingen des Kampfes*, im zweiten durch den *Reichthum* bezeichnet. Wenigstens ist doch soviel gewifs, dafs diefs den Gegensaz aufserordentlich verdunkelt. Dann scheint mir die, bei dieser Erklärungsart nothwendige Construction der Worte το δε τυχειν — δυσφρονων sehr gezwungen, wenigstens gewifs nicht diejenige, welche dem unbefangenen Leser zuerst einfallen wird. Endlich kommt es mir vor, als pafste dieser ganze Gegensaz minder in den Zusammenhang des Anfangs der Antistrophe und der folgenden Epode.

In Ansehung des Lezteren gestehe ich gern, dafs ich das των τε και των καιρος so gut, als gar nicht verstehe, dafs, es auf Glük und Unglük zu deuten mir ziemlich erzwungen, und also die Schützische Erklärung natürlicher scheint. Nur weifs ich nicht, ob, wenn βαθειαν — αγροτεραν und αστηρ — φεγγος auch nun zwei verschiedne und gar entgegengesezte Säze sein sollten, Pindar sie ohne alle trennende Partikeln gelassen haben würde?

Ungezwungener und dem Zusammenhange anpassen-

der scheint mir noch immer die folgende Erklärungsart zu sein:

Pindar hat die Siege erzählt, welche Theron und sein Bruder erlangt hatten. (*v.* 87—93.) Nun wendet er sich zum Lobe des *Siegens* und des *Strebens darnach*. Von jenem redet er von το δε τυχειν — δυσφρονων; von diesem von Ὁ μαι γος.

Das Erlang gt er, befreit von Sorgen. Aber um zu si t Thätigkeit (αρετη) und in Ansehung der e — welche er, auch bei der allgemeinste ıer Sentenzen, doch immer zunächst in de — auch Reichthum nothwendig. Er g dieser, gleichsam als der hervorbringenden Ursach des Sieges über. Indefs verliert er bei dem nun Folgenden den Reichthum mehr aus den Augen, und redet allein von der αρετη. Er hatte ihn nur, gleichsam als eine Brükke gebraucht, um von seinem speciellen Gegenstande, dem Kämpfen in den Ol. Spielen, zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, dem Kämpfen um grofse Zwekke überhaupt, zu kommen.

Von dieser αρετη prädicirt er nun dreierlei:

1) φερει των τε και των καιρον. Um diefs ganz zu verstehen, oder wenigstens einer richtigen Erklärung gewifs zu sein, müfste man wohl irgend eine Parallelstelle im Pindar selbst, oder einem andern ähnlichen Schriftsteller aufsuchen, in welchem τα τε και τα ähnlich gebraucht würde, wozu aber meine Unbelesenheit freilich nicht hinreicht. Solange aber würde ich es dem Wortverstande nach, und wie unser Deutsches in diesem und jenem, folglich überall, und *insofern*, dem Zusammenhange nach, für: „bei jedem Wechsel des Schiksals" nehmen. Καιρος hiefse alsdann Bequemlichkeit, Hülfe.

2) βαθειαν υπεχων μεριμναν αγροτεραν. Diefs enthält

den Grund der vorigen Enunciation. Die Tugend hilft in jedem Schiksal, weil sie ein höheres Streben, nemlich das Streben nach allem Edlen und Guten, nicht nach Genuſs allein, mit sich führt, so daſs sie den Menschen über Glük und Unglük hinwegsezt. *Μεριμνα* bedeutete dann sorgsames Streben, gerade so wie es Ol. I. 174. gebraucht ist; und *αγροτεραν* soviel als *αγρευτικην*. Hiermit schiene denn auch die von Heyne in seiner Ausgabe p. 125. angeführte noch ungedrukte Scholie: *υπερανω ων των προσπιπτοντων αγαθων τε και κακων* übereinzustimmen.

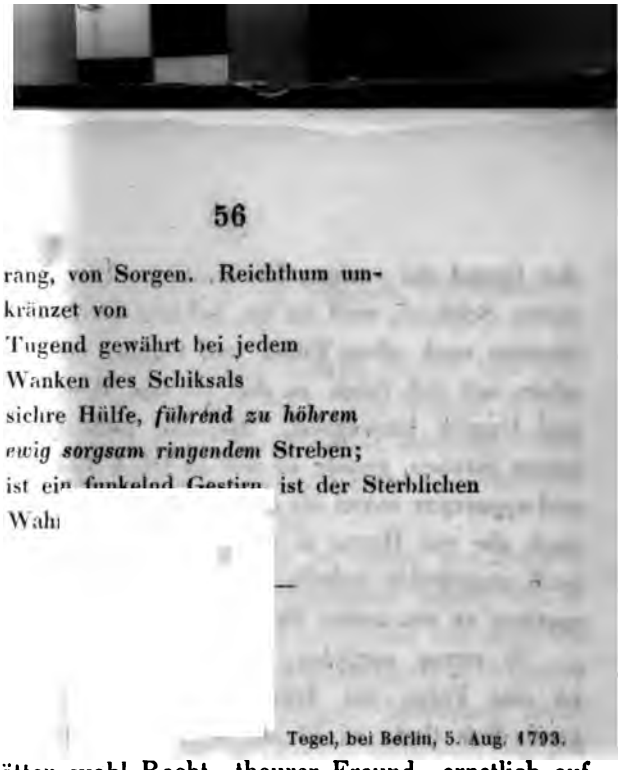
3) *αστηρ αριζηλος, αλαθινον ανδρι φεγγος*. Dieſs ist eine Folge aus dem Beiden Vorigen. Da die Tugend dieſs thut, so ist sie u. s. w. Scheint es nicht zu subtil; so kann man *αστηρ* und *φεγγος* für Metaphern der Erhöhung der intellektuellen Kräfte, die zugleich mit der Seelenstimmung, von der Pindar hier redet, verbunden ist, und für eine Vorbereitung zu dem Folgenden *ει δε μιν εχει τις, οιδε το μελλον κ. τ. λ.* ansehn. Darum, oder wenigstens um diese Verbindung zu erleichtern, habe ich „Wahrheitsflamme" übersezt, nicht etwa, als hätte ich *αλαθινον φεγγος* für *φως αληθειας* genommen.

Mit dieser Erklärung kommt dann schon die Schmidische und seine Uebersezung beinah ganz überein.

Heyne's p. 125. s. A. vorgeschlagene Umänderung der Lesart scheint mir der Sache nicht hinlänglich Genüge zu thun, und bei weitem nicht alle Schwierigkeit hinwegzuräumen.

Meine bisherige Uebersezung endlich drukt, meiner jezigen Empfindung nach, den Sinn, den ich der Stelle gebe, lang nicht adäquat genug aus. Vielleicht könnte ich mich bestimmter so fassen:

Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,



56

rang, von Sorgen. Reichthum un-
kränzet von
Tugend gewährt bei jedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe, *führend zu höhrem*
ewig sorgsam ringendem Streben;
ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahn

—

Tegel, bei Berlin, 5. Aug. 1793.

Sie hätten wohl Recht, theurer Freund, ernstlich auf mich zu zürnen, da ich so lange geschwiegen habe, und Ihnen doch so bald einen Brief versprach. Aber so geht es mir sehr oft. Gerade bei den Menschen, die meinem Herzen die nächsten sind, schieben sich die Briefe am längsten auf, weil ich bald ausführlicher schreiben und mehr Zeit dazu haben, bald eine andre Stimmung abwarten will. Beides war in dieser Zwischenzeit seit meinem lezten Briefe, ein Paarmal der Fall, und wenn ich Ihnen sage, wie wichtige Dinge für mich gerade diese Zwischenzeit ausfüllten, so werden Sie Sich nicht wundern. Etwa eine Woche, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, zeigten sich die Blattern hier auf dem Lande, wo ich wohne. Zugleich waren sie auch sehr stark in Berlin, obgleich an beiden Orten gutartig. Da meine Frau und ich einmal gerade jezt die Blattern für unser Kind scheuten; so gingen wir auf ein andres Gut meiner Mutter. In eben diesen Tagen sprachen wir Herz, der seit vielen Jahren mein vertrauter Freund ist, und er rieth uns gerade im Gegentheil, dem Kinde die Blattern zu inoculiren. Die Furcht vor Zähnen, die wäh-

rend der Blattern eintreten könnten, die Hize, und die Ihnen wohlbekannte Dikke des Kindes machten uns zwar sehr bange, indeſs auf Herz Zureden faſsten wir dennoch den Entschluſs, gingen nach Berlin zurük und die Einimpfung geschah. Die ersten 9 Tage ging alles sehr gut. Die Kleine war an beiden Armen inoculirt. Einer hatte gleich gefaſst, und hatte am 5ten oder 6ten Tag schon Blattern. Der andre faſste später. Herz selbst glaubte kaum, daſs das Kind noch Blattern, auſser jenen wenigen bekommen würde. Am 9ten Tage aber stellte sich ein sehr heftiges mit 2 starken Anfällen von Konvulsionen begleitetes Fieber ein, und am folgenden Tage waren die Blattern sehr gut herausgekommen, aber wir sahen auch nun, daſs das kleine Geschöpf ihrer ganz erstaunlich viel hatte. Der Rest der Krankheit ging nun recht gut, auſser daſs das Kind sehr viel litt, und der armen Mutter viel Mühe machte. Gefahr war indeſs nur den Einzigen Tag. Jezt ist die Kleine sehr wohl, und bekommt mit Macht Zähne, die aber sich so leicht einfinden, daſs wir es nicht sehr gewahr werden. Sogar während der Pokken hat sie einen Augenzahn bekommen. Als die Blattern vorüber waren, blieb ich noch 14 Tage in Berlin, und einige Tage in Potsdam, um das was hie und da vorzüglich von Kunstsachen Merkwürdiges ist, zu besehen, und unter diesen und andern gesellschaftlichen Zerstreuungen vergingen mir die Tage, wenn nicht so angenehm, aber doch so schnell, daſs mir zu nichts Vernünftigem rechte Zeit übrig blieb. Von jezt aber an, denke ich, Lieber, theurer Freund, sollen Sie nicht wieder klagen, und für jezt bitte ich Sie herzlichst, und beschwöre ich Sie, mich ja zu entschuldigen. Sie müſsten es warlich, so wie ich fühlen, wie innig ich Sie liebe, und schäze, um ganz zu wissen, wie unendlich oft ich Ihrer gedenke, und daſs nur äuſsere Umstände, oder — ein Fehler, der mir

auch eigen genug ist — Faulheit daran Schuld ist, wenn ich seltner schriftlich mit Ihnen rede.

Schon die Geschichte meines Lebenslaufs, wie ich sie Ihnen hier geliefert habe, zeigt Ihnen hinlänglich, dafs aus dem Studiren in dieser Zeit nicht viel geworden ist. Indefs ist doch alles immer so langsam fortgerükt, und ganz müfsig bin ich keinen Tag gewesen. Meine Studien des Pindar, und vorzüglich meine Arbeiten über die metra sind am meisten fortgerükt. Aufserdem habe ich Hesiodus ἔργα und das Scutum gelesen. Die ἔργα sind ein sonderbares Produkt, und ich stimme ganz Ihrer Meinung bei, dafs sie unmöglich von Einem Dichter herrühren können, wenigstens nie als Ein Gedicht ausmachend. Ich habe genau zu bemerken gesucht, wo neue Stükke angehn, und die Hauptgeschiklichkeit, glaube ich, würde darin bestehen, manche Stükke an anderen Orten einzuschalten. Denn dafs diefs hie und da angeht, glaube ich beobachtet zu haben, obgleich meistentheils die fremdartigen Stellen ganz zu einem andern Plan zu gehören scheinen. Uebrigens aber ist es doch ein merkwürdiges Ueberbleibsel, und reichhaltig an Materialien für die Sitten jenes Zeitalters. Dafs einzelne Stükke in allen Werken Hesiods älter, als Homer, sind, kann ich mir nicht ganz wegdisputiren lassen. An die Theogonie komme ich nun nächstens.

Ich hatte Ihnen ein Paar Worte über die νὺξ θοὴ versprochen, und um Wort zu halten, verweile ich noch dabei. Dafs ich Ihnen zwar nicht zu viel sage, dafür hat meine Nachlässigkeit und der Zufall gesorgt. Ich hatte nemlich alle Stellen im Homer, wo der Ausdruk vorkommt, gesammelt, dazu eigends den ganzen Homer durchgelesen, und auf der Bibliothek auch noch mehrere Parallelstellen *aliunde* zusammengetragen — aber alle diese Schäze habe ich verloren, so dafs ich nur allein meinem Gedächtnifs

traun kann. Meines Erachtens kann der Ausdruk nur Eine von beiden Bedeutungen haben, die Schnelligkeit mufs 1) entweder vom *Einbrechen*, oder 2) von der *Dauer* verstanden werden. Ueberhaupt hat der Begriff Schnelligkeit, dünkt mich, zwei Nüancen. Es ist entweder eine Schnelligkeit, die, um mich so auszudrukken, blofs vom Flek zu kommen sucht, oder eine, die zugleich mit Stärke, Gewalt verbunden ist, und dadurch furchtbar wird, die Schnelligkeit des fliehenden Hasen, oder des angreifenden Tigers. Es fragt sich nun, welche Bedeutung θοὸς allein oder wenigstens hauptsächlich hat. Sieht man auf die Etymologie so ist das nicht mehr existirende θόω mit θύω verwandt, und so neigt es sich mehr zu der stürmenden Schnelligkeit hin. Allein auf der andern Seite ists auch mit θέω verwandt, und so kommt dabei nicht viel heraus. Also der Gebrauch. Dieser nun aber scheint mir nach den Zeiten verschieden. *Ursprünglich glaube ich deutet θοὸς eine stürmende Schnelligkeit an.* Wenigstens bestätigt dieſs der Homerische Gebrauch. Er sagt θοὸς Ἄρης, πολεμιστὴς, braucht das Wort von Löwen, Pardeln u. s. f. Vorzüglich beweisend ist Eine Stelle. Ein Anführer schilt seine weichenden Krieger. Jezt, sagt er, gilts, jezt seid tapfer, νῦν θοοὶ ἔστε. In keinem dieser Fälle würde er ταχὺς gebrauchen. Dagegen braucht er niemals (auch nicht in den Hymnen u. s. f.) θοὸς von Pferden, oder Hunden. Nur ein Paarmal von Wagen, und hier läfst sich sagen, dafs die Homerischen Wagen, nach seiner eignen Beschreibung, eine hüpfende jener von mir eben beschriebenen Schnelligkeit ähnliche Bewegung hatten. Sehr wichtig sind auch die θοαὶ νῆσοι in der Odyssee, die die Schol. durch spizige erklären, und dafs ebenso der Schol. des Pindar θοαῖς μάχαις durch ὀξείαις μάχαις paraphrasirt. Die Ideen der *Spize* und der *Schnelligkeit* sind nur verwandt, wenn von

einer *plözlichen* Schnelligkeit die Rede ist, die ebenso überrascht, als eine auf einmal hervorspringende Spize. ***Dann aber wird auch θοὸς schlechtweg für schnell gebraucht.*** So erinnere ich selbst mich, es im Pindar, Aristophanes u. s. w. von Pferden, und promiscue, allen schnellen Gegenständen gelesen zu haben. Nennen Sie diese Distinction selbst θοὴν (i. e. s) und wenden Sie mir Homers ewig v ς Schiffe ein, so müssen Sie mir doch w ngestehen, dafs θοὸς auch diese Neben nd oft hat, die den andern Ausdrükken Um nun auf νὺξ θοὴ zurükzukommen, ersten Bedeutung von θοὸς es eine schn inbrechende, überraschende Nacht heifsen, in der zweiten eine kurze, schnellfliehende. Die erste Bedeutung begünstigt die astronomische Beobachtung, dafs in Griechenland die Dämmerung kürzer, als bei uns sein mufs. Indefs ist diefs unbeträchtlich, und es kommt auf Vergleichung der Stellen an. In der Iliade nun kommt νὺξ θοὴ nur 5mal und in der Odyssee höchstens dreimal vor. Von den 5malen der Il. 2mal im X. Buch bei Gelegenheit der nächtlichen Expedition des Diomed und Odysseus, zweimal in XXIV. bei der ähnlichen des Priamos, und einmal in XIV. da der Schlafgötze sagt, Zeus habe sich gescheut, die schnelle Nacht zu beleidigen. Die Stellen der Odyssee sind jenen 4 in X. und XXIV. ähnlich. In diesen nun pafst unstreitig allein die Bedeutung der Kürze, aber die Stelle im XIV. Gesang wird viel schöner, wenn das plözliche Einbrechen die Furchtbarkeit der, selbst Zeus schrekkenden Nacht vermehrt. Noch hat Sophokles αἶολα νὺξ und zwar an einer Stelle, wo von der kurzen Dauer aller Dinge die Rede ist. Soll also νὺξ θοὴ immer dasselbe heifsen, so überseze ich es: kurze, schnell entweichende Nacht. Kann es aber in der Bedeutung variiren,

so verstehe ich die Stelle im XIV. Buche, wie ich eben sagte. So eben sehe ich daſs Voſs Il. XIV. schnelle Nacht und XXIV. schnellfliehende übersetzt. (A propos, Lieber, Sie vergessen doch unser bei Ihnen subscribirtes Exemplar des Voſs nicht.) Hier haben Sie denn meine Ideen. Ich habe wenigstens den Ausdruk in Wahrheit auf die Spize gestellt, aber ich fürchte auf eine Spize, für die der alte Homer zu breit ist.

Nun noch Eins, theuerster Freund. Ich will meinen Rükweg über Dresden nehmen, und reise spätstens den 26. oder 27. d. M. von hier ab. Wollten Sie mir eine Empfehlung an Adelung oder sonst jemand geben? Ich bitte Sie recht herzlich darum, und daſs Sie sie mir fein bald schikten, damit sie mich nicht verfehlt. Den Winter und Herbst schon bringe ich höchst wahrscheinlich in Ihrer Nähe, in Burgörner zu.

Nun leben Sie herzlich wohl, und behalten Sie Ihren griechischen Freund lieb. Er stirbt gewiſs Ihnen noch weniger, als den Griechen ab. Empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin. Adieu!

Humboldt.

Fragment aus einem nicht vollständig erhaltenen Briefe.

Das Studium der Chöre beschäftigt mich jetzt sehr. Ich habe bei Aeschylus angefangen, den ich so noch nie ganz las. Ihre Idee, einen deutschen Brumoy zu liefern, ist mir dabei oft wieder eingefallen. Es wäre in der That vortreflich. Wollten Sie selbst einiges übersezen und vor allem die ganze Einleitung und die Revision des Ganzen übernehmen, so sollte Ihnen meine geringe Arbeit nicht

entstehn. Sobald ich im Aeschylus weiter bin, schikke ich Ihnen einmal eine Probe aus dem Prometheus. Nur mufs ich mich noch in der Prosa üben. Denn ich gestehe Ihnen, dafs ich eine volltönende rhythmische Prosa bei weitem schwerer halte als mittelmäfsige Jamben, deren Mittelmäfsigkeit schon damit entschuldigt wird, dafs es Jamben sind. —

XII.

Dresden, Septbr. 1793.

— — Hier bin ich entsetzlich zerstreut, aber im Ganzen ziemlich angenehm gewesen. Die Gallerie, der Antikensaal, die Gypsabgüsse, die Bibliothek haben uns in der Stadt und die unendlich schönen Gegenden aufser derselben unterhalten. Die letzteren haben wir recht vollständig kennen gelernt, und vorzüglich haben wir beide Ufer der Elbe nach dem Gebirge zu wiederholt besucht. Sie klagten über die Gesellschaft hier und mit Recht. Aber Sie haben Ein Haus nicht gesehen, das mir wenigstens das angenehmste ist. Diefs ist der Appellations-Rath Körner. Er ist ein überaus geistvoller Mann und von vielerlei Kenntnissen, aufser der Jurisprudenz. Auch Graeca treibt er hie und da. Und seine Frau und Schwägerin sind unterhaltend. Sonst hat mich von Dresdnern nur noch Adelung interessirt, der ein biedrer, gerader und doch grundgelehrter Mann scheint. Ich wollte diesem Brief eine Beilage geben, eine Uebersetzung des kleinen Fragments von Simonides: Danae an Perseus. Aber ich mufs noch allerlei daran ändern, und hier kommt man zu nichts. Ich habe es mit unglaublicher Mühe ganz in Griechische Sylbenmafse übersetzt, und nun — denken Sie Sich meinen Schrekken —

sagt Dionysius von Halik., das Ding habe gar kein Metrum, sei abgetheilte Prosa. Brunck indeſs scheint dieſs auch nicht geglaubt zu haben. Den Dionysius muſs ich mir bald von Ihnen erbitten. Denn ich muſs die Theorie des gr. Rhythmus vollständig studiren.

XIII.

[1793]

Ihr inhaltreicher Brief, lieber theurer Freund, erhält gewiſs noch in dieser Woche eine ausführliche Antwort. Heute ist mirs nicht möglich. Dann auch über Ihre Ed. Hom. soviel ich vermag. Allein das ist blut, blutwenig. Für heute nur 2 Worte. Ueber Ihre Arbeiten bin ich erschrokken. Aber der Plato ist göttlich. Lassen Sie ihn nur nicht so lange liegen. Die Tuscul. freuen mich am wenigsten. Der Text ist so wenig werth. Doch auch über das alles künftig d. h. noch in dieser Woche mehr.

Mit der Euterpe muſs ich mich verschrieben oder Sie verlesen haben. Ich wünsche die Thalia allein oder mit der Melpomene. Die Euterpe haben wir schon geendigt. Sie kommt also bittend zurük, sie mit ihrer Schwester zu vertauschen. Da Hemmerde mir Bücher zu schicken hat, bitte ich nur ihm den Theil zuzustellen. Aber wo möglich sogleich. Denn ich seufze nach einem Hülfsmittel.

Ueber das Bücherleihen, liebster Freund, lassen Sie uns ein allgemeines Gesetz machen: Erlauben Sie mir schlechterdings, ohne alle Umwege der Unverschämtheit zu bitten, und versprechen Sie mir, mir nichts zu schicken, als was Sie schlechterdings entbehren können, und wenn dieſs

gar nichts ist, auch gar nichts. Unter dem Schutz dieses Gesetzes bitte ich denn heute um

1) Pindarum Oxoniensem, wegen der Schol.
2) Hephaestion, ed. Pavo nur zum Nachschlagen. Die fatalen Metra verdrieſsen mich entsetzlich. Aber ich bin zu tief und muſs durch. Auch habe ich jetzt ziemliche Kenntniſs erlangt, habe den Morell von Spalding mitgebracht, und denke doch die so ungewissen Pindarischen metra zu fixiren. Die incuria der Editoren hierüber ist schrecklich.
3) Larcher: Thalia und Melpomene.
4) einen Apollonius cum *Scholiis*. Die Brunckscheed. habe ich selbst. Meine Frau hat sich doch entschlossen ihn mit mir zu lesen. Für sich seufzt sie beim Philoctet, da sie schlechterdings zu nichts anderm rechte Lust hat und man dem *θυμῳ* folgen muſs.

Wissen Sie, daſs meine Frau nun auch lateinisch an zu lesen fängt, und womit, mit Ouids Metamorphosen! Sie werden schrein wie auch ich, aber es ist so eine Sache um die Lust, und ich denke, man muſs mit einem Erwachsenen, und einer Frau es nicht wie mit einem Schulknaben machen.

Platonische Texte habe ich stündlich hier, und stehe für alle Consultationen und Belehrungen, die Sie mir darin ertheilen wollen. Sie wissen wenigstens, daſs ich im Plato noch am meisten belesen bin, und daſs Sie mich also nicht zu sehr von meinen andern Arbeiten abziehen.

Nun leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Wann sehe ich Sie einmal? Ich sehne mich so herzlich danach. Denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie herzlich und innig ich Sie liebe. Wieviel Freude mir Ihr, trotz Ihren Arbeiten so langer Brief macht glauben Sie nicht, und wie dankbar ich Ihnen dafür bin.

Hiebei erhalten Sie auch Papiere von Sich zurük. Ich habe ein eignes Buch: *Wolfiana* betitelt, worin alles Philologische, was Ihre Briefe enthalten, eingetragen wird. Nächstens schicke ich Ihnen einen Index davon. Meine Frau grüſst herzlich. Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift von der Hand der Frau von Humboldt.*] Bester Herr Professor, Ihre Briefe geben uns so wenig Hofnung Sie bald bei uns zu sehen daſs ich eine Bitte mehr um Ihren Besuch nicht für unnüz halte. Wir schikken Sie wahrlich heitrer und froher und arbeitlustiger nach H. zurük und bringen Sie sich nur recht viel zu thun mit her. Sie wissen Humboldt läſst's nicht an Ermunterung zum Arbeiten fehlen und ich will Stellen wie Sie's nur wollen in dem nun auch gelesenen Homer für Sie suchen.

Ich sagte Ihnen gern mehr, aber meine Kleine läſst mir keine Ruhe. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

[*Randschriftlich.*] Was sagen Sie denn zur νὺξ θοή?

XIV.

Ich bin soweit geheilt, liebster Freund, daſs ich wieder ausgehe, aber mein Magen ist sehr verdorben, und plagt mich auf mancherlei Weise, vorzüglich mit mal air u. s. f. Machen Sie, daſs Sie zu uns kommen, und wir sind um mehr als die Hälfte geheilt. Das ist unser wahrer Ernst. Unsre Uebel sind gerade der Art, daſs Zerstreuungen, unvermuthete und doch lang gewünschte Freude ihnen mehr als Arznei ist. Bei so groſser Lust zum Sprechen, habe ich wenig zum Schreiben. Damit aber doch mein Brief nicht wieder ganz so ein Wisch wird, schreibe ich Ihnen ein Paar Kleinigkeiten ab, die Sie noch nicht gesehen haben,

eins von Simonides, und eine Strophe aus Pindar, die so vorzüglich schön ist (im Original versteht sich).

Da nun rauschend der Sturm ringsum den künstlichen Kasten
umbrauste, und das tief strudelnde Meer; da
sank sie vor Furcht, und mit thränenbethauetem
Angesicht schlang sie um Perseus die
verlangenden A prach: o Kind,
wieviel erduld' r fst, schlummerst in Säuglings
Träumen so si in der hnung des Harms, vom
Erze geschmied hleuchtend,
hier in dem g Es kümmert Dich nicht,
dafs über dem ar
Dir des Meere, cht des Sturmes
donnernde Stimme, ins Purpurgewand
sorglos gehüllt, ruhst Du so da, schönes Antlitz.
Aber wenn diefs Furchtbare furchtbar Dir
wäre, wenn ein zartes Ohr meinen
Worten Du liehest, dann rief ich: schlummre Kind, es
schlummre der Ocean, es schlummre das unermefsliche Unglück.
Des Vaters Willens Vereitlung sey mir von Dir,
waltender Zeus, und ist zu kühn nicht Dir das Wort,
so erfleh' ich durch Perseus mir Rache.

Das Stück hat so eine schöne Sanftheit. Herzlich will ich mich freuen, wenn Sie die auch nur zum 1000sten Theil in der Uebersetzung wiederfinden. Nun die Strophe:

Der beste Arzt durchkämpfter
erprüfter Arbeit ist die
Freude. Der Musen weise
Tochter, des Gesanges Stimme, mischt
mit ihr vereint, ihr süfsen Zauber bei.
So umschmeichelt mit Labung nicht
die müden Glieder des
Bades laue Flut, als der Rede
Einklang, der Gefährte der Leyer.

Länger lebt, als Thaten, das Wort
zur späteren Nachwelt,
das mit der Charitinnen Gunst
die Zunge dem tiefen Sinn entnimmt. *)

Die letzten Verse sind eine schöne Schilderung des Pindarischen Geistes. Tiefe und Grazie. Ueber diesen Text denke ich einen langen Kommentar einmal zu liefern. Es ist der eigentliche, immer verfehlte Gesichtspunkt, aus dem Pindar beurtheilt werden muſs.

Die Strophe übersetzte ich gestern. So probire ich jetzt alles an. Daraus sehn Sie meine humeur. Die Studien leiden schrecklich. Aber der beste Arzt ist die Freude, und die schönste Freude — erwarten wir von Halle. Adieu!

[*Nachschrift.*] Erscheint denn wirklich der Diodor? oder ist das nur so in der L. Z. lustig zu lesen?

NB. Was dieser Brief enthält, ist das Einzige von mir Uebersetzte, seit Sie in Auleben waren. Das ist doch fleiſsig.

— — **) Ich lege diesem Brief wieder zwei Pindarische Olymp. Oden, 1. und 12., bei. Ich darf nicht hoffen, daſs meine Uebersezung Sie mit der dem Lobe des Wassers und der Widerlegung der Gierigkeit der Götter aussöhne. Allein einzelne Stellen, müssen Sie doch gestehen, haben eine hohe Schönheit, vorzüglich das Ende von der 3. Epode an. Ich habe in dieser Ode das Silbenmaaſs dadurch hörbarer zu machen gesucht, daſs ich dieselben Versarten in der Strophe öfter wiederkehren lasse. Die Gleichförmigkeit der Strophen und Antistrophen und damit die gröſste Wirkung des Silbenmaaſses entgeht sonst dem Leser zu leicht. Daher kommt es, glaub' ich, daſs Schütz und schon andere mir riethen, diese Gleichförmigkeit aufzugeben. Allein ich kann mich dazu nicht entschlieſsen. Denn sonst, dünkt mich, macht allein der Sezer — wie Sie neulich sehr treffend bemerkten — den Unterschied zwischen der prosaischen

*) Pindar's 4. Nem. Ode. Gleichlautend mit Bd. II. S. 341.

**) Fragment, einem nicht vollständig erhaltenen Briefe entnommen.

und metrischen Uebersetzung. Von der 3. Epode der 1. Ode an und in der 12. Ode werden Sie auch keine am Ende der Zeilen abgebrochene Worte mehr finden. Der Anfang der ersten Ode war schon fertig, ehe ich durch Sie hierüber besser belehrt wurde, und um zu ändern warte ich immer lieber erst ab, dafs mir die Arbeit wieder mehr fremd werde.

Querfurt, 4. Octbr. 1793. Abends.

Ich habe Ihr lieber Freund, in Leipzig richtig erhalten en herzlich für die gütige Besorgung me ags. Wohl weifs ichs nur zu gut, wie nal le ist, und das Herz schlug mir laut in Merseburg von dort zu Ihnen hinüber zu kommen, aber mein Schwiegervater droht jeden Tag mit seiner Abreise, und wir müssen ihn nothwendig vorher sehen. Wir eilen also nach Auleben, um desto früher wieder in Burgörner in Ihrer und der Griechen Nähe zu sein. Wie glüklich ich mir schon den Tag denke, wo Sie mich einmal in Burgörner mit Ihrer Gegenwart erfreuen! Denn läugnen kann ich es nicht, ein recht frohes Wiedersehen denke ich mir nur da, nicht in Halle so ungestört, wenn es gleich nicht unmöglich wäre, dafs mich meine Sehnsucht früher zu Ihnen triebe. Ich liebe Sie so herzlich und innig, dafs mir jeder Augenblik unleidlich ist, den ich einem andern geben mufs, wenn ich Sie darin geniefsen könnte, und in Halle müfste ich nothwendig mehr als einen aufser Ihnen besuchen, und genösse auch Sie minder allein. Allein die Zeit wird ja entscheiden, wo wir uns sehen, und wo es auch sei, so wird mich, und ich kann eben so wahr sagen: uns, dies Wiedersehn unendlich beglükken. Möchten auch Sie, liebster Freund, ihm mit gleicher Freude entgegensehn, und ich darf es ja von ihrer Liebe erwarten.

— — Verzeihen Sie dies unbeschnittne Papier, denn

die Litteratur liegt in Querfurt danieder; und dieſs elende Geschmier. Ich bin entsezlich müde nach einer mühsamen Tagereise in bösem Wetter.

Danken Sie Ihrer Frau Gemahlin tausendmal in unserm Namen, und leben Sie recht wohl. Meine Frau grüſst Sie herzlich. Adieu!

Humboldt.

XVI.

BOerner, 18. Novembr. 1793.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daſs Sie jetzt so viele kleine Briefe von mir erhalten, aber ich denke, es interessirt Sie, recht oft Nachricht zu haben, und zu längerm Schreiben fehlt es mir bei dem Kränkeln meiner Frau und diesem abscheulichen Wetter an Stimmung und Lust. Mit meiner Frau gehts indeſs jetzt so, daſs Sie der wiederholten Nachrichten ohne alle Besorgniſs entbehren können. Sie ist gestern von Mittag an auſser dem Bett gewesen, und hat sich recht leidlich befunden, wenn gleich den Abend der Schmerz sich etwas stärker einfand. Nur daſs Wüstheit (wenn Sie das Wort erlauben) und Leere im Kopf, Mattigkeit, und Unlust zu allem natürlich *nach* einer so ärgerlichen Unpäſslichkeit nicht fehlen können, das fühlen Sie selbst, und wohl leider aus eigner Erfahrung am besten. Ich sage *nach* der Unpäſslichkeit. Denn diese halte ich, insofern nemlich meine Frau noch ferner die verordneten Arzneien braucht, und kein Recidiv hinzukommt in der That für so gut, als gehoben.

Recht sehr sehne ich mich, wieder ein Wort von Ihnen zu hören. Denn so oft und — gewiſs auf Kosten Ihrer theuern Zeit — so viel Sie mir schreiben, so dünkt es mich

doch immer so lang, dafs ich nichts von Ihnen hörte. Die Hofnung, Sie hier zu sehen, gebe ich noch nicht ganz auf. Aber Anstalten machen müssen Sie doch, lieber Freund. Denn jetzt kann ich Ihnen mit grofser Gewifsheit sagen, dafs wir hier nicht länger, als Ende Januars bleiben werden. Mehrere [illegible] ir nicht gut abändern können, determinire [illegible] u. Wie schön wären die Weihnachtsferien! un [illegible] escheiden, wie un*aulebisch* wir geworden si [illegible] wie schon sogar die Weihnachtsfeiertage, versteht [illegible] ie in den gottvergessenen Preufsischen St[illegible] Aber ich bitte nicht. Ich kenne Ihre Lieb [illegible] afs ich nicht wissen sollte, dafs Sie komme [illegible] nd thunlich ist, und dann ist Bitten und dringendes Bitten nur schmerzhaft. Machen Sie es also wie Sie können, aber rechnen Sie darauf, dafs Sie uns aufserordentlich, warlich mehr, als wirs Ihnen sagen können, glücklich machen würden. Sie sollen auch recht gesund bei uns werden, sollen keinen griechischen Buchstaben ansehn. Weder mit Pindar, noch Homer, noch Plato, noch selbst mit Gedicke will ich Sie plagen. Aber ich falle ins Bitten zurück.

Ich lese eben Spaldings Commentar — doch den Titel kann ich mir bei dieser Einzigen Frucht seines Geistes (wenigstens seines prosaischen) ersparen. Die Vindiciae Megaricorum haben mir sehr gefallen. Es ist nirgend tief und mit echter Philosophie eingegangen, aber es ist historisch hübsch zusammengestellt, und mitunter scharfsinnig darüber raisonnirt. An dem kritischen Theil bin ich eben. Sie sagten mir viel Gutes davon. Ob *ich* es *finden* werde, soll mich wundern. Ich glaube es kaum. Ich bin mit der Materie, selbst mit der Art Schriftstellern (Aristoteles, Sextus u. s. f.) ganz unbekannt.

Nun leben Sie wohl, theurer, lieber Freund. Ende

dieser Woche schreibe ich Ihnen wieder und hoffentlich aus ganz gesundem Hause. Tausend Grüfse von meiner Frau!

Humboldt.

XVII *).

BOerner, 28. Novbr. 1793.

Die Arzneiboten hören, wie Sie sehen, noch nicht auf, lieber Freund, aber darum ist weder unsre Gesundheit, noch viel weniger unsre Laune schlimm. Der gegenwärtige Bote betrift 1) das Kind wegen des unbedeutenden, aber fortdauernden Ausschlags; 2) meine Frau nicht sowohl wegen einer einzelnen Krankheit, als wegen ihrer Gesundheit überhaupt; und 3) nun auch mich wegen Halsweh und einem bischen Flufsfieber, das mir nun schon den 3ten Tag verdirbt, und mich den Griechen entreifst.

Ich fahre in H. Brief fort, bester Wolf, weil das Kind ihm keine Ruh liefs und er es nehmen mufste, um Sie zu bitten sich nicht vor dem Hospital zu scheuen, das Sie hier etablirt glauben werden, um uns bald zu besuchen. Von Leipzig aus räth Ihnen Humboldt nicht zu uns zu kommen. Die Zahl der Meilen wird ohngefähr, eine auf und ab gerechnet, dieselbe sein, aber Sie haben schlechtern Weg und wenn Sie Burgoerner, wie es zu fürchten ist, in einem Tage von Leipzig aus nicht erreichen können, sehr schlechtes Nachtquartier. Zögern Sie aber nicht, lieber Freund, denn wenn das Wetter so elend und unsre Kränklichkeit so bleibt so weifs Gott ob wir das Ende Jenners hier erleben und nicht unsren Stab früher fortsezzen. Und wahrlich eine gröfsere Aufheiterung könnte uns nichts geben als Ihr Besuch. Das ist

---

*) Die in diesem Briefe mit kleinerer Schrift gedruckten Stellen sind von der Hand der Frau von Humboldt geschrieben.

ein sehr wahres Wort, liebster Freund, und ich denke, Sie ersparen mir die Versicherung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich Sie zu sehen sehne, und wäre nicht das Kranken hier so eingerissen, so wäre ich wohl schon bei Ihnen in Halle gewesen. Aber so kommen Sie erst, und kommen Sie recht bald. Vorauszubestimmen brauchen Sie nichts, das [illegible]che, und bei Ihrem Herkommen mufs I[illegible]d froh seyn.

Ueber Hom[illegible] bei meinem wüsten Kopfe heute nichts sa[illegible]en Dank für Ihren schönen lieben Briel[illegible]gen lege ich bei. Verzeihen Sie nur die [illegible]rse. Ich hielt es für mein Eigenthum, da[illegible] gesagt. Sie können indefs auch die Stricheleien als eine Variantensammlung brauchen.

Nun, lieber Wolf, damit der Brief recht bunt sei, der Schlufs von mir. Der Schlufs ist aber wie der Anfang, Bitte um Ihren lieben, lieben Besuch. Tausend Empfehlungen an Ihre Frau und Hannchen. Mit dem Philoctet ist es schlecht, sehr schlecht gegangen und Sie brauchen nicht besorgt zu sein dafs *zu viel* geschieht. Adieu.

Caroline H.

[*Nachschrift.*] Lieber Wolf, kaufen Sie mir doch wieder zum Weihnachten für H. ein griechisch Buch und lassen es mir binden. Ich bin aber diefsmal nicht so reich und mögte nicht dafs es theurer als 10 bis 12 Thlr. wäre.

XVIII.

30. Decbr. 93.

Nur mit zwei Worten lassen Sie mich Ihnen, liebster Freund, für die glücklichen Tage danken, die Sie mir in Halle geschenkt haben, und Ihnen von meiner Frau Befin-

den und meiner Ankunft Nachricht geben. Ich kam so eben am Abend recht glücklich und wohl, in vielen schönen Erinnerungen, die mich auf dem Wege freundlich begleitet hatten, hier an. Meine Frau fand ich diesen Tag recht wohl. Indefs hatte sie doch während meiner Abwesenheit ein Paarmal Krampf gehabt, vorzüglich Donnerstag. Jetzt ist es besser. Von wissenschaftlichen Dingen heute nur zwei Kleinigkeiten. Sie trugen mir auf eine Stelle, die Eust. citirt in den Ol. zu suchen. Es sollte das Participium statt des verbi stehen. Ich habe gestern Abend die ganzen Ol. durchgelesen, aber es giebt keine solche Stelle, obgleich manche, wo die Constr. des Participii, weil das verbum entfernter ist, Schwierigkeiten machen kann. Ich wünschte aber das Citat zu besitzen. Es ist möglich, dafs eine Variante oder wenigstens Eust. Meinung über eine schwierige Stelle dadurch klar wird, was sich bei einem aufmerksamen Lesen vielleicht findet. Einen Hexameter, der sich mit ἄλλὰ τεὸν anfängt, giebt es wirklich im Heph. aber nicht von Homer sondern von Praxilla.

Die Vannus habe ich doch vergessen. Wollten Sie mir sie und den folgenden Theil des Larcher schicken, so wäre es mir herzlich lieb. Denn die Melpomene wird bald zu Ende gehen.

Da ich hier aufser den Briefen, die ich in Halle nicht schrieb, noch mehrere andre zu schreiben habe, die heute fort müssen, so mufs ich hier schliefsen. Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin, der ich noch meinen wärmsten Dank für alle gütige Freundschaft wiederhole. Ihre lieben Kinder umarmen Sie von mir.

Ihr

Humboldt.

ueber Reiz dazu. Indefs wird
Oerner immer kürzer, und wer
wesentlicher Dinge mich einen
diesem Ascra, wünschen lassen,
Entfernung von Halle sehr. Den
wenig sahen, so war doch imme
und auf einem so kurzen Weg
lebhafter. Vorzüglich scheint mir
auf Sie, mein Liebster, einen m
üben. Und Sie haben Recht. M
Brief und Antwort nicht Schlag
gen. Indefs soll es an mir gewifs
weiter ist ja Jena nicht. Lassen
sorgnifs, dort seltner, als hier Brief
gen, vergeblich seyn. Unsre Abre
den 25sten huj. angesetzt, und nu
sehr verschlimmert oder — was
ten! — wenn Sie uns gerade um
sicher versprächen, kann uns bewe
aufzuschieben. Dafs wir nicht —

allem aus dem ganz gewöhnlichen Gleise Kommen hüten. Und ein Recidiv wäre jetzt, da wir fort wollen, doch doppelt fatal. Aber könnten Sie nicht noch ein Paar Tage dem Homer entziehen? Sie sollten, was Sie an Zeit verlieren, an Stimmung und Lust mehr als ersetzt erhalten. Nennen Sie das nicht stolz von mir gesprochen. Es ist nur das Vertrauen auf Ihre gütige Liebe, die es mich so zuversichtlich verheifsen läfst. Fürchten Sie auch einen unlustigen Postillon, so sagen Sie es mir nur durch diesen Boten, und ich schicke Ihnen Pferde von hier, und meinen gewifs völlig bequemen Wagen.

Mit Ihren Büchern, liebster Freund, bin ich jetzt gänzlich fertig und Sie erhalten hier 1) 2) Larcher. T. III. (wir haben die Terpsichore angefangen) VII. 3) Antim. 4) Heerkens Icones. 5) Putschius. 6) Vannus. 7) de verb med. 8) Ilgen. 9) Bentleys Terenz. 10) Hephaest. so dafs ich jetzt nichts mehr, als Ihre Tusculanen von Ihnen habe, die ich mitnehme. Gern hätte ich freilich noch den Terentianus Maurus und Larcher IV. da ich noch nicht weifs, ob ich den meinigen schon finden werde. Doch wie Sie können.

Die Metriker habe ich alle gehörig excerpirt und bin doch sehr mit dem Studium zufrieden. Ganz vorzüglich aber hat mir Bentley Freude gemacht. Die Sachen sind bei ihm so gewifs, die Bemerkungen so fein, und die Darstellung so klar und leicht. Vorzüglich fein und schön ist, was er über Arsis und Thesis, und über das Zusammentreffen, oder den Streit der Accentuation mit dem Versbau sagt, wenn gleich diefs Letztere nur auf die Lateiner anwendbar ist. Wenn man auch mit allem Einzelnen in der Metrik ganz fertig wäre, so bleiben mir immer noch zwei Dinge dunkel, und ich wünschte wohl von Ihnen zu hören, ob ich mich irrte, wenn ich eben diese Dinge auch noch überhaupt unausgemacht halte. Sehr aber befürchte ich,

mein Irrthum besteht vielmehr darin, dafs ich sie nicht geradezu für unausmachbar erkläre. Nemlich die Untersuchung über das, was eigentlich allen metrischen Regeln zum Grunde liegt, und daher die völlige Auseinandersetzung des Rhythmus und seiner bei weitem minder bestimmten und auch minder bestimmbaren Gesetze. Denn in der Metrik m umgekehrt, als in andern Dingen gehen, b rengen (wenn gleich wenigen) Gesetzen i laxeren (und mehreren) aufhören. Denn d ibte Ohr konnte man sich verlassen, und n n g ten Ohre konnte man verstanden zu wei n man lange rhythmische Perioden in we der Freiheit wagte. Wenn ich oben vom Rhythmus sprach, so meinte ich nicht eigentlich, was die Grammatiker darunter verstehen, nemlich die freiere, nur musikalisch geordnete Periode im Gegensatz des gewissen Regeln unterworfenen Metrums (in welchem Sinne sie z. B. den Päonischen Vers, wohin auch das Galliambicum und die ἀναχλώμενα gehören, da sie nicht gewisse Füfse, sondern nur eine gleiche Summe von Zeiten im ganzen Vers, in Catulls Galliambicum z. B. von 21. oder 22. erfordern, für kein metrum anerkennen, sondern es einen rhythmum nennen) welche nothwendig später entstehen mufste, sondern das, was umgekehrt früher da war, und den Grund von beiden enthält. Was mir dunkel ist, enthält folglich eigentlich eine doppelte Frage: 1) was liegt allen metrischen Gesetzen zum Grunde, und woraus lassen sie sich wenn nicht alle, doch gröfstentheils entwickeln? Ich werde mich bei einzelnen Beispielen deutlicher machen können. Warum erlaubt z. B. der Senarius mehr Freiheit in den anfangenden, der Trochaeische in den schliefsenden Füfsen der Dipodia? Unter allen Metrikern, die ich jetzt verglichen habe, sucht nur Ein Einziger in Einer Stelle

hiervon einen Grund anzugeben. Causa, sagt Asmonius beim Priscianus de versibus comicis. p. 1322., obscura multis est, sed aperiatur a nobis. Nam quoniam ter feritur hic versus, necesse est, vbicunque ab ictu percussionis vacat, moram temporis adiecti non reformidet. In 1 autem pede, et 3 incipit et in 5; feritur in 2 et 4 et 6. Diese Stelle ist mir sehr merkwürdig, aber nicht deutlich gewesen. Der Senarius würde also nur dreimal geschlagen, der Ton nur dreimal vorzüglich gehoben. So wäre also das Scandiren per dipodiam und monopodiam viel wichtiger in der Recitation, als man gewöhnlich annimmt. Und zwar geschähe dieſs im Jamb. V. in den gleichen, und, so muſs man weiter schlieſsen, in dem Troch. V. in den ungleichen Stellen. Warum? Weil überhaupt im Jambus die zweite, im Trochäus die erste Silbe die Hebung hat? jener zum Ende eilt, dieser beim Anfang verweilt? Allein Bentley widerspricht dem Asmonius (ohne ihn, noch auch einen andern zu citiren) geradezu. Verum quia, heiſst es p. 2., in paribus locis 2, 4, 6 minus plerumque (also nicht immer? wann denn?) eleuantur et feriuntur, quam in imparibus 1, 3, 5 idcirco eos (scil. accentus) more Graecorum hic placuit omittere. Hielte mich Bentleys Autorität nicht auf, so würde ich dem Asmonius folgen und den Grund so bestimmen. Da im Jambus die letzte Silbe die Hebung hat, so ist die Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Ende jedes Abschnitts gerichtet, und da der Jamb. Vers in 3 getheilt wird auf die Füſse, welche jeden dieser schlieſsen. Für den Troch. V. gälte dieſs umgekehrt. Allein in diesem Grund liegt nichts Allgemeines. Wie bei andern Füſsen? Ich habe daher auch schon auf mehr musikalische Gründe, allenfalls aus der Natur der Hebung gedacht. Z. E. im reinen Jambus ist die Hebung erst auf der letzten Silbe, folglich die Thesis erst auf der 1sten Silbe des folgende

Jambus, und die erste Silbe des ersten ist gleichsam ein Vorschlag, so daſs der Jambus immer überschreitet

⏑ ars. | thes. ars. | cet.

Componirt muſs auch allemal im ¾ Takt die erste Silbe vorschlagen, und die zweite im Auftakt erscheinen. Daraus nun lieſse sich die Regel beweisen, daſs der 2, 4, 6 Fuſs von einer kurz[illegible] anfangen muſs. Denn wäre dieſs nicht, sondern [illegible] lange da, und stände doch ein Jambus im 1ste[illegible] welches doch immer *möglich* seyn muſs) so könnt[illegible] die Arsis in der 2ten Silbe des 1sten Jambus keine T[illegible] folgen, sondern die lange Anfangssilbe des 2ten Fuſses [illegible] te wieder eine ars. ⏑ ars. | ars. ⏑ |. Auch paſste die[illegible] veis auf den Troch. V. Denn wenn gleich ars. und thes. des ersten Fuſses den Jambus im 2ten nicht hinderten, so würde doch, ein Jambus im 2ten Fuſs, einen Trochaeus im 3ten unmöglich machen ars. thes. | ⏑ ars. | ars. ⏑. Aber ein Spondeus könnte dann doch in 1. sede stehen. Also, wie immer der Pavo sagt, apage, apage, nugae, nugae. Auch will ich ja nur Schwierigkeiten anzeigen. Dergl. und derbe sind noch folgende: warum wird bei den Paeonischen und noch einigen Versen so auf das Ersetzen der Zeiten gesehen, daſs auf einen Paeon, statt eines Jonicus, nothwendig ein Epitrit statt eines Ditrochaeus folgen muſs (⏑ $\overset{6-1}{—}$ ⏑ ⏑ | — $\overset{6+1}{⏑}$ — —)? beim Jamb. und Troch. hingegen gar nicht? Wie oft kommt da — $\overset{7}{—}$ ⏑ — | ⏑ $\overset{6}{—}$ ⏑ — vor? Endlich: Warum giebt es Bacchische Verse, und warum soll der Palimbacchius, nach dem einstimmigen Zeugniſs aller Grammatiker, nur für die Prosa taugen? Aber ich eile (und mit Recht, werden Sie sagen) zur zweiten Frage: 2) Worin bestand eigentlich das, was die Griechen im strengen Verstande Rhythmus nannten? wie entsprang nach und nach das Gefühl dafür? und nicht welchen Gesetzen (denn hier ist Freiheit) aber welchen

Grundsätzen folgte es? Hier ist die Schwierigkeit nicht klein, man hat es blofs mit Dithyramben (die nicht mehr existiren) und Reden, die man liest und nicht hört, zu thun. Aber das Interesse dieser Frage ist auch so grofs, grofs selbst für unsre Prosa. Dieser Frage denke ich doch in der That wenigstens bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läfst, nachzugehn. Denn diese Feinheit des Sinnes ist tief in dem Griechischen Charakter verwebt, und hat wieder mächtigen Einfluſs darauf. Und wie heterogen von uns. Daſs man meist mit Paeonen schliefsen muſs, daſs ein Redner sich von der Flöte begleiten läſst, klingt uns Fabel. Wer Ihrer *Studenten* weifs, mit welchem Fuſs Sie schliefsen? Eine sehr hübsche Stelle des Cicero finde ich hierüber am Ende im Putschius p. 2718. Etenim, sicut Theophrastus suspicatur, post anapaestus procerior quidem numerus efflоruit, inde ille licentior et diuitior fluxit Dithyrambus, cuius membra et pedes, vt ait idem, sunt in omni locupleti oratione diffusa. Hiernach könnte man recht hübsche Perioden in einer Geschichte des griechischen Rhythmus machen. 1) Blofs Poesie, Verse in bestimmten Füfsen, Hexam., Trim., Jamb. die ältesten. 2) Neben der Poesie zugleich Prosa, die sich aber um keinen numerus, als den zufälligen, bekümmert, aber noch nicht selten den Hexam. nachhallt. So glaube ich im Herodot nicht selten Stücke Hexameter zu finden. Daneben gröfsere Varietät der Silbenmaafse, aber immer allein in einer Verbindung der Quantität und Qualität nach bestimmten Füfsen in Einer Zeile. 3) Anapästische Stücke, wo mehrere Zeilen Anapästen durch einen schliefsenden Paroemiacus zu Einem Ganzen verbunden werden. In der That ist diefs eine neue Gattung, verschieden vom Silbenmaafs in einzelnen Versen; und vom Silbenmaafs in der Strophe, da es nicht wiederkehrt, und dadurch dem Ohre hilft. In-

defs ist diese anapästische musikalische Periode, da derselbe Fufs immer mit weniger Verschiedenheit wiederkehrt, sehr leicht. 4) Schwerere und längere musikalische Perioden mit mehr wechselnden Füfsen in den Dithyramben, und durch diese oder mit diesen. 5) Die rhythmische Prosa, als die reifste Frucht des gleich gebildeten Geschmacks und Verstandes.

Aber wohl erzeihn Sie, liebster Freund, ich bin bei Dithen Sie. Aber diese Dinge sind mir jetzt en Kopf gelaufen, und ich wollte Ihnen dben, was die Grammatiker Lektüre auch age gemacht hatte. Glauben Sie ja nicht, dafs ich Antwort auf das détail dieses Briefes verlange. Aber so im Ganzen, ob die Untersuchung Ihnen wichtig, *möglich* scheint, ob mein Gang richtig, mein Kopf nicht schon eingenommen? Was ich noch lesen mufs? Vorgenommen habe ich mir (wenn auch nicht una serie, doch ehe ich etwas zu entscheiden wage) Dionysius Hal. die Musiker (insofern sie den Rhythmus betreffen, ganz genau, das Uebrige raptim), Aristot. Rhet. und Poet. Ciceros orat. Bücher und von Quinctilian wieviel? kann ich selbst noch nicht sagen, da ich ihn nur wenig kenne. Damit oder darnach einige der sonorsten Reden im Dem. und Cic. die Sie mir wohl nennen. Noch hätte ich eine Bitte: R. Bentley soll, (so citirt die Vannus crit. p. 470.) in Epistola ad Milium p. 26. richtig bestimmen, wann der Anapästische Vers anders als mit einem wahren Anapaesten schliefsen darf? Es sind gewifs nur wenig Worte, auch wissen Sie vielleicht selbst die wahren Regeln auswendig. *Gelegentlich* hätte ich diese Regeln, oder jene Stelle gern. Was ist denn das für eine Epistola?

Und nun genug mit den 3 Bogen, liebster Freund.

Wie gern sähen wir Sie noch einmal! Meine Frau grüfst Sie herzlich und die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich lege einen Brief von Schneider bei, den ich mir zurück erbitte. Er ist sehr höflich, wofür ich Ihnen danke. Seine emend. scheinen mir gewagt. Soll ich um seine Randglossen bitten?

Die Ode miserarum cet. theilen die lat. Grammat. in Strophen von 3 Versen

1ster 3 Jonici
2ter 3 -
3ter 4 -

obgleich ex-anim. getheilt wird. Marius Victorinus. p. 2567. 2568. und 2618. Plotius. p. 2660. Fortunatianus. p. 2704. Hephaest. citirt von Alcaeus nur Einen Vers von 4 Jonicis. Hat nun Bentley Recht oder mufs er den Lat folgen?

Die Hunde, *wenn* die Race ächt ist, sind Windspiele vom Stamm der in Sanssouci begrabenen, wie unsre. — Wenn Sie Meckel sehn, sagen Sie ihm doch, meine Frau wäre viel besser, als neulich, während er hier gewesen, und würde ihm, vor unsrer Abreise, noch einmal selbst schreiben.

Wenigstens noch Einen Brief erhalten Sie gewifs von mir von hier aus.

XX.

Ich versprach Ihnen in meinem neulichen Briefe, liebster Freund, Ihren letzten zu beantworten, und ich setze mich jetzt hin Wort zu halten. Ich nehme die Stellen, wie Ihr Brief sie mir an die Hand giebt. Bin ich damit fertig, so will ich sehn, was ich Sie hie und da noch zu fragen habe.

1. Brunck, über Hom. ζ. 523. Hier bin ich doch sei-

ner Meinung. Der Sinn erfordert offenbar dort und in den andern ed. Oed. Tyr. *v.* 628. angeführten Stellen das praes. Mit Eustathius eine enallage temporis anzunehmen scheint mir (der ich aber freilich den Eustathius nicht nachschlagen kann) ein sonderbares Commentum. Es fragt sich also nur, ob man *μεθίης* oder *μεθιεις* schreiben soll, und da scheint doch d mung von den mehreren von Brunck citirten e Eine Od. *δ*. für das letztere zu reden. uch *μεθιεῖς* unvermeidlich, und ich würde se Stellen, auch die Od. *δ*. corrigiren.

2. Ueber agen Sie mir doch, bester Freund, den (r den wahren halten, dafs man auch med. orat. *κτίλος ὡς* schreiben soll. Ueber *γλαφυρὰς επι νῆας* wäre ich für *γ. ἐπὶ νῆας*. Das Oxytoniren der Praepositionen scheint den Grund zu haben, die Aufmerksamkeit auf das noch folgende Wort zu richten. Daher das Zurücklegen des Accents, wenn das Wort vorausgeht. Geht nun das Substantivum voraus, so ist die Phrase vollendet, es mögen soviel Adj. folgen, als wollen. Geht aber das Adj. voran, so ists umgekehrt. Indefs hasse ich bei dergleichen Dingen solche *vernünftelnde* Gründe. Am sichersten wäre die Entscheidung, wenn sich ausfinden liefse, ob irgend eine dieser Sekten historische Gründe hatte, dafs die Alten so sprachen? Ist das nicht, so würde ich der angesehensten Sekte folgen, sollte sie auch die unvernünftigste Meinung haben. Denn in dergleichen Dingen beruht doch alles auf dem Gebrauch, und können wir nicht die wahre Aussprache der Alten noch darstellen, so müssen wir doch schreiben, wie die Graeculi in Alexandria.

3. *η*. 107. würde ich bei *Ἀχαιῶν* ein Comma machen, und bis *ὀνόμαζεν* fortlesen. Diefs scheint mir am meisten Homerisch. Distinguirt man hinter *Ἀχαιῶν*, so würde, wie

Sie sagen, δὲ stehn, und ein Punkt hinter Ἀγαμέμνων giebt ein asyndeton, wie ich kaum dächte, daſs Eins im Homer wäre, der, wie es mir vorkommt, ὁ oder dergleichen wiederholt haben würde.

4. VII. 64. ändern Sie doch ja nicht. Die Schwierigkeit von μελάνει zu heben weiſs ich nicht. Aber πόντον scheint mir ganz unhomerisch. Und was nun ergänzen? φρὶξ. Aber dieſs schwarz werden, ist der zweite Grad des Sturms, und φρὶξ der erste. Dieſs wäre also ganz gegen den Sinn. Und Zephyrus. Aber der steht nicht im Nom. vorher und dann steht νέον ὀρνυμένοιο dabei. Hier aber ist er nicht mehr νέον ὄρν. Wo bleibt also hier die Homerische Deutlichkeit. Lieber wollte ich bei μελάνει νύματα s. ὕδωρ s., damit Sie recht lachen, ἑαυτὸν ergänzen.

5. VII. 195. scheint mir γε zu Homerisch, um es wegzuwerfen.

6. Bei VII. 151. wünschte ich sehr Ihre Gründe zu hören. Ich bin übrigens ganz Ihrer Meinung. Ich habe mir sonst immer das ἔτλη so erklärt, daſs es sich auf das Vorige, und zwar nicht auf ein wirklich ausgesagtes, aber ein bei προκαλίζετο gedachtes Wort bezöge. Dieſs scheint mir sehr Homerisch. „niemand wagte" nemlich der Ausforderung zu folgen. Bei προκαλίζετο halte ich nemlich μαχέσασθαι ausgelassen, wie es Il. VII. 39. 40. wirklich steht.

7. I. 265. würde allerdings zu den Stellen gehört haben, die mich wunderten. Aber ich besitze α. nur von 470. an. Indeſs bemitleide ich weiter den Theseus nicht, und schon oft habe ich mich gewundert, daſs man im Homer mit manchen Versen so mild, und im Hesiodus so barbarisch umgeht.

8. Il. V. 886. 887. muſs ich Ihnen zu meiner Schande gestehen, daſs ich keine andre Schwierigkeit einsehe, als die der Sinn giebt (das Sterben der Götter) und die mein-

ten Sie wohl jetzt nicht. Da 887. ausdrücklich ζῶς steht, so mufs man wohl 886. wenn nicht vom eigentlichen Sterben (dem widerspricht so δηρὸν πήματ' ἔπασχον) doch von dem ähnlichen Liegen unter den Todten verstehen. Der Gegensatz ist dann: zwar nicht fallen, und liegen, aber schwach sein, wanken. Ueber das Göttersterben bleibe ich bei Ihrer Meinu hes Beispiel, dafs einer in der That ganz hat man nicht; aber sehr hart daran kom τυτθὸν, das sie übrig behalten, ist manc nc ein Götter point d'honneur.

9. Il. V. edacht περιτρέφεται wäre besser. Es ist nd ich habe nicht gewufst, dafs die Milch umgerührt werden müfste. Freilich ist aber auch περιτρ. für Homer beinah zu gesucht. Aber ἐπειγόμενον gefällt mir aufserordentlich. Der ὀπὸς hat genug an seinem συνέπηξεν und ἐπ — ον macht die Schilderung viel lebendiger.

10. Il. VI. 148. bin ich auf Ihre beiden Lesarten sehr begierig. Ἐπιγίγνεται habe ich mir nicht anders, als durch eine veränderte Construction: ἄλλα ἐπιγ. erklärt. Wahrscheinlich lesen Sie ὥρη mit irgend einem verbo act. Gegen ἡ μὲν und ἡ δὲ hätte ich keinen Zweifel gehabt. Lesen Sie vielleicht ἦμεν — ἦδε?

11. Il. III. 7. scheint auch mir schlechterdings einer Interpolation sehr ähnlich.

12. Il. V. 394. gehört zu den Stellen, wo mich die Aenderung sehr gefreut hat. Κέν μιν war mir immer unverständlich gewesen. Denn nicht wahr, es hätte nur dann recht gestanden, wenn es conj. geheifsen hätte: Dann *hätte* sie ein et cet.

13. Die Stelle im Agricola [VI.] ist sehr schlimm. Meines Erachtens will Tacitus sagen: wenn ein Mann eine schlechte Frau hat, so ist er zu tadeln, denn er ist gleichsam an

ihren Fehlern schuld, aber wenn er eine gute hat, ist er um so mehr zu loben. Denn er ist vorzüglich die Ursache ihres Gutseyns. Auf gut Röm. werden also die potiores partes dem Mann eingeräumt. Nun wundert mich am meisten nur die Verbindung beider Sätze: nisi quod. Diese weiſs ich mir nur auf Eine Art einigermaaſsen zu erklären. Er hat zuerst gesagt: per *mutuam* caritatem, *invicem* se anteponendo und so das Lob zwischen ihm und ihr gleich getheilt. Daraus sollte man nun schlieſsen, das Verdienst beider sey gleich, und diesen ausgelassenen Satz zu beschränken setzt er nisi quod hinzu. Ergänze ich bei laus und culpa uxoris, so scheint mir alles noch gezwungener, auch würde dann nicht in bona uxore stehen, sondern Tacitus hätte das Ganze anders gewandt. Nehme ich die andre Lesart minor an, so bekomme ich noch weniger einen guten Sinn, und eine andre Aenderung fällt mir nicht bey. Sagen Sie mir doch die Ihrige?

Soviel Materialien gab Ihr Brief her, liebster Freund. Die Blätter erfolgen zurück. Jetzt Einiges über die Bogen Ihrer neuen Ausgabe, die Sie mir nach Berlin schickten. Aber noch einmal. Nur sehr wenig. Denn Ihre Gründe, diese oder jene Lesart aufzunehmen, müssen natürlich meist historisch seyn, und da mir nun die Quellen mangeln, so kann ich nicht einmal viel darüber harioliren.

1. Ueber die Stellen, wo wirklich der Sinn verändert ist. Unter diesen haben mir vorzüglich folgende gefallen. *α.* 573. das bisherige *οὐδ' ἔτ'* wollte mir immer nicht recht passen. *β.* 283. und *ε.* 538. der praepos. als demonstrat. ist hier unstreitig homerischer, als das relat. Eben so sehr hat die Aenderung *γ.* 215. meinen Beifall. Das Vorige *εἰ καὶ* wie gewöhnlich *quamuis* übersetzt gab einen ganz widrigen Sinn. Gerade jüngere Leute reden weniger und heftiger. Auf gleiche Weise empfiehlt der Sinn schon das

ἐπιβήσομαι ε. 227. Denn jetzt war vom Hinaufsteigen die Rede, und er konnte ja ebensogut *auf* die Pferde steigen, um hernach herabzuspringen und zu kämpfen. Völlig ebenso einig bin ich mit dem Einklammern der Verse, die Sie für interpolirt erklärt haben. β. 206. ist die Interpolation offenbar, und verdirbt die ganze Stelle. Denn es ist aufserordentlic … schliefsen ᾧ ἔδωκε Κρ. π. ἀ. nemlich χοίρα … o sehr verrathen sich die Verse β. 254- … lei … nzen Zusammenhang stören und an denen … a … ofsen bin. Auch mit ε. 342. habe ich kein … Er … rräth gar sehr die Glosse. Aber was mei … l … icht 341. gleiches Schicksal verdienen? … er jetzt, ohne seinen Nachfolger, sehr abrupt da. Nur für β. 168. hätte ich mich verwenden mögen. Er scheint mir nicht unhomerisch, und verbindet, dächte ich, gar nicht unschicklich 167. mit 169.— β. 558. hätte mir keinen Verdacht erregt, aber Sie ahndeten wohl dort eine Lust, das Eulennest erscheinen zu lassen. Denn sonst giebt doch Homer auch bei den Phokäern ν. 526. die Stellung an, so dafs das nicht so ungewöhnlich scheint. Mistrauischer wäre ich gegen β. 670. gewesen, aber da eine Stelle im Pindar auf diesen Vers oder umgekehrt Bezug hat, so wüfste ich gern, was Ihre Bücher darüber sagen, ob vielleicht etwas darunter ist, was die Zeit bestimmte, wo diese Sage vom goldnen Regen in Rhodos entstanden sey? So eben sehe ich, dafs schon der Scholiast zum Pindar diesen Vers ἀθετούμενον nennt.

Eigentlich gewundert haben mich nur 3 Stellen. α. 424. ἐς statt ἐπ'. Ich hätte mir bei εἰς mehr hinein, in die Tiefe, zu den Meergöttern gedacht. Aber wohl ohne Grund, es läuft wohl auf Eins hinaus. β. 26. kam mir εἶμι homerischer vor, als εἰμι. Ich dächte auch, es gäbe ähnliche Stellen, die es beweisen. Indefs fallen solche mir im Augen-

blick nicht bei, und mit Hülfsmitteln des Suchens bin ich gar nicht versehen. β. 293. σὺν. Da davon die Rede ist, daſs der Sturm am Auslaufen hindert (so verstehe ich wenigstens die Stelle) so dächte ich stände παρὰ besser. Indeſs konnte παρὰ auch leicht aus 297. hieher gekommen seyn. Noch V. 160. muſs ich hinzusetzen. Ἐχεμυνα. Wie wird das ε hier lang. Die Regel, daſs wenn mehrere kurze Silben zusammenkommen, eine lang gebraucht werden könnte, habe ich immer für einen Nothbehelf der Grammatiker gehalten. Wenigstens gedacht, man müſste ihre Anwendung vermeiden, wie man könnte. Da ich einmal bei der Metrik bin, lassen Sie denn auch die Caesur bei einsilbigen Wörtern gelten, daſs Sie β. 196. δὴ mit δε vertauscht haben, und, um noch Eine Frage hinzuzufügen, nicht wahr? β. 109. haben Sie geändert, weil Homer προσηύδα nicht absolut, ohne die angeredete Person, zu setzen pflegt?

2. Ueber die Interpunction. Hierüber weiſs ich nur wenig zu sagen. Gefreut hat mich Ihre Interpunction: α. 434. 435. ι. ι. πέλασαν, π. ὑφέντες, καρπ. — 607. 608. Ἀμφιγυήεις, Ἥφαιστος, π. — β. 157. Δ. τέκος, Ἀτρυτώνη. Bei folgenden Stellen hingegen hätte ich gewünscht, Sie wären bei der alten Art geblieben, nemlich so zu interpungiren. β. 142. ὄρινε, πᾶσι. 380. ἔσσεται, οὐδ' ἠβαιόν. 409. ἀδελφεὸν, ὡς ἐπον. 455. ὕλην, οὔρεος. Es kommen nemlich unzählige Stellen im Homer vor, und alle hier zuletzt genannten sind, meines Erachtens, der Art, wo erst ein Satz geradehin avancirt wird, und dann die Einschränkung, Bestimmung oder dergl. hinterher folgt. Dieſs ist natürlich der alten Sprache, so wie bei uns, den gemeinen Leuten, eigen. Der Sprechende hält alsdann vor der Bestimmung inne, und setzt sie dann mit verändertem Redeton hinzu. Dieſs nun, glaube ich, muſs ein Comma anzeigen. Ich

und man dachte sich nichts r
zu Homers Zeit? Nach Hom
ich auch kein Unterscheidungs
verzeihen Sie mein Geschwät
verstände ich etwas vom Edi
verleitet? — Auffallend hingeg
ter ἄσυ γ. 245. doch glaube ic
Die Herolde darinnen in der St
gleichheit glaubte ich in Folge
reremale z. B. β. 224. ε. 6. habe
(βοῶν—νείκεε) durch ein comm
nicht auch in andern Stellen, w
ben, z. B. β. 263. ἀφήσω, πεπλη
die Parenthese haben Sie ja ein
333. 334.) eingeführt.

3. Ueber die Orthographie.
kel gewesen. Ich setze nur, was
ἴδεσθαι war. So α. 459. αὐέρυσ
vor allen ε. 87. ἄμι πεδίον.

4. Endlich

allen Philologen arbeitet noch mit dieser Genauigkeit, warlich Sie erwerben Sich ein unsterbliches Verdienst um den Homer, und eine solche Ausgabe mufs Epoche in der Geschichte nicht blofs der Homerischen, sondern der griechischen Litteratur überhaupt machen. Damit Sie mehr Zeit gewinnen, billige ich sehr die Interims-Ed. der Od. und wünschte selbst eine der Ilias. Denn für Ihre Gesundheit fürchte ich doch ernstlich bei einer so ungeheuern Arbeit. Wenn Sie irgend können, liebster Freund, so schicken Sie mir doch die nun fertigen Bogen. Ich habe bis jetzt: *α.* von *v.* 410. an. *β. γ.* bis *v.* 319. *δ.* von 320. an. *ε.* bis 709. *ζ.* 200—259.

Nun, theurer Freund, schliefse ich den langen Brief, danke noch tausendmal für alle Belehrung, und wünsche Ihnen von Herzen wohl zu leben. Meine Frau grüfst Sie herzlich. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch mufs ich Ihnen doch sagen, dafs ich, seit ich hier bin, auch alle neuern Werke Kants von der Kritik der reinen Vern. an, die mit eingerechnet, noch einmal durchstudirt habe, und dafs ich mich mit philosophischen Ideen trage, die meine Arbeiten über die Griechen erst einleiten sollen.

XXI.

BOerner, 24. Jan. 94.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihren lieben Brief, der mir, abgerechnet, dafs Sie ihn in einer trüben Stunde geschrieben zu haben schienen, herzliche Freude gemacht hat. Wohl sind Collationiren und Thauwetter zwei Dinge, die einem die Stimmung sehr verderben können, aber er-

wehren Sie Sich dennoch dieser schlimmen Einflüsse. Freilich ist es hier leichter Rath zu geben, als zu befolgen, um so mehr, da ich Ihnen in Halle kaum einen Menschen anzugeben weifs, dessen Gesellschaft Sie mehr als zerstreuen könnte. Warum leben wir nicht in Einer Stadt, liebster Freund? Dann wollte ich suchen, Ihnen solche Stunden zu verplaudern, es mir gelänge, so wäre der Gewinnst dopp b . Sie wünschen noch die Blätter beantwo Ih n vorletzten Briefe beigelegt hatten, um lte es ir auch so auf alle Fälle schon vorgenom Da es ht viel ist, was ich darauf zu sagen habe, ir r deutlich, und mehr als das, befriedige so ich es diesem Briefe beifügen.

Vorzüglich danke ich Ihnen für die metrica. Der Unterschied, den Sie zwischen dem Homer und den Tragikern festsetzen, leuchtet mir erstaunlich ein, wenn ich gleich nicht selbst ihn mir so deutlich gedacht hatte. Am meisten hat mich das befriedigt, was Sie von der Position, und den Gründen des Unterschiedes der Röm. und Griechischen Grammatik in diesem Punkt sagen. Was aber von *βλοσυρῶπις, ῆνιν,* zu halten ist, wüfste ich lieber von Ihnen. In der Vannus mufs über den ersteren Fall etwas vorkommen, bei Gelegenheit, dafs Pauw auch am Ende der Füfse, wie hier, Silben durch Caesur lang werden läfst. Eine unerhörte Meinung, da der Grund der Caesur doch wohl darin liegt, dafs eine Endsilbe, die mit keiner folgenden verknüpft wird, ihre wahre Quantität minder hören läfst, und der Ton allemal im Aufschritt des Fufses (wie Sie vom ganzen Verse sehr richtig bemerken, und wie bei Hephästion ein oder zweimal, jedoch nur nebenher, die Anfangssilbe jedes Verses als communis vorgestellt wird) gehoben wird, so wie er am Ende desselben natürlich sinkt. Was ich

also wissen möchte, wäre nun, ob Sie jene Stellen den Versen, wo Trochaeen vorkommen, beizählen? Dafs Sie sagen „prima in φιλος ist allerdings lang" hat mich gewundert. Ich habe sie für anceps und öfter kurz gehalten. Cf. — οι φιλος ηεν. Il. α. 361. Ουδε φιλος — Il. ω. 775. Φιλε κασιγνητε — Il. δ. 155.

Ihr Urtheil über die Aeneide hat mich sehr aufmerksam gemacht, und wenn ich, nach mehr Lektüre, sicherere Kenntnifs über Gr. Sitten habe, will ich diefs einmal zum Probierstein meiner Kenntnifs machen.

Ueber Il. VIII. 213. bin ich ganz gegen Vofs und Köppen, Ihrer Meinung. Es ist ganz offenbar, dafs zwischen Mauer und Graben ein, wenn gleich kleiner Platz war. Nun halte ich ἐκ νηῶν nicht blofs, wie Sie sagen auf Homerische Weise, sondern wirklich nothwendig hinzugesetzt. Ohne diesen Zusatz war die respekt. Lage des Grabens und Walls nicht bestimmt. Nun weifs man, dafs auf die Schiffe der Wall, und dann der Graben folgte. Mehr weifs ich jetzt nicht, und auch mit Fleifs will ich heute nur noch Eine Kleinigkeit hinzusetzen, damit ich Sie nicht überlade, da ich noch sehr auf eine Antwort auf meinen letzten Brief hoffe.

Diese Kleinigkeit betrift die Endsilben. Sie wissen selbst Dawes Meinung über die Pindarischen. Ich habe nunmehr genau verglichen, und es ist richtig, dafs, nimmt man alle Regeln an, die in Einer Zeile gelten (Position — folgende Aspirata — Vocal der einer langen Silbe folgt —) im Ganzen nur sehr wenig Abweichungen von einer durchgängigen Gleichheit vorkommen, dem auch wohl noch abzuhelfen ist. Nimmt man sie nun aber als gültig an, und beachtet man sie als wichtig bei Festsetzung des metri, so mufs man eine Menge (wenn nicht alle) Verse anders constituiren, als der Metricus, Hephaestion und alle viri docti; und zugleich widerspricht man der Meinung des gesamm-

ten Alterthums. Da auch in den noch übrigen Stücken griech. Musik, immer, wo eine kurze Endsilbe ist, eine Pause den Tact schliefst, so scheint diefs der Gleichgültigkeit der Endsilben die Krone aufzusetzen. Dennoch ist die Bemerkung im Pindar sonderbar, und kann nicht Zufall seyn. Auch kann man nicht sagen, die Abtheilung der Verse ist durch, und die scheinbaren Endsilben sind wahre . Denn es müfsten doch nun in der Mitte g n vorkommen, welche die wahren Endsilb ren. Ich in daher auf eine Mittelmeinung gekom Beim Declamiren blieb die Stimme allemal auf dem s Verses schweben. Die Endsilbe wurde also imm wie sie auch an sich seyn, oder dem metrum nach, erfordert werden mochte, lang ausgesprochen. Daher war sie für den Dichter gleichgültig und der Leser verschafte ihm hierin eine Freiheit, die er sonst nicht hatte. Allein der aufmerksame Dichter kam doch dem Leser zu Hülfe, und setzte öfter eine lange Silbe ans Ende. Zur Unterstützung dieser blofsen Hypothese dienen vielleicht folgende Gründe: 1) der Natur der Sache nach verweilt man am Ende des Verses. 2) Pindar hat soviel mehr lange als kurze Endsilben, dafs nach einer zwar blofsen, aber gar nicht ohngefähren Schätzung unter 4 Versen 3 lange und nur 1 eine kurze Endsilbe hat. 3) Marius Victorinus sagt ausdrücklich: quia omnis depositio recipit moram. p. 2569. 4) Dawes behauptet dafs alle Endsilben der ganzen Strophe, wegen der dort nöthigen Pause als lang angesehen werden müssen, und es ist richtig, dafs Pindar bei diesen Endsilben mehr variirt, als bei den andern, woraus ich schliefsen möchte, dafs er, da hier an sich eine gröfsere Pause ist, es weniger nöthig hielt, zu Hülfe zu kommen. Sehr dawider aber ist: 1) das Wörtertheilen, das kaum ein Einhalten erlaubte. 2) Dafs Pindar ebenso genau auch die

kurzen Endsilben beobachtet. Sind hier nun alle diese Verse falsch abgetheilt? oder hielt ers für nöthig, wenn er nicht überall sich den Zwang langer Endsilben auferlegen wollte, doch Gleichförmigkeit zu beobachten, um den Leser gleich in der 1. Str. zu avertiren, wo er Schwebung hinzuthun müsse, oder wie sonst? 3) sagt auch Mar. Victorinus. p. 2505. 2506. dafs die Musiker die kurzen Endsilben lieben. Aber ist sein Zeugnifs über *Musik* geradehin gültig? Sie schienen mir neulich über die Eintheilung und Benennung der Silbenmaafse ein wenig cavalierement, verzeihen Sie den Ausdruck der verletzten Silbenmajestät, zu reden, als wenn sie entweder so leicht, oder nicht so wichtig wäre. Aber Bentleys Abhandlung hat mich doch noch mehr in der Meinung bestätigt, dafs derselbe Vers, anders abgetheilt ganz anders gelesen werden mufs. Z. B. — ⏑ ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ist so — ⏑ ⏑ | ⏑ — | — ⏑ ⏑ | ⏑ — ein Jamb. so — ⏑ | ⏑ ⏑ — | — ⏑ | ⏑ ⏑ — ein Troch. Im 1sten Fall mufs ich mit Bentley so — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ in andern ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — accentuiren und lesen. Um nun Verse zu bestimmen, die, blofs auf die Silben gesehen, 2 Abtheilungen erlauben, glaube ich, mufs man mehr Dinge, im Pindar namentlich das metrum der übrigen Verse der Strophe hinzunehmen. So fand ich neulich — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ — Diefs kann ein Antispasticum Glyconicum oder ein Troch. dim. bi[illegible]ycat. seyn. Ich fand es in 2 Oden, in einer wo sehr viel Antispasten vorkamen, in der andern, wo sehr viel Trochaeen. In der ersten würde ich ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ in der letzten ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ lesen.

Aber was sagen Sie, dafs ich Sie nun auch mit blofsen Muthmafsungen und Einfällen plage. Doch brauchen Sie ja nur ein C. oder N. L. dazu machen, um mich ganz ab- oder zur weiteren Nachforschung zu verweisen.

Ihre letzten Papiere erfolgen hier. Mehr habe ich jetzt

nicht. Sie haben ja immer alle mit meinen Briefen zurückempfangen. Aber wie es mit den Papieren über Hesiodus ist, die ich noch habe und behalten, weifs ich nicht. Auf meine Sachen über die ersten 50 Verse der ἔργα schickten Sie mir Papiere, die ich auch noch in guter Verwahrung habe, aber blofs lateinische und offenbar *ältere*. Gleich darauf kam ich Dort sagten Sie mir, es hätten auch *neue* crip m dabei gelegen, und ich glaubte, ich h er . Ich fand aber gleich bei meiner Rückkunft nichts s jene ältere, angekommen war. Wie ist m nun? Schrieben Sie wirklich zu jenem Brief et iel s vielleicht bei Ihnen liegen? Die Hesiod. Papiere, die ich nun habe, erhalten Sie auch bald.

Ihr Exemplar hat mir viel Freude gemacht. Schicken Sie es jetzt lieber so in 3 Heften. Ich danke herzlich und meine Frau auch.

Den Larcher brauchte ich freilich täglich. Denn seitdem Reitz den Borheck verlassen hat, ist er toll mit Druckfehlern. Ich bin bei keinem Capitel sicher. Die Accente weifs er gar nicht mehr zu setzen, und wirklich nicht Einmal sondern oft kommen Fälle, wie folgender δύναμαὶ μιν z. B. vor. Indefs warte ich natürlich gern, bis Sie ihn entbehren können. Dann aber bitte ich Sie, mir ihn und nur noch hieher zu schicken, so wie ich Sie recht sehr bitte, mir noch hieher zu schreiben. Denn da das Wetter sich so geändert hat, sind nun unsre Beschlüsse folgende. 25. reisen wir nicht, allein sobald wieder Frost einfällt, benutzen wir ihn gleich, und geschieht diefs in den nächsten 14 Tagen und darüber nicht, so reisen wir auf alle Fälle zwischen dem 8ten und 16ten Febr. wo wieder guter Mondschein ist. Denn *entweder* guten Weg *oder* Mondschein müssen wir haben.

Sagen Sie mir doch ob ich mir Schneiders Marginalien ausbitten soll.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und wir beide alle die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Meine Abreise erfahren Sie auf alle Fälle sogleich, als sie gewifs festgesetzt ist.

XXII.

Jena, 30. Jan. 94.

Sie sehen, mein theurer Freund, dafs ich gerade nur die Hälfte Ihrer mir zugestandnen 3 Wochen gebraucht habe. Gleich nach Ankunft Ihres Briefs habe ich mich an Ihr Werk gemacht, ihm 3—4 Tage gewidmet, und es so sorgfältig geprüft, als mir möglich war. Auch hätten Sie schon am vergangenen Posttag diese Antwort erhalten, wenn nicht die Gesundheit meines kleinen Jungen mich da am Schreiben verhindert hätte. Wir haben ihm nemlich am 15. huj. die Blattern abermals (ich glaube Sie wissen, dafs es schon im Herbst zweimal vergeblich geschah) einimpfen lassen, und da fiel gerade der Ausbruch in den Anfang dieser Woche. Um diese Zeit der Erwartung pflegt man wohl nicht recht rein gestimmt zu seyn für ruhige Untersuchung, und auch ich war es nicht, so gut alles übrigens ging. Das Kind hat etwa nur 30 Blattern, und befindet sich gesund und munter. Was aber Ihren Bogen betrift, so habe ich mir, um meiner Sache gewisser zu seyn, alle Begriffe und Gefühle zurückgerufen, die das Lesen Homers und das Zurückgehn in diefs heroische Zeitalter

sonst in mir weckte. So habe ich Ihre Arbeit erst einmal im Zusammenhang gelesen, und alles, was Sie sagen, ruhig auf mich einwirken lassen. Dann habe ich sie noch einmal vorgenommen, einzelne Argumente geprüft, und bei dieser Gelegenheit hie und da nachgeschlagen, und ganze Homerische Stücke wieder gelesen. Das Resultat dieser Prüfung ist na diesem denn doch das, wenn Sie es einmal so k ri verlangen, dafs ich überzeugt bin. Ind o iefs keins Ihrer Argumente einzeln bewirkt, n jedes, aube ich, liefsen sich mancherlei Einwend n machen; aber ich halte es nicht für möglich, dafs jen der jene Zeiten nur ohne Vorurtheil kennen gelernt hat, sich der vereinten Stärke aller widersetze. Eben darum aber wird es, um überzeugt zu werden, immer nöthig seyn, sein gesundes Gefühl zu Hülfe zu nehmen, den Tact, d. h. hier, die Stimmung, die der Geist durch ein richtiges Studium der Homerischen Zeit erhält, mitrichten zu lassen. Gegen einen trocknen Streiter, der nicht eher nachgiebt, bis er per reductionem ad absurdum aus jedem Schlupfwinkel vertrieben ist, werden Sie schwerlich viel ausrichten. Ich sage diefs nicht, als würde Ihnen an der Ueberzeugung eines solchen auch nur überhaupt viel gelegen seyn, sondern blofs, um Ihnen die Totalwirkung zu zeigen, die Ihre Schrift, meines Erachtens, machen wird. Die Disposition Ihrer Argumente, glaube ich, ist Ihnen vortreflich gelungen. Vorzüglich haben Sie wohl gethan, alles auf illud *posse* (S. CXII.) zusammenzudrängen. Diese Gründe sind diejenigen, welche am meisten eines strengen Beweises fähig sind, und haben Sie diese festgesetzt, so ist es nun an Ihren Gegnern, nicht an Ihnen, mit den Schwierigkeiten der Meinung fertig zu werden. Den Beweis, dafs die Schreibkunst nicht früher, als in den von Ihnen bestimmten Perioden in Griechenland gebräuchlich gewesen

ist, halte ich für mathematisch hinreichend. Gegen diese Gründe läfst sich nichts aufbringen, und ich habe den Scharfsinn bewundert, mit dem Sie die einzelnen Momente gefunden, und vor allem auch gestellt haben. Was Sie von den Rhapsoden sagen, wird weniger Anfechtung finden, aber dennoch ist die Sache bis jetzt nie in ein solches Licht gesetzt worden, und es ist Ihnen aufserordentlich gut gelungen, ein Gemälde zu entwerfen, das den Leser gerade in den rechten Standpunkt für die folgenden Untersuchungen versetzt. Auf beiden zusammengenommen ruht nun die Hauptstärke Ihrer Beweise. Gegen diese ist mir eine einzige Einwendung eingefallen, die ich hier berühre, nicht als schiene sie auch *mir* wichtig, sondern weil sie Ihnen möglicherweise und nicht ohne Schein gemacht werden könnte. Ich nehme an, wie es gewifs ist, die Rhapsoden sangen nur bei einzelnen festlichen oder andern Gelegenheiten, nur kürzere, leicht zu umfassende Stücke. Aber, da die Rhapsoden allen Stoff aus der Tradition entlehnten, so konnten sie kein Stück wählen, das nicht mit andern, vorhergehenden und nachfolgenden Begebenheiten, zusammengehangen hätte, und da sie sich mit jedem Stück, weil sie es in sich aufbewahren mufsten, anhaltend zu beschäftigen gezwungen waren, so mufste ihnen der Kreis, aus dem sie es genommen, vorzüglich lebhaft vorschweben, und die Arbeit ihnen in diesem leichter werden. Hatten sie nun etwas getroffen, das gerade gefiel, so war die Idee leicht, an diefs etwas anderes zu knüpfen, das auch in der Geschichte damit zusammenhing. Sie hatten dabei wenigstens schon den Vortheil, dafs der Leser mit dem Sujet bekannter, und aus der Erinnerung des vorigen Stücks sein Interesse dafür gewonnen war. Homer mochte also zuerst nur den Zank zwischen Achill und Agamemnon gesungen haben, bis zur Entschliefsung des ersteren nicht mehr zu

fechten. Nehmen Sie an, die Neugier zu wissen, was jetzt aus den Griechen geworden sey, habe ihn bewogen, die Geschichte ein andresmal weiterfortzusetzen, so machte dieſs mit dem Vorigen schon ein gröſseres Ganze aus. Die Art zu detailliren, wie sich dieſs habe weiter fortspinnen können, erlassen Sie mir gewiſs, und werfen mir wohl nur die Frage auf, warum es bei Hectors Bestattung schon aufhöre? Dieſs is genug und wird nicht mehr als Vermuthu wa daſs mit Hectors Tod Iliums Schiksal en entschieden war u. s. f. Dieſs wäre de S lt. Lassen Sie uns jetzt auch den zweiten th ner konn e mit der Zeit darauf kommen, die Aufm der hörer schon bei einem Gesang auf den f n zu sp ien, und so war es möglich, daſs nach und nach schon ein gewisses Ganze hervorkam. Allein ich fühle sehr wohl alle die Unwahrscheinlichkeiten, welche dieser Einfall hat, und werde durch ihn nur auf etwas andres geleitet, das mir wichtig und wahrscheinlich zugleich dünkt, womit Sie aber gewiſs auch selbst einig seyn werden. Homer kann nemlich in der That Verfasser der meisten einzelnen in der Il. und Od. enthaltenen Stücke seyn, nur daſs er sie einzeln und abgesondert dichtete. Schon die früheren Homeriden können sich einen gewissen Cyclus beim Vortrag seiner Gedichte angewöhnt haben, so daſs dadurch bald längere, bald kürzere Ganze entstanden sind. Aus mehreren von diesen kann Pisistratus, oder wer es gewesen seyn mag, das Ganze, wie wir es besitzen, zusammengefügt haben. Hiebei würde ich nun vorzüglich darauf Gewicht legen, daſs schon Homer den Zusammenhang mehr vorbereitet haben kann, als man vielleicht annimmt. Denn ich halte es für unmöglich, daſs ein Genie, wie das seinige, wenn es mehrere Stücke desselben Sujets behandelt, diese nicht, ohne es sogar zu wollen,

fester in einander verschmelzen sollte. Hier wäre nun der Versuch wichtig, zu bestimmen, was nach andern Gründen der Kritik, als der Zusammenhang an die Hand giebt, nicht für Homerisch angesehen werden kann, um zu finden, wieviel ungezweifelt Homerisches übrig bliebe. In diesem Theil, gestehe ich, hätte ich mehr Ausführlichkeit gewünscht, wiewohl ich nicht entscheiden mag, ob es, wenn man auch sicher auftreten, nicht harioliren will, möglich war, viel mehr zu leisten. Nur habe ich einiges vermifst, was ich mich aus Ihren Gesprächen erinnere; z. E. vom veränderten Gebrauch des Artikels, dem plötzlichen Wechsel der Beinamen z. B. des Jupiter, und was Sie mir einmal von dem guten Zusammenhange, und dem gleichen Ton in den ersten 7—8 Büchern der Ilias sagten. Endlich dürfte Ihr Argument gegen die 6 letzten Bücher der Il. manchen Widerspruch finden. Mir selbst scheint Hectors Tod (denn die Bestattung überlasse ich Ihnen eher) dem Zorn so unpassend nicht anzugehören. Patroclos Tod war schlechterdings eine Folge dieses Zwistes, und dafs Achill seinen Freund ungerochen lassen sollte, war einem Homerischen Griechen ebenso unerträglich, als einem Musiker die fehlende Schlufsquinte bei einem angeschlagenen Accord ist. Soviel vom Inhalt. Die Diction habe ich nicht genug bewundern können. Es herrscht nicht nur durch das Ganze eine so grofse Leichtigkeit und Grazie, sondern auch die höheren Foderungen des Styls einer geschmackvollen Behandlung, und einer geistreichen Verarbeitung der grofsen Masse gelehrter Kenntnisse, die darin sichtbar ist, sind im hohen Grade erfüllt. Der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn geht ein gewisser leitender und sichtbarlich durch das Studium der Alten genährter Geist zur Seite. Ich weifs keine philologische Schrift, die diesen Untersuchungen gleich käme, nur mit den Lessingischen glaube ich hie und da

Aehnlichkeit der Manier bemerkt zu haben. Sie sehn, dafs ich zu einer Wärme hingerissen worden bin, der ich mich um so sichrer überlasse, als ich weifs, dafs ich bei Ihnen von jedem Verdacht auch der *kleinsten* Uebertreibung bei Aeufserung eines solchen Urtheils frei bin. Auch bin ich überzeugt, wird das Publicum nicht anders urtheilen. Ueber diefs aber noch ein Wort. Der Ort, wo diese Untersuchungen stehen, Prolegomena zu einer kritischen Ausgabe, ist ihnen nicht recht günstig. Die meisten Philologen von Profession haben keinen Sinn dafür, und die Leute von Geschmack und Geist, die jenes nicht sind, werden durch die Idee, viel von Dingen zu hören, die sie nicht verstehn, abgeschrekt. Ich hielte es für sehr gut, wenn ein deutscher Auszug aus der Geschichte des Homerischen Textes in irgend einem beliebten Journal besorgt würde. Die Ideen sind zu wichtig, um nicht völlig allgemein bekannt zu werden. Die ALZ. könnte hiezu beitragen. Aber Schütz wirds recensiren wollen, und darüber wirds nie recensirt werden. — Mit meiner Arbeit war ich wirklich an einen Abschnitt gekommen. Sie werden im 2ten Stück der Horen eine Abhandlung finden: Ueber den Geschlechtsunterschied, und dessen Einfluſs auf die organische Natur, die mich so kurz sie ist, sehr viel Vorarbeit gekostet hat. Ihr werden noch einige andere nachfolgen. — Ich habe diesen Brief noch einen Posttag länger müssen liegen lassen. Der kleine Junge ist recht wohl, und die Blattern fangen an abzutrocknen. Meine Frau, die das Lateinische der Kinder wegen wieder hat aufgeben müssen, die ich aber mit Ihren Ideen bekannt gemacht, dankt Ihnen sehr dafür, und grüfst freundschaftlichst. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

H.

[*Randschriftlich.*] Ich darf doch die Folge der Bogen erwarten? Es hat sie niemand auch nur *gesehen*. Göthe allein,

der bei mir war, als sie ankamen, hat, da ich sie um den Brief zu lesen aus der Hand legte, den Titel zufällig gelesen, um Ihnen alles recht gewissenhaft zu sagen.

XXIII.

Jena, 8. März, 1794.

Schon längst, liebster theuerster Freund, hätten Sie einen Brief von mir erhalten, aber die Umstände fügten sich so sonderbar, dafs ein schnelleres Antworten mir zur wahren Unmöglichkeit wurde. Ein mit mancher andern Kränklichkeit verbundenes Zahngeschwür meiner Frau nöthigte mich, meinen Aufenthalt in Erfurt um ganze 14 Tage zu verlängern, und so kam ich erst den 25. p. hier an. Zwei Tage darauf erhielt ich Ihren lieben Brief, und seitdem ist meine Antwort theils durch die Zerstreuung der ersten Tage an einem neuen Orte, theils durch einen Besuch meines Bruders, der noch bei mir ist, theils endlich auch durch Zögern des Fiedler, da ich doch den Plato mitschicken wollte, verspätet worden. Meine Frau war bei unsrer Ankunft hier recht wohl für ihren jetzigen Zustand und ihre Kräfte überhaupt, die denn freilich ganz frei von Beschwerden kaum Einen Tag seyn lassen.

Aber Ihr Kränkeln, lieber Freund, wird mir immer bedenklicher, und nun gar Lähmungen oder doch etwas Aehnliches. Ich bitte Sie recht herzlich und dringend, entreifsen Sie Sich gleich nach Ostern dem Homer, und machen Sie den Sommer über eine Reise, aber eine weitere und zerstreuendere, als eine nach Karlsbad oder Dresden ist. Thun Sie das nicht — und beinah fürchte ich es, da ich von dem Ruf nach Kiel nichts mehr höre, Sie in Halle ein neues Quartier nehmen, und auch das Jubilaeum, das Sie

sonst eher weggetrieben hätte, wie mir Schütz sagt, unterbleibt — thun Sie, sage ich, das nicht, so laufen Sie wirklich Gefahr, durch noch schlimmeres, vielleicht auch gefährlicheres Krankseyn Sich Ihren Beschäftigungen, Ihren Freunden, und der Wissenschaft zu entziehen. Ist einmal die Iliade fertig, so können Sie ja auf Ihren Lorbeeren fürs erste ruhen, und über die übrigen Verhältnisse, die Sie etwa hindern könnten, [illegible] n ja möglich seyn, Sich hinwegzusetzen.

Jena gefäll [illegible] bis jetzt [illegible]hr gut, wenn nicht, weil wir viel finden, [illegible] v [illegible] wenig fordern. Wir wohnen still und lä [illegible] in ein [illegible]Gartenhause. Unser Quartier ist so klein [illegible] u [illegible]erade Platz und auch kein Kämmerchen ül [illegible], a [illegible] bequem genug und durch Lage und Garten angenehm. Umgang wird meine Frau aufser einigen wenigen, die zu uns kommen können (und wovon ich mir bis jetzt nur zwei wünsche, einen M. Grosse und einen Sohn des Pempelforther Jacobi) nicht haben. Ich aufserdem auch nur wenig, von Zeit zu Zeit Schütz, der überaus freundschaftlich ist, Hufeland, Paulus u. s. w. Aber Sie wissen es am besten; am Umgang liegt uns sehr wenig, und wenn, wie es so gut als gewifs ist, Schiller Ostern kommt, so ist auch diesem Mangel, wenn es einer ist, ganz abgeholfen. Nur Büchercommunication ist hier klein. Indefs hat doch die Universitätsbibliothek Einiges; Einiges Schütz und andre, und so geht es auch hierin wenigstens so mittelmäfsig.

Gethan habe ich seit BOerner so gut als — nichts. Das Repertorium über die Pindarischen Silbenmaafse habe ich vollendet und damit eine so mühselige, so silbenstechende und mir sonst so wenig angemessene (aber nun zur Uebersetzung und Bearbeitung des Pindar einmal unentbehrliche) Sache, dafs ich schwerlich je wieder eine ähnliche

unternehme. Seit ich aber hier bin arbeite ich viel. Ich habe mir vorgenommen, hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück. Dafs die Griechen darüber nicht vernachlässigt werden, versteht sich von selbst. In diesen beschäftige ich mich zunächst mit der Ausgabe der Uebers. der IV. Pyth., den Untersuchungen über die Rhythmik und dem Lesen des Sophocles. Aber in der Manier mache ich, nach Ihrem Rath, mehrere Aenderungen, arbeite schneller, schneide einige unnütze und weitläuftige Arbeiten ab, kurz bekämpfe mit mehr Liberalität den Hang zur Pedanterie, ohne doch an der Klippe der Ungründlichkeit zu scheitern.

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen unbekannterweise auf das hochachtungsvollste, und freut sich im Voraus, wenn Sie seine Arbeit über die Webereien*) im Mscr. durchlesen wollen. Das meiste Neue glaubt er über den radius sagen zu können.

Ueber Ihre Anzeige, für die ich herzlich danke, urtheile ich nicht, wie Sie. Sie ist sehr gut und schön geschrieben. Bescheiden ist sie, aber ich gestehe, ich liebe die Bescheidenheit auch in dem, der mit der gröfsesten Gewifsheit reden kann, wo sie nur nicht der Sache schadet, und das glaube ich hier nicht. Aber geseufzt habe ich bei dem Bogen Ihres Homer und möchte seufzen so oft ich ihn ansehe. Ich kann mir den Gedanken nicht nehmen, dafs Sie ihm einen Theil Ihrer Gesundheit aufgeopfert haben, und so lieb mir der göttliche Sänger ist, so sind doch Sie mir so unendlich lieber!

*) Diese Arbeit ist ungedruckt geblieben. Alexander von Humboldt verfafste sie unter Heyne's lebhafter Aufmunterung zu Göttingen.

Jetzt ein Paar Worte auf Ihren Zettel, der hiebei erfolgt:

ad 1. Unter 5 Malen, als wie oft *Ατρευς* und seine deriuata im Pindar vorkommt ist prima 3mal ungezweifelt lang: Ol. XIII. 81. Isthm. V. 48. VIII. 111. und zweimal kurz Pyth. XI. 47. Ol. IX. 107. Ueber *Ατρεϊδης* belehren Sie mich aber ncks Note (ad Apoll. Rhod. I. 58.) schrekt thius. Im Pindar kommt die Form zwei I. 47. und Isthm. VIII. 111. In Pyth. XI. 47 Silbenmaafs eigentlich:

– ⏑ – ⏑ ⏑ – – – –

Diefs nennt de v ein Periodicum ex Jambis et Trochaei h die Conversion, die zum Periodicum nothwendig ist, hier nicht geht, so ists doch ein Asynartetum ex Jambico dim. brachycat. et Trochaico dim. brachycat.

⏑ – | ⏑ – | ⏑ – || – ⏑ | ⏑ ⏑ – – | – –

θανεν μεν αυ-τος η-ρως α-τρειδας

Hiezu hatte ich vorigen Sommer zum Pauw die Worte geschrieben:

„*Ατρεϊδας* ist nicht nöthig indem dort ebensogut (in loco impari in Trochaico) ein Spondeus stehn kann und mir diese Diaeresis nie vorgekommen ist."

Der ersten Meinung bleibe ich noch. Aber wegen der letztern Eustathius! Doch haben Sie ihn ja niedergeworfen, nur um die Gründe bitte ich, da Ihr so *grund*voller Homer so *gründe*los erscheint. In Isthm. VIII. 111. ist das Silbenmaafs das herrliche Pindaricum, was wir nur zweimal in seinen Oden haben

⏑ – – – ⏑ | – ⏑ ⏑ – – | ⏑ – – ⏑

γεγυρωσε τ'ατρειδαι-σι νοστον

Dem Metr. nach kann hier statt des Choriamben ein Melossus stehen. Dann ginge *ατρειδαισι* auch hier an, und

wirklich ist in derselben Ode 67. *-των ηκου-* noch ein Molossus, der aber durch *-των εσακου-* oder *-των ακοη-* emendirt wird. Und freilich findet sich der Molossus in Choriambischen Versen gewifs nur selten und ich erinnere es mich nur in den freiern Lateinern, Terenz, Ihren Tusculanen. Hephaestion berührt den Fall nicht. Marius Victorinus. p. 2533. sagt: raro recipit Molossum. Was halten Sie aber von *ατρεαδαις*?

Was übrigens die Vokale ante mutam cum liquida betrift, so werde ich noch künftig eigends untersuchen, ob Pindar in ihrer Quantität gewisse Regeln befolgt, wie die Tragiker und Aristophanes (wie ich aus Morell sehe) thun sollen.

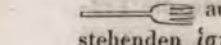
ad 2. erwarte ich eine Antwort von Ihnen. In dem Heynischen (incl. Oxfordschen) Pindar sind die Fälle, wo solche Silbe ohne *ν ἐφελκ.* lang seyn mufs, noch ziemlich häufig. Aber auf der andern Seite haben Schmid und hernach die Oxforder schon viele *ν* appingirt. Pauw thut diefs allemal, wo die Silbe nicht auch kurz seyn darf, und selbst da hie und dort. Glauben Sie, dafs es gut wäre, einmal alle Fälle im Pindar zusammenzusuchen, und aus den Varianten zu sehen, ob die besten Codices das *ν* oft fehlen lassen, wie ich glaube? Oder ist die Sache schon sonst entschieden?

ad 3. ob Pauw wegen *πηνεϊον* Recht oder Unrecht hat, glaube ich, können nur die besten Codices beweisen. Haben alle, wie er sagt *πηνειον* und hat Schmid die Diaeresis gemacht (wovon Heyne und die Oxforder kein Wort sagen) so möchte ich glauben, er hätte Recht. Denn dafs Pindar Versfüfse auf erlaubte Weise verwechselt, ist mir gewifs und diese Aenderung ist ganz gewöhnlich. Sonst aber ist die vollkommene Gleichheit immer im Pindar häufiger, und diese Diaeresis ja wohl gewöhnlich?

Adieu liebster, bester Freund. Verzeihen Sie meinem

Kopfschmerz und meiner Zerstreuung diese Flüchtigkeit. Sagen Sie mir bald nur was Sie machen! Adieu!

H.

[*Randschriftlich von Alexander von Humboldt.*] Es ist freilich viel gewagt, Ihnen Durchsicht *solch* einer jugendlichen Arbeit zuzumuthen. Was ich nur wünschte hat Wilhelm gleich als Bitte ausgedrükt. Das mag *er* verantworten. Auch glaub' ich nicht so wohl den Radius (κερκίς) als vielmehr den Pecten (ξάνιον), der bisweilen sogar mit plectrum verglichen wird und was die neueren Kommentatoren bald mit radius verwechseln, bald gar durch *Lade!* übersezen, deutlich erklären zu können. Der Pecten scheint so  ausgesehen zu haben. Wenn die Weberinnen bei ihren stehenden ἱστοῖς besonders beim χιτὼν ἀρραφὴς um den Stuhl herumgingen*) und den Radius (ein bloſser Stab mit umwickelten Fäden) sakkartig einflochten, so ergriffen sie den Pecten und schlugen den Einschlag damit zusammen. Da sich historisch erweisen läſst, daſs die haute lisse Weberei (welche unter Karl Martell durch die Sarazenen nach Spanien kam) *ein* Vaterland mit der altgriechischen hat, da der Pecten noch jetzt im Orient so aussieht und sich alles was Pollux vom Weben sagt nach dieser Hypothese faſslich erklärt ist, so ist sie wenigstens wahrscheinlich.

[*Nachschrift von Wilhelm von Humboldt.*] Noch hat mein Bruder Mumienleinwand untersucht, die er auch beschreiben wird.

XXIV.

Jena, 23. März, 1794.

„Besser wenig, als nichts" denk' ich, liebster Freund, und da mir durch mancherlei Dinge Zeit zu Vielem abgeht, so will ich Ihnen doch in zwei Worten sagen, daſs

*) Hiezu giebt Wilh. v. Humboldt in Parenthese folgenden Zusatz: „zum Herumgehn gehört im Pindar Pyth. IX. 33. 34. ἱστῶν παλιμβάμους ὁδούς et Schol. ad h. l. Da aber der Schol. sagt: αἱ γὰρ ὀρθαὶ ὑφαίνουσαι so scheinen andere auch sitzend gewebt zu haben, wovon mein Bruder auch Spuren hat, und worauf sich, wie er mir dictirt „die insubula oder insilia (Lucrez) beziehen"".

wir jetzt sämmtlich wohler sind, als bei meinem letzten Briefe, dafs uns Jena noch recht gut, und noch besser der schön beginnende Frühling behagt. Möchte doch es bei Ihnen auch so seyn und möchten vorzüglich erst alle Homerische Sorgen Sie verlassen haben. Sagen Sie mir bald ein Wort davon.

Die eigentliche Veranlassung dieser Zeilen, theurer Freund, war, Ihnen mein neuestes Machwerk, die 1. Pyth. mitzutheilen. Ich habe sie schnell vollendet; ich hoffe, es soll *einzelnen* Stellen nicht geschadet haben; und das *Ganze* hat sicher dadurch an Einheit gewonnen. In den vielen schwierigen Stellen der Ode werden Sie mich fast immer auf dem alten (Vor-Vossischen), hie und da auf dem Vossischen, seltner auf einem eignen Wege finden. Sie wissen, dafs ich eine Probeode drucken lassen wollte. Ich bestimme diese dazu. Sie thäten mir eine grofse Liebe, wenn Sie mir Ihr flüchtiges Urtheil über die Uebersetzung, und Ihre Meinung über jene Bestimmung zur Probeode sagten, mir aber diese Abschrift, da ich sie brauche, in 14 Tagen zurückschickten.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen mit mir auf das freundschaftlichste. Adieu. Ewig Ihr

Humboldt.

XXV.

Jena, 28. April 96.

Verzeihen Sie mir ja, liebster Freund, dafs ich Ihren mir so angenehmen Brief erst so spät beantworte. Allein in Jena hier giebt es doch hie und da eine Störung mehr, als in Burg Oerner, und da ich Sie selbst mit Homericis so beschäftigt weifs, so ists mir immer, als störte ich Sie mit Episteln.

Ihre Anmerkungen zu der Ode, von denen ich einige gewifs benutze, haben mir viel Freude gemacht, vorzüglich auch darum, weil es mir lieb war einige Stellen, wo ich von den VV. DD. abgegangen bin, durch Ihr Urtheil bestätigt zu sehen. In Ihr Urtheil im Ganzen, gestehe ich offenherzig, kann ich nicht einstimmen. Ich halte die Uebersetzung wenigs[illegible]ste, und der Gedanke, damit vor dem F[illegible]zu [illegible]einen, ist mir noch nicht ganz vergangen[illegible]e [illegible]en das ebenso offenherzig, als ich Ihnen, [illegible]iglieber, für Ihre Offenheit danke. Was Ihre einz[illegible]Anmerk[illegible]en betrift, so fürchte ich sie nicht. Eben[illegible]es nur [illegible]nzelne sind, läfst sich das, was Sie tadeln [illegible]erzen u[illegible]verbessern. Das thue ich auch gewifs an mehr als Einer Stelle. Mit einigen aber kann ich nicht übereinstimmen, und hoffentlich sehen wir uns ja bald einmal wieder, um Gründe gegen Gründe zu wechseln. Muthloser macht es mich, dafs ich aus Ihrem Briefe schliefse, dafs auch das Ganze Ihnen nicht gefallen hat. Flecken lassen sich auswischen; aber solche Radicalgebrechen sind und bleiben radical. Und mir selbst waren matte Uebergänge und holprichte Stellen hie und da an der Ode fatal, und sind es zum Theil noch. Deswegen, aber eigentlich durch Ihr Urtheil bewogen, habe ich den Druck der Probe, den ich sonst gleich besorgt hätte, wenigstens bis Michaelis hinausgeschoben. Theils wird bis dahin mir das Ding zur besseren Beurtheilung fremder; theils ists ja möglich, ich übersetze bis dahin eine, die besser geräth. Nur über zwei Dinge noch eine Bemerkung und dann genug davon! Sie fragen: wird den Musen irgendwo die Harfe so beigelegt, dafs sie spielen? Aber, wenn Sie nicht die Schwierigkeit in der Gattung des Instruments suchen (Harfe), kommen nicht Musen, mit Saiteninstrumenten in der Hand auf Gemmen unzähligemale

vor, und soll das nicht eignen Gebrauch anzeigen. Ist das aber nicht, sollte nicht *begleitender Schmuck* ebenso vage als *σύνδεσον κτέανον* seyn? Dafs ich den Typhoeus freilich sonderbar ein *kriechendes Ungeheuer* nenne, haben Sie aus seiner Lage auf dem Bauch unter dem Aetna hergeleitet. Allein ich bin durch eine Stelle im Strabo l. 16. wo es heifst, dafs einige glaubten, er sey eine Schlange gewesen, und vorzüglich durch eine Gemme in den „Pierres gravées du Cabinet du Duc d'Orléans" darauf gekommen, in der er wirklich statt der Füfse Schlangengewinde hat.

Sie wünschen etwas über meinen hiesigen Aufenthalt zu hören, und ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, dafs ich noch mit keiner Stadt so zufrieden gewesen bin. Die Gegend ist so sehr schön, und Gesellschaft brauche ich so gut, als gar nicht zu sehen, ohne darum mit den Leuten auf üblem Fufs zu stehen. Dabei sind mir doch einige Männer hier wirklich interessant, Schütz, Hufeland, Paulus, und diese kann ich gerade alle ohne alle gêne genieſsen. An Büchern ist auch wenigstens nicht eben Mangel und überdiefs brauche ich jetzt wieder nicht sonderlich viele. Denn ich mufs Ihnen nur offenherzig gestehen, dafs Philosophie und Politik der Philologie wieder viel Raum abgenommen haben. Indefs geschieht doch etwas Griechisches täglich. Stellen Sie Sich vor, schon im Herbst haben mir S. und H. angeboten, mit an der ALZ. zu recensiren. Allein der nach Auleben addressirt gewesene Brief hat sich verloren. Jetzt habe ichs angenommen, jedoch mir vorbehalten nur äufserst wenige, und blofs mir selbst interessante Bücher zu nehmen. Nur um nicht gleich anfangs so ekel zu scheinen, habe ich unbedeutende übernommen, und werde in wenigen Tagen ein halb Dutzend Rec. von Stapel gehen lassen.

Meine Frau, die Sie herzlich grüfst, erwartet ihre Nie-

derkunft jetzt täglich. Ihr Befinden ist doch meist leidlich. Gut kann man freilich eigentlich nicht sagen. Desto munterer ist unsere Kleine. Die Entbindung melde ich Ihnen so schnell, als möglich.

Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin und grüfsen Sie innigst Ihre lieben Mädchen. Leben Sie wohl, theurer lieber Freund, [illegible] mir bald den Rest der Ilias, der mir d[illegible] willkommen seyn soll, dafs ich Sie dann fr[illegible]n weifs.

Ewig Ihr
Humboldt.

[*Nachschrift*] [illegible]folgt anbei. Wir sind aber schon in 2 Tag[illegible]anzen Vater der Geschichte fertig und ich danke also für die Folge. Schütz hat den Larcher auch und hat ihn mir geliehen. Sie haben noch Reinholds Vorstellungsvermögen von mir. Könnte ichs wohl zurückerhalten?

[*Randschriftlich.*] Auf den Herodot denke ich lasse ich für meine Frau die Anabasis und dann — wenn der Thucydides noch zu schwer ist — Xenoph. Griech. Gesch. folgen.

XXVI.

Jena, 30. May. 94.

Schon längst, liebster Freund, hätte ich Ihren herzlichen, uns so willkommenen Brief beantwortet, wenn nicht mein Schwiegervater und Schwager die ganze vergangene Woche bei mir zugebracht hätten, und ich dadurch gänzlich in der Ordnung meiner gewöhnlichen Beschäftigungen gestört worden wäre. Verzeihen Sie also, dafs Sie erst jetzt unseren innigsten Dank für Ihre liebevolle Theilnahme empfangen; gewifs ist er aber darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Ganz unsern und Ihren freundschaftlichen

Wünschen gemäfs, geht es mit meiner Frau recht gut, und sie ist sehr wohl und munter, auch wenigstens bei weitem nicht so entkräftet, als wir es fürchteten. Der kleine Junge gedeiht auch. Wir nennen ihn Wilhelm, und es fehlt Ihnen also kein Datum mehr zur Dedication. Die Schwester wundert sich höchlich über ihn, und weist oft mit Fingern auf ihn. Das Mädchen wird jetzt täglich lieber und unterhaltender. Nur mit dem Sprechen will es gar noch nicht fort. Sie sagt kaum mehr, als im Winter in BOerner. — Mit Ihrer Lage, theurer Freund, bin ich gar nicht zufrieden. Ihnen dieſs geradezu zu sagen, müssen Sie schon meiner Freundschaft erlauben. Sie verlieſsen Ihr Haus ja, weil es zu eng war, und nun haben Sie ein noch engeres. Ich sehe Sie also in Gedanken im Herbst wieder ausziehn, und wieder neue Störung und Mühseligkeit erdulden. Wenn Sie nur indeſs erst mit dem Homer fertig sind. Aus dem Bogen, der in Ihrem letzten Brief lag sehe ich doch daſs damals χ schon angefangen war. Sie vergessen doch nicht mir, sobald der Druck fertig ist, alle mir noch fehlenden Bogen zu schicken, und meine Frau wartet auch ungeduldig auf ihr schönes Exemplar. Ich habe jetzt 1 Bog. Prol. und vom Text Bog. *A—Q.* incl. und vom 2ten Th. Bog. *O.* Die Prol. haben mir groſse Freude gemacht, und mit ungeduldiger Sehnsucht sehe ich der Folge entgegen. Sie sind vortreflich geschrieben, und setzen die höchsten Grundsätze der Krit. nicht nur sehr klar, sondern auch so bestimmt, als bisher noch nirgends geschehen war, aus einander. Vom Text habe ich neulich etwa 10 Bücher in Ihrer neuen Ausgabe gelesen. Ich bin auf zwei Kleinigkeiten im Druck gestoſsen, die Sie aber gewiſs schon bemerkt haben. VII. 385. *Ἀτρείοη* und 403. *νιες* ohne Spiritus und Accent. — Der Morgenstern erfolgt anbei zurück. Ich habe ihn ganz und mit allen beweisenden Noten, die mir

manchmal zu gehäuft scheinen, gelesen, und er hat mir viel Vergnügen gemacht. Auch bin ich nicht Ihrer minder lobenden Meinung. Das Plat. System scheint mir von der Seite, welche die Schrift behandelt, nicht blofs richtig, sondern auch in Platos Geist dargestellt. In der Hauptidee, dem Zweck der Republik, war ich — wir sprachen ja auch schon [illegible] vorher der Meinung des Vfs. Im zweiten Th[illegible] hätte er das Verhältnifs der Plat. Vorstellu[illegible]en Krit. Phil. genauer darlegen sollen, u[illegible] gestehe, dafs es mir vorkommt, als würde, wenn e[illegible] gethan hätte, einige Unrichtigkeit zum Vorschein gek[illegible]n seyn, die jetzt verborgen ist. Ich schliefse diefs [illegible] Aeufserungen über die (meiner Meinung nach offenbar nicht ganz lautere) Reinheit des Plat. Moralsystems. Indefs ist diefs nicht wichtig. Denn ich will nicht sagen, dafs er das Plat. System nicht richtig dargestellt hätte, sondern blofs, dafs er das Verhältnifs desselben zur wahren Phil. nicht genug erwogen hat. Was die Darstellung betrift, so wünschte ich einige Mängel weg, welche die Arbeit so ganz, als eine jugendliche charakterisiren. Dahin rechne ich vorzüglich die ganze und an so ungleiche Männer gerichtete Dedikation, im Text selbst aber Weitschweifigkeit, Herbeiziehung zu weit entfernt liegender Gegenstände, und zu grofse Ausführlichkeit in den Beweisstellen. Hier haben Sie mein vollständiges Urtheil. Um diefs in eine förmliche Recension zu verwandeln, müfste ich einen grofsen Theil des Plato neu, und einen andern wiederholt lesen. Diefs liegt jetzt zu sehr aufser meinem Gesichtskreise. Sie verzeihen also mein Ablehnen. Ich befolge dabei das Gesetz, das ich mir überhaupt bei der ALZ. ausbedungen habe. Ich habe gleich erklärt, dafs ich kein Buch recensiren würde, als solche, die *mich* und gerade zu der *Zeit* sehr interessirten, und die ich auch ohne

Mitarbeiter zu seyn, sehr aufmerksam gelesen haben würde, dafs ich also ein fleifsiger Rec. schwerlich seyn dürfte. Die lange pol. Rec. habe ich Gottlob nicht auf dem Gewissen. Sie hat Sie getäuscht, da Sie wahrscheinlich das Buch nicht gelesen haben, und sie passabel geschrieben war. Sonst ist sie elend, und gereicht der ALZ. zur Schande. Denn das Buch ist ein sehr merkwürdiges Buch. Die Schriften über Aristol. Rhet. und den Aristoph. Byz. hatte ich schon, wie den Morgenstern, im Mefskatalogus angestrichen, und werde sie also mit grofsem Vergnügen durch Sie erhalten.

Doch Adieu. Grüfsen Sie freundschaftlichst von uns beiden Ihre Frau Gemahlin und Ihre lieben Mädchen, und bleiben Sie hübsch wohl und gesund, oder besser werden Sie es.

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Der engl. Phädrus ist mit einem langen Briefe von mir, der auch Bemerkungen von meinem Bruder enthielt am 10ten März hier abgegangen. Ich habe veranstaltet, dafs ein Laufzettel nachgeschickt worden ist. — Schreiben Sie mir ja recht bald wieder.

XXVII.

Jena, 25. Jul. 94.

Wie leid thut es mir, liebster Freund, wenn ich unsre Korrespondenz jetzt ansehe, und sie mit dem vergleiche, was sie in Burg Oerner war. Das Andenken an diese langen und fast wöchentlichen Episteln macht mir den sonst nicht sehr angenehmen Winteraufenthalt noch oft reizend und ich möchte Jena, so sehr es mir auch hier gefällt, gram werden, dafs es hierin eine Aenderung gemacht hat. Allein

immer denke ich, wenn Sie einmal mit dem Homer fertig und im Reinen sind, so sind Sie mehr Herr Ihrer Zeit, und dann überwinden Sie vielleicht Ihre Abneigung, dem Papiere viel anzuvertrauen. An mir solls dann sicherlich auch nicht liegen. Zwar werden Sie es wunderbar finden, dafs ich das mit so vieler Zuversicht in einem Briefe zu sagen wage, der selt 14 Tage nach dem, den er beantworten sc Allei liefsmal verdiene ich reines Mitleid, nicht da verden Sie, gütiger nachsichtsvoller Fre nicht versagen. Schon seit 4 Wochen bin ich n ntlichsten Verstande und sogar mehr als blofs l n. 1 mit Sie aber nicht erschrecken, so setze ich gl nzu, dafs ich auch jetzt in der Besserung bin, und dafs sich nun hoffen läfst, dafs diese einmal total seyn wird. Aber vier Wochen sinds wirklich nun, dafs ich das dreitägige kalte Fieber bekam, und dieser liebliche Gast hat mich mit Verweilen, und Gehen und Wiederkommen so hingehalten, dafs ich an keine Arbeit, ja keine Beschäftigung nur, die ich mit Freude thun wollte, denken konnte. Jetzt bin ich fieberfrei, und leide nur noch an kleinen Nachwehen, worunter grofse körperliche und geistige Abspannung die unangenehmste ist. Von Störungen im Studiren kann ich überhaupt seit dem Winter ein Liedchen singen. Vor dem Fieber schon zog mir die Krankheitsmaterie im Körper herum, und brachte mich manche schöne Woche um alle Stimmung, und damit haben (meist Familien-) Besuche abgewechselt, so dafs ich nicht zu gar vielem gekommen bin. Von Jena aus werden Sie noch manchen Brief hoffentlich bekommen. Denn (aber unter uns) ich werde den künftigen Winter noch hier zubringen. Es gefällt mir ausnehmend gut hier, und eine Stadt zu nennen, in der ich durch die Stadt selbst zugleich so ungestört und so angenehm gelebt hätte, sollte mir schwer wer-

len. Von der eigentlichen Gesellschaft lebe ich ganz getrennt, ob ich gleich alle ihre einzelnen Mitglieder kenne, und viele einzeln von Zeit zu Zeit sehe. Selbst das Schützische Haus, das doch immer noch das sociableste hier ist, besuche ich nicht viel, so lieb ich auch Schützen selbst habe. Dafür aber habe ich einen täglichen Umgang an Schiller, meinem alten Freunde, von dem ich schon ein Paar Jahre getrennt lebte, und dessen Wiedersehen ich nun um so mehr geniefse. Wir sind alle Abende zusammen, und leben äufserst glücklich mit einander. So, bester Freund, stehts mit mir. Meine Frau und Kinder sind gesund, die letzteren gedeihn und wachsen, und Sie würden sich freuen, das Mädchen jetzt wiederzusehn. Aber wollen Sie diefs im Ernst nicht einmal wieder thun? Nach dem Homer werden Sie einer Erholung bedürfen, und Sie fanden sie ja sonst gern bei uns. Ich sehne mich sehr, Sie einmal wieder recht zu geniefsen. Wir haben über so viele Dinge mit einander zu reden, und auch unabhängig von dem ist auch das Sehen so viel bei Leuten, die man herzlich lieb hat. Ich dächte also, Sie kämen. Kommen Sie nach dem 1sten Octbr. — denn eher fürchte ich, läfst Ihnen auch der Homer keine Mufse — so können Sie bei uns wohnen. Wir ziehen aus und haben dann ein geräumiges Haus. Was meinen Sie?

Vofs hätte ich unendlich gern gesehn, und hätte ich nur gewufst, welche Tage er gerade in Weimar war, so wäre ich geradezu hingereist. Was Sie mir von ihm sagen, vermehrt noch meine Begierde. Grade aber, wie Sie mir von ihm sagen, so höre ich ihn auch von andern beschreiben, die ihn auf dieser Reise kennen gelernt haben. Sein Urtheil über meine Oden ist mir sehr wichtig gewesen, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Haben Sie vielleicht daran gedacht, dafür zu sorgen, dafs er sie

nicht in dem Musenalmanach abdrucken läfst? Ich bin verlegen darüber. Ich mag ihm nicht gern schreiben, es sähe wie ein Vorwurf über sein langes Stillschweigen aus. Die mythol. Briefe (1 Th.) habe ich selbst und habe sie schon gelesen. Sie haben mir aufserordentlich viel Freude gemacht. Nur bésser, natürlicher geschrieben wünschte ich sie.

Schneider [illegible] Paar Monaten seinen Pindar, d. h. sei [illegible]n Marginalien beschriebene Handausgabe [illegible] sehr mühsam etwas herauszuklauben. [illegible] doch sehen, was sich thun läfst.

Uebrigens [illegible] an den Pindar. Es macht mich immer e[illegible] wenn [illegible]h bedenke, dafs die Probeode schon gedruckt, und so viele andre schon übersetzt seyn sollten. Ueberhaupt kann ichs nicht läugnen mufs die Philologie jetzt der Philosophie, Politik, Aesthetik u. s. f. ein wenig bei mir nachstehn. Indefs ist doch kein Tag sine linea. Ich lese jetzt mit meiner Frau, nachdem wir die Homerischen Hymnen absolvirt haben, den Apollon. und die Anabasis. Der Apollon. macht mir mit seiner Gelehrsamkeit oft viel zu schaffen. Glücklicherweise habe ich hier auf der Bibliothek eine Stephan. ed. mit den Schol. erwischt und die Brunckische besitze ich selbst. Im Sophocles habe ich nur erst 4 Stücke gelesen. Ihre Odyssee hat mir eine herzliche Freude gemacht, wie so alles, was mir von Ihnen kommt, und dann weckte die Vorr. so viele Reminiscenzen in mir wieder auf. Diese Vorrede ist äufserst hübsch, sie wird nicht blofs die Wirkung thun, die Sie erwarten, den Grammatikern und der edlen Kunst selbst mehr Diener zu erwerben, wenigstens schaamrothe Gesichter zu machen, sondern sie ist auch so schön und frei geschrieben, dafs ich sie mit innigem Vergnügen gelesen habe. Zu erwiedern wüfste ich nichts auf den Gehalt der Vorrede. Es wird

schwerlich eine einzige bedeutende Stelle seyn, über die wir nicht schon mit einander conferirt hätten. Aber wann erscheint denn nun die herrliche Ilias? Meine Frau kann die Zeit nicht erwarten, ihr schönes Exemplar auf Schweizerpapier zu erhalten, und noch mehr sehnet sie sich, so wie ich, die Zeit zu wissen, wo Sie nun ruhiger und mit mehr Muſse Ihre arme Gesundheit pflegen können. Leben Sie recht herzlich und innig wohl! Das wünschen wir beide Ihnen und Ihrer Familie und lassen Sie ja wieder bald von Sich hören. Wir lieben Sie so herzlich.

Ihr

H.

XXVIII.

Jena, 22. Dec. 94.

Fast möchte ich verzweiflen, mein theuerster Freund, noch ferner ein Wort von Ihnen zu hören, so lang ist es schon, daſs ich von Ihnen und dem Homer, der doch wohl einen Theil der Schuld trägt nichts höre. Wenn Sie mir aber auch in dieser Zeit nicht schrieben, so kann ich mir doch den wohlthätigen Glauben unmöglich nehmen, daſs Sie manchmal meiner und der Meinigen gedachten, und daſs die herzliche Freundschaft, durch die Sie mir so manche glückliche Stunde schenkten, trotz unsrer längeren Entfernung, gewiſs noch immer dieselbe ist. Schön wäre es aber, wenn Sie mir selbst einmal doch Ein Wörtchen sagten, wenn ich einmal wieder erführe, wie es mit Ihrer Gesundheit, Ihren Unternehmungen, Ihrer Laune steht. Gewiſs, ich sehne mich recht innig darnach, und bitte Sie inständigst wenigstens um irgend ein Zeichen des Lebens und fortdauernden Andenkens.

Mir geht es ganz wohl und ebenso auch den Meinigen,

die recht wohl sind. Die Kinder wachsen heran, und Sie sollten Sich freuen, das älteste Mädchen nun so hübsch laufen und sprechen zu sehn. Es macht uns tausend Freude. Uebrigens habe ich jetzt entsetzlich viel zu thun. Ich habe angefangen hier Anatomie bei Loder zu hören, und das raubt mir den ganzen Vormittag von 9 Uhr an. So leid es mir ind[illegible] um diese Stunden thut, so sehr interes[illegible] Studium, und auf dem Wege den ich einm[illegible]atte, war es mir unentbehr lich. Auch i[illegible] ja nur diefs eine halbe Jahr Hernach kam[illegible].s mit Gemächlichkeit treiben, um nicht zu vergessen, [illegible] sogar [illegible] mich selbst weiterzubringen Meine zweit[illegible]ng sind meine eignen Ausarbeitungen und die wissenschaftlichen Untersuchungen — jetzt meist philosophischer Art — die sie fordern. Von diesen, denke ich, sollen Sie, liebster Freund, bald etwas in der neuen Monatsschrift sehn, die Schiller herausgiebt und deren Ankündigung Sie vielleicht schon in der ALZ lasen. Ich lege Ihnen demungeachtet noch einige mit hie bei. Es wäre mir angenehm, wenn Sie dieselben Ihren Freunden gelegentlich mittheilen wollten. Ich erwarte sehr viel von diesem neuen Werk, und der Kreis der Materien den es sich vorschreibt, ist meinem eignen Geschmack so gemäfs, dafs ich schon darum ihm gern einen Theil meiner Mufse widme. Dafs indefs die griechischen Musen ganz vergessen wären, müssen Sie nicht denken. Es vergeht kein Tag sine Graecis. Ich bin jetzt beim Euripides, den ich mit meiner Frau lese, und dessen matte Weitschweifigkeit uns nicht selten ermüdet. Indefs mufs man doch auch dadurch, und nach dem Plane, den ich mir für meine griechische Lectüre gemacht habe, liegt er mir jetzt grade auf dem Wege. Neben ihm lese ich noch die Cyropaedie, die trotz der Sau- und Rinderhirten, und mancher langweiliger

Traden meiner Frau doch recht gut gefällt. Durch sie und die Anabasis denke ich soll sie nun in die Atticismen eingeweiht genug seyn, um mit ziemlichem Fortgang sich an den Thucydides zu wagen, wenn ich nicht vorher noch etwas Platonisches versuche.

Und nun leben Sie recht wohl, mein herzlich geliebter theurer Freund. Grüfsen Sie alle die Ihrigen von mir und den Meinigen herzlich, und sagen Sie mir doch bald ein Wort. Ich hange gewifs immer mit so herzlicher Freundschaft an Ihnen und an allem, was Ihnen nah ist. Adieu!

Ihr

H.

XXIX.

Jena, 3. J[uni], 95.

Wie geht es, lieber bester Freund, und wie ist es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch gegangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verschlief ich es um eine Viertelstunde und Sie waren schon fort. Gegen Mittag kam Göthe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äufserst gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode, und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, dafs in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sey. Böttiger hat letzten Freitag eine Abhandlung bei Göthe gelesen, wo er beweist, dafs eine von Psammetichus berufene Jonische Colonie zuerst auf Papy-

rus geschrieben habe. Gestern und heute blieb Göthe hier und morgen gehe ich mit ihm auf 2—3 Tage nach Weimar. Aufser Einigem an meinen metris ist seit Ihrer Abwesenheit nicht viel bei mir geschehen. Indefs ist doch die Anzeige Ihrer Odyssee fertig *), und Sie müssen nicht schelten, wenn ich sie beilege. 1) Kennen Sie meine Schüchternheit [illegible] tinis. 2) Habe ich mich emancipirt, übe[illegible]eit unserer Philologen zu spötteln, und [illegible] der Wahrheit der Sache überzeugt bin, [illegible]as bei einem *jungen* Rec. immer bedenklich [illegible]ist mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279. äufserst sc[illegible], [illegible] die Worte: *Ἡγέλοχον — ἐπῶν λέγειν.* [illegible] es: „da er den Heg. gedungen hatte, die erste rolle zu spielen." Allein sollte er diefs wirklich gethan haben? Heg. war ein *τραγικὸς* und Strattis wollte ihn verspotten. Ich meine also, Strattis fingirt diefs in seinem Stück, spielt Komödie in der Komödie und macht den Heg. zu einer handelnden Person. Ferner, ohne Rücksicht auf meine Anzeige, mufs es *ἀνθρωποραίστης* oder *—ρέστης* heifsen, und was bedeutet beides? Dafs ich übrigens das Schol. so breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. das Vergnügliche liebt, und damit durch die versähnlich gedruckten Zeilen angelockt, auch blofse Dilettanten die Anzeige lesen möchten, da sie doch nur für diese calculirt ist; die Kenner wissen selbst woran sie sind. Der letzte Grund warum ich schicke ist, dafs es doch, wie Göthe immer sagt, hübsch ist, auch Kleinigkeiten, gemeinschaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, ist die Anz. freilich geworden; ich schätze sie ein Blatt. Allein ich sehe doch nichts geradezu Ueberflüssiges, und wenn Predigten

*) Man findet sie in der ALZ. 1795., Nr. 167. (16. Juni) und in den vorlieg. gesammelten Werken. Bd. I. S. 262 bis 270.

nd Romane so weitläuftig recensirt werden, weifs ich nicht, enn man so wortkarg bei wichtigen Dingen seyn soll. h bitte Sie indefs, das Ganze anzusehen, und mir mit unrer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünschten, u sagen. Es soll dann nach Möglichkeit geschehen. Mit ächster Post erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck ält manchmal auf, weil sie nicht selten 14 Tage voraus nd. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, ie ich doch noch eher, als Antwort auf diesen Brief, zu rhalten hoffe. Welch eine innige Freude haben Sie uns ieder mit Ihrem gütigen Besuche gemacht! In meinem ächsten Briefe sage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, o ich nach Halle kommen könnte. Ich mufs Sie recht ald wiedersehen, lieber, theurer Mann. Hier der Anacharis und filius dei, die Sie vergessen. Meine Frau dankt nd grüfst herzlich. Tausend Empfehlungen allen den Ihrien und viele Küsse insbesondere dem lieben Hannchen.

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich habe Göthe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Proleg. durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun.

XXX.

Jena, 15. Jun. 1795.

Ich hatte mir fest vorgenommen, Ihnen schon vergangenen Posttag zu schreiben, innigstgeliebter Freund, aber ein Besuch von ein Paar Bekannten aus Dresden, und ein sehr langer Brief von meinem Bruder über wissenschaftliche Gegenstände aus der Physik und Anatomie hielten mich ab. Also erst heute meinen herzlichsten Dank für die

so schön und freundschaftlich wiedereröfnete Correspondenz. Es soll nun in einem ordentlichen Zuge fortgehen, und ich freue mich schon im Voraus auf diese so lang unterbrochen gewesenen Unterhaltungen. Ich fange nun von neuem die alte Einrichtung an, und sammle Ihre Briefe so, dafs ich sie Ihnen zurückschicken kann. So kann Ihnen doch das, was Sie mir sagen, auch nachher, ohne neuen Zeitverlust brauchbar seyn. — Es hat mich frappirt, dafs Sie in Ihrem Briefe bemerken, dafs wir eigentlich wenig Gespräch mit einander gepflogen in den frohen glücklichen Tagen, die wir hier mit einander verlebten. Auch ich hatte schon vorher bei mir dieselbe Bemerkung gemacht, und es hat mich von neuem darin bestätigt, dafs die Freundschaft so unglaublich mehr auf den Empfindungen, Gesinnungen, Charakter, der ganzen Art zu seyn, als auf einzelnen, wenn gleich noch so richtigen Ideen und Meinungen beruht, und so viel mehr daher aus dem Anschauen, Umgehen, blofsen Beieinanderseyn, als aus eigentlichen Gesprächen, den gerade ihr eigenthümlichen Genufs zieht. Bei mir fühle ich es auch lebhaft, dafs die Länge der Zeit, in der wir uns nicht gesehn, gar sehr auf meine Art zu seyn gewirkt hatte. So innig und anhaltend ich mich auch mit Ihnen in Gedanken beschäftigt hatte, so war mir die Nähe, das unmittelbare Anschauen so neu, dafs es schon allein mich ganz erfüllte, und mir einen unbeschreiblichen Genufs gab. Dieser Genufs, liebster Freund, und Ihre liebevolle Güte mögen Ihnen Bürge dafür seyn, dafs ich, sobald ich kann, wieder in Ihre Arme eile, und Ihnen, insofern es irgend thunlich ist, auch die Meinigen mitbringe. Ich könnte Ihnen mit Gewifsheit versprechen, Sie in etwa 10—14 Tagen zu sehen, wenn es noch in unserm Hause, als bei Ihrer Anwesenheit wäre, allein leider ist es sehr anders, obgleich nicht schlimm. Unser Mädchen hat seit 6 Tagen die Ma-

sern, und da sie wohl und munter dabei ist, und auch nicht die mindeste Gefahr nur geahndet werden kann, so ist es uns von dieser Seite zwar sehr lieb. Aber unsere Reisepläne kann es sehr dérangiren. Sie wissen, dafs sowohl der kleine Junge als ich selbst der Ansteckung ausgesetzt sind, und es bleibt uns nun nichts übrig, als das Schicksal walten zu lassen. Meine Berliner Reise war auf den 1. Jul. festgesetzt, und ich dachte einige Tage früher bei Ihnen zu seyn. Bekommen wir nun gleichfalls die Masern, so ist alles geändert, und so kann ich noch jetzt nichts bestimmen. Bekommen wir sie aber auch nicht, so sieht es doch — ich rede völlig offenherzig — um die Hallische Reise mifslich aus. Wenn es irgend möglich ist, mufs ich den 4—6ten Jul. in Berlin seyn. Anderer Gründe nicht zu gedenken, habe ich in diesen Tagen dort ein Geldgeschäft zu arrangiren, das zwar durch einen andern, aber nur mit Kosten und Weitläuftigkeiten verrichtet werden kann. Früher aber als den 1. Jul. wegzureisen, wird darum nicht gut angehn, weil die Masern gewöhnlich später anstecken, so dafs in demselben Hause mehrere Personen sie in Intervallen von 14 Tagen bekommen. Kaum werde ich also früher als zur Zeit der Abreise selbst sicher seyn, nun nicht durch mein Kind angesteckt zu seyn. Indefs sind dies alles nur Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Gewifs ist dabei blofs, dafs wir *nichts vorher* bestimmen können, sondern Sie auf jeden Fall überraschen müssen. Herzlich lieb ist es mir daher, dafs Sie nicht schon, aus gütiger Rücksicht auf uns, Anstalten in Trotha gemacht zu haben scheinen. Dafs wir (ich meine uns beide) aber Sie im Herbste besuchen auf unserer Rückreise, das glaube ich, nicht blofs in Rücksicht auf unseren *Willen*, sondern auch auf die Umstände, mit Sicherheit versprechen zu könne Wir gehen alsdann so von Berlin nach Burgörner und fe

lich sogar über Halle. Da in dieser Zeit Kl— nicht dort ist, ist es so keine üble Periode. Indefs will ich damit einen früheren Besuch nicht abgesagt haben. Nur *Gewisses* können wir *jetzt* nicht bestimmen.

Wer hätte wohl gedacht, liebster Freund, dafs, nachdem wir soviel t. gesprochen, ich ihn so wenige Tage s t in Hause haben würde. Sie werden Sich zv wi: meine Frau ihn mir *vor* dem Geburtstag in das ging durch eine Uebereilung von die sie sich verrieth, und nun habe ich die Fr das chaum soviel früher. Für Ihre Bemühung schn esorgung meinen innigsten Dank; ich will en den Gebrauch, den ich von dem grofsen Folianten mache, durch einige Bemerkungen über eine oder die andere Stelle zeigen kann.

Die Anzeige habe ich an den notirten Stellen verändert, auch habe ich die Emendat. die Sie mir mitgetheilt, gebraucht. Da ich sie blofs anzuzeigen hatte, so nahmen sie wenig Platz ein, und ich habe meist alle angeführt. Aber was meinten Sie mit λ. 596? Ich finde dort schlechterdings keine Aenderung als, dafs Sie den gravis am Ende in einen acutus verwandelt haben. Glaubten Sie κρατεῖ' ἵς geschrieben zu haben? Es thut mir leid, dafs Sie soviel Mühe mit dem Dinge gehabt; desto mehr aber bin ich Ihnen für die Uebernehmung derselben verbunden. Ein Paar Nachlässigkeiten, die mir entwischt waren, waren unverzeihlich.

Mit dem *Vater* haben Sie mir recht viel Freude gemacht. Indefs war der Aristoteles nicht vergessen. Ich habe wirklich die ganze Poetik vorläufig durchgelesen, und in meinem nächsten Briefe denke ich Ihnen Zweifel genug zu schicken. Diese Poetik ist ein höchst sonderbares Produkt, und in Rücksicht auf die Ideen hat vorzüglich das

Problem: inwiefern ein Grieche, in dieser Zeit, dieſs Werk schreiben konnte? mein Nachdenken am meisten gespannt. Es ist in der That ein gar sonderbares Gemisch von Individualitäten, die darin vereinigt sind, und schon aus diesem einzigen Werk halte ich es für eine wichtige Untersuchung, den Aristoteles in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, und zu zeigen, wie er in Griechenland aufstehen konnte und zu dieser Zeit aufstehen muſste, und wie er auf Griechenland wirkte? Sie wundern sich vielleicht, und vielleicht mit Recht, daſs ich den Stagiriten gleichsam ungriechisch finde. Aber läugnen kann ich es nicht. Seit ich ihn kannte fielen mir zwei Dinge an ihm auf: 1) seine eigentliche Individualität; sein reiner philosophischer Charakter scheint mir nicht griechisch, scheint mir auf der einen Seite tiefer, mehr auf wesentliche und nüchterne Wahrheit gerichtet, auf der andern weniger schön, mit minder Phantasie, Gefühl und geistvoller Liberalität der Behandlung, der sein Systematisiren wenigstens hie und da entgegensteht. 2) In gewissen Zufälligkeiten ist er so ganz Grieche und Athenienser, klebt so an griechischer Sitte und Geschmack, daſs es einen für diesen Kopf wundert. Von beiden Sätzen fand ich Beweise in der Poetik, oder vielmehr ich glaubte sie zu finden. Die Poetik scheint mir übrigens weniger ein groſses Werk, als das Werk eines groſsen Mannes. Dieser blickt hie und da, indeſs nicht häufig heraus, und gegen den Kunstrichter wäre nach allgemeinen Ideen allerlei einzuwenden. So wenig bedeutend ich aber die Poetik in philosophischer Rücksicht halte, so sehr ist sie es gewiſs in historischer, und von dieser Seite hat sie mich unendlich interessirt. Bedenken muſs man nun wohl auch, daſs das Büchelchen, soviel ich weiſs, nur Fragment eines gröſsern ist.

Was sagen Sie zu unsers Spaldingii Rec. über Voſs

Luise in der ALZ. Viel ist freilich nicht daran, aber „bis dat, qui cito dat." Ich beschäftige mich, für jetzt blofs aus eigenem Interesse, sehr viel mit der Luise. Ihre Idee der Aehnlichkeit mit den Mimen hat mich aufmerksam gemacht. Wo steht wohl noch etwas über diese? Ich habe zur Hand: Vossius de instit. poet., Valckenaer ad Adon., Ziegler, und Becher de Lab[illegible] magus ad Diog. Laert. hierüber sehr wichtig? [illegible] jetzt sehe, waren die Mimen Schilderungen [illegible] scenen des Lebens, und ihr Verlust ist unendlich z[illegible]. Die Luise ist ihnen freilich in *dieser* Bestimm[illegible], aber ihre *wesentliche* Eigenthümlichkeit sel[illegible] mir sehr verschieden. Luise hat mich auch zum The[illegible] den ich noch wenig kannte, geführt. Ich habe ein Paar Idyllen gelesen. Es ist eine eigne Gattung und ein eigner Geschmack, doch unbeschreibliche Anmuth selbst in Niedrigkeiten und Zoten.

Aber genug des Geschwätzes für heute. Leben Sie herzlich wohl, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Meine Frau will selbst schreiben. Ich lege beifolgendem Pakete die Iliade, die Sie zurückwünschten, bei. Mein Gothaer Homer ist gekommen und ist prächtig, obgleich einige Seiten gelitten haben. Doch ist es nicht viel, und der Druck gleicht, wo es ist, einem Druck auf Pergament. Göthen thäten Sie gut ein Exemplar zu schicken. Es würde ihn sehr freuen zu sehen, dafs Sie Sich seiner so lebhaft erinnern. Ich dächte aber blofs ein geheftetes, es geht sonst so langsam. Er ist noch diesen Monat durch in Weimar, dann geht er nach Karlsbad, da er an Flüssen ein wenig leidet.

Ihr

H.

XXXI.

Jena, 26. Jun. 95.

Die Masern, lieber theurer Freund, sind zwar nicht gekommen, aber es ist darum kein Haarbreit besser mit der Gesundheit gegangen. Ich habe den Pyrmonter getrunken, wie ich auch noch thue, und der hat mich sehr stark angegriffen. Vormittags machte er mir Beschwerden im Magen, Nachmittags war ich einige Stunden regelmäfsig wie betrunken, und Abends schon nach 8 Uhr so müde, dafs ich wohl oder übel zu Bett mufste. Vorgestern war der erste Tag, an dem diefs anders war und an dem ich mich wirklich recht wohl befand. Aber gerade vorgestern überfiel mich beim Spazierengehen plötzlich ein solcher Regen und Wind, dafs ich mich erkältete, und gestern und heute an Kolik litt. Indefs versichert Stark, dafs es, wenn dieser kleine Zufall vorüber wäre, besser gehen würde, und unsre Reise ist noch auf Mittwoch festgesetzt.

Bei so bewandten Umständen werden Sie es mir, hoffe ich, schon verzeihen, wenn mein Brief noch heute ohne Fragen über den Aristoteles erscheint. So etwas gehört doch immer zu den Beschäftigungen, die Stimmung und Heiterkeit fodern, und beides hat mir mein Befinden nur in sehr geringem Grade gelassen. Aber der Aristoteles begleitet mich nach Berlin, und wird gewifs nicht weiter hinausgesetzt. Auf Ihre Abhandlung über Aristoteles ästhetische Ideen bin ich äufserst begierig; da ich aber noch gar nichts geleistet, so ist es nicht an mir zu fodern, auch ist es mir in der That lieber, wenn Sie mich erst die Poetik grammatisch durchgehen lassen, wozu denke ich nur 3—4 fragende Briefe gehören werden. Dann bin ich besser mit dem Ganzen bekannt und kann besser Rede und Antwort geben. Wie gern will ich Ihnen dann alle meine

ken, *über* und *zu* den Ihrigen recht ausführlich mittheilen, und wie herzlich würde ich mich freuen, wenn ich mir dann schmeicheln könnte, dafs wir gemeinschaftlich gearbeitet hätten. Sie sehen also dafs es mit dem Aristoteles mein völligster Ernst ist, und um alles noch fester zu machen, will ich [illegible] immtes Versprechen thun. Nach diesem [illegible] ich Ihnen nun zunächst erst wieder den 7. [illegible] rhn, da nur ein Zeichen des Lebens und der [illegible] ann aber zuverlässig den 14. Jul. über mehrere [illegible] er 'oetik. Es ist das Erste, woran ich mich in B[illegible] ael

Jetzt in d[illegible] agen der Schwachheit und zugleich, wegen der be[illegible] nden Reise, der Zerstreuung habe ich wieder, wie seitdem schon einigemale die Silbenmaafse vorgenommen. Ich habe mich jetzt fest entschlossen, meine *Resultate* über Pindars Metrik, wie sie jetzt sind, vollständig zu ziehen. Ich bin weit entfernt, diese jetzt schon für das ganz Vollendete zu halten, was man doch über einen so beschränkten und eigentlich winzigen Gegenstand mufs liefern können. Aber ich fühle die Nothwendigkeit mich zu fixiren, und bestimmt zu wissen, wo ich stehe. Es ist diefs schon nöthig, um die Metra der Dramatiker mit festerem Blick zu durchsuchen. Denn ich war immer und bin noch fest entschlossen, diese schlechterdings zu Hülfe zu nehmen. Doch macht Pindar schon eine hinlänglich grofse Masse aus, so dafs man die meisten seiner Versarten aus ihm selbst erklären kann. Nur bei einzelnem wird man gewifs zu den übrigen Lyrikern seine Zuflucht nehmen müssen. Ich will daher jetzt vollständig, aber so kurz, als möglich, meine Grundsätze über Pindars Metrik, und über die Art, wie er in dieser Rücksicht emendirt werden mufs, aufstellen, und wenn ich finde, dafs ich schon mit dem jetzt Gesammelten Gewifsheit und Bestimmtheit genug

erlangen kann, so will ich eine Partie Oden, wenn nicht das Ganze durchgehen, und die Stellen angeben, 1) wo bisher ohne Noth emendirt worden ist, 2) wo noch emendirt werden mufs. Nebenher im Arbeiten komme ich jetzt, da ich mehr das Ganze vornehme, auf ganz neue Ansichten. So glaube ich schon jetzt den Bau der Strophen wieder, seit ihrem Hierseyn besser einzusehen, und neuerlich habe ich auch über die Caesur im Ganzen und in einzelnen Versarten allerlei, soviel ich weifs, noch Unbemerktes, aufgefunden. Wenn ich fertig bin, etwa im Herbst, da ich nur einzeln arbeite, theile ich Ihnen das Ganze mit.

Dafs Sie mit der Anzeige so zufrieden sind, ist mir herzlich lieb, und mein Zweck ist ganz erfüllt, wenn Ihr Abdruck dadurch früher verkauft wird. Von den Prolegomenis hat mir Hufeland nichts gesagt, und vorschlagen mag ich mich nicht. Ich vermuthe, dafs es einem andern übertragen ist.

Haben Sie schon *Paulus,* des hiesigen, Erklärung gegen Vofs im IB. der LZ.*) gesehn. Er ist nemlich der Recensent der Henleyschen Observ. Mich interessirt der ganze Streit nicht sonderlich, ich bin nur auf Vofs Antwort begierig. Ein etwas schlimmes Spiel kann Vofs dadurch haben, dafs er dem Rec. *Absichten* beigemessen zu haben *scheint,* was nun freilich sich nie streng erweisen läfst. In Paulus Erklärung ist es nicht unwahr, dafs Vofs seinem blofs philologischen Streit eine zu grofse und allgemeine Wichtigkeit beilegt. Im Ganzen ist mir aber das Ding ärgerlich, weil die Anti-Vossianer es für sich brauchen werden, und ich dieser Parthei immer gram bin.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Freund!

*) Intelligenzblatt der Allgm. Lit.-Ztg. Jahrg. 1795, Nr. 65. (S.

[*Randschriftlich.*] Wohin Sie auf 3 Monate reisen sollen? — Ich dächte zu Vofs und in die Gegend. Aufser Deutschland ist die Zeit zu kurz. In Deutschland scheint mir jene Gegend die ruhigste und interessanteste. Sie müfsten denn nach *Wien* der Bibliothek wegen wollen.

Mein Schwiegervater hat mir zu meinem Geburtstag die Graevius'sche Edition des Callimachus von 1697 geschenkt. Ich hätte lieber die [illegible]t. Doch ist das Exemplar prächtig.

Tegel, 17. Jul. 95.

Wenn ich [illegible]cht ganz genau Wort halte, theurer Freund, so können Sie doch nicht sagen, dafs ich leere Versprechungen mache. Hier haben Sie in der That Fragen über das erste Drittel der Poetik. Wenn ich mich aber dieser Fragen rühme, so ists nur ihrer Existenz, nicht ihrer Beschaffenheit. Ich habe sie im Lesen, wie sie mir einfielen (so wollten Sie es ja) niedergeschrieben, aber heute, da ich sie im Zusammenhange überlese, möchte ich mich doch beinah meiner incuria schämen. Es wird Ihnen vorzüglich zweierlei daran auffallend seyn. 1) Mufs es, dächte ich, in diesen ersten 6 Kapiteln bei weitem mehr bedenkliche Stellen geben, als ich angemerkt habe; und 2) bin ich bei den bemerkten so ausführlich gewesen, dafs mich Ihre Zeit dauert, wenn Sie es lesen wollen. Der letzte an sich verzeihliche Fehler entstand nun freilich blofs aus Mangel an Sorgfalt; aber der erste darf mir nicht so ungestraft hingehn. Ich mufs wirklich gestehen, dafs ich sehr genau gelesen, und alle Stellen angemerkt habe, wo ich wirklich anstiefs, und mir nicht zu helfen wufste, und dafs ich von diesen sehr gewissenhaft keine übergangen habe. Alle übrigen also sind von der Art, dafs ich einige

benschaft über sie geben kann. Von welcher Art diese
bitte ich Sie nun durch Gegenfragen zu prüfen, die ich
i Möglichkeit beantworten will. Um die Gefälligkeit
er Gegenfragen bitte ich Sie in der That recht ernst-
; es ist überhaupt mein Fehler auch bei dem ernsthaf-
en Vorsatz zu leichtsinnig zu lesen. Ich helfe gern dem
druck, wo er mangelhaft ist, nach, übersehe dadurch
iche wirklich verdorbene Stelle, wenn ich auch ihren
i *errathe*, oder misverstehe auch wohl in der That
ere. Mit Einem Wort: es fehlt mir an *kritischem Mis-*
sen. Gegen diesen Mangel würden Gegenfragen tref-
e Dienste thun. In Absicht meiner Fragen haben wir
wohl schon abgemacht, dafs Sie blofs beantworten, wozu
jedesmal gleich Lust haben, und mich mit allen übrigen
Ihren künftigen Commentar verweisen, wenn Sie mir
it nach Endigung aller meiner Fragen, Ihre schon fer-
n Noten schicken wollen, was freilich überaus gütig und
ön wäre. Können Sie aber auch diefs nicht, so versa-
Sie mir wenigstens alsdann nicht Ihre kritisch ästhe-
he Abhandlung. Ich bin äufserst begierig auf dieselbe.
ne grofse und gänzliche Unbekanntschaft mit dem Arist.
d Ihnen jede Zeile verrathen, und ich bin gern zufrieden,
n Sie nur nicht auch Beweise von Unbekanntschaft mit
Griech. Sprache überhaupt finden.

Spalding ist neulich ein Paar Stunden hier bei mir ge-
sen. Er ist noch ganz der Alte und ich gewinne ihn
ner mehr lieb. Der Quintilian soll, wie er behauptet,
i die einzige Beschäftigung seines ganzen künftigen Le-
s seyn, und es soll immer eine ed. nach der anderen
on erscheinen. Wirklich scheint er recht fleifsig. Ueber
: Prol. denkt er völlig, wie man mufs. Nur jammert
dafs er immer so leicht überzeugt sey. Aber über einen
ent hat er mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Warum

haben Sie Il. ε. 116. nicht φῖλαι sondern φίλαι geschrieben? Sie hatten gewifs gute Gründe, mich ärgert nur, sie nicht selbst zu wissen.

Haben Sie schon Vofs Gedichte Theil 2. angesehn? Sagen Sie, wie er auf folgende unglückliche Wendung gekommen:

Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel bereitet,
Nikias, weder in Salbe, so scheint es mir, noch in Latwerge,
Als Pierinnengesang.

Noch mufs ich Ihnen etwas recht Sonderbares erzählen. In den Trachin. kommt doch gleich Anfangs vor: φοιτῶν ἐναργὴς ταῦρος. Diefs übersetzt Spalding: „er frequentirte unser Haus als ein offenbarer Ochse".

Was ich Ihnen aber für wunderbare Dinge schreibe. Indefs denke ich, ists Ihnen, lieber Freund, nicht undienlich, einmal Ihr Zwergfell zu erschüttern, und auch mir kanns nicht schaden. Ich bin noch gar nicht ganz wiederhergestellt, und Selle erklärt mein Uebel für Haemorrhoidal-Obstructionen. Ich trinke Pyrmonter und reite täglich spazieren. Vielleicht hilft diese Kur.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Sie hat ein sogenanntes Gerstenkorn an Einem Auge, sonst ist sie recht leidlich wohl, und jenes kleine Uebel wird wohl schon morgen vorüber seyn. Die Kinder sind munter und guter Dinge.

Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, empfehlen Sie uns allen den Ihrigen.

Ihr

H.

XXXIII.

Tegel, 1. Septbr. 95.

Auch ich, liebster Freund, habe sehr viel bei Ihnen zu entschuldigen, so schnell ich mir auch vornahm, Ihren Brief

n beantworten. Aber ich lebe hier in einer Menge von
erstreuungen und Geschäften (versteht sich nicht litterari-
chen) dafs ich selten nur an einen ordentlichen Brief
ommen kann. Desto herzlicher danke ich Ihnen für den
rigen, und die schönen Nachrichten, die er mir von Ihrer
esundheit und dem Fortgange Ihrer Arbeit giebt. Auch
ir ist meine Pyrmonter Brunnencur, von der ich Ihnen ja
ohl schrieb, sehr gut bekommen, und ich befinde mich
echt wohl. Meine Frau ist gleichfalls gesund, und die
inder wohl und munter.

Die Einrichtung mit dem Aristoteles billige ich recht
ehr. Das Einzige, was ich daran auszusetzen haben möchte,
t dafs ich fürchte, Sie schicken mir zu spät oder langsam.
erzeihen Sie die Besorgnifs, aber bei Ihren Geschäften ist
e doch so ganz eitel nicht. Sobald Sie mir schicken,
ehe ich gewifs ans Werk, und so streng ich vermag. Dafs
h vielen Stellen vorübergegangen bin, glaube ich gern,
ahrscheinlich auch solchen, die nicht eben Meuchelmörder
nd versteckt sind. Ich bin in der Kritik und vielleicht
ider nur da zu gutmüthig. Die Gutmüthigkeit in diesem
elde hat gewöhnlich einen Grund, der das Herz auf Kosten
es Verstandes mit einer Tugend bereichert. Ich habe we-
ig im Griechischen hier thun können, und aufser dem Le-
n mit meiner Frau, das auch lahmer gegangen ist, blofs
ie Lysistrata, die Thesmophoriazusen gelesen. Aus der
ysistrata habe ich den ersten schmutzigen Akt sogar, und
h glaube nicht unglücklich, in freie Jamben blofs zu mei-
er und einiger ungriechischer Freude Erlustigung übersetzt.
)er Aristophanes zieht mich gar sehr an. Er ist ein wahr-
aft dichterisches Genie, und dem Umfang nach, gewifs ein
eiteres, als alle Tragiker, dabei die Diction so prächtig,
nd trotz aller Licenzen, so rein, und der Versbau göttlich.
onst geschieht hier für die Metrik nichts, da ich meine

Papiere nicht alle mitnehmen mochte. In Jena habe ich noch recht viel gethan, und ich denke, Sie bekommen noch vor Ende des Jahres eine Arbeit, die nicht mehr aus blofsen Collectaneen besteht und ein Urtheil erlaubt. Wozu Sie mich in Absicht des Aristoteles auffordern, habe ich hin und her bedacht; aber wenn ich es recht genau überlege, so, glaube ich, ist man ifst von dieser Bearbeitung alles Philosophi und macht sie blofs kritisch und historisch. Sie n ner ch, wie es mir scheint, eine Abhandlung bei n, die eine erschöpfende Theorie über das Wesen der e aufst . Allein diefs hat unendliche Schwierig Freilich ist man durch die jetzige Lage der Philos vorzüglich durch die Kantischen und Schillerschen Bemühungen, jetzt mehr zu leisten im Stande, aber die Forderungen sind auch soviel gröfser, und der Vorarbeiten noch immer nicht genug. So etwas auszumachen, erforderte ein eignes Buch. Wäre aber auch diefs nicht, so glaube ich, stände so etwas in einer kritischen Ausgabe, und überhaupt neben Aristoteles Poetik am unrechten Ort. Die Poetik ist doch eine blofse Skizze, enthält blofs 3, 4 wichtige (aber auch capitale) Ideen, und ist, wenigstens meines Erachtens, übrigens für die Philosophie und Aesthetik ganz unbedeutend. Für die Geschichte hingegen und das Empirische der Künste ist sie unschätzbar. Sagen Sie ob Sie hierin mit mir einerlei Meinung sind, lieber Freund, sonst bin ich immer sehr erbötig, auch hier meine Ideen mit den Ihrigen auszuwechseln. Der Gegenstand ist zu interessant, als dafs ich es nicht wünschen sollte. Auch möchte ich um alles in der Welt nicht, wenn Sie schon Mehreres hierüber gedacht, oder gar niedergeschrieben hätten, Veranlassung werden, dafs Sie das jetzt wenigstens liegen liefsen. Ich bitte Sie vielmehr recht sehr, es vorzunehmen, und wenn Sie mir die Freude machen wollen, mir

[redacted]theilen. Ich werde Ihnen meine Gedanken um so lie- r mittheilen, als ich Ihnen hier nützlicher seyn kann, da i hier wenigstens eine ausgebreitetere Lectüre besitze. er überlegen lassen Sie uns hernach, ob Sie es nicht ner auf die andre Weise dem Publicum übergeben, selbst nicht lieber Deutsch, als Lateinisch, wo wenigstens man- er Leser, der sonst nicht incompetent ist, Schwierigkeit den kann.

Böttiger ist ja nach Hamburg gereist. Geht er auch ch Eutin? Für Vofs polemischen Brief meinen herzlichen nk. Seine Bekehrung freut auch mich. Aber in wel- er beneidenswerthen Unschuld lebt Born, dafs er so- ich auch den 2ten Th. der Prolegomena erwartet.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und die Ihrigen, wie ch ich. Leben Sie innigst wohl!

Ihr

H.

XXXIV.

Tegel, 30. Octbr. 98.

Es ist mir mit der Antwort auf Ihren letzten lieben ief, liebster Freund, recht unglücklich gegangen. Alle ostage habe ich mir vorgenommen, ihn zu beantworten nd immer kam mir etwas dazwischen. Besonders hat mir r Druck des Schillerschen Musenalmanachs, den ich hier orge, seit dieser letzten Woche viel an den Posttagen, wo ich gewöhnlich Correcturen ankamen, zu thun gegeben.

Dafs Sie nicht haben herkommen und nichts thun kön- en, hat uns sehr geschmerzt und noch mehr die Ursachen, ie Sie anführen, und die jede einzeln schon nicht ange- ehm sind, vielmehr wenn sie conferto agmine erscheinen.

Möchte nur die Gesundheit bald besser gehen, ich hatte so gute Hofnungen nach dem Bade, und auch diese mufsten wieder vergeblich seyn. Das Uebrige wird sich wohl eher finden.

Also beim Tacitus müssen wir uns Sie jetzt denken? Freilich möchte ich Sie lieber immer bei den Griechen sehen, aber der t mich auch sehr, und ich freue mich, ihn G genheit wieder einmal zu lesen. Jetzt bi n emd geworden. Wenn ich ihn mehr werd haben, müssen wir einmal über seinen St ben die grofsen Lobpreisungen desselb ollen. Man läfst so leicht die Art, wie d handelt ist, die Fülle der Gedanken, die Schilderung der Charaktere u. s. w. mit in das Urtheil über die Schreibart einfliefsen und doch mufs beides immer so sehr geschieden werden. Ihren Noten über die Poetik sehe ich mit grofser Begierde entgegen, und ich bitte Sie ja, sie nicht so oft abzuschreiben. Wenn mir schon beim ersten Abschreiben nichts mehr zu erinnern übrig bliebe, wie wird es gar beim 6ten oder 7ten seyn? Ich bin recht fleifsig, obgleich in dem ganzen Cyclus meiner Studien, die ich mir jetzt recht gut geordnet und gegründet habe, die Fortschritte im Einzelnen nicht wenigstens in kleinen Zeitabschnitten so bemerkbar sind. Indefs bin ich im Ganzen immer zufrieden. Mit meiner Frau habe ich jetzt den Sophocles beendigt, und wir wollen, ehe wir zum Aeschylus gehen, wieder ein halb Dutzend Stücke des Euripides lesen. Wir haben jetzt mit der Alceste angefangen, die aber ein jämmerliches Machwerk ist. An die Stelle des Xenophon ist jetzt auch der Arrian getreten. Lateinisch haben wir von neuem und nun recht ernstlich angefangen. Ich habe zuerst die Beschreibung der Gallischen und Germanischen Sitten im Caesar genommen, und wir

die dritte. Aristophanes sei über dem Ausfeilen hingestorben, und daher entsprängen jetzt die offenbaren und wunderbaren Ungleichheiten.

Eine andere Sache, die überaus kontrastirend im Aristophanes auffallen mufs, ist auf der einen Seite die ungeheure Licenz, die schrecklichen Zoten, die blofs schmutzigen Unanständigkeiten, die wirklich unwitzigen Einfälle, wie z. B. ἡχύθιον ἀπώλεσεν in den Fröschen, auf der andere die dichterischen Schönheiten einiger Stellen, die natürliche Beredsamkeit in einigen Parabasen, die Reinheit der Sprache, und vor allem der unbeschreibliche Wohlklang des Versmaafses, worin er mir alle Tragiker zu übertreffen scheint. Es wird unendlich schwer diese Discrepanzen in demselben Kopf zu vereinigen, und nur Ein Gesichtspunkt scheint mir hier wieder den Ausweg zu geben. Der Dichter war, wie der Redner, wie überhaupt der ächte Grieche nicht anders seyn konnte, eine öffentliche Person. Er wollte nicht eigentlich eine Komödie schreiben, er wollte vor dem *Volke* einen Kampf eingehn, und siegen. Er mufste seinen Richtern (denn das Volk hatte doch immer grofsen Einflufs auf die Beurtheilung) huldigen, und selbst, wenn er das nicht wollte, mufste die Gegenwart der Menge ihn elektrisiren, ihn anreizen, zu ihr herabzusteigen, sich mitten unter sie zu versetzen. Aber mehr, als in diese Sitte, wie in eine Schaubühne hinuntersteigen, that er auch nicht; er nahm diefs Element gleichsam an, aber in demselben bewegte er sich frei und nach seiner Weise. Nun war er wieder edel und geschmackvoll, nun erschien er wieder als Er selbst.

Mein Papier und meine Zeit, liebster Freund, gehn zu Ende. Leben Sie recht herzlich wohl, und werden Sie wieder heiter. Wir reden unzählige Male von Ihnen. Grü-

so gut es geht, mit dem Reiske zu helfen. Zu diesem Studium brauchte ich nun höchst nothwendig eine genaue Geschichtskenntnifs von Athen, und hier weifs ich, aufser den gewöhnlichen in dieser Rücksicht viel zu wenig ausführlichen Büchern, gar keine Hülfsmittel, deren ich mich bedienen könnte. Können Sie mir nichts vorschlagen? Ich wünschte nur ...cknes Verzeichnifs der Vorfälle en détail von Jal ...hr. Lassen sich Corsini's fasti Attici hiezu sicher u ...m genug brauchen? Ich glaube sie hier auf der ...u finden. Habe ich die Hauptredner und den Aris ...(der dann folgen soll) hinter mir, so kann ich schon ...r seyn, dafs meine Kenntnifs der Griechen nicht m ...nseitig ist. Vor dem Lesen des Aristophanes war sie es sehr. Aristoph. führt einen unläugbar in eine ganz neue Scene ein; ein Gleiches müssen einigermaafsen noch die Redner thun; und ebenso auch Aristoteles, der mir eine ganz eigne Originalität, die auf den ersten Anblick sehr von der Griechischen Art abweicht, und dann doch wieder so sehr mit ihr übereinstimmt, zu besitzen scheint. Bis zur Beendigung dieser noch sehr herkulischen Arbeit, werde ich nebenher, auch auf Veranlassung meiner Frau noch manches gelesen haben, und dann nur an das Complettiren meiner Lectüre, vorzüglich aber an die Sammlung von Resultaten zu denken haben. Es ist mir noch immer ein angelegner Gedanke, endlich eine, auf ganz eigne und in der Extension und Intension vollständige Lesung der Quellen gegründete Schilderung der Griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden zu entwerfen, und wenn diefs zu Stande käme, so vereinigten sich darin auf eine recht gut geordnete Weise meine philosophischen, naturhistorischen und philologischen Bemühungen. Scheitert der Plan, so hat doch die Idee dazu meinen Studien eine für mich selbst sehr zweckmäfsige Richtung gegeben.

Eigentlicher Fragen über den Aristoph. wüfste ich kaum von Belang. Freilich ist mir noch Einiges, das ich auch sorgfältig angemerkt, dunkel geblieben. Indefs will ich Sie jetzt nicht damit aufhalten. Durch das meiste kommt man doch vermittelst des Scholiasten, Brunck's und der übrigen DD. VV. durch. Freilich mag es manchmal nur so so seyn und etwas falsches mit durchlaufen. Indefs mufs man auch für reifere Jahre etwas übrig behalten.

Ich hätte gewünscht, lieber Freund, dafs Sie Ihrer Erklärung gegen Herder *) nicht erwähnt hätten, damit auch ich darüber schweigen könnte. Jetzt mufs ich Ihnen gestehen, dafs sie mir sehr leid gewesen ist. Auch hätte ich gehofft, Sie würden von einem Angriff, der die Horen zugleich mit trift, in Rücksicht auf meine genaue Verbindung mit Schiller mich mit ein Paar Worten vorher benachrichtigt haben. Sie fragen mich jetzt um meine Meinung und hier ist meine offenherzigste.

Zuerst von der Sache selbst. Sie werden mir, als einem aufmerksamen Leser Ihrer Prolegg. zutrauen, dafs ich die einzelnen von Herder begangenen Unwissenheiten, und die sich durch die schwankende Unbestimmtheit des Ganzen verrathende Unkenntnifs unmöglich übersehen konnte. Ehe ich eine Zeile Ihrer Erklärung las, war es bei mir ausgemacht, dafs H. nirgends ein festes Resultat herausbringt, und überhaupt die Sache auf eine ganz falsche Weise angreift, der einzelnen Fehler nicht zu gedenken. Soweit sind wir völlig einig. Allein dennoch, ich gestehe es Ihnen

*) Diese Erklärung Friedr. Aug. Wolf's ist im Intelligenzblatt der Allgem. Lit.-Ztg. Nr. 122 S. 979—81 abgedruckt. — Die Herder'sche Abhandlung „Homer, ein Günstling der Zeit" st zuerst in den Horen, 9tes Stück S. 53 bis 88; dieselbe ent auch „Joh. Gottfr. Herder's sämmtliche Werke. Zur se Literatur und Kunst" Theil 10. (Tübingen 1808.) S. 251—

ganz frei, hat mir auch das wiederholte Lesen desselben viel Vergnügen gemacht, und ich kann nicht anders als behaupten, dafs er sehr viel Geist und eine gar nicht gemeine genialische Ansicht der Dinge verräth. Man kann, dünkt mich, gar nicht zu historischen Untersuchungen gemacht seyn, und also die Hauptfrage eines solchen Aufsatzes gänzlich [illegible] ch viel Genie in der ästhetischen Beurthe [illegible] ms besitzen, und nebenher neue und [illegible] erkungen machen. Solche, glaube ich z. I [illegible] S. 74. 75. und selbst nicht am wenigsten [illegible] ie in ein sehr ungünstiges Licht stellen § [illegible] finden. Was H. an der einen Stelle üb [illegible] r der Griechischen Kunstwerke, und an der andern über die Gleichheit des Charakters in den bildenden und redenden Künsten sagt, kann ich nicht anders als für neu, mit Geist beobachtet, und mit nicht geringem schriftstellerischem Talent gesagt erkennen. Allerdings könnten auch diese Stellen bestimmter ausgedrückt und mehr entwickelt seyn; allein dieſs ist einmal nicht H. Manier, und seine besten und unverkennbaren Vorzüge hängen mit diesem Mangel zusammen. Soll man der Individualität, der Originalität gar nichts erlauben und einräumen, allen Eine Form vorschreiben? — Ich gestehe Ihnen offenherzig, H. Vorzüge, selbst wie sie dieser kleine Aufsatz zeigt, hätten eine gröfsere Achtung, dünkt mich, eine andere Behandlung und mehr schonende Nachsicht gegen bloſse Unwissenheiten verdient. Indeſs erinnere ich mich, dafs Sie immer behaupteten, ich räume H. zuviel ein, und es bliebe also hier sub judice lis.

Wie dem aber auch sey, so sehe ich eigentlich nicht ein, liebster Freund, warum Sie Sich öffentlich erklären mufsten. Ich halte eine solche Erklärung, noch dazu eine so lange angelegne sogar unter Ihrer Würde. Ihre Prolegg.

werden und müssen immer dauern; ein solcher Aufsatz ist im nächsten halben Jahre vergessen, warum sich so sehr gegen ihn erheben? Von Ihnen veranlafst konnte ihn niemand halten, theils weil H's Name ja mit dem Ende des Jahres genannt wird, theils weil er ganz eigne Ideen vorzutragen angiebt. Glaubten Sie aber doch, dafs der Sache geschadet sey, war es nicht genug, Ihren Auszug anzukündigen und mit zwei Worten hinzuzufügen, dafs Sie dazu veranlafst würden, weil dieser Aufsatz falsche Ideen über die Sache verbreiten könnte? Nicht um H's zu schonen, mit dem ich in gar keiner Verbindung stehe, nicht um der Horen willen, die durch einen Angriff auf einen einzelnen Aufsatz nicht sonderlich verlieren können, blofs um Ihretwillen wünschte ich, Sie hätten nicht mehr gethan. Es ist doch, dünkt mich, sehr schön, blofs die Sache zu verfolgen, blofs seinen Weg zu gehen, und es ist Ihnen an sich so eigen, und jetzt so selten, dafs es mir leid ist, dafs ein so unbedeutendes Ding Sie aus Ihrem Gang gebracht hat.

Vom Ton, über den Sie mich besonders fragen, brauche ich nichts hinzuzusetzen. Allerdings ist er ganz ein andrer, als der, den man jetzt in Sachen dieser Art liest, indefs kann ich doch weder die Länge billigen, noch Einfälle, wie den vom Don Quixote, und der Postille, mit meinen Begriffen über den Ton solcher Aufsätze vereinigen.

Endlich, Lieber, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der Ihnen wahrscheinlich auch nicht lieb ist. Sie erwähnen des Epigramms S. 135. als wäre es von Herder. Es ist aber von Schiller und hängt schlechterdings nicht mit jenem Aufsatz zusammen. Auch sagt es, dünkt mich, nichts andres aus, als eine ganz lose historische Notiz der Zweifel über Homer, und knüpft daran die weder neue, noch grofse, aber für ein Epigramm recht glückliche Idee, dafs die Homerischen Gedichte in einem noch vorzüglicheren

Sinne, als andere, Kinder der Natur sind. Es ist an dem pro und contra über diese Dinge so unschuldig als sein Vf. der auch gar kein lebhaftes Interesse für jetzt an dieser Materie nimmt. Mir gefiel es auf diese Weise angesehen, so sehr, daſs ich es Ihnen schon vor mehreren Wochen, als Schiller es mir in Mspt. schickte, mittheilen wollte.

Meine Au [illegible] der Wunsch, Ihnen keine Zweifel über [illegible] ung [illegible] rig zu lassen, entschuldigen. Meine Offenhe [illegible] h weiter nicht. Sie haben mich oft sehr [illegible] ſgefordert, und ich halte es mit den Wort[illegible]

Φίλο [illegible] έγειν ἐλευθέρως,
— μο[illegible] δ' οὐχ ὑπὸ σπλάγχνοις ἔχειν,
Σιγῶντ'.

Mein Brief ist so lang geworden, daſs ich schlieſsen muſs. Lassen Sie mich recht recht bald von Sich hören, und schenken Sie meiner armen Kranken, die Sie recht herzlich grüſst, Ihr Bedauern und Ihre guten Wünsche. Tausend Empfehlungen an alle die Ihrigen. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Noch Eine Bitte, Liebster. Reil hat nach einander 3 lat. Abhh. herausgegeben, die ich hier nicht bekommen kann. Leider fällt mir jetzt nur der Titel von einer: de coenaesthesi ein, aber Sie werden es leicht erfahren. Eine muſs de functionibus et cet. heiſsen. Wollten Sie mir diese wohl, sobald als möglich mit der Post schicken. Auch soll ja so eine possierliche Rec. der Horen und namentlich meiner in Jakob's Annalen seyn. Hier ist dieſs Lumpenblatt rara auis in terris. Sollten Sie es zur Hand haben, und entbehren können, so hätte ichs gern auf einige Tage. Klein hat es mir zwar versprochen; aber ich zweifle, daſs seine Höflichkeit es zu schicken erlaubt.

XXXVI.

Tegel, 23. Novbr. 95.

Es geht wieder ziemlich besser, liebster Freund. Meine an sich unbedeutenden Unpäfslichkeiten sind gänzlich wiederhergestellt, und meine Frau ist auch seit meinem letzten Brief recht leidlich. Ueberhaupt müssen Sie Sich ihr Befinden nur abwechselnd vorstellen. Die Zufälle gehen und kommen und ihr Anhalten ist Gottlob! noch mit jenem Zustand in BO. nicht in Vergleichung zu setzen. Der erste und wahre Grund ist gewifs Schwäche, durch die Ursachen hervorgebracht, die Sie bemerken. Da indefs doch nirgends ein Anschein ist, dafs diese Schwäche schon einen wahren dauernden Krankheitsstoff erzeugt habe, so hoffe ich mit Sicherheit vollkommene Besserung von der Zeit und einer vernünftigen Behandlung, der sie sich hier bei Herz sehr genau unterwirft. Sie dankt tausendmal für Ihre warme freundschaftliche Theilnahme, und grüfst Sie herzlich. Das Griechische (Eurip. und Arrian) geht gut fort, und eben heute haben wir auch im CNepos den Pausanias geendigt.

Jetzt, lieber Wolf, mufs ich zuerst damit anfangen, eine Sünde zu beichten, über die Sie gewifs den Kopf schütteln werden. Sie werden nemlich im Nov.-Stück der Gentzischen Deutschen Monatsschrift meine Uebersetzung der 4ten Pythischen Ode (der langen) lesen, und zwar noch eben die Uebersetzung, die Sie in Auleben sahen, nur von einem Dutzend der schlimmsten Stellen gereinigt. Sie werden Sich über den Entschlufs diefs Stück bekannt zu machen, um so mehr wundern, als ich sonst mir so fest vorgesetzt hatte, keinen der bisherigen Versuche, sondern einen ganz neuen mit verdoppelter Sorgfalt gemachten dem Publicum zu übergeben. Aber das Ganze war eine Uebereil Gentz war in ungeheurer Dürftigkeit wegen seines J

nals, er fand zufällig bei mir das rein geschriebne Mspt. und lockte mir das Versprechen ab. Meine Frau beredete mich auch, da sie die Ode liebt. Nun war mein Wort gegeben, und nun half es nichts, dafs ich erst jetzt (ich hatte das Ding in Jahr und Tag nicht angesehn) immer mehr und mehr fand, dafs es besser ungedruckt bliebe. Ich mufste noch d[illegible] die nöthigen Stellen ändern, eine pra[illegible] notulas u. s. w. schreiben. Soweit meine [illegible] die [illegible] ganz aufrichtig so meine. Nun aber auch [illegible] as zur [illegible] schuldigung bei mir selbst dient. An sich [illegible] wenn ich nicht unbillig gegen mich seyn will [illegible] g immer im Ganzen, besonders gegen [illegible] uwierigkeit gehalten, gut finden. Sie erhält sich in Einem Ton, stellt im Ganzen Pindars Weise dar, und hat einzelne gut gelungne Stellen. Nur, wenn ich dächte, den ganzen Pindar zu liefern, wäre freilich eine solche Probe unzweckmäfsig. Denn aufserdem dafs die Uebersetzung einzelne Dinge hat, die ich jetzt bei einer neuen Uebersetzung gewifs besser machte, wenn ich sie auch schon nun nicht ändern kann, so habe ich auch im Ganzen und besonders über das Silbenmaafs seitdem meine Grundsätze geändert. Aber den Pindar ganz zu liefern, daran kann ich leider nicht denken. Seit Auleben ist mir blofs die Eine Ode geglückt, die Ihnen und nicht mit Unrecht vielleicht auch schon matter schien, und es wäre ein wahres Wunder, wenn sich diefs so ganz und gar wieder fände. Zwingen kann man sich hier nicht, und das Uebersetzen ist nur wenn es meisterhaft (wie Vofsen) gelingt, keine undankbare Arbeit. Ich habe gewifs zu andern Dingen ein leichteres und glücklicheres Talent. Diefs vorausgesetzt schadet, denke ich, der Druck der Ode nichts. Viele werden sie gern lesen, und Schande soll sie mir doch nicht machen. Ueberdiefs steht sie nicht übel in der M.-S.

wo sie keine strenge Kritik fürchten darf. Wäre ich aber einmal wieder im Uebersetzen glücklich, so könnte ich ja durch Eine neue herausgegebne Probe diesen Versuch so gut als wegwischen. Indefs sind das alles nur Trostgründe. Die Sache war immer eine Uebereilung. Dafs ich den Pindar nicht bei dieser Gelegenheit angekündigt habe, sehen Sie hieraus. Indefs habe ich merken lassen, dafs ich mich mehr mit dem Uebersetzen desselben beschäftige. In der Vorrede habe ich nach wenigen Worten über den Pindar und diese Ode, die dazu gehörige Geschichte und Chronologie auseinandergesetzt und in den Noten das Einzelne erläutert. Gelehrsamkeit habe ich durchaus vermieden. Zwar habe ich einige Dinge, den Weg der Argonauten, die Chronologie u. s. f. gegen die vorigen Editoren berichtigen müssen. Indefs habe ich es stillschweigend und ohne alle Citate gethan. Ob Sie mit mir in Absicht auf den Argonautenweg übereinstimmen wüfste ich gelegentlich gern. Ich habe ihn durch die Vossisch-Homerische Welttafel erläutert, ohne der eigentlichen Beweise zu erwähnen. Die Hauptsache ist, dafs man mit Vofs den Okeanus durch den Phasis einströmen läfst, und diefs rechtfertigt sich aufser durch den Zusammenhang der ganzen Vorstellungsart noch bestimmt, wie mir scheint, durch ein Paar Fragmente des Mimnermus. Vofs habe ich geglaubt umständlicher und auf die achtungsvolle Weise, mit der ich es empfinde, erwähnen zu müssen. Da seine Parthei nicht grofs ist, habe ich es nicht für gleichgültig gehalten. Heyne konnte ich auch nicht umhin, bei Gelegenheit der Silbenmaafse und meiner Vorarbeiten dazu (die ich doch mit Einer Silbe nennen wollte, damit auch die nicht Sachverständigen mich nicht gar zu sehr für einen blofsen Dilettanten hielten) eins gelegentlich abzugeben, ob ich ihn gleich nicht genannt habe. In den Noten ist gar nichts Bedeutendes.

Reichardt habe ich neulich bei Herz gesehen. Er war äufserst zuvorkommend gegen mich und meine Frau, und hat uns eingeladen, wenn wir, wie wir uns gewifs vorgenommen, Sie im Frühjahr besuchen, bei ihm zu wohnen. Ich habe es nicht ganz abgelehnt. Einmal weil ich weifs, dafs Sie so eng wohnen, dafs Sie uns nicht logiren können; und dann [illegible] ichenstein sichrer vor gewissen Hallisch[illegible]. Dafs wir von Reichardt aus, auch ohne [illegible]i Ihnen seyn können, besonders ich, ve[illegible]bst. Auch besprechen wir ja das Ganze n[illegible]

Ueber Ihre [illegible] meiner Aeufserungen über Herder, und üb[illegible] darüber, danke ich herzlich. Aendern kann ich eigentlich meine Meinung nicht. Aber gerecht habe ich sowohl die Erklärung, als dieſs und höchst natürlich zugleich auch Ihre Empfindlichkeit gehalten insofern ich auf Herder und seine Absichten sehe. Die letzteren lasse ich nun in litterarischen Sachen gern aus dem Spiel. Nur gegen sein sonstiges schriftstellerisches Verdienst schien mir der Ton nicht gerecht. Der einzige Grund indefs, warum mir die Sache unlieb ist, ist, weil ich fürchte, dafs sie Ihnen selbst gemisdeutet wird, und weil ich Sie nicht gern auch — wie es auch sey — gegen die Horen auftreten sehe, nachdem so elende Menschen so etwas so gern angreifen und misbrauchen.

XXXVII.

Berlin, 5. Jänner 96.

Diese Ueberschrift wird Ihnen, lieber theurer Freund, schon den Grund angeben, warum ich Ihnen so lange nicht

ieb, und Ihre lieben beiden Briefe in Einer Antwort
mmennehme. Da ich in einigen Jahren nicht auf einige
chen hier gewesen bin, so häufen sich Besuche und
streuungen auf eine manchmal nicht wenig lästige Weise,
Correspondenz und Studien liegen in unglücklicher
hätigkeit. Desto mehr lebt aber das Andenken und die
re Sehnsucht nach Ihnen und den wenigen übrigen
ner Freunde, mit denen ich gewohnt war, ein ganz an-
es Leben, und ganz andere Beschäftigungen zu theilen.

Ganz vorzüglich hat mich Ihr Mspt. interessirt, das ich
grofsem Vergnügen und mannigfaltiger Belehrung durch-
n habe. Freilich hat der Herausgeber nicht alles in ein
helles Licht gestellt, als man deutlich sieht, dafs es nach
m mündlichen Vortrag möglich gewesen wäre, indefs
abe ich doch überall Ihre Gedanken in ihrem wahren
fang und ihrem Zusammenhang gefafst zu haben. Die
iptsache ist unstreitig die Unterscheidung der Poesie
und nach der Prosa, und die Entwicklung der Eigen-
mlichkeiten beider. Mit allem, was Sie hierüber sagen,
ich vollkommen einverstanden, und es ist ein entschei-
der Schritt in der Kritik, die bisher alles unter einander
werfen pflegte, diese beiden Gattungen gehörig zu son-
n. Nicht weniger hat mir die Herleitung des Begriffs
allen, den die Alten mit der Poesie verbanden, nur
llte ich diese Untersuchung von der allgemeinen philo-
hischen Bestimmung des Wesens der Poesie lieber ge-
nnt, als beide verbunden wissen, da es mir überhaupt
ht nöthig scheint, zum Behuf des philosophischen Rai-
nements Zuflucht bei der Geschichte zu suchen. Der
gemeine Charakter der Poesie ist, dünkt mich, kein
lrer, als dafs sie, selbst ein Werk der productiven Ein-
lungskraft des Dichters, die Einbildungskraft des Hörers

in Bewegung setzen soll, und die Definition, die Schiller einmal irgendwo angiebt, dafs sie die Kunst sey, die Einbildungskraft in ihrer Freiheit mit Nothwendigkeit zu bestimmen, scheint mir zugleich die richtigste und die fruchtbarste, sobald man gehörig versteht, was es heifst, der Einbildungskraft zugleich Gesetze vorschreiben, und ihr ihre Freiheit lassen. [illegible] älteren unzulänglichen Definitionen wohl [illegible] dunkel zum Grunde gelegen, vorzüglich [illegible] he alle Poesie zur Erdichtung macht, un[illegible] *visse Weise* gar nicht übel vertheidigen lä[illegible] Sie ihr mit Grund entgegen, dafs nich[illegible] die didaktische, die der ältesten Sänger [illegible] f. u. s. w. aus Erdichtungen zusammengesetzt ist. Aber gewifs ist doch jede wahre Poesie schlechterdings nichts anders, als ein Werk der Einbildungskraft, und selbst angenommen, dafs Homer jeden Umstand, den er sang, buchstäblich für wahr hielt, so war dennoch eigentlich seine Phantasie die schöpferische Kraft. Der Unterschied der ältesten und neuesten Sänger hierin scheint mir nemlich der: jene bringen noch schlechterdings mit der vereinten Kraft ihres Gemüthes hervor, ihre Phantasie ist nicht nur noch nicht von den übrigen Seelenkräften (so dafs diese rein und für sich zu handeln vermöchten) geschieden, sondern sie hat auch überhaupt vor allen die Oberhand. Daher kann es jenen Sängern noch nicht einfallen historische Wahrheit und poetische Dichtung entgegenzusetzen, oder wenigstens nicht diese Entgegensetzung scharf und rein durchzuführen, und insofern wird jeder Stoff unter ihrer Behandlung (durch Phantasie) dichterisch. Sobald aber, bei wachsender Cultur, die Phantasie entweder der philosophirenden Vernunft, oder der historischen Urtheilskraft Freiheit läfst, unabhängig und für sich thätig zu seyn, so wird der Geist einer Nation, wenn auch vielleicht

noch nicht ihre Sprache (wozu auch äufsere Bedingungen gehören) prosaisch. Von diesem Augenblick an hört die Poesie ebenso auf, die natürliche und alltägliche Sprache zu seyn, als die Phantasie aufgehört hat, beständig geschäftig zu seyn. Sie ist es jetzt nur bei eignen veranlassenden Gelegenheiten, und müfste eigentlich, wenn man sich eine idealisch fortschreitende Kultur denkt, sich immer weiter von der Prosa entfernen. Die Poesie müfste immer poetischer, die Prosa immer prosaischer werden. In der That war diefs, dünkt mich, in den besten Zeiten der Griechischen Literatur wirklich der Fall. Wenigstens ist es mir immer ein merkwürdiges Phänomen gewesen, dafs ihre Prosa niemals, selbst nicht im Plato, als nur in einzelnen Stellen, poetisch wird. Hingegen scheint mir die Poesie schon zu Euripides Zeit und noch mehr gleich darauf, gewissermafsen prosaisch zu werden, theils wie z. B. Euripides Sprache in seinem Dialog selbst zeigt, theils weil man doch damals, wenn auch nicht öffentlich, so doch privatim schon die Poesie gar sehr ohne Begleitung von Musik, und also auf minder sinnlich-vollkommene Weise brauchte. Bei uns sind beide Arten der Verderbnifs zusammengekommen, und Poesie und Prosa scheinen manchmal ihre Rollen geradezu zu verwechseln. Indefs lassen sich für die poetische Prosa in unsrer Sprache auch wichtige Gründe anführen. Unsre Poesie ist (ihrem Wesen nach) von Musik entblöfst, ja unsre Sprache ist so wenig sinnlich-vollkommen, dafs sie einer metrischen Behandlung grofse Schwierigkeiten entgegensetzt, und dafür durch geringeren Wohllaut entschädigt. Dagegen ist sie ihrer Materie und ihrer grammatischen Form nach, so reich, so dichterisch, so bestimmt, und so geschmeidig zugleich, dafs sie sich auch den feinsten Wendungen der Phantasie und des Gefühls und dem mannigfaltigsten Periodenbau anschmiegt. Durch die erstere Ei-

genschaft macht sie, dafs bei einer poetischen Prosa eigentlich kein so grofser Verlust ist, durch die letztere wird sie derselben und ihrer Vorzüge fähig. Mit griechischen Sinnen und Organen wäre poetische Prosa eine wahre Sünde gewesen. Mit der Römischen Sprache, wo die Sünde, dünkt mich, kleiner geworden seyn würde, war sie nicht möglich. Diese [illegible] ene und bestimmte Gänge und zuviel Gr[illegible] wittergattung dieser Art. Unsere Sprache [illegible] Mitte. Ueberhaupt sehe ich die Deutsch[illegible] die Nation gern von dieser Seite an. [illegible] möchte ich die sinnlichvollkommenste [illegible] ichsten aber mit dieser ist mir die Deutsc[illegible] vielleicht nicht mit Unrecht die menschlichste heifsen. An sinnlicher Vollkommenheit steht sie der Griechischen bei weitem nach, aber sie behauptet einen grofsen Vorzug vor ihr durch zwei recht eigentlich menschliche Eigenschaften 1) im Ausdruck für den Gedanken (die Philosophie), 2) im Ausdruck für die Empfindung, insofern sie nicht sowohl ein Werk der Sinne und der Phantasie, als desjenigen ist, was wir Herz nennen. Irre ich mich nicht, so pafst eine solche Vergleichung auch in Absicht der Nationen selbst nicht übel. Dafs ich indefs der poetischen Prosa schlechterdings nicht das Wort rede, sondern nur Entschuldigungsgründe für dieselbe, und nur in gewissen Gattungen, z. B. im Werther und einigen Trauerspielen, anführen will, versteht sich von selbst. Bei diesem Begriff von Poesie sehen Sie selbst, lieber Freund, kann ich nicht anders, als den drei Stücken, die Sie im 3ten Abschn. als das Wesen der Poesie ausmachend, aufstellen, vollkommen beistimmen, und da Ihre Untersuchungen so gröfstentheils historisch sind, so ist es auch zweckmäfsiger, jene verschiedenen Eigenschaften, die zwar nur vereinigt die wahre Poesie vollenden, aber auch

einzeln schon hinreichen um den Namen des Poetischen zu verdienen, von einander abzusondern.

Dafs das blofse Metrum vorzüglich in früheren Zeiten, auch ohne allen weiteren poetischen Gedanken und Schmuck die Poesie hie und da ausmacht, mufs, dünkt mich, ganz aus der Natur jener Zeiten erklärt werden. Zwar möchte ich nicht schlechterdings bei dem Grunde stehen bleiben, dafs man es als eine Hülfe des Gedächtnisses gebraucht habe, aber es scheint mir schlechterdings natürlich, dafs man alles, was nicht eine solche bestimmte, in sich geschlossene Form hatte, nur so hingeredet halten mufste, und dafs es niemandem einfallen konnte, es auf die Nachwelt fortzupflanzen. Jeder Gedanke, der eigentlich bleibend erhalten werden soll, mufs aus der Masse der übrigen herausgerissen, mufs mit einer eignen Form begabt, gleichsam zu einem Individuum gemacht seyn. Er prägt sich sonst, wäre er auch in Erz gegraben, nicht allein nicht dem Gedächtnifs ein, sondern er erregt nicht einmal Aufmerksamkeit. Ja, was noch mehr ist, in demjenigen selbst, der ihn hat, entsteht erst alsdann, wenn dieſs mit demselben vorgegangen ist, der Einfall, ihn auch andern mittheilen, in Curs bringen zu wollen. Gewifs aber hat man schon in den frühesten Zeiten, und bei den rohesten Nationen dasjenige, was einem jeden jedesmal einfällt, was er spricht und singt, von demjenigen unterschieden, was als ein allgemeiner Besitz von der Vorzeit ererbt und auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt wird. Eine solche Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen, Liedern u. s. f. hat es gewifs immer und überall gegeben, und sie ist unstreitig der erste Stamm eines literarischen Vorraths gewesen. Ehe es nun, sage ich, jemandem einfallen konnte, irgend etwas von ihm Gedachtes diesem Vorrath zuzugesellen, mufste dasselbe eine Form haben, wodurch es sich vor allem übrigen Ge-

dachten und Gesagten auszeichne, in dem es sich darstellen und erhalten konnte. Im Grunde beruht auch noch jetzt die ganze Kunst zu schreiben allein darauf, und die ganze Aufgabe für den Schriftsteller allgemein gelesen und verstanden zu werden, beruht blofs auf dem Talent, seinem Werke eine so ausgezeichnete Form zu geben, dafs sie sich jedem empfiehlt und jedem einprägt, seine Gedanken, wo möglich, einem eignen für sich bestehenden organischen Wesen ähnlich zu machen. Ehe die weit schwierigere Kunst der Prosa erfunden war, gab es hiefür keine andere Form, als die metrische, und gewifs liegt hierin der Grund, warum viele Dinge metrisch sind, die an sich nur zur Prosa geschickt scheinen. Selbst die Orakelsprüche der Pythia, die freilich bei der unzertrennlichen Verbindung der Begriffe von Begeisterung, Weissagung und Dichtung an sich nicht anders als metrisch seyn konnten, gewannen gewifs an schneller Verbreitung und Ansehn durch diese Form.

Ihren Untersuchungen über Aristoteles Poetik, und der Herleitung seiner Hauptideen aus dem Plato danke ich sehr viel Licht und Belehrung über diefs schwierige Buch. Auch hier, auch bei diesem offenbar nicht überall recht zweckmäfsig nachgeschriebenen Collegio ist es mir überaus auffallend gewesen, wie sehr nur Sie gemacht sind, feine Untersuchungen dieser Art zugleich mit der nothwendigen Kritik und doch nicht mit einem schlechterdings nicht weiterbringenden Scepticismus zu führen. Ich bewundere Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinah das glückliche Talent bei der Belesenheit immer *zugleich* die blofsen Facta in ihrer treusten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt.

Ihren Instanzen gegen Aristoteles μίμησις und seine Darstellung τῶν καθ' ὅλου kann ich zwar meinen Beifall nicht versagen, indefs wenn Aristoteles hier irrt, so irrt er blofs weil er den wahren und recht eigentlich philosophischen Begriff der Poesie empfand ohne ihn deutlich zu denken, was sich, glaube ich, leicht deutlich machen läfst, wenn man das Wesentliche der poetischen Form von dem Zufälligen des Stoffes unterscheidet. Gewifs ist es nicht nur keiner Poesie eigentlich um historische Wahrheit zu thun, sondern es ist auch in ihrem Wesen gegründet, jede, auch die strengste historische Wahrheit unter dem Scheine der Dichtung vorzutragen. Allerdings kommt es nun zwar nebenher manchmal dem Dichter darauf an, dafs das, was er sagt, für Wahrheit gehalten werde. So z. B. dem Pindar beim Lob seiner Helden, wo er sogar Eidschwüre zur Hülfe nimmt, so was Sie anführen dem Spötter in der comoedia antiqua und im Jambicum. Aber diefs liegt blofs in dem zufälligen Zweck, nicht im Wesen dieser Poesien, die ihre *poetische* Wirkung, auch wenn man jedes in ihnen vorkommende Factum für falsch hielte, dennoch nicht verfehlen würden. Und sollte es nicht das gewesen seyn, wohin Aristoteles zielte? dafs nemlich der Dichter, auch wenn er buchstäbliche Wahrheit behandelt, nie die Wirkung hervorbringen will, die der Historiker (selbst der am meisten dichtungsreiche) beabsichtigen müfste, das Wissen und die Erfahrung zu bereichern, und dem *Verstande* Fälle zur Beurtheilung vorzulegen, sondern die gänzlich entgegengesetzte, auf die *Einbildungskraft* zu wirken, und das Herz durch Leidenschaften zu rühren. Denn auch mit dem didaktischen Gedicht, wovon nur leider so wenig Muster vorhanden sind, ist es nicht anders. Auch hier soll der eigentliche Zweck nie blofse Belehrung seyn (denn wozu sonst der poetische Apparat, man müfste denn versus me

moriales machen wollen) sondern die Absicht geht, scheint es mir, dahin, dasjenige, was sonst nur durch den trocknen und raisonnirenden Verstand erkannt wird, jetzt auch in dem Medium der Phantasie und des ästhetischen Gefühls darzustellen, und so der ganzen Natur des Menschen inniger einzuverleiben. Selbst wo der Zweck nicht so grofs und erhaben ist [illegible] Acker-, Krieg- u. s. w. Gedichten) sucht [illegible] etwas an sich blofs Mechanisches lach[illegible]ntasie und Herz reizender darzustellen.

Dafs Arist[illegible]ausdri[illegible]h das Metrum als nicht nothwendig zu[illegible] erwähnt ist äufserst auffallend. Indefs glaube ich[illegible] dafs er gleichsam aus Furcht den Gegensatz: ein Homer in Prosa bleibe doch ein Dichter unterdrückt habe. Das Wesentliche der Poesie würde er auch dem prosaischen Homer sicherlich nicht abgesprochen haben, aber die äufsere Form doch unstreitig, was hingegen die Modernen, die eine poetische Prosa annehmen, nicht dürften.

Auch das Wenige, was Sie über die Silbenmaafse und ihren Ursprung sagen, ist mir überaus belehrend gewesen. Auch ich habe mich nie überreden können, dafs der Senarius mit dem Hexameter gleiches Alters seyn sollte. Wenn es, wie ich mich erinnere, einige Scholiasten und lateinische Grammatiker behaupten, so hat sie unstreitig die freilich nicht zu läugnende Aehnlichkeit beider Silbenmaafse getäuscht. Mir scheint der Senarius vielmehr das jüngste unter allen dreien, dem Epischen, Lyrischen und Jambisch-Dramatischen. Denn einzelne lyrische Gesänge gingen ja auch den Anfängen des Theaters vorauf. Ueberhaupt ist es sonderbar, wie nicht blofs diese 3 Silbenmaafse, sondern auch die Gattungen der Poesie, für die sie vorzüglich bestimmt sind, den Völkerschaften nach vertheilt sind. Denn

man kann sich, dünkt mich, nicht erwehren: Jonische Sprache, Epos, Hexameter; Dorische Sprache, Hymnen, Dithyramben u. s. w. lyrische Silbenmaafse; und Attische Sprache, dramatische Poesie, Senarien und Anapästische Systeme in unzertrennter Verbindung zu denken. Da auch alle diese Gattungen von der Art ihrer öffentlichen Aufführung durch Rhapsoden, Chöre, und Schauspieler abhingen, so war es natürlich, dafs sie in einer gewissen mit der Sitte und der Sprache der Nation verwandten Gleichförmigkeit fortdauerten. Freilich haben Dichter aus allen drei Stämmen sich in allen Gattungen versucht. Allein auffallend ist doch die überwiegende Zahl Dorischer und Aeolischer Lyriker, und Atheniensischer Dramatiker. Unendlich zu bedauern scheint es mir, dafs wir keine andre als Attische dramatische Werke übrig haben. Ich gestehe Ihnen offenherzig, dafs ich mir von Pindars Tragödien schlechterdings keine Art von Vorstellung machen kann. Kommt denn wirklich gar keine andere Stelle, als die Erwähnung im Suidas davon vor, und mag denn der Dialog ebenso attisch gewesen seyn und in Senarien, als die Chöre der Attischen Dichter dorisch sind? Ich kann mir eine solche Gewandtheit in zwei verschiednen Dialekten und Dichtungsarten recht gut in Atheniensern, aber schlechterdings nicht in einem Thebaner und noch weniger im Pindar denken. Soviel ist sicher dafs der Unterschied jener 3 Silbenmaafse, die man durch Fülle, Energie und Gewandtheit charakterisiren könnte, ganz mit dem Unterschiede der drei Dialekte und Stämme übereinkommt. Auch darum mufste der Senarius, so wie der recht ächt gebildete Attische Dialekt der späteste seyn. Ueber die eigentliche Veranlassung des Senarius ist mir allerlei eingefallen, vergönnen Sie einmal blofsen Einfällen ein Ohr. Ich denke ihn mir als den attischen Hexameter, und erkläre mir seinen Ursprung ebensowohl aus dem Hexameter, als aus

dem eigentlichen Jambico. Die griechische Tragödie ist, dünkt mich, ein Zusammengesetztes aus der Heroischen und Lyrischen Gattung, besonders im Aeschylus und Sophokles, wo weit weniger Dialog, als im Euripides ist. Zu dem heroischen Theil, zu manchen récits wäre der Hexameter treflich gewesen, und bei weitem besser als der Jambische Vers. rstand dem Attischen Dialekt und der Mann Gewandtheit und natürlichen Einfachheit des D den der Jambische Vers mehr gemacht war. A um der zu grofsen Einförmigkeit des letzteren zu Hi kommen mufste man ihn mit fremden Füfsen verbin nd so en stand die sonderbare und künstliche Zusammensetzung des Senarius, eine Behandlung des Jambischen Verses mit Hinsicht auf den Hexameter. Denn wirklich war doch das Jambicum der eigentlich Jambischen Dichter reiner, und die Einmischung der Dactylen, die Caesur nach der 5ten Silbe, und besonders dafs diese 5te Silbe sehr oft lang und sehr gern die 1ste eines Dactylus (|⏑—|—||⏑—|⏑—|....|⏑—) ist, bringt eine gewisse Erinnerung an den Hexameter in den sonst so ganz heterogenen Vers. Auch haben die Tragiker diefs selbst gefühlt. Denn doch wohl nur um diese Aehnlichkeit nicht zu grofs zu machen ist der 5te Fufs in allen nur ungeheuer selten, und in dem sorgfältigeren Sophokles auch der erste nur mit wenigen Ausnahmen ein Dactylus. In dem Senarius der Komiker fällt diese Aehnlichkeit (wie klein oder grofs sie sey) fast ganz hinweg, da er zwar nicht (vt ajunt) licentiöser, aber noch mannigfaltiger und daher für die natürliche, von allem Pathos entfernte Sprache noch brauchbarer ist. — In Absicht der lyrischen Silbenmaafse ist der Unterschied derer in Strophen und Antistrophen und derer in kurzen immer gleich wiederkehrenden kleinen Stanzen sehr auffallend, vorzüglich darum, dafs nur die letzten eigent-

he Canons geworden sind, welche auch andere Dichter bekannte Formeln brauchen, da die erstern schlechterngs immer so sehr wechslen, dafs im Pindar nur zwei len (die noch dazu eng zusammen gehören) dasselbe trum haben. Aber woher dieser Unterschied gekommen, d inwiefern man beide Silbenmaafse auch zu verschienen Gattungen gebraucht haben mag, weifs ich nicht ht. Jene gröfseren waren wohl freilich eigentliche mualische Concerte, die letzteren wohl mehr Lieder, die er leicht für sich singen konnte. Findet man aber nichts storisches hierüber? Nach dem Eindruck, den die letzten Metra (Sapphische, Alcäische u. s. w.) auf mich chen zu schliefsen, kann ich sie auch nicht zu längeren icken geschickt halten. Vielmehr ist mir ihr Gebrauch langen Pindarischen Oden in Sudorius Uebersetzung mer fatal gewesen. Indefs soll doch die Sappho ganze icher darin gedichtet haben.

Soviel, lieber Freund, habe ich unter tausend Störun- n über Ihren Aufsatz hinwerfen können. Verzeihen Sie r Inhalt und Form, vorzüglich dafs ich Ihrer Arbeit nicht hrittweise folgte. Aber das Mspt. hat nicht viele Absätze, d meine Zeit war so zerstückt. Nun noch Eins. Wie jetzt Ihre Arbeiten über diesen Gegenstand kenne, hielte es nur insofern für übel, sie mit dem Arist. zu verbin- n, weil sie alsdann in wenigere Hände kommen würden. er aus diesem Grunde bin ich auch ganz für die Idee es eignen Buchs, um dessen baldige Bearbeitung ich Sie cht dringend bitte. Kann es Ihnen Freude machen, dafs durch ähnliche, nur bei gröfserer Mufse sorgfältigere ilfe Theil an Ihrer Arbeit nehme, so bitte ich Sie, mir fs Vergnügen nicht zu rauben. Denn ein Vergnügen d ein recht recht grofses ist es mir. Lesen Sie doch *klechterdings* zwei Abhandl. von Schiller im 11ten und

12ten Stück der Horen über das Naive, und die sentimentalischen Dichter. Es kommt viel über die Alten vor, und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Nun zum Fatalen, meiner Pindarischen Ode. — Wie haben Sie, liebster Freund, meine eigne neuliche Erklärung über die Veranlassung des Drucks derselben so misverstehn können, um [illegible]uf neugierig zu seyn? Ich wiederhole Ihnen no[illegible]aus [illegible]ser leidiger Schwäche, und in einem über[illegible]nent [illegible] ich mein Versprechen, und die Ausführu[illegible]n so schnell und übereilt, und in einer so unglü[illegible]mmu[illegible], dafs ich nie ohne Schaamröthe an das [illegible]nken kann. Dennoch, damit Sie sehn, dafs ich mich [illegible]schone, schicke ich Ihnen das Geschreibsel und zum ewigen Eigenthum. Ueber die Uebersetzung werden Sie selbst urtheilen. Die Einleitung enthält nichts Bedeutendes — als den chronologischen Irrthum. Ob mehrere Irrthümer weifs Gott. Aber am Ende derselben ist auf Veranlassung der Silbenmaafse eine Stelle im Grunde gegen Heyne, die ich um alles in der Welt zurückkaufen möchte. Ich habe sie in einem unglücklichen Moment des Dünkels hingeschrieben, und fühle jetzt ganz wie gezwungen, herbeigezogen, gar nicht pertinent und (da ich gar keinen Namen habe) süffisant sie ist. Sie müssen sie ebenso finden und ich bitte Sie ausdrücklich es mir nicht zu verschweigen. Ich wünsche, dafs jedermann, dem das Ding zu Gesicht kommt, es vergesse. Aber ich werde nie vergessen, wie sehr sich ein auch sonst nicht unbesonnener Mensch übereilen kann. Die Anmerkungen brauchen Sie nicht anzusehn. Sie sind ganz ausgeschrieben.

Der Chronologische Irrthum, den ich im folgenden Stück noch dazu berichtigt habe, war der verzeihlichste. Der Grund desselben in Corsini und nach diesem in Barthelemy, liegt im Dodwell de cyclis. d. 5. §. 1. Dieser

sagt nemlich, dafs ob man gleich Ol. 48, 3 die erste Pyth. Feier gehalten, doch die erste Pythias Ol. 49, 3 gerechnet werde. Er beweist diefs einzig und allein aus 3 Stellen des Schol. des Pindar (ad Ol. 12. P. 3. 4.) wo dieser Schol. Pythiaden auf Olympiaden so zurückbringt, dafs er dabei mufs die erste Pyth. in Ol. 49, 3 gesetzt haben. Indefs ist von diesen Stellen Eine gar nicht beweisend, und bei den beiden andern ists gewifs blofs ein Irrthum des Schol. selbst, der Ende und Anfang der Pyth. verwechselte. Die Stelle im Pausanias, die ich Ihnen verdanke, macht alles aus. Auch danke ich Ihnen sehr für die Bekanntschaft mit Simsonis Chron. und seine Berichtigung. Es scheint mir sehr brauchbar.

Haben Sie in Ihren Papieren etwas über Pindars Tod, ich meine die Zeit. Corsini setzt sie Ol. 82, 1. Aber er erwähnt gar nicht, dafs dem Schol. zufolge die 8. Pyth. Ode auf einen in der 35. Pyth. gewonnenen Sieg gedichtet ist, also nach Ol. 82, 3. oder wie Corsini rechnet gar nach Ol. 83, 3. — Sie sehn, lieber Freund, dafs ichs nicht am Nachsuchen und Mühe fehlen lasse. Aber es will doch nichts rechts werden. Diefs könnte mich beinah muthlos machen.

Ich mufs gleich schliefsen, also nur mit 3 Worten noch etwas, was mir wichtig ist. Ich hatte mir vorgesetzt, da ich jetzt mit den Dichtern ziemlich fertig bin, nun einen Anfang zu machen, mir: den Charakter der griechischen Poesie zum Thema einer Abhandlung oder eines Werks zu machen. Um das Feld zu verengen, hatte ich mich auf die lyrische beschränkt, und fürs erste gar auf Pindar. Hier hatte ich wirklich seit einigen Wochen angefangen. Aber jetzt kommt mir diefs wieder fürs Ganze zu speciell vor, und ich werde an einen Plan erst fürs Ganze genauer denken, und Sie mit diesem bekannt machen. Meinen Sie

aber, dafs ich den Pindar abgesondert mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung verfolgen soll?

Eben werde ich abgerufen. Meine Frau grüfst herzlich. Tausendmal Verzeihung für diesen Brief und ein herzliches Lebewohl!

Ihr

Humboldt.

I.

9. Febr. 96.

Statt einer [illegible] gütigen lieben Brief mufs ich heute blofs [illegible] vorlegen, um deren ***recht baldige*** Beant[illegible]

Der Gr. Fi[illegible] thusa geschrieben, veranlafst mich dazu und ich wünschte ihm zu dienen. Sie betrift die Poetik c. 1. §. 8.

οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν — λόγους

Er hat darüber Schneider gefragt, und folgende Antwort erhalten: man müsse lesen: οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοῖς Σ. καὶ Ξ. μίμοις καὶ τοῖς Σωκρατικοῖς λόγοις und nach λόγοις müsse man τῇ ἐποποιίᾳ ergänzen, so dafs κοινὸν τοῖς Σ. — — — — — λόγοις τῇ ἐποποιίᾳ zusammen gehört. — Zu Deutsch: „Dafs den Mimen — — — Gesprächen etwas mit der Epopoe gemein sey." Ich habe jetzt nicht Zeit die Stelle genau anzusehen, aber 1) dächte ich müfste nach dem Schneiderschen Sinn wenigstens irgendwo ein τι noch eingeschoben werden — κοινόν τι; 2) hat mir dieser Paragraph auch immer blofs eine Vergleichung der Mimen und Gespräche unter einander, nicht mit etwas Drittem zu enthalten geschienen.

Ich bitte Sie nun 1) um *Ja* oder *Nein* über jene Emendation, 2) um Erklärung der Stelle wie sie ist. — Von Herzen Adieu!

In gröfster Eile. Humboldt.

XXXIX.

Berlin, 3. May, 96.

Sie beobachten ein so hartnäckiges Stillschweigen gegen mich, mein lieber theurer Freund, dafs ich, um nur einem gänzlichen Stillstand unserer Correspondenz vorzubeugen, Sie nothwendig mit einigen Zeilen daran erinnern mufs, dafs mir Ihre Briefe zu viel Freude machen, als dafs Sie mich dieselbe solange entbehren lassen sollten. Schon Ihr Zögling Heindorf wird Ihnen gesagt haben, wie sehr ich mich nach eigner unmittelbarer Nachricht von Ihnen sehne, und ich kann es Ihnen nicht dringend genug wiederholen.

Ich habe jetzt eben den 4ten Ihrer Briefe an Heyne corrigirt. Ihnen den Abdruck desselben früher zu schaffen, war völlig unmöglich, soviel ich es auch bei Unger betrieben habe. Wie ich Ihnen neulich schrieb, hatte ich, soviel ich mich erinnere, blofs erst den ersten gelesen, und ich habe Ihnen also mein Urtheil über die andern nachzuholen. Der zweite und dritte haben mir noch bei weitem mehr als der erste gefallen. Der Stil ist mir conciser vorgekommen, und die feine Ironie giebt ihnen nicht wenig Würze. Im 4ten ändert sich nun diese Sprache ganz, aber auch diese entgegengesetzte und völlig freie und offne ist Ihnen recht gut gelungen. Zwar hat mir Ihre Zeit leid gethan, als ich gesehen habe, dafs Sie in die Détails Ihres Götting. Aufenthalts haben eingehn müssen. Indefs war diefs einmal nicht anders möglich, und die Manier, mit der Sie es gethan, hat mir treflich geschienen. Sie haben weder aus affectirtem Widerwillen von Sich und Ihrem Privatleben zu sprechen, etwas Nöthiges übergangen, noch sind Sie auf eine überflüssige Weise auch nur irgendwo zu weitläuftig gewesen. Ueberall ist die blofse nakte, zur Sache gehö-

rende Erzählung, und das wahre Maafs in der Länge u
Kürze. Auch an dem Ton gegen Heyne ist schwerl
etwas auszusetzen. Er ist, wenn man vorzüglich Ihre
rechte Sache bedenkt, und die Dinge, die Er begangen
und noch begeht, nicht absichtlich verkleinern will, gew
eher noch gelind als zu stark. So, liebster Freund, urthe
ich über Il [illegible] würde noch mehr Interesse
derselben l [illegible] nen, wenn ich mehr mit d
Heynischer [illegible] und sem Theil der neuern philo
gischen Lit [illegible] ire. So aber bin ich so se
ein Fremdl [illegible] vieles in Ihrem Briefe nic
verstanden [illegible] at mir gesagt, dafs diese A
sätze Sie de... [illegible]mer betrac[illegible]liche Zeit gekostet, und Ihn
Zeitverlust verursacht haben. Wenn diefs wirklich so i
so bedaure ich Sie herzlich. Denn dafs Sie die Heynisch
Rec. weder ganz unbeantwortet lassen, noch sie kürz
beantworten konnten, glaube ich Ihnen aufs Wort, da S
mit dem Publicum, der ephemerischen Lage der Philologi
und den gewöhnlichen Ansichten der Leute besser bekan
seyn müssen, als ich. Ich und gewifs alle, denen ein n
higes Studiren lieb ist, hätte freilich, wie ich mir nicht ve
helen kann, lieber die Fortsetzung Ihrer Prolegg. oder d
Recension irgend eines platonischen Dialogs, oder etwa
von der Art von Ihnen gelesen. — Ueber ein Wort in de
4ten Briefe habe ich bei der Correctur so grofse Zweif
gehabt, dafs ich nicht blofs Gentz, meinen gewöhn
lichen Mitcorrector, sondern auch Biester (weil der m
unter den irgend Sachverständigen am nächsten wohnt
zu Rathe gezogen habe. Die darüber mit beiden ge
führte Correspondenz lege ich zum Spafs bei. Ich wünsch
von Herzen, dafs wir Ihren Sinn getroffen haben möge
Ich weifs nicht, ob Sie an einem von uns dreien ein *acu
men criticum* hiebei finden werden; aber ich hoffe wenig

stens, dafs Ihnen meine Vorsicht und meine Geneigtheit mich besserer Einsicht zu submittiren nicht misfallen werden. Soviel von litterarischen Dingen.

Mit den nicht litterarischen geht es bei mir übel genug. Meine arme Frau leidet nicht allein noch fortwährend an Rückenschmerzen, sondern hat auch seit diesen letzten Tagen viel Krämpfe in der Brust gehabt. Mit meiner Mutter geht es sehr schlimm, und selbst mein kleiner so gesunder und starker Junge ist eben erst vom kalten Fieber genesen. Gebe der Himmel dafs es mit Ihnen und den Ihrigen besser stehen möge. Bis zum 1. Jun. bleiben wir auf alle Fälle noch hier, alsdann gehn wir wahrscheinlich (denn auch das ist noch nicht einmal gewifs) nach Carlsbad und kommen im Aug. oder Sept. nach Jena zurück. Wie froh will ich mich fühlen, wenn ich dort wieder ruhig und ungestört angelangt bin. Von dort aus, wenn Sie mich nicht dort besuchen wollen, rechne ich auch mit Gewifsheit darauf, zu Ihnen zu kommen, wonach ich mich so herzlich sehne.

Heindorf hat mir viel Freude gemacht. Er ist Ihnen überaus attachirt, wodurch er sich mir vorzüglich empfohlen hat, ist äufserst bescheiden, und scheint mir sehr gründlich in seinen Kenntnissen, in einem höhren Grade, als es sein Alter erwarten liefse.

Den Griechischen Hymnus aus Bologna schicke ich Ihnen zurück. Grofsen Geschmack habe ich ihm nicht abgewinnen können. Meine Frau hat auch etwas davon gelesen und dankt herzlich für diefs und Ihr übriges Andenken. Merken Sie Sich doch die Adresse der Tambronia. Wenn ich mit Hülfe des Schicksals im nächsten Sommer noch nach Bologna komme, möchte ich sie doch aufsuchen.

Adieu! mein theurer lieber Freund. Reifsen Sie mich

bald durch einen lieben Brief aus meiner Ungewifsheit über Sie, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Ewig von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

XL.

Berlin, 11. Jun. 1796.

Dafs ich Ihnen, innigstgeliebter Freund, erst so spät antworte, ist theils die Folge einer eifrigeren und anhaltenderen Arbeitsamkeit, als ich nie diesen ganzen Winter hindurch kannte, theils geschiehts darum, weil ich Ihnen früher sogar nichts Gewisses über unsre Plane hätte sagen können, worüber ich zwar bis jetzt auch noch nicht viel, indefs immer doch mehr weifs.

Mit der Gesundheit geht es, um diese allem übrigen vorauszuschicken, in der That leidlicher, als ich selbst gehoft hätte. Zwar für meine eigne Person hatte ich keine Sorge, ich bin sehr wohl gewesen und bin es auch noch. Aber auch meine Frau, die Sie und die Ihrige recht von Herzen grüfst, befindet sich um vieles besser.

Folgende Stelle aus einem Briefe Jacobi's, die ich Sie doch aber für Sich zu behalten bitte, wird Ihnen vielleicht Spafs machen: „Wolfs Prolegomena habe ich noch nicht vornehmen können, so grofs auch meine Begierde war sie zu lesen. Klopstock ist's eine köstliche Salbe, die ihm hinabfliefst von seinem Haupte, hinab in seinen Bart. Stolberg mag von Wolfs Behauptung gar nicht hören, und schimpft auf alle, die darauf merken, und an einer solchen abgeschmackten Unternehmung Theil nehmen mögen. Ich setze ihm beständig das: Prüfet Alles! des Apostels entgegen, und bin überhaupt bei ihm im Besitz grofser Vor-

rechte." Ich sagte Ihnen, liebster Freund, dafs ich seit einigen Wochen viel arbeitete, diesmal aber ists nicht innerhalb des Gebiets des Alterthums. Ich bin bei einer philosophischen Arbeit, die mich sehr interessirt, und wenn mir der jetzige Versuch gelingt, mich in ein weites Feld führen dürfte. Ich habe schon so oft vom Plane gesprochen, dafs ich mir auch fest vorgenommen habe, diesen nur erst nach seiner Ausführung anzumelden. Indefs sind in der That doch schon einige Bogen wirklich geschrieben, und bis zum Herbst denke ich mit dem Büchlein fertig zu seyn, um den Winter zu seiner Ausfeilung anzuwenden, und es im Frühjahr oder Sommer in die Welt zu befördern.

In Graecis mufs ich offenherzig gestehn nicht viel gethan zu haben. Mit meiner Frau lese ich jetzt abwechselnd den Pindar und Euripides. Wir sind jetzt beim Rhesus, der mich so einfältig er ist, doch nicht wenig interessirt. v. 351—354. ist eine hübsche und soviel ich weifs sonst nirgend vorkommende Vorstellung von der Liebe eines Flufsgotts, die mir aber neuer scheint, als die Zeit, in die auch Beck das Stück versetzt. v. 171. Ἴλιος ist ja wohl auch aufser beim Homer ungewöhnlich. Wegen seiner Schlechtigkeit würde ich indefs dem Euripides das Stück nicht absprechen. Erinnern Sie Sich an die Alceste, Hippolytus und so viele andre wirklich abgeschmackte Dinge in diesem ewigen Moralisten. Da das Stück doch wohl nicht lange nach ihm fällt, so zeigt es zugleich wieviel auch das Atheniensische Publicum sich gefallen lassen mufste.

Die Böttigerschen Schriften und Wielands Museum habe ich ihrer Existenz nach zuerst aus Ihrem Briefe kennen gelernt, und nicht gesehn, nicht einmal den Hermann de metris. Spalding, mit dem ich einzig über solche Dinge communiciren könnte, lebt jetzt wieder wie die Dioskuren,

bald innerhalb, bald aufserhalb der Mauern, und ist für mich völlig unsichtbar.

Jetzt leben Sie herzlich wohl, mein theurer lieber Freund, und lassen Sie unsern Briefwechsel nicht wieder so ins Stocken gerathen. Meine herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen, Vofs und Reichardt.

Ihr

H.

[*Randschrif*
Helden sagen?
mag sie sich vor

Clotildis zu ihrem geschlagnen
Threnos anstimmen. Auch
les ξίφος in Acht nehmen.

XLI.

Berlin, 16. Jul. 96.

Ich habe sehr, liebster Freund, über die neidische Feder lachen müssen, die mir Ihr letzter Brief beilegt. Ich will versuchen, ob ich Sie heute mit einer tugendhafteren um Verzeihung bitten kann. Die Stelle, die mir Schneider in den Georgicis nannte, soll (ich bin schlecht im Virgil bewandert) vom Verbrennen der Olivenbäume handeln. Dieſs habe ich mit Fleifs vorausgeschickt, damit diese ominösen Worte nicht wieder in die Dämmerung des Endes meines Briefes kämen, wo die Wärme des freundschaftlichen Schreibens den Vorsatz des deutlichen Schreibens verdrängt.

Herzlichen Dank, mein Lieber, für Ihre freundschaftlichen Anerbietungen für unsern Besuch in Halle; möchte ich nur erst die Zeit wissen, wo ich sie werde benutzen können. Aber mein Aufenthalt wächst hier noch immerfort.

Wir leben jetzt hier völlig einsam und ungestört. Aber in Graecis loben Sie meinen Fleifs ohne mein Verdienst. Meine jetzige Arbeit entfernt mich vom eigentlichen Lesen

gar sehr und aufser der Gewohnheit, die ich aber auch mein ganzes Leben hindurch nicht werde abkommen lassen, täglich etwas mit meiner Frau zu lesen, geschieht nichts.

Meine jetzige Arbeit wird Sie wundern, sie wird Ihnen aber auch nur ein bloſser unausgeführter Plan scheinen, wie so viele bisherige. Dem will ich nun zwar, um mir hernach kein démenti zu geben, nicht ausdrücklich widersprechen, aber versichern kann ich Ihnen dennoch, daſs ich alle möglichen und die ernsthaftesten Vorkehrungen getroffen habe, daſs es dieſsmal nicht abermals so gehe. Durch einen wahren salto mortale bin ich von den ältesten zu den neuesten Zeiten übergesprungen, von den Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern. Es hat mir lange in vielfacher Rücksicht ein Bedürfniſs geschienen, unsere Zeit i. e. das achtzehnte Jahrhundert darzustellen, und ausführlich zu charakterisiren. Diesem Gedanken bin ich jetzt mehr nachgegangen, und habe eine eigne Schrift unter dem Titel ohngefähr: Ueber die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters; als eine Einleitung zu einer Charakteristik des 18. saec. angefangen. In dieser will ich die Erfordernisse, Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik auseinandersetzen.

Ob ich die Charakteristik selbst je ausführen werde, lasse ich dahingestellt seyn; daſs ich aber viele zu ihr gehörige Grundideen in dieser Einleitungsschrift vortragen werde, ist gewiſs. Diese soll Ostern oder Michaelis 1797 *gewiſs* erscheinen.

Sie werden den Plan bedenklich finden, wegen meiner ausschlieſslichen Bekanntschaft mit den Alten und meiner Unwissenheit in allem Neuen. Aber die erstere ist mir zu diesem Unternehmen nothwendig. Denn meine Methode

der Schilderung der Neuern macht eine durchgehende Parallele mit den Alten nothwendig, und ich bin vielmehr nun besser fähig, diese anzustellen, da ich die Alten frei und unabhängig studirt habe. Der Unwissenheit mufs sich in meinem Alter immer mit Ernst abhelfen lassen, und ich arbeite mächtig daran.

Denken ni ufs ich den Alten absterbe. Die Philologi gleich wichtig, und ich bitte Sie, mich ja imm hliefslichen Schüler dieses Fachs zu be werde ich Ihnen bald mit vielen Frage rien kommen, da ich nun gezwungen meiner herigen Lectüre Resultate zu ziehen.

Von meinem Vorhaben sagen Sie sonst niemand. Das Liebste wäre mir jetzt, wenn Sie mir recht viel Einwürfe dagegen machten, und mir viel Fragen vorlegten. Ich will gewifs recht schnell, ausführlich und deutlich antworten.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

XLII.

Berlin. 3. Aug. 96.

Heute nur zwei Worte, liebster Freund, zur Ankündigung eines *schnellen* Entschlusses. Ich reise morgen mit meiner Frau und meinem ältesten Kinde uber Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Wismar, Lübeck nach Eutin und von da über Ploen nach Hamburg. Die Lust, Vofs in Eutin, und Jacobi, der jetzt in Wandsbeck ist, zu besuchen sind die Haupttriebfedern dieser Reise. Am 7. Septbr. sin

wir wieder hier, und bald nachher sehn wir uns, hoffe ich, gewifs.

Ich freue mich unglaublich auf Vofs. Ich denke er ist durch Sie bereits vorbereitet, mich freundlich aufzunehmen. Könnte ich nicht einen Brief von Ihnen bei ihm finden? Machen Sie diefs doch ja. Ich bin bis zum 24sten Aug. spätestens da. Den 20sten komme ich hin.

Die Vorbereitungen zur Reise lassen mir heute nicht mehr Zeit. Es thut mir leid, dafs ich mich so schnell zum Reisen entschlofs, dafs ich Ihnen vorher nichts davon schreiben konnte.

Tausendmal Adieu!

Ihr

Humboldt.

XLIII.

Berlin, 22. Oct. 96.

Es geht uns recht schlimm, theurer Freund, mit allen Planen, die wir von hier aus machen. Zwar bleibt es bei unsrer Abreise von hier, auch dabei, dafs *ich* Sie besuche und ein Paar Tage bei Ihnen bleibe. Aber meine arme Frau kann unsre Freude nicht theilen. Sie hat sich in diesen Tagen gar nicht wohl befunden und ein Aderlafs, den sie hat vornehmen müssen, hat sie noch mehr abgemattet. Der Arzt räth ihr sehr, ihre Rückkunft nach Jena, da sie einmal nicht hier bleiben kann zu beschleunigen, und sich so kurz als möglich den Unbequemlichkeiten der Reise auszusetzen. Wir nehmen nun also den Weg über Leipzig, da man auf diesem schneller und besser fortkommt, und sie läfst Ihnen recht ausdrücklich versichern, wie herzlich sie bedauert, dafs Ihre böse Prophezeihung immer wahrer werden mufs, bittet Sie aber recht sehr, uns bald selbst in Jena zu besuchen.

Ich komme Donnerstags 27sten Abends oder Freitag 28sten früh zu Ihnen nach Halle und wenn Sie es erlauben, so wohne ich bei Ihnen. Ich freue mich unaussprechlich darauf, und wir werden einander recht ausführlich sprechen können. Da ich ohne meine Frau komme, so brauche ich manchen Gesellschaften weniger Zeit zu geben.

Heindorf s[illegible] gingen Sie gewifs nach Leyden. Ich v[illegible] glauben, als bis Sie mich selbst wenigste[illegible] *losigkeit* überzeugt haben. Leben Sie herz[illegible]!

Ihr

Humboldt.

XLIV.

Jena, 7. Nov. 96.

Ich wollte heute meinen Fehler, lieber Freund, Ihnen nicht schon mit voriger Post geschrieben zu haben, wieder gut machen, und Ihnen recht ausführliche Nachrichten von mir geben; aber ein fataler Besuch hat mich daran verhindert. Daher heute nur wenige Worte.

Ich bin sehr glücklich hier angekommen, habe die halbe Nacht in Merseburg ruhig geschlafen und bin um 3 Uhr von dort ausgefahren. Meine Frau habe ich leidlich und die Kinder vollkommen wohl gefunden. Die ersten Tage hier sind mir mit Anordnung meiner Bücher und Papiere darauf gegangen, und erst von morgen an rechne ich mein eigentliches Leben anzufangen. Schiller ist recht wohl, und ich verlebe täglich mit ihm einige interessante Stunden. Ueber die Xenien haben wir ziemlich viel mit einander gesprochen. Auf die Sonderung will er sich theils nicht einlassen, theils hat er mich ausdrücklich gebeten, des Spafses halber, auch das, was ich durch ihn erfahren, un-

ter uns zu lassen. Soviel aber, lieber Freund, kann ich Ihnen sagen, dafs wir uns mächtiglich geirrt haben, und sogar in dem geirrt, wo wir schlechterdings nicht fehlen zu können glaubten.

Wie steht es mit Ihnen, theurer Freund? Haben Sie noch immer keine Antwort? Fast sehe ich Ihnen mit jedem Tage entgegen. Wohnen Sie ja alsdann bei uns. Wir haben Platz. Schreiben Sie mir wenigstens ein Wort, wie Sie mit meinem Benehmen bei Hofmann zufrieden sind. Ich bin ordentlich unruhig darüber.

Leben Sie nun herzlich wohl. Meine Frau grüfst Sie innigst und freut sich der Hofnung, Sie vielleicht bald hier zu sehen. Grüfsen Sie die Ihrigen tausendmal. Unsre Rechnung war vollkommen richtig.

Ihr

H.

XLV.

Jena, 23. Decbr. 96.

Schon längst hatte ich mich gesehnt, liebster Freund, Ihnen endlich einen ausführlicheren Brief von hier aus zu schreiben, und an jedem Posttage kamen mir jetzt Geschäftsbriefe, deren der Tod meiner Mutter mir wirklich sehr viele und weitläuftige auf den Hals ladet, dazwischen. Je weniger ich in dieser Zeit zu studiren im Stande gewesen bin, desto mehr haben sich mir Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über mich und meine Plane, und neue Entwürfe dargeboten, und Sie wissen es gewifs aus eigner Erfahrung, dafs nichts so lebhaft den Wunsch nach der Unterhaltung mit Freunden weckt, als dieses Verweilen in innern Empfindungen, und diese Beschäftigungen mit sich selbst.

Aufser diesen Geschäften hat auch die Sorge für die Gesundheit meiner Frau meine gewöhnliche Thätigkeit gar sehr in andre Gränzen modificirt. Zwar sind glücklicherweise nicht die mindesten Gründe zu reellen Gefahren vorhanden, wie theils der Augenschein lehrt, und theils der Arzt wiederholt versichert, aber die Kränklichkeit ist doch sehr anhaltend, gern einen gröfsern Theil meiner Zeit zu an. Auch ich selbst bin, solang ich hier n kleinen Uebeln geplagt worden.

Unter diese ständen werden Sie keine grofsen Fortschritte in r en Ausarbeitungen erwarten, theurer Freu , und in der That habe ich auch solche nur sehr wenig gemacht. Indefs ist doch vielleicht keine andre Zeit für meine ernsthaftesten Plane von günstigerem und entschiedenerem Erfolge gewesen, als eben die jetzige. Ich habe mich anhaltender, als je, mit dem Gedanken daran beschäftigt, und in dem Vorsatze ihrer Ausführung bestätigt, und jede gröfsere Arbeit erfordert ganz sicherlich ebensosehr eine ausdrückliche Stimmung und Vorbereitung des innern Wesens, als die äufseren Zurüstungen zu ihrer Vollendung. Von jener inneren Verbereitung geht auch, dünkt mich, die Gewifsheit des Gelingens aus, durch die man sich manchmal mitten in der Arbeit überrascht und gestärkt fühlt.

Ich kann nicht läugnen, dafs ich mit einer nicht geringen Schaam auf mich und meine zuletzt vergangenen Jahre zurücksehe. Von welcher Seite ich es betrachten mag, so habe ich nichts geleistet, und ich bewundere oft in der That mit aufrichtiger Rührung die Güte, mit der mich einige meiner Freunde, aber vor allen Sie, getragen haben. Ich weifs, dafs es mir nie an Eifer und gewissermaafsen auch nicht an Thätigkeit, wenigstens nicht an Unverdrossenheit gefehlt hat, aber ich sehe daraus immer mehr, wie sehr

mir anstatt dessen — *Methode* gemangelt hat. Je mehr ich über mich nachdenke, desto mehr finde ich, dafs diefs Gebrechen radikal in mir ist, und es ist nur ein einzelner Fall dieses sich weiter erstreckenden Phänomens, dafs auch das Wenige, was ich bis jetzt geschrieben, nicht die Form erhalten hat, die das Lesen leicht macht, oder gar dazu einladet. Darum ist es bei mir gewifs vorzugsweise wahr, dafs ich eben so nothwendig an *mir*, als an meinem Gegenstande arbeiten mufs, um nicht in diesen meine Fehler hinüberzutragen.

Vorzüglich nachtheilig auf meine productive Thätigkeit hat bis jetzt eine gewisse unglückliche Wahl meiner Gegenstände gewirkt. Diese, glaube ich, ist mir jetzt besser gelungen. Wenn ich mich recht kenne, so mufs ich mich nicht gerade auf Materien einlassen, die eine so grofse, genaue und critische Gelehrsamkeit erheischen, als historische Untersuchungen über das Alterthum alsdann sind, wenn man in die einzelnen Punkte tiefer eingehen will, noch auch auf solche, die hauptsächlich auf der Zergliederung der Begriffe beruhen. Für jene besitze ich gewifs nicht, wenn ich auch alles Mechanische abrechne, die critische Haltung des Geistes (ich weifs kein eigentliches Wort dafür) die aus einer Thatsache nicht zu viel und nicht zu wenig schliefst. Davon habe ich mich noch neulich bei einem wiederholten Lesen Ihrer Prolegg. überzeugt, welche mehr, als irgend etwas anderes, diese Eigenschaft in einem bewundernswürdigen Grade zeigen. Ebenso werde ich auch bei zergliedernden Arbeiten selbst mit angestrengter Mühe dennoch nicht mehr, als ein anderer bei viel geringerer erreichen. Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusam-

mennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.

Da meine äufsere Lage mir zugleich mehr, als andern, von der Welt zu sehen erlaubt, so macht mich beides zusammengenommen vorzugsweise zur individuellen Charakterkenntnifs geschickt, und weil ich doch sicherlich mehr wissenschaftlic che Bildung habe, als die, welche gewöh bearbeiten, so gelingt mir auch vielleicht e Kenntnifs in eine Theorie zu verwandeln, dern. Diefs ist also recht eigentlich das ich mir stecke: Kenntnifs und Beurtheilung Charakters in seinen verschiedenen Fo m Gebiete habe ich zwei Arbeiten gewählt, die ich ebenso ungetrennt behandle, als sie wirklich nothwendig zusammengehören.

1. Die eine kennen Sie, es ist die Charakteristik unserer Zeit, und die Einleitung dazu ist eigentlich das Einzige, was ich für jetzt einem öffentlichen Gebrauche bestimme.

2. Die andre ist für jetzt blofs Studium, aber an sich, wie mich dünkt, noch bei weitem wichtiger. Ich nenne es: eine vergleichende Anthropologie, und denke darin die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen ebenso gegeneinanderzustellen, als man in der vergleichenden Anatomie die physische der Menschen und Thiere mit einander zu vergleichen pflegt. Es mufs dabei, soviel ich jetzt einsehe, die Erreichung eines doppelten Endzwecks ins Auge gefafst werden. Einmal der ganz empirische, richtigere und bestimmtere Begriffe von den verschiedenen Charakteren der Geschlechter, Nationen u. s. f. zu bekommen; zweitens der mehr philosophische, zu erforschen, wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne dafs dennoch eine Form gerade einen

geringern Werth, als die andere hat. Denn darauf würde ich vorzüglich sehen, immer solche Verschiedenheiten aufzusuchen, die sich nicht durch Fehler, sondern durch Vorzüge unterschieden. Denn nur eine solche Verschiedenheit ist wesentlich, und wenigstens nur eine solche für die Untersuchung dankbar. In dieser letztern Hinsicht kann ein einzelner recht origineller Mensch bedeutend seyn, sobald er eine Seite der menschlichen Natur zeigt, die ohne ihn unerkannt geblieben seyn würde.

Dieſs Feld ist zu weitläuftig, als daſs es einem nur einfallen könnte, es allein zu bebauen. Aber ich halte es für nothwendig die Idee davon aufzustellen, die Principien zu gründen, und die Hauptfächer anzuordnen. Das Eintragen in diese kann hernach mit geringer Schwierigkeit, nur mit Fleiſs und Mühe, geschehen. Die Zurüstungen zu einem solchen Plane sind es daher nur, die mich jetzt beschäftigen. Wird indeſs dieser Plan vollendet, so muſs er die allgemeinen Ideen über mögliche Charakterverschiedenheit überhaupt, über Gattungscharaktere im Allgemeinen, und über das Eigenthümliche einzelner derselben z. B. des Geschlechts, der Alter, Temperamente, Nationen und Zeitalter enthalten. Ueber jede einzelne dieser Materien sind noch eine Menge von Fragen unerörtert, über die mir schon bis jetzt mehrere Ideen im Kopfe liegen.

Auf diese Weise halte ich es möglich, eine neue Bahn zu brechen, auf der es fortzugehen nicht schwierig seyn kann, und gerade jetzt sehr nothwendig ist.

Wenn man die Fortschritte des menschlichen Geistes in ihrer Folge übersieht, so erscheint einem durchaus nichts so wichtig, als der Kontrast des antiken und des modernen Charakters. Es ist schlechterdings meiner Ueberzeugung nach unmöglich einen von beiden nur irgend richtig anzusehen, ohne den andern zugleich zu kennen. Die unrich-

tige Beurtheilung der modernen Welt aus Unkunde der antiken findet sich unglaublich häufig. Sie ist vorzüglich den Ausländern noch mehr, als uns eigen. Das Gegentheil, dünkt mich, ist es, was den guten Vofs so oft nicht blofs einseitig macht, sondern ihm selbst das Alterthum in ein unrichtiges Licht stellt. Auch kann es kaum anders seyn. Die antike u ndividualität sind zwei Zuständе versch ; gleicher Kräfte; man mufs daher nothw man einen allein als etwas Vollendetes u ssenes ansieht. Auch mufs der Geist, we stand betrachtet, über demselben stehn, ewissermaafsen höher oder erweiterter k er ist der blofs modern Gebildete immer ein weniger guter Beurtheiler des Modernen, und ebenso ist es auch mit dem Alterthum.

Unter allen meinen ehemaligen literarischen Beschäftigungen sehe ich daher keine für so wesentlich nothwendig zur Vollendung meiner jetzigen Plane an, als die Griechischen und gewifs werde ich diese auch immer und regelmäfsig fortsetzen. Ich bin neuerlich noch auf mehrere, wie es mir scheint, nicht uninteressante Gedanken über die Griechische Welt gekommen, und wenn es mir gelingt, sie recht deutlich und rund hinzustellen, so erlauben Sie mir wohl, bester Freund, sie Ihnen mitzutheilen.

Seit ich wieder hier bin, hat mich und meine Frau beständig der Euripides beschäftigt, ausgenommen, dafs wir noch anfangs den Pindar, mit dem wir noch nicht ganz fertig waren, endigten. Wir lesen jetzt am letzten Stück. Es scheint mir am gröfsten Theil des Euripides vorzüglich an den Stücken im 2ten Th. der Barnes. Ed. noch fürchterlich viel zu thun. Die Fehler sind noch so dick gesäet, dafs man oft ohne alle Mühe die richtigen Lesarten herstellen kann, und die kritische Hülfe, die man vorfindet, ist

in der That äufserst klein. Aufser einigen guten Einfällen von Heath und Tyrwhitt und einigen von Musgrave mufs man sich mit der Reiskeschen Temerität begnügen.

Was werden Sie sagen, mein Bester, dafs ich wieder eine Pindarsche Ode (Pyth. IX.) übersetzt habe. Diefsmal aber habe ich es anders versucht, ich habe kein gleiches Metrum bewahrt, sondern nur einzelne metrisch klingende Cola abgetheilt, — kurz eine solche Manier, die, wie Sie einmal im Scherz sagten, allenfalls auch der Setzer durch willkührliche Einschnitte in eine poetische Prosa machen kann. Ich wollte es doch einmal versuchen. Ich werde sie noch ein wenig feilen, und dann Ihnen, und einigen vorlegen. Sollte so etwas Beifall finden können, so fühle ich, dafs ich sehr leicht, binnen einem Jahre, *so* den ganzen Pindar übersetzen könnte. In einem gebundenen Metro dagegen bringe ich gewifs keine einzige Ode mehr zu Stande.

Ich schicke Ihnen auch jetzt Ihren Tacitus zurück. Ich habe ihn mit grofser Freude gelesen. Aber ich habe gesehen, wie es nicht möglich ist eine einzelne Recension des Textes kennen zu lernen, wenn man noch nicht mit dem Schriftsteller selbst vertraut ist. Der Tacitus selbst hat meine ganze Aufmerksamkeit verschlungen, ich habe Ihre Anmerkungen zu meiner Hülfe benutzt, sie haben mir durchaus sehr scharfsinnig und erstaunlich zweckmäfsig geschienen. Am meisten habe ich die schöne Form mit Vergnügen bemerkt, die Sie ihnen immer gegeben, die nie etwas zu viel und auch für den Leser, den Sie voraussetzen, gewifs nichts zu wenig hat, und daneben immer die Methode des Erklärens und Emendirens zugleich, durch das Beispiel selbst, ins Licht setzt. Aber ich bin viel zu roh in dem Tacitus, als dafs ich *über* Ihre Anmerkungen etwas bemerken könnte. Wie zweckmäfsig sie aber sind, hat mir auch das gezeigt, dafs da ich in der Ed. Bip. auch

das 2te Buch las, ich doch durch die Art, wie mich Ihre Bearbeitung eingeweiht hatte, viel besser durchkam, so oft ich auch noch stecken blieb. — Dieſs war ein überlanger Brief und bloſs von mir. Verzeihen Sie diese Geschwätzigkeit meiner herzlichen Freundschaft zu Ihnen, und dem Vertrauen auf die Ihrige. Meine Frau grüſst Sie und die Ihrigen herzlich.

Ihr

H.

Jena, 3. Febr. 97.

Schlegel hatte mir schon mündlich gesagt, wie freundschaftlich Sie, theurer Freund, für die Niederkunft meiner Frau besorgt gewesen waren, und wie oft Sie davon gesprochen hatten, daſs ich mich doppelt freuete, Ihnen die Nachricht der glücklichen Entbindung mit dem ersten Posttag gegeben zu haben. Jetzt danken wir Ihnen herzlich für Ihren liebevollen Antheil an unserer Freude, und glücklicherweise kann ich Ihnen auch recht viel Gutes über das jetzige Befinden meiner Frau sagen. Sie ist auf, und in der That noch gesunder und wohler, als man es anfangs hoffen durfte. Das Kind macht uns viel Freude durch seine Stärke und Munterkeit.

Das Wichtigste und Erste, was wir jetzt zu verabreden haben, lieber Freund, ist wie und wo wir uns, besonders wo meine Frau und Sie Sich, ehe wir Deutschland verlassen, sehen. Denn so gefährlich es auch klingt, so droht diese Gefahr nun doch nach und nach, und Sie wissen, wie sehr es meine Frau und wie herzlich wünscht, Sie noch einmal einige Tage ungestört zu genieſsen. Leider ist sie selbst nun in ihrer Lage und mit den Kindern

so wenig mobil, daſs sie dieſsmal freilich mehr auf Ihre Beweglichkeit rechnet. Damit Sie nun unsre Plane, die, da sie mit denen meines Bruders, der uns begleitet, verwebt sind, doch unstreitig bleiben, im Fall nicht Krankheit dazwischen kommt, vollkommen wissen, so hören Sie. Wir bleiben bis gegen die Mitte März hier, gehen dann nach Erfurt, und von Erfurt nach Zeitz, wo wir nothwendig hin müssen, um meinen Schwager noch einmal zu besuchen. Von Zeitz führt uns der Weg nun leider nicht über Halle, sondern über Leipzig nach Berlin, und wenn wir dort etwa 4—6 Wochen geblieben sind, reisen wir in der Mitte Mays nach Dresden, bleiben dort wieder 6—8 Wochen, und reisen im Julius über Wien, wo wir uns nur kurz aufhalten, wenn es sonst die Franzosen verstatten, nach Venedig. Möglich ist es, daſs meine Frau gar nicht nach Berlin geht, sondern länger hier mit meinem Bruder bleibt, und von hier über Erfurt und Zeitz gerade nach Dresden geht. Dann reise ich schon mit Anfang März nach Berlin und von da allein nach Dresden. Dann würde ich freilich suchen, einige Tage in Halle zu seyn, aber füglich geht es auch nicht, da ich auch nach Zeitz, und eigentlich wegen Geschäften für die Reise nach Leipzig muſs. — Sie sehen also, Lieber, worauf es ankommt, auf einen Besuch von Ihnen hier, und dieſs zwar wo möglich in der letzten Hälfte dieses Monats. In der That, dieſs sollten Sie thun. Sie haben so ordentlich bis jetzt gelesen, Sie können sicherlich einmal 8 Tage aussetzen, und dieſs reicht hin, wenn Sie nicht mehr können oder mögen. Hier, wissen Sie, sind Sie ungenirt. Sie brauchen niemand als mich und weil Sie dieſs wollen werden, Schiller zu sehen. Göthe finden Sie vermuthlich hier. Machen Sie nicht den Umständlichen. Gegen Hypochondrie ist nichts so gut als eine Reise, und gegen böse Augen nichts, als nicht lesen und schreiben.

Für die Italiänische Reise hätte ich noch eine Bitte an Sie. Legen Sie Sich doch einen eignen Bogen auf Ihren Tisch und notiren Sie da eins und das andere auf. Was ich wünschte wäre vorzüglich das: 1) ein Verzeichnifs der Gelehrten und Literatoren Ihres Fachs, die Ihnen bekannt sind, und versteht sich noch leben, nach ihren Aufenthaltsorten. Auch die bekannten können mir unbekannt seyn und es sind ja nur Namen, die keine Zeit kosten. Ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und niemanden, der auch nur halb interessant seyn kann, unbesucht lassen. 2) Was Ihnen etwa von philologischen Fragen einfällt, von Punkten über die ein Reisender und ich in specie Erläuterung erhalten und liefern könnte, Nachrichten über Codices, Alterthümer cet. Dafs beiden Punkten eigentliche Aufträge von Ihnen noch vorangehn, versteht sich von selbst. Ferner: in Italien ist es doch und vorzüglich für mich, am meisten merkwürdig, sich jetzt zu erinnern, was an diesem Fleck vormals vorging. Dazu ist eine vergleichende Topographie nothwendig, theils für Gegenden und Städte, theils für Strafsen und Plätze in Rom. Das Bekannte findet sich überall, und Einzelnes zerstreut. Giebt es aber wohl eigne Werke darüber, und welche?

Endlich, mein Theurer, schicke ich Ihnen auch meinen Agamemnon mit. Die Abschrift wird Ihnen, obgleich die Hand unangenehm ist, doch deutlich seyn. Es hat mir eine unendliche Freude gemacht zu hören, dafs Sie nicht abgeneigt sind, ihn anzusehen. In Auleben perhorrescirten Sie den Aeschylus so, dafs ich jetzt gar nicht damit zu kommen wagte, und ich mufs Ihnen nur gestehen, dafs mein Vorsatz eigentlich auf eine Uebersetzung des ganzen Agamemnon geht. Die erste Frage wird bei Ihnen die seyn, wie ich überhaupt auf eine so heterogene Arbeit? wie besonders auf den gar eigentlich unübersetzbaren Agamemnon

falle? Aber darauf giebts eigentlich keine Antwort: ἀέκων ἵκομαί γε θύμῳ. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müfste ich mich mit Gewalt losreifsen. Also nun von der Art der Uebersetzung, und so kurz als möglich. Der Uebersetzer des Agamemnon müfste eigentlich Herausgeber seyn. Diefs kann ich nicht, Sie finden also meist (nicht immer) Schütz und seine Erklärungen. Sie müssen daher nicht eine philologische Uebersetzung erwarten, nicht eine, die man Zeile für Zeile erhärten möchte, nur eine ästhetische und charakteristische, eine die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt. Aber auch hier, wieviel bleibt zurück. Hier beim Aeschylus hat man recht die doppelte Klippe zu meiden. Ist man wörtlich, so mufs man nicht blofs oft rauh, holpricht, dunkel, undeutsch, sondern was das Schlimmste ist, auch trocken werden. Nehmen Sie nur z. B. so eine Stelle wie v. 185. πάθει μάθος. Denkt man mehr an den deutschen Leser, so läuft man in Gefahr Kraft und Nachdruck zu verlieren. Dafs ich das letzte Unglück mehr erfahren habe, wird sicherlich Ihr Urtheil seyn. Freilich habe ich sehr daran gedacht, etwas Lesbares zu liefern, aber vielleicht zu viel und nicht mit dem wahren Geschick und Talent.

Nun über die Verse. Die Trimeter habe ich in 10 und 11silbige Jamben verwandelt, wie Göthens Iphigenie hat. Nur habe ich Spondäen und Anapästen nach dem Urtheil des Ohrs gestellt aufgenommen. Diefs macht, dafs ich bei jedem Vers um eine oder ein Paar Silben kürzer seyn mufs, als das Original, was bei den Dialogen, wo die Personen Zeile um Zeile wechseln viel Spuk macht. Aber der 12füfsige Trimeter ist zu lang und einförmig bei uns. Der Abschnitt würde, wenn man ihn nach der 6ten Silbe machte höchst monoton seyn, und nach der 4ten und 5ten

wegen der Länge des übrigen Verses und der Ungewohnheit nicht gehört werden. Die Anapästischen Systeme habe ich so gut ich konnte nachgemacht. Mit Anapästen wie z. B.

ob dem Raube der Brut rund um das Felsnest
von des Zuges Gefahr weilen daheim nun
wie verwelkendes Herbstlaub schrumpfet und fällt

werden sie le[illegible]yn, aber freilich habe ich nicht immer Ja[illegible]en vermeiden und den Abschnitt nach d[illegible]len der Grieche fast immer hat, nur selten [illegible]nen. Auf den paroemiacus habe ich beso[illegible]ndet.

In den Cl[illegible]ie Gleichheit der Strophen so gut als g[illegible]. Auch Sie meinten immer, man höre sie nicht. Dagegen habe ich für Reichthum des Rhythmus und passende Versfüfse zu sorgen gesucht. Wie glücklich, urtheilen Sie selbst.

Jetzt hätte ich zwei Bitten. Die erste um Ihr allgemeines, aber offenherzigstes Urtheil. Was würden Sie zu einer solchen Uebersetzung, als diese Probe verspricht, sagen? Die zweite, um Ihre besondere Berichtigung des Einzelnen. Die Antwort aufs Erste hätte ich gern bald, sie würde mich stärken, oder zum Aufhören bestimmen. Wenn Sie aber der Agamemnon interessirte, und die Uebersetzung Ihnen nicht mifsfiele, hätten Sie Lust zu kritischen Noten? Es könnte mir nichts so Frohes begegnen, als mit Ihnen zusammen vor dem Publikum zu erscheinen, und gewifs haben Sie schon manches über dieses schreckliche Stück gesammelt.

Noch mufs ich Sie bitten, auf die Jamben so gut als nicht zu achten. Sie sind schnell dem Chor angeflickt. Eine Probe meiner Jamben kann erst die nächste Scene liefern. Ueberhaupt aber bedenken Sie, dafs ich gar nicht, nach Spaldings Ausdruck: ein Verskünstler bin. Vofsen

darin, kann ich so wenig, als Ihnen, der Sie den Aeschylus so genau kennen, in den einzelnen Stellen ein Genüge leisten. Was ich kann, ist höchstens den Charakter des Ganzen nicht entstellen, und dem Ohr weder weh thun noch es ermüden, also eine Uebersetzung geben, die im Einzelnen manchem Produkt andrer Uebersetzer nachsteht, aber zusammen eine Wirkung leistet, die die Mühe und Zeit, die sie kostete, vergessen läfst. Höher erlaubt mir mein Selbstgefühl auch nicht von dem Besten von mir in in dieser Gattung zu denken.

Adieu mein theurer lieber Freund! Meine Frau grüfst Sie freundschaftlichst.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Die Pindarische Ode sehen Sie im 2ten oder 3ten Horenstück. Schiller bat mich sehr darum.

Den Meierotto nächstens.

XLVII.

Jena, 3. März, 1797.

Gewifs hätte ich nicht so lange gezögert, Ihren lieben Brief zu beantworten, theurer Freund, wenn mich nicht ein Grund dazu vermocht hätte, der vermuthlich Ihnen selbst lieb ist. Als Ihr Brief bei uns ankam, war meine arme Frau recht krank. Stark versprach von Tag zu Tag Besserung, und so konnte ich mich nicht entschliefsen, Ihnen eher zu schreiben, als bis diefs Versprechen in Erfüllung gegangen wäre. Diefs ist nun jetzt seit 8 Tagen wirklich der Fall.

Dafs Sie nicht haben herkommen können, hat uns innigst geschmerzt. Wir hätten es so herzlich gewünscht

allein freilich kann ich mir wohl denken, dafs Sie eine solche Störung scheuen müssen. Ich, lieber Freund, sehe Sie gewifs noch, denn ich besuche Sie in Halle selbst. Mit Ende dieses Monats oder Anfang des folgenden hoffe ich bei Ihnen zu seyn. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen noch vorher. Meine Frau wird gewifs das Rendez-vous in Leipzig möglich zu machen suchen; denn auch sie wünschte herzlich Sie zu sehn.

Die *Italiänische* Reise ist für jetzt in ziemlich weitem Felde, allein bei der *Reise* überhaupt bleibt es. Wir gehen nach Wien, und bleiben dort, wenn es nicht anders ist, bis zum Frühjahr 1798. Wien mufs schlechterdings interessant genug seyn, und da mich der Agamemnon wieder mehr ins Griechische geführt hat, so ist mir auch die Aussicht der philologischen Subsidien dort sehr reizend.

Vom Agamemnon erhalten Sie abermals ein Paar Scenen, die Ihnen wenigstens ein Zeichen meiner Sorgfalt seyn werden, die Arbeit so gut, als möglich zu machen. Sie werden bemerkt haben, dafs ich die ersten Scenen in 10 und 11silbigen Jamben gemacht hatte. Ich fing auch die 3te so an; indefs sah ich bald, dafs es mit diesem Metrum nicht ging. Es hat weder Fülle noch Haltung genug, die Haupteigenschaften der tragischen Diction der Griechen, die einen grofsen Einflufs auf das innere Wesen des ganzen Griechischen Trauerspiels haben. Ich versuchte also den wahren Trimeter 1) von 12 Silben, 2) mit beständig männlichem Ausgang und 3) mit Spondäen und Anapästen in den erlaubten Stellen. Tribrachen sind in unsrer Sprache zu schwer, und jeder Leser hätte sie verstümmelt. Dactylen habe ich nur Einmal versucht:

Ilion | besitzen die Achaier an diesem Tag

Desto mehr aber hab' ich Spondäen gesucht:

der Freude Rausch | wallt thrä|nenlockend durch mein Blut
dieſs frö|he Licht | herstrah|lend uns mit Wahn bethört
denn von des Oel|baums Zwei|gen dicht umschattet, kommt
Recht Wei|berart | ists, stolz | das Herz | durch Wahn zu blähn

Das Einzige, was bei diesen Versen zu befürchten ist, etwas Steifes und Feierliches kann wenigstens im Aeschylus gewifs nicht schaden. Es ist mir eine grofse Freude gewesen, dafs Göthe, dem ich es zu lesen gab, sehr damit zufrieden war. Ich fühle nur zu gut, wie viele Fehler noch im Einzelnen mit unterlaufen. Allein ich denke doch den Ton und den Geist des Ganzen nicht zu verfehlen, treuer von dieser Seite als Vofs zu seyn, und da wir noch gar keine Uebersetzung eines Trauerspiels haben, wie es seyn müfste, so denke ich wenigstens nun die Gattung aufzustellen, in der das Theater übersetzt werden mufs, wenn ich selbst innerhalb dieser Gattung auch sehr bald weit übertroffen würde. Zugleich mit der Uebersetzung denke ich zwei Abhandlungen zu geben, eine über das Wesen und die Oekonomie des Agamemnon, und eine zweite über die tragischen Silbenmaafse. Es ist schlechterdings nothwendig, die Deutschen Leser von den Trimetern zu unterrichten. Vielfältige Erfahrung hat mich gelehrt, dafs sehr wenige selbst nur ihre äufsere Form, und fast niemand, eigentliche Gelehrte ausgenommen, ihre rechte Natur kennen. Aufserdem aber bin ich auch durch neuerlich angestellte Untersuchungen auf allerlei Bemerkungen gekommen, die zwar nicht gerade philologisch aber ästhetisch und poetisch wichtig sind, vorzüglich über den Unterschied der Versbehandlung zwischen Aeschylus und Sophokles einer- und Euripides andererseits. Vielleicht füg' ich auch ein Wort über Uebersetzungen und Behandlung der Sprache in denselben hinzu. — Ich habe schon ein hundert Verse weiter übersetzt, als Sie hier empfangen, und glaube nun

fest in der Arbeit zu seyn. Ende Junius denke ich fertig zu werden; wenn ich jetzt nach Berlin gehe, werde ich einen Verleger suchen, und zu Michaelis denke ich soll er erscheinen. So etwas mufs nicht zu alt werden.

Der *Hermann de metris* hat mich erstaunlich interessirt. Es ist ein Meisterwerk in jeder Absicht. Ich studire noch sel ns mehr darüber.

Leben S hl, seyn Sie meinem Agamemnon nic rum nachsichtig zu werden, und schreibe in Wort. Ewig Ihr

Humboldt.

XLVIII.

Jena, 31. März, 97.

Ich schreibe Ihnen endlich den letzten Brief, ehe wir uns sehn, liebster Freund. Ich bin im Begriff nach Erfurt und Weimar abzureisen, und sobald ich von dort zurückkomme, bleibe ich nur noch ein Paar Tage hier, und gehe dann zu Ihnen. Auf diese Weise denke ich gewifs den 12ten Apr. d. i. nächsten Mittwoch über 8 Tage in Halle einzutreffen. Leider aber, theurer Freund, kann ich schlechterdings keine Stunde länger als drei Tage bleiben, noch nie war ich mit meiner Zeit so im Gedränge. Meine Gegenwart in Berlin ist unumgänglich nothwendig und nur schon zu lange hinausgeschoben. Wenn Sie erlauben, wohne ich sehr gern bei Ihnen, nur erwarten Sie mich den 12ten nicht über 9 Uhr Abends hinaus. Bin ich dann nicht da, so ist es ein Zeichen, dafs ich in Merseburg die Nacht geblieben bin, und erst am folgenden Morgen komme. Sehen Sie Klein, Eberhard, Forster u. s. w. so grüfsen Sie

sie doch vorläufig. Reichardt's Liebe zu mir wird nach dem, was zwischen Schiller und ihm vorgefallen ist, da er gewifs weifs, dafs ich täglich bei Schiller bin, wohl ziemlich erkaltet seyn. Wenigstens hatte er mich in einem Briefe an meinen Bruder neulich nicht einmal gegrüfst. Ich denke also ich komme bei ihm mit einem Nachmittagsbesuche ab.

Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Misbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundschaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir grade *Ihr* Beifall sehr süfs gewesen, allein ich hoffe wir werden uns verständigen. Einzelne Stellen ändere ich gewifs mit der gröfsesten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir schmeichle, Ihr Tadel in Rücksicht auf die noch mangelnde Aeschyleische Gröfse vorzüglich aus dem ersten Chore, d. h. aus den ersten 250 Versen hergenommen ist, so stimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, dafs wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden soll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinstimmen.

Da ich meine Arbeit einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht sonderbaren Lage.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden. Er spricht der Uebersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit ebenso sehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, dafs Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeschyleischem Geist noch mit der Schillerschen über Mangel an Deutlichkeit cumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äufserte bei dem ersten Lesen des ersten Chors in einer noch früheren Gestalt, als die Ihre Abschrift hat, dieselben Klagen als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Lesen schien er zufriedner. Ob ganz? möchte ich nicht sagen. Er ist wie Sie wissen, in solchen Dingen einsilbig.

Göthe ist, wie ich aus vielfältigen Aeufserungen gegen mich und Andere und aus dem grofsen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im Ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides und eins des Aristophanes, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.

Alle Sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauerste Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienstvollste

Leser nicht zählen darf, und das wuſste ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeschlagen. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daſs ich 4. Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht ansehen mochte. Es fehlte fast nichts, so hätte ich sie, und nun sicher auch auf ewig alles Uebersetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu fest an diesem Unternehmen, mein Muth ist zurückgekommen und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen muſs. Ich habe mir einen festen Begriff gebildet dessen, was ich leisten will und was ich glaube leisten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unstreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. Soviel ich schon jetzt einsehn kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Foderung an mich. Auch ist dieſs natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Gesichtspunkt aus, der, welcher selbst die Arbeit macht, muſs an alles kommen, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt ist. In höherm oder geringerm Grade werde ich mit jedem Tadel übereinstimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen versuchen u. s. f. Aber einen Theil der Foderung werde ich leicht nicht gerecht, einen andern unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung des einen so leicht dem andern Eintrag thut. Es ist mein fester Vorsatz, noch ehe meine Arbeit beendigt ist, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil ich ohne eine solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müſste, aber von dieser Mitte aus mich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiſs und an Geduld soll es mir nicht fehlen, aber wann ich zuletzt die Unmöglichkeit klar sehe und empfinde, daſs *ich* nun mehr thun kann, dar werde ich es freilich durch einen Machtspruch für fe

erklären. Denn was ist andres zu thun? Bei diesen Gesinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, diese Materie recht mit Ihnen durchzusprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie *für* eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunsten dessen, was ich schon gethan habe, sondern dessen was ich daran thun möchte) so interessirt g ch breche endlich ab.

Mit meine es besser, mit dem kleinen Kinde, das kra ein Bruder grüfst Sie herzlich, er komm n Leben Sie herzlich wohl, bis ich Sie sel n

Ihr

H.

XLIX.

Wien, 20. Aug. 97.

Ich kann nicht läugnen, liebster Freund, dafs ich diesen Brief mit einer schmerzlichen Empfindung anfange. Ich schrieb Ihnen nun, wenn ich mich nicht verrechne, vor länger als zwei Monaten, ich bat Sie mir recht bald Nachricht von Sich nach Dresden zu geben, ich erinnerte Sie an Ihr Versprechen, mir allerlei zu meiner Reise Dienliches zu schicken — und bis auf den heutigen Tag sah ich keine Zeile von Ihnen. Da meine Abreise von Dresden sich auf 14 Tage über den Termin, den ich Ihnen, wenn ich mich nicht irre, geschrieben hatte, verzögerte, so glaubte ich, Sie hätten vielleicht, da Sie zweifelten, dafs mich ein Brief noch dort finden könnte, einen hieher an Locella geschickt. Nun ist Locella freilich in diesem Augenblick abwesend, aber ich habe mehrere seiner Freunde gesprochen und keinem ist etwas davon bekannt. Ich weifs nicht, welcher Ursache ich Ihr beunruhigendes Stillschweigen zuschreiben

soll; ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, mich für die Trennung von Ihnen durch einen regelmäfsigeren Briefwechsel zu entschädigen, und nun sehe ich mich zwei Monate hindurch, so aller auch der kleinsten Nachricht von Ihnen beraubt. Glücklicherweise habe ich von einigen Durchreisenden, die Sie in Halle gesehn haben, z. B. dem jungen Fries gehört, dafs Sie wohl sind. Ich hoffe also es ist nur Ihre gewöhnliche Briefscheu, oder vielleicht gar der Versatz, mir recht ausführlich zu schreiben, was Sie jetzt zurückgehalten hat, und bitte Sie nun recht herzlich diese oder welche Hindernisse es seyn mögen, recht bald zu überwinden. Ich habe meinen Briefwechsel so eingeschränkt, dafs ich mit Gewifsheit versprechen kann, ordentlich zu schreiben; ich schreibe eigentlich blofs Ihnen, Schillern und Körnern, und gewifs soll keiner von Ihnen je über vier Wochen ohne ausführlichere Nachricht von mir bleiben. Aber ich will jetzt diefs zu vergessen suchen und Ihnen einige Worte von mir und von hier sagen.

Mit mir geht es recht gut; mit den Meinigen leider nicht ganz so. Meine arme Frau kränkelt noch immer und die Aerzte verheifsen die völlige Wiederherstellung nur vom Italiänischen Klima, und mein jüngstes Kind ist in diesem Augenblick recht krank an Durchfall und Zahnen. Doch hoffe ich, soll es ohne Folgen seyn. Meine Frau grüfst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir, endlich Ihr langes Stillschweigen zu brechen.

Wien ist mir, seit den vierzehn Tagen, die ich nun beinah hier bin, schon sehr interessant geworden. Es hat freilich nicht die Mannigfaltigkeit, die z. B. Paris und London darbieten, aber doch schon gegen die übrigen Städte Deutschlands, die ich bis jetzt sah, eine so entschiedene Eigenthümlichkeit, dafs sie nothwendig jeden zum genaueren Beobachten reizen mufs. Auch der allgemeine Volkscharal

ter hat hier schon bei weitem etwas Piquanteres, als im nördlichen Deutschland, mehr Humor, mehr Fröhlichkeit, mehr Leichtigkeit und Gewandtheit. Er ist den Ausländern bei weitem ähnlicher und insofern weniger Deutsch, wenn man den Begriff des *Deutschen* nach demjenigen Bilde fixirt, das Deutsche Cultur und Deutsche Literatur geben, und wo man vorzüglich ein Gleichgewicht der Kräfte, einen Mangel an irgend etwas einzelnem Hervorstechenden oder Auffallenden bemerkt. Indefs könnte man ihn vielleicht mit gleichem Recht auch mehr Deutsch nennen, da er überhaupt mehr Charakter ist. Diefs verschiedene Verhältnifs des südlichen und nördlichen Deutschlands verdiente gewifs näher auseinandergesetzt zu werden; meinem Urtheil nach ist es keine Frage, dafs eigentlich in dem südlichen eine bessere und energischere, wenigstens elastischere Natur ist, und wäre die Cultur der Sprache und der Literatur von dieser ausgegangen, wie es einmal unter den Minnesingern den Anschein gewann, so scheint es keinem Zweifel unterworfen, dafs der *Deutsche Geist*, der jetzt doch von den Ausländern, wie sehr sie auch anfangen mögen, seine Produkte zu achten, immer noch als mechanisch und pedantisch und nachahmend angesehn wird, bei weitem mehr Energie und Originalität gewonnen haben würde. Freilich wäre er dann aber nicht in den Platz getreten, auf dem er jetzt auch in den Augen des vorurtheilfreiesten Urtheiles unläugbar steht, und auf dem man ihn allen Nicht-Deutschen collectiv genommen entgegensetzen kann. Statt, wie er jetzt ist, gleichsam der Beschauer und Beurtheiler aller Nationen zu seyn, hätte er mit zu den Partheien gehört, und es hätte gleichsam der Standpunkt gefehlt, aus dem sich alle übersehen lassen, und auf den alle zurückwirken. Und ohne das wäre es nicht möglich gewesen, was ich für wirklich erreichbar halte, dafs Eine Nation gleich-

sam die Brücke zwischen der antiken und modernen Welt, die sonst durch eine unendliche Klufft getrennt geblieben wären, gemacht hätte. Denn dieſs, die Verbindung der Eigenthümlichkeiten der Alten und Neuern in Eine einzige Form hervorzubringen, könnte man gleichsam die Endabsicht des Deutschen Charakters nennen, oder vielmehr das, wohin jeder von seinem Theil mitzuwirken streben muſs, dem es um eine wahrhaft idealische Veredlung unsers Nationalcharakters zu thun ist. Zwar läſst sich mit Grunde sagen, daſs dieſs Ziel jeder Nation vorgesteckt ist. Aber nur eine, die eine solche Geschmeidigkeit besitzt, sich fremden Eigenthümlichkeiten anzupassen, hat eine sichere Hofnung demselben näher zu kommen.

Vorzüglich hat mich seit einigen Tagen die Bibliothek beschäftigt. Ich hatte mehrere Dinge über die Italiänische Literargeschichte nachzuschlagen, wozu mir bisher immer die Hülfsmittel fehlten. Leider ist es aber mit der Benutzung der Bibliothek mit diesem Monat am Ende, da Ferien eintreten und die Bibliothek nunmehr geschlossen wird. Die Codices habe ich bis jetzt nur flüchtig durchgesehen. Doch hat mir ein gewisser *Bast,* den ich hier kennen gelernt habe, und der sich sehr mit ihnen beschäftigt, genauere Nachricht davon gegeben. Die Bekanntschaft dieses Mannes ist mir auch darum sehr lieb gewesen, weil ich glaube, daſs sie Ihnen nützlich werden könnte. Er ist noch ein junger Mann, hat in Jena studirt, und ist jetzt bei der Hessen-Darmstädtischen Gesandtschaft angestellt. Diese Anstellung hat er aber nur angenommen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, hier leben und die Bibliothek benutzen zu können. Er vergleicht jetzt ein Paar Handschriften des Aeschylus für Schütz, und soviel ich ihn bisher kenne scheint er sehr gute Kenntnisse zu besitzen. Er recel

viel in der Lit. Zeit. und eine Recension aller Bodonischen Ausgaben, die nächstens erscheinen wird, ist von ihm. Sie schätzt er unendlich, und wünscht sehr mit Ihnen in einige Verbindung zu treten. Sollten Sie also einmal hier auf der Bibliothek etwas nachgesehen wünschen, so könnten Sie Sich an ihn, glaube ich, sehr gut wenden. Sie dürften es mir nu[illegible]fig schreiben, so sagte ich ihm ohne Weit[illegible]chriebe Ihnen seine Adresse. Von den Hand[illegible]lar, die es hier giebt, und die noch nicht[illegible]n sind, agt er mir, dafs auch nicht viel Trost in [illegible]u finde[illegible]ey. Sie wären sehr jung und wichen w[illegible]vöhnlichen Text ab, soviel er sie jetzt, zw[illegible]flüchtig angesehen habe. Wenn ich noch dazu Zeit finde, so sehe ich sie doch etwas genauer an. Eine eigentliche Vergleichung interessirt mich bei dieser Beschaffenheit der Mspt. nicht genug, und würde mich auch zu lange aufhalten, da ich im Lesen von Handschriften noch ganz ungeübt bin, und es erst daran lernen müfste. Schade ist es, dafs einige Cod. durch zu starkes Beschneiden gelitten haben sollen. So ist hier eine Paraphrase des Aristaenet in versus politicos von einem Mönch in Hydrunt. Bei dieser haben diese langen Verse meistentheils, wie ich höre, ihr Ende verloren. Der Gebrauch der Bibliothek ist erstaunlich leicht und bequem gemacht. Man bekommt in wenig Minuten schlechterdings alles, was man verlangt, Kupferwerke, Handschriften u. s. w. und ist in der Benutzung schlechterdings nicht genirt. — Locella ist, wie ich Ihnen schon sagte, in diesem Augenblick nicht hier. Er kommt aber in wenigen Tagen. Ich werde ihn gleich alsdann besuchen, und in Ermanglung eines Briefs ihm Complimente von Ihnen bringen. Alter ist ein guter und höchst gefälliger, aber sonst ziemlich ungeniefsbarer Mann. Interessanter scheint Bolla, der bei der Bibliothek mit an-

gestellt ist, und sich ausschliefsend mit griechischer Literatur beschäftigt.

Dieser Brief, liebster Freund, ist seit ich ihn anfing, zwei Tage liegen geblieben. Seitdem haben wir hier ein Naturphänomen gehabt, das ich Ihnen doch erzählen mufs. Es war am 19ten eine so fürchterliche Hitze und es ging ein so Siroccoähnlicher Wind, dafs viele Leute glaubten, dafs ein Haus irgendwo brenne, und die Glut der Flammen ihnen entgegenschlüge. In diesem Winde war der Thermometerstand 31° Réaumur. Diefs war den Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr. Am Abend kam ein Gewitter und nun kühlte sich die Luft bis zu 14° ab, so dafs in 6 Stunden ein Wechsel von 17° war. Bei diesem Wetter wahrscheinlich hat sich meine Frau verkältet und Halsweh mit Flufsfieber bekommen. Doch geht es heute schon viel besser.

Sie grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Leben Sie innigst wohl, und denken Sie manchmal an uns, wie wir so oft und so lebhaft an Sie denken.

Wir bleiben bis zum 1. Oct. hier. Nehmen Sie aber immer an, dafs wir viel früher gingen, damit Sie desto eher schreiben. Wie herzlich mich auch nur ein Paar Zeilen Ihrer Hand erfreuen würden, davon haben Sie keine Idee. Wie ists auch mit den Fragen und Adressen für Italien?

Meine Adresse hier ist: in der Kärnthnerstrafse im eisernen Mann, Nr. 1002.

Von ganzer Seele Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Ich frankire nicht und bitte Sie das Gleiche zu thun. Die Briefe gehen immer sichrer und besser. Wir werden doch wohl von hier über Venedig gehen; wenn Sie Sprengeln an seine Erkundigung wegen der Karte erinnern wollen.

L.

Wien, 2. Oct. 97.

Die Zeit meiner Abreise von hier ist kaum noch wenige Tage entfernt, theurer Freund, und noch habe ich keine Zeile von Ihnen. Ich kann es Ihnen nicht verbergen, dafs ich schle[illegible]weifs, welchem Zufall — denn ein Zufal[illegible]immer soll es nur seyn — ich diefs fortv[illegible]dringenden Bitten selbst unerweichbare [illegible]schreiben soll? Was mich nur dabei beru[illegible]h Sie mir wenigstens nicht krank denken[illegible]fs die Veranlassung Ihrer noch immer z[illegible]ort, so dächte ich, hätten Sie mir doch ein Paar Zeilen durch Ihre Frau Gemahlin oder Ihre Kleine schreiben lassen. Noch weniger kann ich argwöhnen, dafs irgend ein unseliges Misverständnifs unter uns obwalten sollte. Ich bin mir zu sehr meiner unveränderlichen herzlichen Anhänglichkeit an Ihnen bewufst und kenne wiederum zu gut Ihre ofne und gerade Art, mit der Sie mir sicherlich, was Ihnen an mir misfallen, gesagt hätten — allein Gott weifs, dafs in den beunruhigenden Zweifeln über den Mangel aller Nachricht von Ihnen mir alles, auch das Schlimmste durch den Kopf gegangen ist. Was ich noch am liebsten denken mag, und was ich mir gern als das Wahrscheinlichste vorstelle, ist dafs Ihr freundschaftliches Bemühen mir Notizen und Fragen über Italien mitzutheilen Sie, wie ich schon in Halle fürchtete, zu weit geführt hat, dafs Sie darüber von Woche zu Woche verschoben haben, Ihren Brief abgehn zu lassen, und dafs es denn so gekommen ist, wie es mit den aufgeschobenen Dingen oft geht. Aber bedenken Sie ja, mein guter theurer Freund, dafs mir nur und einzig und allein daran gelegen ist, von Ihnen zu hören, und sagen Sie mir, und

wäre es auch nur mit zwei Worten, dafs Sie leben und gesund sind, und mich noch lieben wie sonst.

Allein wohin bitte ich Sie, mir diefs zu sagen? Diefs, mein Theurer, wird Sie sehr in Verwunderung setzen. Alle Nachrichten, die wir hier von Italien bekommen haben, sind so beunruhigend, und vorzüglich ist der Sicherheit der Wege so wenig zu trauen, dafs wir kurz und gut uns haben entschliefsen müssen, diese Gegend für jetzt aufzugeben. Unser erster Plan war der, nachdem wir Italien durchreist haben würden, nach Frankreich zu gehen, und jetzt schien es uns das Einfachste, diesen Plan schlichtweg umzukehren. Wir reisen also nächsten Sonntag, 8. d. von hier ab, und über Salzburg, München, Augsburg, Schafhausen (von wo wir vielleicht eine Excursion nach Zürich machen) Basel und Strasburg nach Paris, wo wir gegen Ende November einzutreffen gedenken. Die neuerlichen Bewegungen in Paris machen uns wenig besorgt, da sie in der Ruhe der Stadt schlechterdings keine Veränderung hervorgebracht zu haben scheinen. Indefs werden wir freilich in Basel noch genauere Nachrichten einziehen, und sollten wir doch auch dort Unruhe und Gefahr fürchten müssen — nun so suchen wir auf diesen, jedoch nicht wahrscheinlichen Fall den Winter in der Schweiz zuzubringen.

Meine Reise nach Paris hat eine Idee in mir rege gemacht, die ich Ihnen gleich warm mittheilen mufs. Sie ist die simpelste von der Welt, wenn sie aber Ihnen so wie mir gefiele, so könnten wir beide einem sehr frohen Winter entgegensehen. Sie merken jetzt von selbst, wo ich hinaus will. Ja, Sie, mein lieber Freund, sollten auch nach Paris kommen, sollten die Bibliothek einige Zeit lang benutzen, und gestärkt an Gesundheit und Lebensmuth und reich mit Lesarten aus Codd. regg. beladen, nach Halle zurückkehren. Sie dachten ja schon auf eine Italiänische

Reise, die nach Paris ist leichter auszuführen. Eine Reise nach Italien ist immer und mufs nothwendig langwieriger seyn. Theurer ist die Pariser Reise freilich, denn Paris soll jetzt sehr theuer seyn. Allein das bringt sich schon wieder ein.

Hier habe ich unter ziemlich abwechselnden Geschäften, Arbeiten u zugebracht. Mehr als 14 Tage habe ich ittag vier Codd. des Pindar verglichen, , wenn ich fertig werden kann, sie ins R , die Varianten zur Kurzweil, oder zum ich beilege, oder noch von hier doch schi ges habe ich nichts gefunden, indefs do tige Sachen, und zugleich habe ich doch eine kleine Uebung im Lesen von Handschriften gehabt. Von Menschen habe ich auch bei meinem längeren Aufenthalte hier keinen einzigen recht interessant gefunden, obgleich mehrere mich in einzelnen Rücksichten angenehm und lehrreich beschäftigt haben. Sie werden sehr gelacht haben, dafs ich Bast Ihnen so als einen ganz unbekannten Menschen beschrieb. Sie kannten gewifs sein Symposium schon. Ich habe ihn noch ziemlich oft gesehen, und er ist sehr freundschaftlich gegen mich gewesen. Die Gelehrtesten haben mir der alte Locella, Eckhel und Neumann geschienen. Locella habe ich nur, weil er ein unendlich umständlicher alter Mann ist und gerade in seinem Haus eine Veränderung vornehmen liefs, ein einzigesmal gesehen, aber da hat er mich sehr interessirt. Aufser seiner Philologie ist seine Weltkenntnifs und mannigfaltige Erfahrung sehr unterhaltend. Der Philologie ist er jetzt ganz gram und das blofs, wie mir Bast versichert, wegen einiger Druckfehler im Xenophon Ephesius. Von diesem hat er mir ein Exemplar geschenkt, und auch Ihnen wollte er eins schicken, und war nur über die Art

verlegen, es Ihnen zukommen zu lassen. Ich habe aber mit einem Gr. Wartensleben aus Berlin abgemacht, dafs er es für Sie mitnimmt, und so werden Sie es nächstens empfangen. Eckhel ist ein ältlicher, aber lustiger und äufserst gefälliger Mann. Meine Frau und ich haben ein Paar sehr angenehme Vormittage bei seinen geschnittenen Steinen und Münzen zugebracht. Neumann soll noch mehr praktische Münzkenntnisse haben, als er. Er ist im Begriff einen vollständigen thesaurus nummorum herauszugeben, der schlechterdings ein Verzeichnifs aller Münzen mit ihren Abbildungen enthalten soll. Wenn das Werk zu Stande kommt, werden es neun bis zehn Folianten. Den Hofrath Lerse, der bei Graf Fries ist, und den ich hier viel gesehen habe, kennen Sie ja wohl auch? Birkenstock läfst Sie sehr grüfsen. Ich habe ihn aber nur wenig gesehen. Mein Agamemnon ist hier doch um Eine Scene weitergerückt, und in Schillers Musenalmanach werden Sie etwas aus dem Pindar finden, das ich noch in Dresden übersetzt habe. In Paris hoffe ich sehr fleifsig zu seyn. Hätten Sie Correspondenz nach Paris, so hätte ich wohl sehr gern einige Briefe dorthin. Indefs liegt mir eigentlich nur daran, für jetzt von Ihnen zu hören. In Strasburg hoffe ich Brunck zu sehen; er soll wieder da seyn, und wieder arbeiten. Er ist, sagt man, mit einer Ausgabe des Terenz und Plautus beschäftigt. In Augsburg werde ich den Rector Mertens und durch ihn die dortigen Codd. besonders den prächtigen Thucydides sehen. Sollte mir dort oder in Strasburg etwas Interessantes aufstofsen, so schreibe ich Ihnen noch von der Reise aus. Sonst erst aus Paris. Meine jetzige Adresse ist: in Basel, abzugeben in der Deckerischen Buchhandlung.

Leben Sie herzlich wohl, mein theurer guter Freund, wenn Sie überhaupt noch leben, und vergessen Sie Ihre

wandernden Freunde nicht. — Mit der Gesundheit meiner Frau, die Sie herzlich grüfst, geht es nach vielem Kränkeln hier, endlich wirklich, und wie es scheint auf eine mehr Sicherheit für die Folge versprechende Weise, besser. Die Kinder sind alle wohl. Von ganzer Seele Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Von Heyne habe ich zwei Briefe an Bast gelesen, wo er von seinem Homer, Pindar und Tibull spricht und bei allen nur über Eile und Drang der Arbeiten klagt. In dem einen hiefs es über den Homer *ungefähr* so: Was haben sich die Alten beim Homer gedacht, und was sollen wir Neuen uns dabei denken? diefs sind die Fragen, worüber ich reden, oder wollen Sie es lieber so nennen, etwas plaudern will. — Wie gefällt Ihnen diefs? Ihre Briefe sind bis hieher noch nicht vorgedrungen.

Mein Bruder bleibt den Winter in Deutschland.

Wenn Sie mir Briefe schickten, hätte ich fast an niemand so gern einen als an Brunck, in Paris doch auch an Villoison.

LI.

Ohne Datum: (Paris 1798, April ?)

Brinckmanns Ankunft hier in Paris war mir aufser allen andern Rücksichten dadurch unendlich willkommen, dafs er mir Grüfse von Ihnen brachte. Es war die erste Spur eines freundschaftlichen Andenkens nach einem so hartnäckigen, wirklich unbarmherzigen Stillschweigen. Zwar erfuhr ich in Zürich, dafs Sie eine Reise nach Holland gemacht hatten, und diefs beruhigte mich schon sehr über die Ursache Ihres Stillschweigens, aber Brinckmann kündigt mir sogar das Ende desselben an, einen Brief, den ich bald empfangen soll.

Aber in aller Welt, wo bleibt dieser Brief, nach dem sich mein Herz, das Ihnen immer mit gleicher Treue und

Freundschaft anhängt, so innig sehnt? Meine Erwartung ist um so mehr darauf gespannt, als das Bild, das mir Br. von Ihrem Befinden und der Gesundheit Ihrer armen Frau, die ich Sie freundschaftlichst von uns zu grüfsen bitte, giebt, wenig erfreulich ist. Wie herzlich wünsche ich recht bald von Ihnen zu hören, dafs es mit Ihnen beiden wieder besser geht.

Wir sind jetzt seit vier Monaten hier. Unsere Reise war sehr glücklich; keiner von uns war nur Einen einzigen Tag krank, das will bei einer kränklichen Frau und drei kleinen Kindern auf einem Wege von beinah 200 Meilen viel sagen. Hier ist die Gesundheit der Kinder gleich gut, die meiner Frau leider mehr abwechselnd. Aber sonst gefällt es uns aufserordentlich gut. Es ist nicht gerade, dafs einzelne Menschen oder Gegenstände uns so erstaunlich anzögen, es ist mehr die Bewegung und Mannigfaltigkeit, die in dem Ganzen herrscht.

Mit philologischen Dingen habe ich mich bis jetzt wenig abgegeben. Die Bibliothek ist im Winter unangenehm zu benutzen, und dem, der zuerst hier ankommt, bieten sich so viele andere wichtige Gegenstände dar. Aber Sie sollten hier herkommen. Wie thätig könnten Sie in Einem Sommer hier seyn. Wir sind gewifs noch den ganzen Sommer über hier, und wie angenehm könnten wir zusammen leben. Von Philologen habe ich bis jetzt nur Millin und Dutheil gesehen. Der letztere ist mit Schützens Aeschylus gar nicht zufrieden, und scheint zu meinen, in seinen noch ungedruckten Heften ungleich mehr geleistet zu haben. Er ist aber ein wenig zurückhaltend, so dafs ich noch nichts davon sah. Larcher ist zu alt, um noch interessant für den Umgang zu seyn. Chardon de la Rochette und Corai mufs ich erst aufsuchen. Der erste arbeitet an einer neuen Ausgabe der Anthologie und ich erwarte am meiste

ihm. Bitaubé kenne ich genau, doch rechne ich ihn ebensowenig als Camus und andere, die nichts als Uebersetzer sind.

Womit sind Sie jetzt beschäftigt, mein theurer Freund, vielleicht mit dem Tacitus? Hätten Sie für diesen noch keinen Verleger, so hat mich Vieweg aus Berlin, der eben hier ist, gebeten, Sie zu ersuchen, ob Sie ihn nicht ihm anvertrauen wollten. Ich kann ihn Ihnen als einen redlichen, honnetten und wohlhabenden Mann empfehlen.

Ich schliefse heute hier. Sobald ich Ihren Brief erhalte, antworte ich gleich und ausführlich. Meine Frau grüfst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir recht sehr um die Erhaltung Ihres Andenkens und Ihrer Liebe. Ewig der Ihrige

H.

LII.

Paris, 22. Oct. 98.

Obgleich, liebster Freund, seit meinem letzten Briefe an Sie hier gar nichts vorgefallen ist, was Sie besonders interessiren könnte, so mag ich doch eine gute Gelegenheit, einen Brief bis Hamburg durch einen Reisenden gehen zu lassen, nicht versäumen, ihm auch für Sie einige Zeilen mitzugeben. Vielleicht sind sie Ihnen eine Veranlassung mehr, mich endlich mit einer Antwort zu erfreuen, nach der ich mich in der That recht herzlich sehne. Ich lebe noch immer auf eben die Weise fort, die ich Ihnen damals beschrieb, doch habe ich mich seitdem mehr, als vorher, mit philologischen Dingen beschäftigt. Ich habe nemlich die Vergleichung der Pindarischen Handschriften, die ich mir schon damals vorsetzte, nun angefangen und zum Theil vollendet. Es sind ohngefähr 12 bis 15 auf der

hiesigen grofsen Bibliothek, zum Theil ziemlich alte. Aber ich überzeuge mich immer mehr und mehr, dafs der Pindarische Text von da her nicht viel zu erwarten hat. In der That ist die Ausbeute aus der Vergleichung der ganzen Pythischen Oden so gering, dafs kaum einige Stellen auf eine recht entscheidende Weise dadurch gewinnen. Die Vergleichung des ganzen Apparats von Lesarten indefs, den man zusammen aus diesen und den Wiener Mspten ziehen könnte, würde einem Herausgeber immer nützlich seyn und auch die Geschichte des Textes würde dadurch beträchtlich gewinnen. Dem Uebersetzer können sie fast gar nicht dienen, und ich scheue mich einen grofsen Theil meiner Zeit auf eine Sache zu wenden, die weder mir, noch auch, da ich sie unmöglich vollständig machen kann, einem andern nützlich werden würde. Ich weifs nicht, ob, als ich Ihnen schrieb, schon Caillard wieder hier angekommen war. Ich sehe ihn von Zeit zu Zeit, komme aber doch ein wenig von meiner zu vortheilhaften Meinung über ihn zurück. Er hat, denn dies wollte ich eben von ihm erwähnen, den Heynischen Pindar bei sich, von dem er (dies sey zur Bestätigung meines minder günstigen Urtheils gesagt) unendlich grofse Stücke hält. Ohne dafs ich diesen bisher selbst genauer angesehn, kann ich mir wohl denken, wie er seyn wird, da Hermanns Antheil blofs in der einen Abhandlung zu bestehen scheint. Sobald Caillard ihn entbehren kann, werde ich die Pythischen Oden durchgehen, und sollte ich vielleicht finden, dafs ich mit Hülfe meiner Mscpt-Vergleichungen über eine Parthie Stellen etwas Bedeutendes sagen könnte, so würde ich eine Recension dieses Pindars versuchen und Ihnen zu beliebigem Gebrauch oder Nichtgebrauch mittheilen. Soviel ich weifs sind ja auch die additamenta noch nicht in der ALZ. recensirt.

Von den Italiänischen Handschriften möchte ich Ihnen

gern etwas schreiben. Aber sie sind noch so wenig geordnet, dafs ich noch nicht einmal habe erfahren können, ob z. B. auch Pindare darunter sind. Doch vertröstet mich du Theil von einem Tag zum andern. Der arme Mann hat viel Noth damit. Denn stellen Sie Sich nur vor, dafs er es nicht einmal hat dahin bringen können, dafs man die Repositorien v[illegible] echtet hat, und anfangs alle Handschriften [illegible] legen mufste. Es heifst, dafs 500 Mscpt [illegible] gleich viel aus Venedig angekommen sind [illegible] nicht die glücklichste seyn. Wenigstens w[illegible] mmission gerade niemand, der dies Fach [illegible] hätte.

Villoison h[illegible] er nicht gesehen. Aus der projectirten Reise nach Orléans ist nichts geworden. Wie mir aber der junge Schweighäuser, der jetzt hier ist, und ein recht angenehmer Mensch scheint, sagt, so erwartet er ihn in einigen Tagen hier in Paris, und alsdann hoffe ich ihn gewifs zu sehen. Er soll noch immer an seiner Griechischen Reise arbeiten. Wenn diese noch erscheint, so habe ich beinah Lust die Uebersetzung, oder wenn es nöthig sein sollte, Umarbeitung davon zu übernehmen. Es wäre eine sehr angenehme Veranlassung, einen grofsen Theil der Griechischen Literatur und Alterthümer durchzugehen, und selbst auf eine Reise nach Griechenland, die ich doch noch immer nicht ganz aufgegeben habe, obgleich ich sie gewifs nicht eher als in mehreren Jahren unternehmen würde, wäre es eine schöne Vorbereitung.

Bei dem Gedanken dieser Reise mufs ich Ihnen doch ein Wort von meinem Bruder sagen. Er ist leider vorgestern von hier abgereist. Seine Abreise hat mich unendlich geschmerzt. Wir hatten die letzten Monate hier in demselben Hause gewohnt, alle Mittag zusammen gegessen, meist dieselben Gesellschaften besucht, kurz im eigentlich-

sten Verstande mit einander gelebt, und nachdem wir so alles Angenehme des ungestörten Zusammenseyns in vollem Maafse genossen hatten, mufste diese Trennung folgen, die noch dazu höchst wahrscheinlich nichts weniger, als kurz seyn dürfte. Zwar ist er nicht, wie Sie vielleicht nach Deutschen Zeitungen vermuthen, mit dem Capitain Baudin um die Welt gesegelt. Diese Weltumseglung, die ihn freilich nicht wenig reizte, wird aus Mangel an den nöthigen Fonds jetzt ganz unterbleiben. Aber er ist nach Algier abgegangen, um sich dort einige Monate aufzuhalten, und von da aus den Orient zu besuchen. Er reist mit einem Schwedischen Consul, der auf einer eignen Fregatte dahin von Marseille aus übergeht, und dieser Consul, in dessen Gesellschaft er zugleich sicher und bequem ist, war eigentlich die Veranlassung, die ihn gerade nach Algier bringt. Indefs ist der Plan auch sonst nicht übel; die Berberei ist immer in mannigfaltiger Rücksicht interessant, und indefs er seine Zeit dazu verwendet, sich mit derselben bekannt zu machen, müssen sich die Sachen zwischen den Franzosen und Türken im Orient und Aegypten aufklären. Er lag mir eine Zeitlang an, ihn zu begleiten; und ich hatte natürlich grofse Lust, aber die Schwierigkeit, meine Familie hier indefs allein zu lassen, hielt mich doch zuletzt zurück.

Von meiner Frau, mein lieber theurer Freund, soll ich Ihnen recht innige und herzliche Grüfse bestellen. Ihre Gesundheit ist noch immer sehr wechselnd, zwar hat sie sich im Ganzen sehr gebessert, das entsetzliche tägliche Fieber ist schon seit 8—10 Wochen ganz verschwunden; aber mit dem Eintritt des Spätherbstes kommen doch wieder andere Anstöfse und ich fürchte immer wieder für den Winter. Sie liest jetzt mit grofsem Antheil und lebendigem Genufs den Vossischen Ovid. Was sagen denn Sie zu dieser Arbeit? Mich hat sie entzückt. Der Ovid hat unter

der Deutschen Meisterhand, dünkt mich, Deutsche Kraft und Herzlichkeit gewönnen, ohne an Lebendigkeit, Beweglichkeit und Zierlichkeit zu verlieren. Durch diese Uebersetzung vollendet Vofs den Beweis seines ächten Dichtergenies. Denn wer etwas dem Homer so Ungleiches gleich vortreflich machen kann, der zeigt dadurch den Umfang seines eignen Geistes, und die unbeschränkte Freiheit, mit der er sich im Felde der Kunst bewegt. Sie, Glücklicher, mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Oede, „fern von dem Schalle germanischer Rede" schlägen Deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein Deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, dafs, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genufs meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewufstseyn der volleren und kräftigeren Deutschen Natur bleibt.

Was arbeiten denn Sie, mein Lieber? Ich höre gar nichts von Ihnen; Corai, der sehr mit Ihnen in Briefwechsel zu treten wünscht, auch nicht. Erfreuen Sie uns doch beide bald mit fröhlichen Nachrichten, sagen Sie uns, dafs Sie und die Ihrigen der Dämon der Krankheit, der Sie vergangenen Winter so arg zu plagen schien, verlassen hat; wenn das ist, so sind Sie gewifs auch nicht unbeschäftigt geblieben. Bedürfte aber Ihre Gesundheit und Ihre Stimmung noch einer Reise, so kommen Sie auf den Winter oder Frühjahr hieher. Die Gelegenheiten des bequemen und wohlfeilen Herkommens müssen von Leipzig aus häufig seyn, und Sie finden doch gewifs hier viel wichtige und

interessante Hülfsmittel Ihrer Studien. Haben Sie dann den Tag über Paris durchstrichen, so bringen Sie den Abend bei uns zu, wo Sie immer einige Deutsche oder Franzosen versammelt finden. Wir wollen Sie gerade so recht auf der Mitte des Deutschen und Französischen Umgangs erhalten, dafs Sie keins zu viel bekommen sollen.

Ich sehe, ich bin auf der vierten Seite. Lassen Sie mich, theurer Freund, noch einige Worte zum Schlufs über eine Arbeit sagen, die Sie von hier aus überraschen wird. Vieweg in Berlin wird Ihnen in wenigen Wochen ein Exemplar „Aesthetischer Versuche" zuschicken, die ich hier ausgearbeitet habe, und die eigentlich eine Beurtheilung von Göthe's Herrmann und Dorothea enthalten. Sie finden darin zugleich meine Begriffe über das Wesen der Kunst (die Elemente der Aesthetik) eine Erörterung des Wesens der Epopöe und manche einzelne Bemerkungen über mannigfaltige ästhetische Gegenstände. Die Ideen, die diese Schrift enthält, haben, glaube ich, einigen Werth. Wenigstens habe ich sie tief und genau durchdacht, sie an alle Theile meines Gedankensystems gehalten und sie nirgends in Disharmonie gefunden. Ebenso glaube ich, dafs der Begriff ästhetischer Beurtheilung, der darin aufgestellt ist, Beherzigung verdient. Wegen des Stils aber, bitte ich um Ihre Nachsicht. Wer selbst so klassisch schreibt, kann mit einer Arbeit, wie diese, unmöglich zufrieden seyn. Aber es war mir unmöglich an eine gänzliche Umarbeitung zu gehen, und die Herausgabe verzögern mochte ich auch nicht gern, weil mir der Inhalt dieser Versuche in der That werth ist. Wenn Sie Zeit hätten, wenn nicht das Ganze (ich sage dies recht offenherzig, da es immer eine Arbeit ist, ein ganzes Werk zu lesen) aber einzelne Abschnitte genauer anzusehen, so möchte ich Sie wohl um ein Urtheil *bitten*, besonders um ein solches, das mich

Folge bei meinen nächsten Arbeiten leiten könnte. Denn da ich auf eine Reihe Ideen gestofsen zu seyn glaube, die sorgfältig entwickelt zu werden verdient, so wünschte ich sehr in der Kunst der Darstellung mehr Fertigkeit zu erwerben, als mir leider bis jetzt eigen ist. Dem Fehler der Dunkelheit glaube ich ziemlich entgangen zu seyn; aber ich bin dafür [illegible]lichkeit verfallen, und besonders um di[illegible] Beträchtliches kleiner zu machen, hätte [illegible]n noch einmal von neuem umgearbeitet, [illegible]glich gewesen wäre, eine noch längere [illegible]egenstande zu widmen, für den mein hies[illegible]r wenigstens ganz fruchtlos blieb. — [illegible] Urtheile über Göthe und sein Gedicht mit dem Ihrigen übereinstimme, oder nicht, wünsche ich besonders zu vernehmen. Ich bin mir bewufst wenigstens nichts aus Rücksichten gesagt zu haben, was ich nicht ganz, oder nicht so für wahr hielt. Aber genug von mir selbst. — Ich sehe, da ich diesen Brief wieder überlese, dafs ich Ihnen recht eigentliches Geschwätz geschrieben habe. Allein die Nachrichten, die Sie wünschten, hat Ihnen mein letzter vollständig gegeben, und man mufs sich, dünkt mich, nicht immer vornehmen, blofs wichtige Dinge zu schreiben. Sonst verschiebt man es ewig, und die Freundschaft bedarf öfterer Erinnerungen. Möchte auch Ihnen Ihr Herz dies recht oft und laut sagen!

Humboldt.

LIII.

Madrid, 20. Dec. 99.

Seit unendlich langer Zeit, mein theurer Freund, sehne ich mich nach einigen Zeilen von Ihrer Hand; aber Sie

en mich durch die Länge der Zeit, die ich nun schon nen und Deutschland entfernt bin, vergessen zu ha- lch, mein Theurer, und meine Frau haben Ihrer destö ;edacht, und in sichrem Vertrauen auf die Liebe, die s sonst schenkten, auf die glücklichen Tage, die Sie Auleben bei der einsamen Tafelbibliothek schenkten, wir, dafs Sie ein Band wieder werden anknüpfen ı, das wir nur mit innigem Schmerz zerrissen sehen en. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, aus dem Her- ıpaniens, wie Sie sehen, und in wenigen Tagen ver- ı wir diese Stadt, um noch weiter südlich nach Cadiz ehen. Dieser Entschlufs, fast das äufserste Ende des ichen Europas (leider kann ich nicht nach Lissabon n) zu besuchen, wird Sie gewundert haben. Allein da icht leicht hoffen konnte, Spanien wieder so nah, als aris zu kommen, da uns der Weg nach Italien ver- rt war, und es mir doch wichtig schien, eine südliche on wenigstens zu sehen, so unternahmen wir diese e und in der That gereut mich der Entschlufs nicht. vorzüglichsten Genufs gewähren uns die Schätze der erei, die dieser Winkel der Erde wirklich — verbirgt; ı alle Beschreibungen davon sind in der That nur sehr gelhaft. Sie wissen, was Paris jetzt in dieser Gattung tzt, aber hier ist aufs mindeste ebensoviel, und überdies auswärts nicht gekannte, aber vortrefliche Spanische ule. Dies ist besonders ein grofser Genufs für meine ı, sie besieht alles genau, schreibt über alle merkwür- : Gemälde, und die Zahl dieser geht in die Hunderte, as auf, und wenn Sie vielleicht davon einmal etwas an- n, so wird auch in Ihnen vielleicht ein Wunsch nach em, sonst (wenigstens in dieser Jahrszeit) weder glück- n Himmel noch Boden erwachen. Ich für mich be- mere mich sonst um vielerlei, vielleicht nur zuviel

Dinge. Mein Zweck ist Menschen und Nationen kennen zu lernen, und dazu mufs man freilich manchmal sehr indirekte Wege einschlagen. Die Bibliotheken und Mscpte habe ich nicht versäumt, aber ich glaube, trotz der Kürze meines Aufenthalts sagen zu können, dafs ein Philologe (der nicht Arabische Sachen aufsuchte) in Spanien nur eine schlechte Ausbeute finden würde. Die Bibliothek des Escurials enthält allein beträchtliche Schätze von Mscpten classischer Autoren. Ich war zwar 10 Tage im Escurial, da aber 10 Tage für die Spanische Langsamkeit nichts sind, so sah ich selbst nur wenig. Nach dem aber was ich sah, und was mir der Holländische Gesandte, Valckenaer (der Sohn τοῦ πάνυ) der jetzt mit Van Kooten hier ist, sagte, sind alle lateinischen und griechischen Manuscripte nur sehr jung. Vielleicht haben Sie in den von dieser Bibliothek gedruckten Catalogen eine decas 2. des Livius bemerkt, oder auch in Reisebeschreibungen Aeufserungen des seeligen Baiers gelesen, dafs der Livius aus diesen Mscpten zum Theil hergestellt werden könne. Auch mir fiel diefs portentum auf, und ich habe Valckenaer und Van Kooten, die mit dem Hof jetzt noch 4 Wochen nach mir im Escurial waren, veranlafst, nachzusehn. Das Resultat ist, dafs die 8 Codd. die, nach der Angabe der Mönche allein da sind, nicht nur nichts Neues enthalten, sondern auch alle nur ziemlich fehlerhafte Abschriften Einer und ebenderselben Handschrift scheinen. In Madrid ist nur die einzige Bibliothek des Herzogs del Infantado, die aus der des Cardinals Mendoza entstanden ist, für einen Philologen interessant. Diese aber hat ein paar Dutzend Ausgaben von Classikern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. die sonst seltene Florentinische Ausgabe des Homer von 1488 u. s. f. Alle übrigen sind nur in Spanischen Sachen, aber in diesen sehr reich. Von den Spanischen Autoren selbst aber existiren

sehr viele nur im Mscpt. und man druckt hier jetzt noch so wenig, dafs Mscpte auch zum Privatgebrauch nicht selten sind. Alte Ausgaben Spanischer Dichter sind ungeheuer selten und theuer, und ich sah neulich ein fingerdickes Bändchen kleiner Comödien, für die man 12000 reale (3000 livres) foderte. Das Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen liegt hier fast gänzlich danieder. Alle Griechische Professoren auf den Universitäten wollen jetzt fast nichts sagen, und kaum findet man ein Paar besser unterrichtete Männer. Aber auch diesen ist alles Neuere unbekannt, und ein Theil des Brunckischen Sophocles, den ich zufällig bei mir habe, gilt hier für eine ganz neue Seltenheit. Nur in der Bibliothek des Herzogs von Osuna sah ich gute neue Englische Ausgaben, im Publikum sind sie unbekannt. Doch sehe ich eben dafs einer der neulichen Uebersetzer des Pindar eine Heynische Ausgabe gebraucht hat. Unter dem Paar Menschen, die sich hier mit diesen Dingen beschäftigen, fand ich einen, der von selbst (Valckenaers und Lenneps Arbeiten sind gänzlich unbekannt) auf bessere Ideen über die Grammatik gekommen war, der hieb aber auch so über die Schnur, dafs er, noch ärger als Trendelenburg, mir seine herzliche Verachtung des Mediums bezeugte. Desprecio el medio, sagte er; denn Sie müssen wissen, dafs ich mit den meisten Spanischen Gelehrten Spanisch sprechen mufs, was zum Glück nicht schwer ist. Diefs aber ist auch das vernachlässigteste Fach; sonst findet man mehr aufgeklärte und denkende Köpfe, als man glaubt, nur im Stillen. Denn wer dürfte hier laut reden? Dabei ist der Charakter der Menschen sehr angenehm, bieder, offenherzig, anspruchlos und zuvorkommend gegen Fremde, wie nirgend. Ein Paar Menschen habe ich hier gefunden, mit denen ich überall gern

leben würde, und mit denen ich gewifs in Verbindung auch künftig bleibe.

Was mich am meisten interessirt ist die Spanische Literatur und Sprache und darüber denke ich auch nach meiner Rückkunft etwas zu schreiben. Da es mein Plan ist, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen, so interessirte mich die Poesie einer mir noch unbekannten Nation schon von selbst, und in der That giebt, wie ich schon jetzt sehe, die Vergleichung derselben mit der Französischen und Italiänischen zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. Ich habe schon ehe ich herkam zugleich die ältere Französische Literatur studirt, und wenn ich etwas über Spanien schreiben sollte, werde ich tiefer in die Literargeschichte des 15. und 16. saec. eingehn, die man sonst nur gewöhnlich von Italien kennt. Noch mehr aber interessirt mich die Sprache, die wirklich grofse Verdienste besitzt. Ich fühle, dafs ich mich künftig noch ausschliefsender dem Sprachstudium widmen werde, und dafs eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen seyn können.

Ich habe von neueren Sprachen seit meiner Abwesenheit aus Deutschland viel zugelernt, für jetzt aber werde ich mich auf die Töchtersprachen der lateinischen und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken. Zu diesem Behuf habe ich die provenzalische Mundart in ihren verschiedenen Abweichungen sorgfältig studirt. Soviel von meinen Beschäftigungen, mein Lieber.

Was machen Sie? was arbeiten Sie? Lassen Sie doch endlich eine Stimme der Nachricht erschallen. Ihr Homer wird, höre ich, in Kupfer gestochen, und auf Göthes Auftrag habe ich mit einigen Französischen Malern für Zeich-

nungen dazu gesprochen, wie Ihnen Göthe sagen wird. — Haben Sie mein Buch bekommen? Was sagen Sie zu Manchem darin? Denn das Ganze darf keinen Anspruch auf Ihren Beifall machen. Der Stil ist nicht sorgfältig genug behandelt. Aber die Ideen scheinen mir Untersuchung zu verdienen.

Haben Sie meinen Aufsatz über das Französische Theater im 5. Stück der Propyläen gelesen, und wie gefällt er Ihnen?

Jetzt leben Sie wohl! Ich gehe zum Thé einige Gesänge Homers mit meiner Frau zu lesen. Denn der Homer verläfst uns nicht, und den Abend versammlen wir uns immer zu einem sehr Deutsch-häuslichen Thé mit einem Freund, der mit mir reist und unsern 3 Kindern, die froh und gesund sind.

Schreiben Sie mir so (denn ich rechne ernstlich auf Antwort) dafs der Brief im April hier seyn kann, so adressiren Sie ihn: à Mr. d. H. chez Mr. de Tribolet-Hardy, Conseiller d'Ambassade du Roi de Prusse, calle Cantarranas, nr. 6 à Madrid. Dieser schickt ihn mir nach. Schreiben Sie später, so ist meine Adresse nach Paris, chez Mr. de Brinckmann, Chargé des affaires du Roi de Suède, rue de Grenelle, nr. 103.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Was macht die Ihrige und Ihre Kinder? Empfehlen Sie uns allen von ganzem Herzen. Grüfsen Sie auch Eberhard und Klein! und Sprengel vor allen Dingen.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Im Mai bin ich wieder in Paris, und im Herbst in Deutschland.

LIV.

Paris, rue et boulevard de Bondy, nr. 42. 26. Mai, 1800.

Ob ich gleich keine Antwort von Ihnen, mein theurer Freund, auf meinen Brief aus Madrid erhalten habe, so hoffe ich doch, dafs derselbe Ihnen richtig zugekommen seyn wird, und ver Ihre gewöhnliche Scheu, Briefe in die F , Sie vom Antworten abgehalten.

Ich bin wi ieber, und gleich in den ersten vier W seyns habe ich Ihnen eine Familienbegebe Meine Frau ist nemlich am 17. Mai mit dergekommen. Das Kind ist wohl, und die Mutter auch, obgleich die Niederkunft sehr schwer war. Sie grüfst Sie von ganzer Seele. Wir bleiben nur noch bis zum September hier, gehen dann nach Deutschland, d. h. nach Erfurt und Weimar zurück, und kommen im Frühjahr nach Berlin. Auf dieser letzteren Reise sehe ich Sie in Halle und bringe, wenn Sie es mir erlauben, einige glückliche Tage bei Ihnen zu.

Ich freue mich unsäglich Sie wiederzusehen. Ich hoffe Sie sollen finden, dafs ich meine Reise nicht unnütz gemacht habe. Doch komme ich reicher an Erfahrung und Menschenkenntnifs als an positiven Kenntnissen zurück. Vorzüglich habe ich mich in der letzten Zeit auf Sprachen gelegt und von dieser Seite viel zugelernt.

Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben. Nur noch eine Anfrage, aber schlechterdings unter der Bedingung eines vollkommnen Stillschweigens gegen jedermann. Würden Sie Ihren Homer gern mit Stereotypen und zwar viel saubrer, viel correcter und noch wohlfeiler, als alles, was Sie von der Art kennen, gedruckt sehen? Könnten Sie ihn dazu gegen vortheilhafte Bedingungen hergeben, oder

müfste der Unternehmer, wenn er sich keine Art des Nachdrucks, auch nicht des gewöhnlich erlaubten mit fremden Werken gestatten wollte, sich mit der Waisenhausbuchhandlung abfinden? — Antworten Sie mir doch darauf. Dann mehr. Ich habe gedacht, Sie könnten durch diese Sache Gelegenheit finden, Paris auf einige Zeit umsonst zu sehen, und ich wünschte es den Wissenschaften, dafs Sie die hiesige Bibliothek, deren Schätze man nicht genug kennt, genauer ansähen. Dann liefsen sich Anstalten machen, junge Leute herreisen zu lassen. Selbst dazu habe ich einen Plan. Doch sind das alles bis jetzt freilich nur lose Aussichten, die die Zeit erst reifen mufs. Antworten Sie mir nur darauf.

Leider kann ich bei Ihrem Herkommen keine eigennützigen Absichten mehr haben, da ich selbst nur noch so kurz hier bleibe.

Leben Sie wohl, mein herzlich geliebter Freund. Grüfsen Sie innigst die Ihrigen, und gedenken Sie meiner mit Liebe.

Ihr

Humboldt.

LV.

Paris, 20. Jun. 1800.

Ich habe gestern Abend, liebster Freund, mit unendlicher Freude Ihren Brief vom 7. Jun. bekommen, und beantworte ihn gleich heute, damit Sie doch sehen, dafs es möglich ist, Briefe an mich gelangen zu lassen. So eine herzliche und innige Freude mir auch Ihr Brief gemacht hat, so hat er mich auch mit ordentlicher Indignation gegen die Posten erfüllt. Ist es nicht schändlich, dafs jeder unbedeutende Mensch in Deutschland aus Paris erhält. er will, dafs Böttiger noch im vorigen Jahre eine

Coray gemachte Collation bekam, und dafs Sie mich hier haben, und zweifeln, ob es nur einen Corrector hier giebt, und mich noch fragen, ob ich Coray kenne? Nicht blofs von Ihnen sind ich weifs nicht wieviel Briefe verloren gegangen, sondern offenbar auch von mir Einer.

Gleich als ich hieherkam, in den ersten 6 Monaten heifst das, i und Chardon la Rochette's Bekanntschal irlich von Ihnen. Ich redete auch, ohne d tte, von Collationen, die Sie vielleicht wü eide erboten sich nicht allein zur Corresp hardon auch zu *unentgeldlichem* Colla chen, und Coray collationirt immer für C i dieſs von selbst versteht. Seit meiner Zurückkunft aus Spanien habe ich beide noch nicht gesehen, weil wir wenigstens zweimal so weit aus einander wohnen, als Giebichenstein von Halle liegt. Aber es kann sich darin nichts geändert haben.

Doch nicht mehr von der Vergangenheit. Jetzt nur von der Art wie wir das Verlorene einholen können. Ich bin noch 2½ Monat hier, diese Zeit ist hinreichend alles einzuleiten. Schreiben Sie mir nur jetzt mit umgehender Post, nennen Sie mir alle Aufträge, die Sie haben, aber recht bestimmt und artikelweise.

Ich vermuthe: Sie werden 1. wissen wollen, was über diesen oder jenen Autor hier existirt? 2. Collationen wünschen.

ad 1. giebt es hier einen jungen Menschen, der mein genauer Freund ist, Schweighäusers aus Strasburg ältester Sohn. Dieser war eine Zeitlang Lehrer meiner Kinder in meinem Hause, und trennte sich nur von mir, weil ihm seine Bürger-Verhältnisse nicht erlaubten, mich nach Spanien zu begleiten. Ich kann ihn Ihnen nicht für einen gelehrten Mann geben, aber dafs er recht gut Griechisch weifs,

weiſs ich, weil ich selbst vieles mit ihm gelesen habe. Er hat für seinen Vater hier viele Collationen, z. B. des ganzen Athenaeus gemacht, kennt die Mscpte der Bibliothek ziemlich gut und alle Menschen Coray, Chardon, Ste Croix, Villoison, du Theil, Larcher cet. sehr genau. Er hat im Sinne Notizen von einigen Mscpten hier herauszugeben, und für Nachfragen, was hier ist, ist dies also ganz eigentlich der Mann. Theils wird er selbst nachsuchen, theils bei andern, besonders bei Ste Croix, der vorzüglich alle Platoniker und Platonische Commentatoren, deren es hier eine wahre Unzahl giebt durchgestöbert hat, nachfragen. Auf diesem Weg kann ich Ihnen also hierüber Auskunft schaffen. Nur sage ich im Voraus, daſs niemand fast bei solcher Nachfrage mit Gewiſsheit dafür stehen kann, daſs ihm *nichts* entgangen ist. Es sind der Sachen so viel hier, und geordnet ist nur sehr wenig.

ad 2. würde ich Coray empfehlen. Er lebt zum Theil vom Collationiren für Geld, schreibt eine vortreflich-deutliche Hand, und seine Gelehrsamkeit kennen Sie übrigens. Könnte indeſs Coray, weil er schwächlich ist, nicht alles machen, so schlüge ich Schweighäuser vor, der wohl auch etwas übernehmen würde, ob er gleich nicht gerade in der Lage ist, es zu brauchen. Vielleicht giebt sich auch Marron, den Sie gewiſs durch Spalding kennen, damit ab, und auf alle Fälle erkundige ich mich weiter.

3. scheint mir die Hauptsache die, daſs Sie einen Correspondenten nach mir in Paris haben. Dazu nun können Sie zwar Coray, Chardon und auch Villoison (ob ich diesen, den ich auch recht gut kenne, gleich nicht für ebenso gefällig halte) wählen, und ich wünschte allerdings, daſs Sie einem der beiden ersteren schrieben. Allein zum regelmäſsigen Correspondenten schlage ich Ihnen wieder Schweighäuser vor. Er ist sehr gefällig, kennt, wie ich noch ein-

mal wiederhole, alle Gelehrte dieses Fachs ohne Ausnahme, und steht bei ihnen im Ansehn, ist auf der Bibliothek bewandert, und hat Hofnung, bei den Mscpten angestellt zu werden. Er schätzt Sie überaus, und es wird ihm sehr schmeicheln, Ihnen künftig nützlich seyn zu können. Was man also abwesend Paris benutzen kann, sollen Sie sicherlich besser als ein

Ihr jetzige zwei Fragen:

1. Was l n hon und Sueton hier an Mscpten zu fin — nach werde ich mich erkundigen. Aber fi an lato und Xenophon ist die Nachfrage nicl kann man für den Plato Ste Croix, für 10 archer consultiren. Ueber den Sueton verspreche ich Ihnen zuerst, sehr bald und gewisse Nachricht. — Ueber den Plato oder vielmehr seine Commentatoren, namentlich über den Hermias hat ein Däne Torlacius hier viel gearbeitet und abgeschrieben. Diesen Torlacius habe ich Spaldingen, weil er eben nach Berlin reiste empfohlen, und Spalding wird Ihnen mehr davon sagen können.

2. Ob Larcher und für welchen Preis seinen Orion verkaufen will? Ich kenne Larcher nur vom Institut her. Ich habe ihn sondiren lassen, ob er mich sehen wolle, er hat es indefs wegen seines Alters abgelehnt. Aber Schweighäuser sieht ihn und Ste-Croix ist sein Freund. Ich besorge die Sache durch den letzteren, und hoffe Ihnen in 8—10 Tagen Antwort zu geben. — Wenn er vielleicht wissen wollte, wozu Sie den Orion brauchen wollten, ob um ihn ganz abdrucken zu lassen, oder nur zu benutzen, so schreiben Sie es mir doch im nächsten Brief um Zeit zu ersparen.

Eine Adresse zum Einlegen ist unnütz und hält nur auf. Unter der Adresse: à Mr. de Humboldt à Paris, rue

et boulevard de Bondy, nr. 42, mit einem Wort, wie Ihr letzter Brief adressirt war, findet mich der Brief ohne Misgeschick! gewifs.

Leben Sie wohl. Ich habe noch viel zu thun. In graecis habe ich hier nichts gethan. Denn Homer, Sophocles, Thucydides cet. wiederlesen kann man nicht etwas thun nennen.

Meine Frau, die mit der Kleinen wohl ist, grüfst Sie herzlich und ebenso Ihre Frau Gemahlin. Von Herzen Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Bald hätte ich die Stereotypen vergessen:

1. Mit dem Homer hat es noch Zeit. Die Griechischen Lettern sind noch nicht fertig. Da aber der Unternehmer, den ich Ihnen erst mündlich nenne, mein specieller Freund ist, so kann ich *das* immer auch abwesend besorgen.

2. Ihren Sueton aber glaube ich, würde man lieber früher haben, weil man mit den Lateinern anfängt. In welcher Zeit könnten Sie den geben? aber mit Gewifsheit.

Dann noch Ihr Rath. Man druckt jetzt den Sallust, und hat mich um Rath über die Ausgabe gefragt, die man zum Grunde legen soll. Ich habe gerathen, den Tellerschen Abdruck zu nehmen, aber durch einen sachverständigen Mann ihn durchsehn zu lassen und dabei doch noch die Havercampische, Zweibrückische, Cortische, Englische und die Spanische zu vergleichen, damit man nicht Druckfehler oder Tellerianismen abdruckt. Ist das ein guter Rath? Mir hat es geschienen, dafs Teller ziemlich alles verglichen hat, oder giebt es noch eine Ausgabe die man haben mufs, und die ich nicht kenne? Sie kennen meine Schwäche in der Bücherkenntnifs. Antworten Sie mir ja hierüber. Es soll übrigens nur ein Abdruck nicht eine *nova recensio* seyn, und auf dem Titel habe ich blofs *ad optimas editiones cet.* zu setzen gerathen. — Wie würden Sie *édition stéréotype* lateinisch geben, wenn ausgedrückt werden sollte, *dafs die ganze Seite auf einmal und zwar mit Hülfe kupferner Matricen ausgeschlagen wird*? auch darauf gütige Antwort.

Man (nicht ich) hat sagen wollen: *pagellis uno ictu cupreorum protyporum excussis.*

Also mit umgehender Post. Die Zeit ist kostbar.

In grofser Eile.

LVI.

Paris, 7. Julius, 1800.

Sie werde lieber Freund, wenn ich Ihnen heute nu chreibe. Aber ich bin erstaunlich besch xt, wie der meines heutigen Briefes, be keines weitläuftigen Commentars.

1. Die La t des Orion Thebaeus gehört Ihnen; sie liegt in meinem Pult, und wartet blofs auf eine günstige Gelegenheit abzugehen. Sie kostet Ihnen nichts. Larcher überläfst sie Ihnen unentgeldlich, und hat sich nur auf den Fall, dafs Sie dieselbe (wie er wünscht und hofft) drucken liessen 6 Exemplare des Werks zur Bedingung gemacht.

Ich mufs Sie jetzt bitten, ***mit umgehender Post,*** ja nicht später, mir ein Danksagungsschreiben für Larcher zu senden, und gut, glaube ich, würden Sie thun, wenn Sie mit der nächsten Buchhändlergelegenheit Larchern und Ste-Croix, jedem ein Exemplar Ihres Homers schickten. Verzeihen Sie, dafs ich Ihnen so rathe; aber ich kenne die Franzosen. Sie lieben dergleichen Aufmerksamkeitsbeweise, und nennen es sogleich Undank, wenn sie ausbleiben.

Ste-Croix ist es, der Ihnen eigentlich diese Abschrift verschaft hat. Mir dürfen Sie nicht dafür danken, denn mir hat sie keinen Schritt gekostet. Ich bat Schweighäuser, Ste-Croix davon zu sagen; Ste-Croix ist zu Larcher gegangen, und so ist die Sache augenblicklich richtig gewesen.

Larcher überläfst Ihnen eigentlich zwei Abschriften des Orion. Beide sind von ihm selbst gemacht, eine vorzüglich sauber. Diese letztere enthält 177 Seiten in kl. Quart aber eng geschriebenen Text und 33 Seiten Register über die darin erklärten Wörter. Bei der andern ist ein Convolut von Larcher hinzugefügter Noten, auf die aber L. selbst ganz und gar keinen Werth setzt, und die er Sie nur dann zu benutzen bittet, wann Sie es für gut fänden.

Was mich jetzt am meisten beunruhigt, ist, wie ich Ihnen das Mscpt schicken soll, und hierüber erbitte ich mir Ihren Auftrag. Auf der Post ist es der Theure wegen unmöglich. Nun weifs ich aufserdem drei Wege, worunter Sie wählen mögen. 1. durch Buchhändlergelegenheit. Aber ich weifs in der That nicht, ob Treuttel und Würtz oder König hiezu ordentlich genug sind. Dafs es ein dritter (Fuchs) nicht ist, davon habe ich die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. 2. durch einen Reisenden. Aber dies hängt vom Zufall ab, und ist daher ungewifs. Doch sind diese Gelegenheiten, wenn man nur, wie ich, genug Bekanntschaften hat, so selten nicht. 3. durch mich selbst. Allein ich kann erst Ende Octobers in Deutschland seyn, und da mit einer Familie leicht Hindernisse eintreten, so ist selbst dies nicht — unfehlbar. Auf alle Fälle denke ich, wenn ich eine Gelegenheit finde, nur die eine Abschrift abgehen zu lassen, und die andre bis zu meiner eignen Abreise zu behalten. So ist wenigstens der Verlust des Mscpts unmöglich.

2. empfangen Sie hier inliegend einige Nachrichten über die Handschriften des Sueton, Plato und Xenophon. Etwas vollständiges hierüber wäre sehr mühsam zu liefern, und erforderte bestimmtere Data über das, was Sie suchen. — Ueberhaupt aber werden Sie sehen, dafs das Collationiren*lassen* unter diesen Umständen schwierig ist. Von

jedem Schriftsteller nemlich giebt es hier eine *Menge* Mscpte, alle zu collationiren ist fast unthunlich. Welches soll man nun wählen? — Könnten Sie selbst herkommen, so könnten Sie die Bibl. durchgehen, die Nummern der guten Codd anzeichnen, und nun in Ihrer Abwesenheit diese collationiren lassen.

Indefs [illegible] geschehen was Sie wünschen Coray wird [illegible] Sachen unfehlbar und gut und für Geld collatio[illegible]e [illegible]user hat nur zu Kleinigkeiten und unentg[illegible]. U[illegible]inen lateinischen Collationator für Sie [illegible]Ste-Croix.

3. Ste-[illegible] an, Ihnen allerlei Notizen und Auszüge[illegible]rammatikern, deren es hier genug geben soll, zu machen und zuzuschicken. Ich wünschte Sie schrieben Ste-Croix auch, er ist gefällig kennt die Bibl. und alle Gelehrte hier aus dem Grunde und kann Ihnen sehr nützlich seyn. Dafs er gegen Ihre Idee über Homer in Millins Magazin encyclop. geschrieben hat, mufs Sie nicht abhalten. Er ist ein braver Mann, und dient Ihnen darum mit nicht geringerem Eifer.

Ich habe mit Fleifs alle Ihre Aufträge durch Schweighäuser besorgt, theils, weil er die Handschriften mehr kennt, theils damit Sie sehen, dafs meine Gegenwart nicht nothwendig ist, um über die Menschen hier zu disponiren, und damit meine baldige Abreise Sie nicht muthlos macht. Wollen Sie vielleicht Schweighäusern auf seine Zettel selbst antworten, und ihm einige Complimente über seines Vaters Arbeiten, an denen er durch Collationiren Antheil gehabt hat, machen? Sie können Schweighäusern deutsch schreiben.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrige. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

LVII.

Paris, 28. Jul. 1800.

Sie können leicht wieder, mein lieber Freund, in Ihre alte Verzweiflung zurückgefallen seyn, da Sie so lange auf eine Antwort auf diesen Brief haben warten müssen. Aber es war in der That nicht meine Schuld, sondern die der Umstände. Sie trugen mir nemlich ein zwiefaches Geschäft auf, griechische und lateinische Mscpt-Collationen. Mit den ersteren bin ich leicht und glücklich zu Stande gekommen, mit den letzteren geht es leider auch jetzt noch schlecht. Ich nehme diesen unangenehmeren Theil zuerst.

Schon ehe ich Ihren Brief erhielt hatte ich vorläufige Erkundigungen eingezogen, aber schlechterdings kein taugliches Subject zur Vergleichung lateinischer Handschriften finden können. Endlich versprach mir Villoison eins und ich war ruhig. Nach dem Empfang Ihres Briefes wandte ich mich an ihn, und er schickte mir nach mancherlei in Paris, wo man meilenweit auseinander wohnt, und oft nicht zu Hause ist, leicht begreiflichen Zögerungen, einen Menschen mit Namen Lecluse, der im Griechischen und Lateinischen Unterricht giebt, aber, denken Sie mein Erstaunen, nie — Handschriften behandelt hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Leichtsinn Villoisons, mich davon nicht früher benachrichtigt zu haben, verdroſs. Allein was war zu thun. Ich muſste, da Sie wegen des Suetonius drängen, mich mit ihm einlassen, und dies um so mehr, weil ich, nach noch einmal auf das genaueste bei Coray, Chardon, Gail, Ste-Croix und Marron (der für Santen die Mscpte des Catull collationirt hat, aber leider jetzt sich nicht mehr darauf einlassen will) eingezogenen Erkundigungen, keinen andern tauglicheren fand. Uebrigens, und dies sage ich nicht bloſs um Sie zu trösten, ist der Lecluse

von andern Seiten, und vielleicht allen, die einzige Ungeübtheit abgerechnet, für Ihren Gebrauch nicht verwerflich. Er weifs, wie Villoison und Gail (dessen Schüler er ist) mich versichern, vollkommen gut Lateinisch und ist genau und fleifsig; mir selbst hat er gut gefallen, er sagte mir offen und bescheiden, dafs er erst ein Neuling sey, dafs er sich aber all[illegible] he geben, und mir offenherzig sagen wo[illegible] der Arbeit gewachsen sey oder nicht. Glückli[illegible] si[illegible] ie Handschriften des Suetonius, die er [illegible] t, nicht unleserlich. Allein wenn vielleicht [illegible] ihm ein guter Vergleicher für Sie werden [illegible] is. immer jetzt schlimm. Da er Stunden giebt, so hat er nicht einmal eher als mit dieser vor drei Tagen begonnenen Decade anfangen können, und wird 2 Decaden zum blofsen Appendix brauchen. Eher also kann ich auch dies nicht abschicken. Verlassen Sie Sich indefs wenigstens auf meinen Eifer. — Ich hätte herzlich gern selbst die Arbeit für Sie gemacht. Aber ich bin, da ich noch einige hier befindliche seltene Spanische Werke benutzen mufs, so mit Arbeit überladen, dafs es mir nicht möglich war. Indefs werde ich die Arbeit des Lecluse stellenweis revidiren und prüfen, mich auf alle Weise von dem Grad ihrer Genauigkeit zu vergewissern suchen, und Ihnen, wenn sie, wie ich hoffe, brauchbar ist, dieselbe durch die Post zuschicken. Hernach warte ich erst für das Weitere Ihre Antwort ab. Auch werde ich indefs nicht unterlassen, mich immerfort noch nach einem andern Subject zu erkundigen. Ueber den Preis ist noch nichts mit Lecluse abgemacht. Er selbst sagte mir, er könne davon nicht eher reden, bis er seine Tauglichkeit geprüft habe. Sie sehen auch daraus, dafs der Mensch gut und ehrlich zu Werke geht. Ich lasse ihn die Oudendorpische Ed. wie Sie mir schrieben zum Grunde legen.

Von Griechischen Schriftstellern wünschten Sie jetzt Plato das Symposion und den Menon, von Xenophon Oeconom. und die Apol. Socratis verglichen. Das erstere hat Coray übernommen. Er dankt Ihnen für Ihre freundschaftlichen Aeufserungen gegen ihn, bietet Ihnen alle seine Dienste an. Einen Verleger r für die Uebersetzung eines Buchs des Hippocrates: die Beschaffenheit der Luft u. s. f. gesucht, aber auch s hier gefunden. Jetzt hat er im Sinn den Aretaeus, einer Behauptung nach, auch für die jetzige Medicin ig ist, zu übersetzen. Er hafst eigentlich sehr, aufser drucken zu lassen; fände er indefs hier keinen Ver-, so nimmt er im Voraus Ihr gütiges Anerbieten an. tionen für Sie will er gern machen, und er läfst Sie offenherzig (er ist ein äufserst redlicher und edler ch) versichern, er würde nie für diese Arbeit Einen nnehmen, wenn ihn nicht die Umstände dazu nöthig- Er ist in einer sehr ungünstigen Lage, und neuerlich illoison die allgemein anerkannte Unwürdigkeit began- ihm durch Cabalen eine Stelle der Neu-Griechischen he (die doch unstreitig dem gehörte, der Neu-Grie- h weifs, und nicht dem, der es radebricht) vorweg nschnappen. Er ist jetzt noch unabwendbar 4—6 Wo- mit seinem Hippocrates beschäftigt. Dann geht er nmittelbar ans Werk. Ueber die Gröfse des Preises r nichts bestimmen wollen, er sagt er überlasse das ı; wenn Sie die Arbeit sähen. Ich will Ihnen dann ı sagen, was er für die Vergleichung der Homerischen en bekommen hat, was ich durch Caillard genau er- n kann. — Zum Herodot hat er, wie er mir sagt, nur ş gesammelt, dies alles aber Larcher übergeben, so Sie es in der neuen Ausgabe, die dieser jetzt von sei- Uebersetzung veranstaltet, und die unendlich vermehrt

und berichtigt seyn soll, ausführlich sehen werden. Es schien mir schicklich und für Sie selbst angenehm, wenn Sie Coray jetzt schreiben wollten. Sie können es natürlich französisch oder lateinisch. Deutsch versteht er zwar auch, doch weniger fertig. Schicken Sie mir den Brief, damit er Coray nichts kostet. Die Antwort kostet ihm nichts, die man von hier nicht einmal frankiren kann.

Nachdem die Hauptsache abgemacht ist, beantworte ich jetzt Ihren Brief der Reihe nach.

Ueber die Stereotyp-Ausgabe kann ich Ihnen heute nichts antworten, als meinen Dank für Ihre Rathschläge. Da es eine ganz neue Art Stereotypen ist, die man machen will, so geht es noch langsam mit den Zurüstungen, und beim Sallust will man schlechterdings bleiben. Diese Stereotypanstalt kann indefs, wenn ihr nicht Grille und Eigensinn, da sie nicht von blofsen Kaufleuten unternommen wird, schadet, sehr grofs und wichtig werden. Also bleibt uns die Hoffnung für die Zukunft, wenn auch jetzt nichts verabredet werden kann.

Der Orion Thebaeus ist seit 8 Tagen zu Ihnen hin unterwegs. Ich habe ihn dem Buchhändler Amand König, der nach Leipzig geht, mitgegeben und auf die Seele gebunden. Ich habe ihn gut eingepackt und ausdrücklich bestellt, dafs König ihn auch in Leipzig nicht der Post, sondern nur einem sichern Reisenden anvertrauen soll. Begegnete ihm übrigens ein Unglück, so wäre nicht alles verloren. Denn ich habe, wie ich Ihnen neulich schrieb, eine der beiden Abschriften nebst den Larcherschen Noten zurückbehalten, sie selbst mitzunehmen, und Ihnen jetzt nur die andre Abschrift (die sauberste) geschickt. König hält sich einige Wochen in Strasburg auf und die Handschrift wird Ihnen also erst später zu Händen kommen. Diesem

Uebelstand war indefs nicht abzuhelfen. Sobald Sie sie empfangen haben werden, schreiben Sie mir wohl.

Larcher hat über den Herodot seit seiner alten Uebersetzung nichts gethan. Jetzt arbeitet er, wie ich Ihnen oben sagte, an einer neuen Ausgabe.

Caillard habe ich von Ihnen gegrüfst. Er hat jetzt eine gute Stelle und ist Aufseher über das alte Archiv des auswärtigen Departements mit 10000 livr. Gehalt. Er sammelt noch immerfort prächtige Drucke, dafs er selbst etwas hervorbringen werde, glaube ich nicht, obgleich es Schade ist.

Chardon la Rochette ist auch mir nächst Coray der liebste Philologe hier, und er ist aufserdem ein origineller lustiger Mensch. Er wohnt in einem Zimmer, dessen Fenster Sie vor Rauch und Schwärze nicht unterscheiden können, hat aber eine prächtige Bibliothek. Er grüfst und schätzt Sie sehr, und erbietet sich gleichfalls zu allen Diensten. Er hat mir einzelne Abdrücke seiner letzten Beiträge zum Magazin encyclop. für Sie gegeben, die ich Ihnen einmal gelegentlich übermache. Seine Anthologie scheint so gut als fertig zu seyn, nur arbeitet er noch an einem vollständigen Phrasenindex darüber, der ihm noch viel Zeit kosten wird. Er hat die Idee sie in Oxford drucken zu lassen.

Ste-Croix ist gefällig, und darum schätz' ich ihn. Doch geht meine Schätzung — in die Ferne. Denn ich sehe ihn wenig. Platoniker will er, soviel ich weifs, nie herausgeben. Er hat sie nur durchstudirt zu seinem Mysterienbuch, was Sie wohl kennen. Von den Geogr. minor. hörte ich zum erstenmal durch Sie. Er hat aber vor einem Jahre ein dickes Buch sur les républiques fédératives de la Grèce, auch eins, glaube ich, über die Colonien der Griechen geschrieben. Nichts von allem diesem hat hier Sensation ge-

macht. Ich kenne leider blofs den schlechten libellus sur le Prof. Allemand.

Schweighäuser ist leider zu beschäftigt, um für andre, als seinen Vater collationiren zu können. Er ist Hofmeister hier und jetzt auf 2 Monate auf dem Lande bei Rouen.

Was meinen Sie für eine lat. Fragmenten-Sammlung des Sallust durch de Brosses? Ich habe bei Coray und Chardon nachgefragt. Beide kennen nur seine Röm. Geschichte in 4 B. — Schreiben Sie mir den ausführlichen Titel.

Millin ist sehr brauchbar. Er hat viel Bücher, erlaubt dafs man in seiner Stube arbeiten kann, hat an der Stelle seines alten Thé eine interessantere Gesellschaft mehrerer Gelehrten u. s. f.

Levesque kenne ich nicht persönlich, werde mich aber um ihn bemühen.

Dagegen mufs ich Ihnen noch von 3 Menschen reden.

1) Clavier, ist ein vermögender Mann, den Coray im Griechischen unterrichtet hat, und der an einer Uebersetzung des Pausanias arbeitet. Er hat eine hübsche Bibliothek und ist sehr gefällig.

2) Visconti, der bekannte Antiquar ist jetzt hier, und ich sehe ihn von Zeit zu Zeit.

3) Ein Engländer Banks, ein Neffe des alten, und Freund Porson's ist trotz des Kriegs hergekommen, um 2 Monate lang für den letzteren Graeca zu collationiren. Er gefällt mir sehr wohl und scheint gute Kenntnisse zu haben.

So eben kommt Lecluse zu mir, und erklärt mir, dafs der App. des Suetonius nur in Einem Mscpt. stehe, in allen andern fehle. Da er also nicht zur Probe dienen kann, so lasse ich nur einen kleinen Kaiser vergleichen. Ich schicke Ihnen das Blatt das mir Lecluse mitbrachte auf den Fall

dafs er mich nicht fände, mit. Sie sehen daraus was hier ist. Er hat dies nach dem gedruckten Catal. der Handschriften (haben Sie diesen in Halle?) und nach Du Theils Rath gemacht. Bald mehr. Leben Sie herzlich wohl!

Meinen letzten am 7. Jul. abgegangenen Brief haben Sie doch erhalten? Der letzte, den ich von Ihnen bekommen war vom 29. Jun.

LVIII.

Paris, 10. August, 1800.

Sie werden, lieber Freund, nach meinem letzten Brief sehr unzufrieden mit mir gewesen seyn, und das mit Recht, indefs hoffe ich Ihnen heute zu zeigen, dafs ich meine Bemühungen fortgesetzt habe, und dafs sie glücklicher gewesen sind.

Ich habe mich nemlich noch weiter nach Leuten, die zu collationiren fähig wären erkundigt, und bei der Bibliothek selbst einen Menschen entdeckt, der nach Millins und (was mehr bei Ihnen gelten wird) Du Theils Zeugnifs äufserst brauchbar dazu ist, und schon öfter Collationen für hiesige Gelehrte gemacht hat. Er heifst Parquoi, und will auch gern, was Sie wünschen, übernehmen. Seine Anstellung bei der Bibliothek läfst ihm zwar nicht sehr viel Zeit, indefs wird er thun was er kann. Aufserdem hat mir Du Theil noch einen zugewiesen, bei dem er aber selbst sagt, dafs man erst seine Genauigkeit prüfen müsse. Er scheint also nicht zu den schon Geübtern zu gehören. Indefs seyn Sie ohne Sorge und sagen Sie mir hübsch früh, was Sie wünschen. Im Anfang geht es immer schwerer, nach und nach entdeckt man mehr als man braucht.

Was den Suetonius jetzt betrift so habe ich es so ge-

macht. Lecluse collationirt den einen Codex, der den Appendix enthält, und Parquoi fängt mit Collationirung des Kaisers Galba in dem andern an. Wenn Lecluse fertig ist, übernimmt er die noch nicht von Parcoi gemachten, und ich schicke Ihnen, was zu jeder Zeit, da ich Ihnen schreibe, fertig ist. Indefs gestehe ich offenherzig, dafs ich diese Cod. des Sue er Kosten des Collationirens werth halte. n Sie das selbst nach der Ihnen neulich L ste derselben. Sagen Sie mir wenigstens n auf die n Brief, ob ich wirklich die Probe von alle mac ssen soll. Ich habe indefs empfohlen mit ufangen. Vielleicht finden Sie auch gut r ellen anzuzeigen, und diese nachsehen zu lassen. Ueber dies alles schreiben Sie mir ja gleich.

Wegen des De Brosses habe ich mich weiter erkundigt und mir seine wiederhergestellte Sallustische Geschichte in der französischen Edition nemlich geben lassen. In der Vorrede von dieser habe ich zwar gefunden, dafs er von einem lateinischen Werk — einer vollständigen Ausgabe aller Sallustischen Fragmente — spricht, das er in Mscpt so gut als fertig liegen habe, und dies scheinen Sie in Gedanken zu haben. Allein nach der Versicherung der Bibliothekare hier und anderer Bücherkenner ist dies lateinische Werk nie erschienen. Die Französische Ausgabe in 2 Quart-Bänden würde hier nicht schwer zu finden seyn. Sagen Sie mir, ob Sie diese wünschen.

Der junge Banks, von dem ich Ihnen neulich sprach, gefällt mir immer mehr, er ist ungeheuer fleifsig, und scheint auch gelehrt. Er schreibt jetzt das Lexicon mscptum Sangermanianum ab, das Ruhnkenius so oft citirt, und versichert, dafs alles Gold werth sey. Er geht in 2 Monaten von hier ab, denkt aber künftiges Jahr wiederzukommen.

Es ärgert mich, daſs die Engländer benutzen, was wir haben könnten. Ich bin nicht im Stande, mich mit den Mscpten viel zu befassen; ich habe kein ingenium criticum wie Sie wissen, und das bloſse Collationiren schon (was mir zu eignem Gebrauch so nicht helfen könnte) kostet mich unglaubliche Mühe und Zeit, sobald der Codex irgend schwer zu entziffern ist, wie ich an den Collationen gesehen habe, die ich in Wien und hier über den Pindar gemacht, und die ich Ihnen mit nächster Gelegenheit einmal zu beliebigem Gebrauch übersende.

Wäre es aber nicht möglich, daſs Sie selbst, z. B. diesen Winter herkämen, oder da mir dies selbst unmöglich scheint, könnten Sie nicht einen jungen Menschen herschicken? Die Regierung läſst ja junge Künstler reisen, warum nicht auch Philologen? Bei guter Einrichtung kann ein Mensch hier füglich den Tag mit 6 livr. = 1 Thlr. 14 Gr. Preuſs. Cour. oder monatlich mit 45 Rthlr. leben, und bei auſserordentlicher Oekonomie mit weit weniger noch. Wenn ein Mensch, der Eifer und einiges Vermögen hätte, sich dazu fände, und das dazu nähme, was er durch Collationiren für Sie oder sonst verdienen könnte, so müſste es, dächte ich, gehen. Nur müſste er recht sachverständig seyn, und gut um sich wissen, um selbst das Merkwürdige aufzusuchen. Ich möchte hier seyn oder nicht, so glaube ich im Stande zu seyn ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ein Fremder hier nur irgend genieſsen kann.

Antworten Sie mir schlechterdings immer noch hieher unter der alten Adresse bis ich Sie um etwas anderes bitte. Nur der Tod ist gewiſs, alles andre aber, besonders aber und vorzüglich alles Abreisen von Paris ist ungewiſs.

Leben Sie innigst und herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Sie müssen zwei Briefe empfangen haben, auf die ich noch keine Antwort habe, vom 7. und 28. Julius.

So eben kommt Lecluse zu mir und bringt mir seine Collation des Appendix, die ich noch beilege. Da von diesem Appendix blofs dies einzige Mscpt hier ist, so haben Sie über ihn nichts mehr zu erwarten. Dafs diese Collation alle auch die kleinsten Abweichungen enthält (adpellare-appellare) cet. ist meine Schuld. Ich wollte, ehe [illegible] cht näher kannte, nichts seiner Willkühr ü[illegible] Kaiserleben werde ich ihn und Parquoi wer[illegible] assen. — Der Lecluse fängt mir an zu gefalle[illegible] ungeheuer fleifsig und weifs auch viel. Er weifs Arabisch, [illegible]t Deutsch, kennt Vossens Homer cet. cet. Sagen Sie mir h[illegible]t.

LIX.

Paris, 25. Oct. 1800.

Ich schreibe Ihnen wieder in Angelegenheiten des Plato, lieber Freund, aber heute nur zwei Worte, nur einen Nachtrag zu meinem neulichen Briefe.

Ich komme so eben von der Bibliothek auf der ich Bast gesprochen habe, und er trägt mir auf, Ihnen folgendes zu sagen.

Er habe sich durch Collationiren der übrigen Handschriften des Gastmahls überzeugt, dafs unter allen Ihnen neulich aufgezählten Handschriften allein wichtig:

1) die Vaticanische, nr. 225 und 226.

2) und 3) die beiden Venetianischen, nr. 185. 189.

4) die aus dem Italiänischen Kloster, und

5) und 6) die beiden Königlichen, nr. 1808. 1809.

alle andern aber so unbedeutend wären, dafs es Sünde seyn würde, Sie darum Geld ausgeben zu lassen. Selbst von der Wichtigkeit der einen Königlichen nr. 1809 sey er noch nicht gewifs. Ueberhaupt aber müfsten Sie im Gan-

zen nicht zu viel, und nicht mehr, als Sie neulich am Gastmahl gesehen erwarten.

Wollen Sie nun blofs diese 6 Handschriften verglichen haben, so will er verhältnifsmäfsig vom Preis der 100 Carolinen herunterlassen, insofern Sie bei ihm bleiben. Dies sey ihm lieber als mehrere Dialogen dazu zu vergleichen.

Dies habe ich Ihnen gleich schreiben wollen, damit Sie einen vollkommenen Entschluſs fassen, und wir endlich die Sache mit Bast oder Coray zu Stand bringen können.

Ihr

Humboldt.

LX.

Paris, 1. Decbr. 1800.

Ich muſs Sie sehr um Verzeihung bitten, mein theurer Freund, daſs ich Ihnen diesmal später antworte, als ich gewünscht hätte. Allein Negotiationen in Paris, und besonders mit einem Menschen, wie Bast, dessen man nie habhaft werden kann, weil er immer studirt, sind nie sehr schnell, und dazu habe ich etwa seit dem Empfang Ihres letzten Briefes unangenehme Vorfälle in meinem Hause gehabt, die mich fast um alle meine Zeit bringen. Der Lehrer meiner Kinder ist krank geworden, und so fällt Unterricht und Aufsicht ganz allein mir zur Last. Dabei war auch meine Frau ein Paarmal unpäſslich, und die Zerstreuungen und einige Arbeiten kamen dazu.

Zuvörderst muſs ich bemerken, daſs ich Ihnen seit dem Bastischen Antrag einen zweiten Brief geschrieben hatte, in dem ich die Zahl der Codices, die nach Basts Urtheil zu vergleichen seyn würden, noch geringer bestimmte. Ihre Antwort sagt mir nicht, ob Sie diesen Brief gleichfalls empfangen haben.

Das Unternehmen mit Bast ist nicht, wie Sie wünschten, gelungen. Meine Schuld ist es nicht. Ich habe mein Möglichstes gethan. Ich habe ihm aus Ihrem Briefe mitgetheilt, was nöthig und möglich war, und er hat mir darauf die schriftliche Antwort geschickt, die ich Ihnen hier beilege. Wahr ist es, dafs er mir schon vor Ankunft Ihres Briefes ein Pa ue über sein Anerbieten bezeugt, und rbeit wäre die Sache in der That gewe n ckte, sie zu übernehmen, war unstreitig E mochte ihn reizen in wenig Monaten 100 L zu verdienen, und auf Bücher zu verwenden. Ei erer und langsamerer Gewinn hatte nicht diese glä te. Seine eigne Idee scheint zu seyn, nach seiner Zurückkunft ein Miscellanwerk über viele Schriftsteller drucken zu lassen. Genaueres aber weifs ich nicht davon, denn, wie gesagt, er kommt weder zu mir, noch zu irgend jemand, und thut mit seinen Funden, wenigstens gegen die Franzosen entsetzlich heimlich. So hat er ungedruckte Epigramme gefunden, mich aber ums Himmels willen gebeten, Chardon nichts davon zu sagen.

Was Sie jetzt auf seinen Antrag thun werden, bitte ich Sie mir zu schreiben. Vielleicht wäre es auch gut, ihm selbst gradezu zu antworten, da er Ihnen doch die kleine Collation geschickt hat. Sein Urtheil über den Werth der Mscpte halte ich für aufrichtig und wahr. Es scheint in der That nicht soviel daraus zu ziehen.

Wenigstens, ehe Sie viel Geld an Collationen wenden, überlegen Sie, ob Sie nicht dafür selbst herkommen könnten. Sollte sogar die Akademie nicht Geld dazu geben? Sie kennen ja Lucchesini und er scheint mir Eifer und Lust zu haben, den Wissenschaften nützlich zu seyn. Wenigstens kann ich nicht ablassen, darauf zu bestehen, dafs Sie einmal in Ihrem Leben selbst hier gewesen seyn müfsten.

Wegen des Suetons ist alles bei Lecluse nach Ihrem Willen besorgt. Auch den Xenophon vergesse ich nicht.

Ich habe dieser Tage Wyttenbach's Leben Ruhnkenius gelesen, und mich geärgert, daſs Ihrer nicht mit mehr Würde gedacht ist. Sie stehen mir gar wunderbar dort, mit Spaldingio und Herelio fast in Einen Topf gemischt. Sonst hat mich der Charakter des alten Ruhnkenius sehr angezogen. Solche heroische Derbheit existirt jetzt nicht mehr.

Ich schlieſse hier, mein Lieber, weil es sehr tief in der Nacht, eigentlich nah am Morgen ist. Entschuldigen Sie mich mit den erwähnten Umständen. Aber Basts Brief spricht statt meiner. Antworten Sie mir bald und sagen Sie mir, was ich thun soll. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXI.

Burg Oerner, 14. Aug. 1804.

Lieber theurer Freund, ich bin endlich hier, wieder nach so langer Abwesenheit nur vier Meilen von Ihnen entfernt. Meine Freude darüber ist unglaublich, die alten Zeiten, wo wir uns wöchentlich und oft mehr als Einmal schrieben, wo ich Ihre Beschäftigungen von Tag zu Tag kannte, wo ich selbst mich unaufhörlich mit dem Studium abgab, das mir immer den meisten Genuſs gewährte, stehen mir wieder so lebendig vor der Seele, als wäre es gestern gewesen. Meine Frau und meine Kinder sind natürlich mit mir, und die erstere freut sich endlich den langen Zauber gelöst zu wissen und an das Ende Ihrer leider nur zu wahren Prophezeihung gekommen zu seyn. Jetzt aber, mein inniggeliebtester Freund, wächst auch die Sehnsucht Sie zu umarmen mit jedem Augenblick, und ich schreibe

Ihnen heute recht eigentlich nur, um mich deshalb mit Ihnen zu besprechen.

Ich bleibe noch bis künftigen Freitag, heute über 8 Tage also, hier, dann gehe ich allein mit meinem ältesten Knaben nach Berlin, lasse meine Frau hier und hole sie im Herbst wieder ab. Bis zum Herbst aber kann ich unmöglich die Freude a usschieben, und Sie müssen uns schlec zum Freitag hier (und doch wenigstens auf be ien, oder mir erlauben auf so lange zu Ihn kommen.

Das Beste a ungestörten Genufs wäre freilich, Sie kämen. I erden Sie meiner Frau nicht den Schmerz mach Sie wieder nicht zu sehen, und dann ist es doch hübscher uns vereint hier zu finden. Richten Sie Sich also doch so ein, dafs Sie bis zu nächstem Freitag hieher kommen. Es ist nicht nöthig, dafs Sie es mir vorher schreiben. Auch wenn Sie erst z. B. künftigen Freitag kommen, dann aber bis Sonntag bleiben könnten, wäre es mir recht. Ich bleibe soviel länger. Nur melden Sie es mir dann durch die Post oder einen Boten. Richten Sie Sich aber ja auf mehrere Tage ein. Wie göttlich wäre es, wenn Sie gleich kämen und uns 8 Tage schenkten. Wie schön könnten wir dann mit einander über alles Geschehene und noch zu Geschehende schwazen. Nur mufs ich Sie um Eins bitten. Mein Schwiegervater hat mir gesagt, Sie hätten zwar herkommen wollen, aber mit mehreren andern Personen, deren Namen ich nicht mehr weifs. Dies bäten wir Sie, *jetzt* nicht zu thun. Mein Schwager ist jetzt mit seiner Frau hier, und so ist nur für Einen nachsichtsvollen Freund Platz. Dann (dieser Grund gehört mir und meiner Frau an) möchten wir Sie allein geniefsen.

Könnten Sie nun aber *jetzt* nicht kommen, (denn einmal müssen Sie meine Frau hier besuchen) so käme ich künf-

tigen Sonnabend zu Ihnen und bliebe, wenn Sie es mir erlaubten, ein Paar Tage bei Ihnen. Das wäre zwar auch schön, aber lange nicht so schön, theils weil wir uns nicht so ungestört, bei meinen übrigen Bekanntschaften in Halle sprechen, theils weil ich auch in entgegengesetztem Fall, dafs Sie nemlich herkommen, ein Paar Tage länger hier mit meiner Frau und meinen Kindern zusammenbleiben könnte, was mir natürlich auch lieb wäre. Können Sie aber doch nicht kommen, so haben Sie die Güte mir gewifs mit umgehender Post zu schreiben und auf dem Couvert zu bemerken, dafs das Mansfeldische Postamt mir den Brief durch einen Expressen herschicken soll.

Kämen, gegen alles mein Hoffen und Erwarten, bis künftigen Freitag weder Sie noch Nachrichten von Ihnen, so würde ich doch wohl Sonnabend nach Halle gehen, um Sie nur auf keine Weise zu verfehlen.

Das andere Mscpt des Orion so wie einen Hippocrates von Corai und einige Kleinigkeiten von Chardon la Rochette bringe ich Ihnen mit oder gebe sie Ihnen hier. Ueber meine für Sie so unglücklich ausgefallenen Geschäfte in Paris, rede ich, als über odiosa, die mir mehr Verdrufs und Aerger gemacht haben, als Sie leicht denken mögen, lieber nur mündlich.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Mein Schwiegervater empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl und überraschen Sie uns wie weiland in Auleben.

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch Eine recht dringende Bitte: Kaufen Sie doch gleich für mich das Schneidersche Griechisch-Deutsche Wörterbuch und lassen Sie es in Pappe recht schnell binden. Kaufen Sie gleichfalls Gedikens kleines Gr. Lesebuch, lassen Sie es gleichfalls binden und schicken Sie beides meiner Frau hieher. Mein ältestes Mädchen hat vor einigen Monaten angefangen Griechisch zu ler-

nen und meine Frau möchte es in meiner Abwesenheit mit ihr fortsetzen. Lieben Sie das Gedikesche Lesebuch nicht, oder vielmehr (denn wer kann es lieben?) hätten Sie einen besondern Aerger darauf, so schicken Sie meiner Frau nach Belieben ein anderes Anfängerbuch.

I.

Berlin, 12. Dec. 1804.

Wirklich, li Freund, mufs ich jetzt Ihre Nachsicht anflehen, wenn o oft ich schreibe, kurz bin. Denn obgleich ich, s Ankunft Luft schöpfe, so mufs ich mich denno zusammennehmen, um nur noch etwas zu thun. Müfsig aber müssen Sie mich nicht ganz denken. Ich arbeite mich mit jedem Tage tiefer in meine Sprachuntersuchung hinein, und entdecke immer mehr Griechisch im Baskischen, das nur bisher meinem blöden Blick verborgen lag. Ich werde nun unmittelbar ernstlich daran gehen, und vielleicht gelingt es mir doch, etwas zu machen, das Sie einen Augenblick interessirt. Könnten Sie mir aber nicht einige Bücher über die Spuren anzeigen, die man noch vom Etrurischen hat? Lanzi ist mir bekannt, er schien mir aber, als ich ihn in Paris freilich mehr durchblätterte, als las, erstaunlich voll von Hypothesen und Chimären. Auch über die ältesten Bewohner Griechenlands und die Origines des Griechischen gäbe es vielleicht einiges mir Unbekannte.

Wegen der Italiänischen Sachen werde ich mich erkundigen, und selbst mit Denina, den ich recht wohl kenne, sprechen.

Bast werde ich durch Schweighäuser befragen lassen, ob er unsern Brief empfangen hat, und warum er ihn nicht beantwortet?

Mit Riemer bin ich bis jetzt sehr wohl zufrieden, nicht dafs ich von den ersten Tagen viel urtheilen wollte, aber er ist heiter, vergnügt und beschäftigt sich viel mit den Kleinen. Gerade in den ersten Zeiten aber, wo er sie sich noch nicht zur Hand gezogen hat, sind die meisten Schwierigkeiten. Behält er also da seinen Frohsinn, so fürchte ich für die Zukunft weniger. Was ich thun kann, ihn mir persönlich zu attachiren werde ich gewifs nicht versäumen. Er ist mir überdies ein sehr angenehmer Gesellschafter, und jetzt in meinen etymologischen Nöthen mir von grofser Hülfe. Es scheint einmal von den Göttern bestimmt, dafs mir durch Sie, mein inniglieber Freund, immer etwas vorzüglich Gutes und Liebes kommen soll, und so danke ich Ihnen denn auch für diese neue Gabe mit herzlicher Innigkeit.

Mit Schröder ist alles besorgt, wie Ihnen die anliegende Quittung sagen wird.

Mit meiner Frau hat Riemer nur zu sehr Recht gehabt. Sie hat recht viel gelitten, seit sie hier ist, und ist leider noch nicht am Ende. Welches die Veranlassung davon sey, darüber ist sogar der Arzt noch nicht mit sich einig. Doch mufs es sich in einigen Wochen ausweisen. Sie grüfst Sie und die Ihrigen innigst.

Sie wünschen meine Schrift, und sollen sie in wenig Tagen haben. Ich werde alsdann den unter Schlabrendorfs Aufsicht nun stereotypirten Catilina dazu legen.

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich hoffe, ich höre bald wieder etwas von Ihnen, wenn auch nur Weniges. Auch wenige Zeilen sind doch immer ein süfs überraschendes Lebenszeichen.

Gestern Abend afs ich mit Riemer bei Spalding und

heute Mittag bei Klein. Spalding speiste uns nach Riemers glücklichem Ausdruck *συν λεξει και γλωσσαις*.

Von Herzen der

Ihrige

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Den Vico hat die Bibliothek nicht. Buttmann weifs nichts von ihm. Ich lege Biesters Zettel bei.

LXIII.

Rom, den 3. Februar, 1803.

Sie trugen mir auf, liebster Freund, Ihnen einige Bücher hier zu kaufen und Ihnen in Florenz die Vergleichung einiger Handschriften zu besorgen. Ich antwortete Ihnen unterm 11. Dec. wie ich die Besorgung dieser Aufträge eingeleitet hatte, und später schickte ich Ihnen durch Riemer einen kleinen Aufsatz des Abate Francesco Fontani, die Handschriften des Plato in Florenz betreffend. Ich eile Ihnen heute fernere Nachricht zu geben und mir Ihre Entschliefsung über die nun wirklich zu besorgende Vergleichung auszubitten.

Ich hatte, wie ich Ihnen schrieb, Herrn Uhden aufgetragen, bei seiner Durchreise durch Florenz das Nöthige mit Fontani abzusprechen, und er will mir auch deshalb von dort aus geantwortet haben. Allein ich habe den Brief nicht bekommen, und liefs mir also durch einen andern Kanal von Fontani Antwort ausbitten. Diese lautet folgendergestalt:

Es sind 17 Handschriften des Plato in Florenz, in welchen Euthyphron und Apologia Socratis vorhanden ist. Zur Vergleichung dieser beiden Gespräche in allen diesen hält man 2 Monate Zeit nöthig, und da man dazu zwei Graecisten

brauchen will, und es deren in Florenz wenige giebt, so hat Fontani den Preis auf 20 bis 25 Zechinen, also 60—75 Thlr. unseres Geldes in Golde angesetzt.

Schon diese Forderung scheint mir zu grofs. Die in Absicht des Homers ist gar lächerlich. Es giebt in Florenz nicht weniger als Drei und Neunzig Handschriften desselben. Um in diesen allen 30—60 Zeilen zu collationiren, glaubt man (eheu!!) 3, sage drei Monate Zeit nöthig zu haben und verlangt daher 30 Zechinen, d. i. 90 Thlr. in Golde.

Auf beide Forderungen habe ich mich, ehe Ihre bestimmte Antwort eingeht, nicht einlassen mögen und habe mit voriger Post nur Fontani in einem eigenen Billet gebeten, ob er sich nicht selbst in einen Briefwechsel, der, damit ihm das Porto erspart wird, durch mich gehen könnte, mit Ihnen einlassen wollte. Hierüber erhalte ich vielleicht noch vor Abgang dieses Briefes Antwort, und bemerke dieselbe dann noch am Schlufs desselben.

Den Zoega de Obeliscis habe ich für 9 hiesige Scudi oder Piaster (ohngefähr 13½ Thlr. Preufs. Cour.) gebunden gekauft und bei mir liegen. Das Werk des Bettinelli, das den Titel trägt: Risorgimento d'Italia negli studj, nelle arti e ne' Costumi, dopo il Mille, dell' Abate Saverio B. Parte 1ma degli studj, a cui si aggiugne ora per la prima volta l'Elogio del Petrarca, scritto ultimamente dal medesimo Autore. Parte 2da dell' arti e dei Costumi. Bassano bei Remondini, 1786. grofs 8. habe ich in Florenz für 10½ paoli Flor. (ohngefähr 1⅔ Thlr. Preufs. Cour.) anschaffen lassen. Zu des Lagomarsini lateinischen Werken ist mir Hofnung gemacht worden.

Dagegen ist mir eine Handschrift des Lagomarsini, die sich in der Riccardischen Bibliothek in Florenz befindet zum Abschreiben angeboten worden. Sie werden ihren In-

halt, Umfang und Beschaffenheit aus anliegendem Aufsatz, den mir Fontani, auf meine Bitte, mitgetheilt hat, und der eine Abschrift der Vorrede derselben enthält, ersehen. Die Kosten, welche die Abschrift machen würde, hat man mir nicht bestimmt. Hätten Sie indefs Lust, sie zu besitzen, so wäre das Beste, Sie bestimmten selbst, wieviel Sie daran wenden wollten. Ich suchte dann den Handel möglichst wohlfeil zu schliefsen.

Ueberhaupt bitte ich Sie ein für allemal, liebster Freund, mir bei jedem ähnlichen Auftrag das Maximum des Preises, den Sie anwenden wollen, zu bemerken. Nur auf diese Weise kann Zeitverlust im Hin- und Herschreiben vermieden werden. Die Liste der Homerischen Handschriften hat Fontani versprochen, aber noch nicht geschickt.

Soviel hierüber. Ich hoffe Sie sind mit meiner Besorgung bis jetzt zufrieden, und wünsche dies besonders darum, damit Sie Lust behalten, mir Aufträge zu geben.

Wir fangen an, hier immer mehr und mehr eingewohnt zu werden, und wenn auch manches misfällt, so versöhnt ein Spaziergang in irgend eine Ruine des Alterthums wieder mit unendlich vielem. Noch vorgestern an einem kalten aber heitern Tage besuchten wir die Thermen des Caracalla und dann die Via Appia mit allen ihren Grabmälern, von dem des Scipio an bis zu dem der Caecilia Metella. Auf dem gleichen Wege sieht man den sogenannten Circus des Caracalla und die Quelle der Egeria mit einigen andern Tempeln. Der Egerien-Quell ist vor allem hübsch. Es ist eine ausgebaute Grotte in einem Berg, es stehen noch die Nichen herum, die ehemals die Statuen enthielten und im Grunde liegt die verstümmelte Bildsäule der Nymphe. Das Wasser, das sehr schön und klar ist, kommt aus dem Berg. Von oben ist die ganze Grotte mit Epheu und anderm Gesträuch überwachsen, und

r ist ein Wiesenthal in dem der Almo fliefst, in dem weidet, und wo wir in dieser Jahreszeit schon Veil- pflückten. Um uns keine Freude zu verderben, war- vir, um schöne Gegenstände zu sehen, immer einen n Tag ab, und so sind uns noch viele Genüsse vor- ten.

Zum Studiren bin ich noch nicht so viel gekommen, ch gewünscht hätte. Geschäfte, Zerstreuungen, die selbst die Neugierde noch so häufig veranlafst, Sor- der ersten Einrichtung und selbst Ungewohntheit des , die die zum Studiren nöthige Ruhe nimmt, haben vielfältig abgehalten. Doch fallen von nun an immer und mehr alle diese Hindernisse hinweg, und ich le nun nicht, dafs ich in ein recht gutes Gleifs kom- werde.

Meine Frau grüfst Sie herzlich, theurer Freund. Er- n Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und lassen Sie bald von Sich hören. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXIV.

Rom, 19. März, 1803.

Ihr längeres Stillschweigen, lieber Freund, ist Ursach, ich nicht wieder, wie es eigentlich meine Absicht war, eb. Jetzt habe ich am 15. Ihren Brief vom 12. v. M. ist ohngefähr die Regel, 21—30 Tage) erhalten und eich ich ihn heute noch nicht eigentlich beantworten , so will ich doch Riemers Brief an Sie einige Zeilen, zur Auffrischung des Andenkens beilegen.

Zuerst herzlichen Dank für alle Ihre Briefe an meine , R. und mich. Was Sie widrig nennen, halte ich für

sehr wohlthätig. Ich würde dazu gerathen haben, wenn ich Sie vor der Ausführung darüber gesprochen hätte, und doch ist es viel leichter nachher zu billigen, als vorher anzurathen. Nur, mein guter lieber Freund, erhalten Sie jetzt Ihre Lage so, und gehen Sie keine neue Verbindung ein. Ich will nicht weitläuftig über die Gründe dawider werden, aber Sie sehen sie ohnedies ein, und ich bin überzeugt, dafs Ihre Studien und Ihre Heiterkeit bei dieser Einsamkeit gewinnen werden.

Ihre Aufträge werde ich alle besorgen, d. h. kaufen was sich von dem, was Sie wünschen, ohne zu lange zu warten, haben läfst, und es dann für diesmal zu Lande nach Leipzig oder Halle absenden. Sie werden ja sehen, was es kostet. Das nächstemal versuchen wir das Meer. Aber jetzt schien es mir so traurig, auf den ersten Transport so lange warten zu müssen, und ich kenne Ihre Ungeduld. Sonst wäre das Herannahen des Sommers wohl für die Seereise einladend gewesen.

Das Geld bezahlen Sie immer in Berlin auf meine Anzeige an Mendelssohn & Friedländer daselbst. Dabei ist blofs die Schwierigkeit des wechselnden Courses und dafs weder ich hier, noch jene dort Ihnen sagen können, wieviel Pr. Geld so und soviel Piaster machen. Allein damit machen wir es so. Wir nehmen einen Mittelpreis, z. B. den Piaster zu 1 Thlr. 12 Gr. an, und da ich ja mit Ihnen in Rechnung bleibe, so schreibe ich Ihnen zu gute oder zum Nachtheil, wenn mir die Rimesse, die mir Friedländer macht, mehr oder weniger, als ich ausgelegt habe, bringt. Es ist mir sehr lieb, dafs Ihre Bestellungen eigentlich für den König sind. Ich werde darum nicht weniger sparsam seyn, aber es thäte mir leid, wenn Sie für Ihre Studien vom Ihrigen aufwenden müfsten, da Heyne z. B. immer im Fremden schwelgte.

15. April, 1803.

Tausendmal Verzeihung, mein theurer Freund. Ich wurde unterbrochen, als ich da stehen blieb; den Mittag sagte mir Riemer, er schreibe nicht, ich konnte Ihnen über Ihre Aufträge noch nicht genug sagen, als dafs es der Mühe werth gewesen wäre, den Brief allein wegzuschicken und ich wollte also warten bis Riemer schriebe. Das ist nicht geschehen und Gott weifs wenn es geschehen wird, ich habe mit dem Erbprinzen von Mecklenburg, mit andern zahl- und namenlosen Fremden und dazu mit der heiligen Woche (den langweiligsten Ceremonien, die die Erde gesehen hat) so viel zu thun gehabt, und habe so wenig zu mir selber kommen können, dafs, meinen bessern Vorsätzen zuwider, meine angefangene Antwort liegen geblieben ist, und dafs ich Sie recht herzlich um Entschuldigung bitten mufs. Seitdem habe ich nun auch Ihren zweiten Brief vom 23. Febr. bekommen und kann nunmehr alles aufs vollständigste beantworten. Lassen Sie mich hier nach der Reihe erst alle Ihre Fragen beantworten, und nachher noch solange die Zeit bis zur Post es verstattet, mich über Sie und mich, Rom und Halle schwatzen.

Fea ist vorzüglich gut, wenn er einen andern Schriftsteller übersetzt oder commentirt. So kennen Sie seinen Winkelmann, und so habe ich jetzt für Sie sein Werk: dei Circhi particolarmente di quello di Caracalla, das eigentlich ein opus posthumum von Bidaconi ist, gekauft. Ich selbst kenne es noch wenig. Allein Zoega lobt es mir aufserordentlich. Gleichfalls habe ich für Sie angeschaft einen Band verschiedenartiger philologischer Abhandlungen, in denen viel Gutes seyn soll, und ein Paar Kleinigkeiten Viaggio d'Ostia und eine Abhandlung über die Vorstellungen der Leda. Sie werden so ziemlich seine opera omnia

haben, Sie müfsten denn auch die elende Römische polit. Zeitung haben wollen, an der er grofsen Antheil hatte, oder noch hat. Er ist von Person ein kleiner, lebhafter und gefälliger Mann und Aufseher über alle Alterthümer hier. Vorzüglich hat er die Untersuchung aller Kunstsachen, die ins Ausland gehen, um die Ausführung alter Werke, welche, wie Sie wissen werden, neuerlich streng verboten ist, zu verhüten. Mit diesem Verbot geht es übrigens, wie mit vielen Dingen hier. Es ist so abgeschmackt streng, dafs eigentlich meine Kinder, wenn sie ein Stück altes Säulencapital in den Bädern des Caracalla oder sonst wo finden, es nicht mit nach Berlin nehmen dürften, und gerade weil es so allesumfassend ist, werden Kisten, die mehrere Fufs hoch sind, weggebracht.

Dabei fallen mir die Excavationen ein, die der Pabst jetzt bei Ostia machen läfst, und die Ihnen vielleicht aus den Zeitungen bekannt sind. Man braucht Galeerensklaven dazu, und die unmittelbare Aufsicht darüber ist einem, aber nicht mit mehreren Gelehrten dieses Namens zu verwechselnden Petrini anvertraut. Ich kam selbst noch nicht nach Ostia. Allein wie mir Baron Schellersheim, von dem gleich mehr, erzählt hat, so stellt man die Sache sehr verkehrt an. Statt den Strafsen des alten Orts, wie man sie nach und nach findet, nachzugehn, so wühlt man die Erde ohne sonderlichen Plan hier und dort auf, wirft zu, wo man nichts findet und verdirbt mehr das terrain, als dafs man es regelmäfsig absuchte. Etwas sehr Bedeutendes ist bis jetzt nicht gefunden worden. Meist Münzen und einige Köpfe. Es kostet noch einige Schwierigkeit, die aufgefundenen Sachen zu sehen. Im heifsesten Sommer sollen die Galeerensklaven hier in Rom arbeiten, wo? weifs ich noch nicht. Ostia ist alsdann ungesund, und schon jetzt ist die Sterblichkeit unter ihnen, da sie erbärmlich gehalten wer-

den, schrecklich. Doch ist ihre Menge sehr grofs und die Leichtigkeit in ihre Gesellschaft zu kommen, ist es nicht weniger. Denn die Noth und der Krieg hatten hier eine solche Menge Gesindel zusammengeführt, dafs der Gouverneur der Stadt wirklich mit sehr schneller Strenge verfahren mufste. Auch sind jetzt Excesse nicht so häufig und die Sicherheit auf den Strafsen ziemlich grofs. Ich denke bis künftiges Frühjahr zu warten, und dann, wo die Resultate hoffentlich wichtiger seyn werden, eine ausführliche Nachricht über diese Nachgrabungen, etwa in der Literatur-Zeitung bekannt zu machen, wenn es nicht bis dahin von einem andern geschieht.

Der Foggini gab es zwei, den Onkel und den Neffen. Der Onkel war Monsignore und ist todt, der jüngere war hier Bibliothekar der Corsinischen Bibliothek, die auch für das Publikum, aber nur wenige Stunden offen steht, ist aber jetzt, wie ich hier höre, in Florenz. Das Hauptwerk, das unter diesem Namen geht, und das Sie vermuthlich kennen, ist die Beschreibung der Basreliefs im Museo Capitolino. Zoega lobt es erstaunlich, obgleich er mehr Gelehrsamkeit, als scharfsinnige Erklärungen darin findet. Der jüngere hat es herausgegeben, es soll aber Verdacht da seyn, dafs es meistentheils eine Arbeit des älteren ist. Marini wenigstens macht aus dem jüngeren ebenso wenig, als viel aus dem älteren.

Marini's fratelli arvali habe ich für Sie gekauft und ebenso seine Inschriften aus den Pallästen und Villen des Hauses Albani. Er hat noch ein andres ziemlich voluminöses Werk über die Päbstlichen Leibärzte herausgegeben, das mir aber für Ihren Gebrauch nicht interessant schien. Er ist ein guter, gefälliger Mann, nur ist leider mit der Vaticana, wenn man nicht sein einziges Geschäft daraus macht, wenig oder nichts anzufangen. Einmal ist sie nur

etwa 150 Tage im Jahr offen. Zweitens an diesen Ta
nur wenige Stunden. Drittens ist es verdrieſslich d
Tage (die nemlich die sind, an denen auch kein soup
eines Festes eintritt) aus dem Festkalender herauszusuc
und man macht daher leicht einen vergebenen Gang. E
lich ist sie von unsrer Wohnung und überall vom Mi
punkt der Stadt entsetzlich weit entfernt. Die Säle
das eigentliche Local sind prächtig. Allein sonst hat
ein ödes und trauriges Ansehen. Alle Bücherschränke
mit hölzernen Thüren verschlossen und Sie sehen schl
terdings kein einziges Buch.

Aufser der Vaticana sind mehrere öffentliche Bil
theken noch hier, die Minerva, die der Lage nach die
gänglichste ist, die Corsinische, Barberinische u. s. f. A
zu denen man, wenn sie auch nicht öffentlich sind, le
Zugang erhält, wie die des Collegii Romani und die
verstorbenen Cardinals Zelada, welche der Pabst neu
für 8000 Scudi (12000 Thlr. Gold) an sich gekauft
Hie und da ist auch eine Privatbibliothek, aus der
wohl ein Buch sogar ins Haus geliehen bekommt. A
bei dem allem ist man in Ansehung literarischer Hülfsm
hier äufserst schlimm daran. Man verliert eine ungeh
Zeit, um die gewöhnlichsten Dinge zu bekommen, und
liegt vorzüglich daran, dafs eigentlich niemand fast hier
lehrte Arbeiten treibt. An Paris mufs man nicht den
Von der Bereitwilligkeit und der zuvorkommenden Gefä
keit, die man dort antrift, ist hier keine Spur.

Invernizzi ist Advokat hier; ich habe ihn noch n
gesehen. Er soll aber auch kein interessanter Mann
Umgange seyn. Ich weifs nicht, ob Sie einige andre Sac
aufser dem Aristophanes von ihm kennen. Er hat nocl
frenis Veterum; ein Leben Justinians, und neuerlich
dissert. de judiciis publicis geschrieben. Von den be

ersten sagt wenigstens Zoega nicht viel Gutes und das Letzte wird Sie schwerlich interessiren.

Nelis ist todt. Er starb 1798 in Florenz im Kloster der Eremiti Camaldulesi.

Oderici hat sich zurückgezogen und dürfte schwerlich wieder etwas herausgeben. Er hält sich in einer villa Pieve de Sori bei Genua auf.

Das Museum Pio-Clementinum besteht bis jetzt aus 6 Bänden. Mit der Herausgabe des 7ten und 8ten ist man jetzt beschäftigt. Jeder Band kostet 12 Scudi 90 Baj. folglich alle 6 jetzt: 77 Scudi 40 Baj. etwa 116 Thlr.

Nach dem Homer mit Scholien, der in der Bibliothek des Collegii Romani seyn, und dessen Existenz der Herz. Ceri abgeläugnet haben soll, habe ich mich genau erkundigt. Ich habe den Herz. Ceri selbst, der aber so gut als nichts davon wufste, sondern sich blofs damals auf Nelis Bitte bei andern erkundigt hatte, Marini, De Rossi und den Spanischen Exjesuiten Hervas darum gefragt, der ehedem selbst Bibliothekar des Collegii Romani war. Das Resultat, das ich herausgebracht, ist folgendes: der Codex war wirklich da, und hatte viele Scholien. Allein er ist in der Revolution, man weifs nicht wie, verschwunden. — Ueberhaupt hat diese Bibliothek nicht nur damals, sondern sogar schon vorher viel in dieser Art gelitten. Sie wissen vielleicht, dafs Muretus Büchernachlafs ganz in diese Sammlung kam. Muretus hatte sehr viele seiner Autoren mit Randglossen beschrieben und diesen hat man vor allen andern nachgestellt. Man beschuldigt grofser Veruntreuungen vorzüglich einen Exjesuiten Arteaga, der mit Azara lebte, und 1799 in Paris starb. Dieser Arteaga, den ich sehr gut gekannt habe, war übrigens ein Mann von viel Kopf und mancherlei Kenntnissen, und hat mehrere Schriften, eine z. B. über die Musik der Alten Italiänisch und eine über

die idealische Schönheit Spanisch herausgegeben. Er war berühmt dafür, als ein Ausländer, sehr gut Italiänisch zu schreiben. Dennoch sind von diesen Muretischen Ausgaben noch einige übrig geblieben.

Die Wissenschaften unterstützt jetzt nur noch der einzige Cardinal Borgia. Ich glaube, ich schrieb Ihnen schon, dafs jetzt Zoega an einer Beschreibung von 300 Coptischen Mscpten arbeitet, die er besitzt, und dafs diese Beschreibung auf des Cardinals Kosten gedruckt wird. Vielleicht aber konnte ich Ihnen damals noch nicht sagen, dafs diefs Werk in Rücksicht auf Geographie, Alterthümer und Sitten Egyptens sehr wichtig werden wird. Aufser vielen Uebersetzungen von Stücken der Schrift sind nemlich unter diesen Handschriften auch Leben von Heiligen, Einsiedlern und Legenden, und in diesen kommen über alle die genannten Gegenstände viele schätzbare Notizen vor. Um die Sache zu erschöpfen, und diesen Handschriften ganz und gar ein Ende zu machen, ist Zoega's Absicht, alles, was sich von dieser Art in denselben befindet, abdrucken zu lassen, so dafs die Handschriften dadurch ganz unnütz werden. Auch für die Sprache wird diese Arbeit sehr interessant seyn, vorzüglich da alle Dialecte darin vorkommen, und sie viele Data enthalten mit denen bekannt zu werden verlohnt und, von denen man bis jetzt fast nichts wufste. Die ersten Bogen sind vor wenigen Wochen gedruckt worden, und das Mscpt ist so gut als ganz zum Druck fertig.

Borgia hat fast von allen, meistens auswärtigen Gelehrten, nach und nach Theile seines überaus seltenen Museums, das aber nicht hier, sondern in seinem Geburtsort Velletri steht, erklären und beschreiben lassen. Mehrere Sachen hat er sogar noch im Manuscript liegen. Im Umgang ist auch er nicht interessant. Das Interesse an den Wissenschaften geht nicht über sein Museum hinaus und

man kommt mit ihm zu keinem ernsthaften, ordentlichen Gespräch.

In Absicht des Homerischen Codex vom Collegio Romano vergafs ich Ihnen zu sagen, dafs der Däne Schow ihn verglichen haben soll.

Ueber Lagomarsinis Arbeit über den Cicero kann ich Ihnen weit gründlichere Auskunft geben, als ich gehoft hätte, nur sind die Nachrichten nicht sehr tröstlich. Die Arbeit ist hier und gehört der Bibliothek des Collegii Romani. De Rossi hat mir folgende zuverlässige Nachricht davon gegeben; er ist um so besser davon unterrichtet, als er Lagomarsinis Schüler war. Es sind blofs Collectanea von Varianten, aber aus sehr vielen und mannigfaltigen Handschriften, und ohngefähr 8—10 Quartbände. Eigene Noten Lagomarsinis sind nicht dabei, oder höchst wenige und unbedeutende. Zu kaufen würde die Arbeit, wie Sie sehen, nicht seyn, obgleich sich auch deshalb mit Borgia, von dem es vorzüglich abhängen würde, sprechen liefse. Abschreiben und extrahiren liefse sie sich allerdings; indefs treten 3 schlimme Umstände ein, welche auch diefs theils schwierig, theils bedenklich machen:

1) Wie die Sammlung im Collegio Romano ist, ist sie schlechterdings und auf keine Weise zu brauchen. Die Codices sind mit Buchstaben bezeichnet, A, B, C, cet. und es ist kein Register über die Bedeutung dieser Buchstaben dabei. Dieses Register, ein wahrer Clauis, mit sorgfältiger Beschreibung jeder Handschrift (wie man versichert) ist in einem besondern Volumen enthalten, und dies Volumen — stellen Sie Sich vor! — ist in Genua. Als nemlich Lagomarsini im Collegio Romano, wo er eine Stelle bekleidete, starb, und seine Bücher dem Collegio hinterliefs, befand sich dieser Clauis in den Händen seines Neffen, des Jesuiten Lavagna. Dieser hat ihn nie herausgeben wollen, und er

hält sich jetzt in Genua auf. Dieser Clauis würde nun wohl zu erhandeln, oder wenigstens die Erlaubniſs ihn abzuschreiben zu erkaufen seyn; aber dann ist das Geld auch gewissermaſsen weggeworfen. Denn ohne auch die Varianten zu besitzen kann er nicht viel nutzen, und man müſste also ihn kaufen, um jene nun zu extrahiren.

2) enthält lung ungeheuer viel Unwichtiges und bedeutend nur sehr wenige. Dem armen Lagomarsini sell er Praſs zu lästig geworden. Er hat nemlich alle nur he Schreib ehler mit anmerken lassen.

3) endlich nicht zuverlässig. Lagomarsini hat die Varianten ni sammelt, sondern für Geld collationiren lassen. ige der Leute, die er dazu gebraucht hat, sind treulos damit umgegangen, und haben ganze Seiten der Handschriften überhüpft. Dies ist er erst am Ende inne geworden, und De Rossi weiſs aus seinem eignen Munde, daſs er, selbst wenn er leben geblieben wäre, die Arbeit würde haben liegen lassen, weil er sich nicht mehr Muth genug fühlte, sie von neuem machen zu lassen, und doch, da er einmal an einigen Stellen offenbare Lücken gefunden hatte, keinem Theile mehr recht traute. Nach diesen Notizen, die ich Ihnen als vollkommen authentisch geben kann, werden Sie nun im Stande seyn, mir Ihre fernere Absicht zu sagen. Das Specimen kennt niemand; und was das Wunderbarste ist, De Rossi selbst weiſs nicht, daſs es existirt.

Ein jetziger Ital. Gelehrter, der sich fortdauernd mit dem Cicero beschäftigt, ist Garatoni. Er ist Marinis Freund, der sehr viel von ihm hält, und lebt jetzt in Bologna. Ehemals hielt er sich, als Bibliothekar der Barberinischen Bibliothek in Rom auf. Er hat in der Ausgabe, die Porcelli in Neapel vor ungefähr 10 Jahren nach der Graeuischen anfing und die noch nicht geendigt ist, die Noten zu den

Reden gemacht, und vorzüglich einen sehr guten, und Ihnen gewifs bekannten Codex in der Büchersammlung des Capituli Vaticani benutzt. Lagomarsinis Arbeit hat er nicht zu Rathe gezogen.

Da ich auf Fontani komme, mufs ich wieder meine Sünden beichten. Ich habe seit einiger Zeit einen Brief desselben an Sie bei mir liegen, den ich immer wegschicken wollte, ohne dafs ich je dazu kam. Ich lege ihn jetzt dem meinigen bei und Ihrem Wunsch, mit ihm in Briefwechsel zu stehen ist also damit ein Genüge geschehen. Wegen der von Ihnen gewünschten Collationen werde ich Abrede mit ihm nehmen. Ich habe dies nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Gründen so lange anstehen lassen. Ich wollte die Sache, vorzüglich der Preise wegen, lieber mündlich als schriftlich abgemacht wissen, und konnte mich dazu keines andern, als des Barons Schellersheim, dessen ich vorhin erwähnte, bedienen. Dieser Mann besitzt ein sehr grofses Vermögen, hat Güter im Preufsischen, vorzüglich in den Westphälischen Provinzen, und wendet sein Geld fast allein zum Ankauf von Kunstsachen an. Er besitzt die gröfseste und vollständigste Sammlung goldner Kaisermünzen, die, aufser den öffentlichen von Wien und Paris, existirt, und eine prächtige Sammlung von Gemmen. Stellen Sie Sich nur vor, dafs er neulich den Ihnen gewifs bekannten Hercules, der in einem grünen Diamant*) geschnitten ist, aus dem Museum Strozzi für 2000 Zechinen gekauft hat. Dieser Mann, mein genauer Freund, hält sich gewöhnlich in Florenz auf und ist mehr als irgend ein andrer zur Besorgung literarischer Aufträge geschickt. Seit 6 Wochen aber war er hier; in 14 Tagen ohngefähr aber geht er zurück, und mich dünkt, Sie gewinnen in jedem Fall bei dem Aufschub.

---

*) Späterer Zusatz im Mscpt „(*falsch*)".

Von einem gewissen Riccy, einem Antiquar, der nicht übel und mein genauer Bekannter ist, werde ich Ihnen noch einige Kleinigkeiten, wenigstens gewifs seine Schrift über das alte Albalonga und heutige Albano, wenn ich Ihnen die Bücher schicke, beilegen. Er hat auch eine Abhandlung über den Pago Lemonio geschrieben.

Ein Abate Uggeri hat Grundrisse der antiken Gebäude herausgegeben, die ihrer Genauigkeit wegen geschätzt sind; er fährt noch damit fort.

Gewifs sind Sie neugierig von dem Aufrollen der Herculanischen Mscpte, das jetzt durch einen Engländer John Hayter auf Kosten des Prinzen von Wales betrieben wird, etwas zu wissen. Ich habe mich, da ich selbst noch nicht nach Neapel kommen konnte, durch alle dazu irgend fähige Reisende bemüht, etwas Genaues zu erfahren; ich habe auch endlich ein eignes Billet des Hayter darüber bekommen. Aber es enthält blofs folgende dürftige Notizen, die ich Ihnen wörtlich abschreibe: The number of Manuscripts hitherto unrolled, is between fifty and sixty, eighteen before my arrival, and the rest since. Part of the eleventh Book „de Rerum natura" is the only discovery, which has been made of Epicurus. The other are either anonymous, or by Philodemus, an Epicurean in the Times of Cicero. His Works are Physical, Moral and Philosophical. Danach sollte einem vor der Fluth von Schriften des Philodemus bange werden. Seitdem hörte ich noch von einem Werk über die gottesdienstlichen Gebräuche und auch, aber ohne Titelangabe, von einem lateinischen. Jetzt habe ich einen neuen Versuch gemacht, besser und gründlicher davon unterrichtet zu werden, dessen Erfolg ich Ihnen sogleich mittheilen werde. Es ist eine Art Geheimnifskrämerei dabei, und darin liegt, glaube ich, die Schwierigkeit. Der König von Neapel ist nemlich doch gewissermafsen darüber eifer-

süchtig geworden, dafs ein fremder Prinz dies machen läfst. Er hat es sich daher nicht nehmen lassen, die Sachen auf seine Kosten drucken zu lassen, und nun will man nicht gern eher von dem Gefundenen reden, bis es auch bekannt gemacht werden kann. Eine andere Schwierigkeit ist die, dafs oft Titel und Anfang der Mscpte fehlt, und Hayter mag nun nicht Gelehrsamkeit genug besitzen, um mit Glück aus einem Stück errathen zu können, wohin es gehören mag. Aus dem ersteren Grunde bitte ich Sie, ja nichts von dem, was ich Ihnen jetzt schreibe, auf welche Weise es sey bekannt zu machen. Ueberhaupt aber weifs ich, liebster Freund, dafs ich *Ihnen* einen discreten Gebrauch meiner Briefe nicht zu empfehlen brauche.

Physiker, Chemiker cet. giebt es hier eigentlich kaum. Von Mathematikern sind Fontana und Pessuti geschätzt; ein mit neueren Erfindungen nicht unbekannter Arzt ist Lupi; ein sehr guter Wundarzt Flajani; als Mineralog kann Gismondi genannt werden; und ein junger emsiger Mann, der mit Glück, ohne dafs er aber bis jetzt geschrieben hätte, Physik und Chemie treibt, ist Scarpellini. Gismondi ist Vorsteher des Cabinets des Collegii Nazareni und hat Petrini's Beschreibung desselben herausgegeben. Flajani hat Chirurgische Observationen geschrieben, von denen der letzte Theil erst in vorigem Jahr herausgekommen ist, ein Werk, das man schätzt. Ich habe es daher für Sie gekauft.

Als Buchhändler habe ich, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, Visconti kennen gelernt, den Bruder des Gelehrten. Er steht einer der gröfsten Buchhandlungen, der Imperialischen, vor, und ist ein sehr gefälliger, ehrlicher und sogar billiger Mann. Auch Zoëga bedient sich seiner bei seinen Ankäufen für die Kieler Universitätsbibliothek. So lange ich hier bin scheint es mir nicht nothwendig, dafs Sie Sich selbst mit ihm in Briefwechsel einlassen. Nach

meinem Tode aber, — denn dafs ich bei meinem Leben Rom, wo es mir einmal sehr gefällt, wieder verlassen sollte, glaube ich nicht, — wäre es immer gut.

Ueber die Bücher, die ich Ihnen kaufen soll, sage ich heute nichts. Schwer zu bekommen werden blofs Fabretti's Inscriptionen und der Tasso in allen Dialecten seyn. Den Bergamaskischen und Neapolitanischen habe ich jedoch schon. Sobald die Bücher eingepackt und abgegangen sind, schreibe ich Ihnen wieder und schicke Ihnen eine genaue Liste mit Angabe der Preise.

Für die Dialecte des Italiänischen ist Fernow, der nun in Kurzem von hier nach Jena abgeht, klassisch. Er hat dies Fach eigends studirt und eine Grammatik geschrieben, in der auch der Dialecte Erwähnung geschieht, die er mit den sprachkundigsten Italiänischen Gelehrten durchgegangen ist, und die vortrefflich seyn mufs. Er wird sie gleich nach seiner Ankunft in Deutschland drucken lassen.

Der alte Hervas ist ein verwirrter und ungründlicher Mensch. Aber er weifs vielerlei, hat eine unglaubliche Menge Notizen und ist daher immer brauchbar.

Vor vielen spanischen Exjesuiten kann ich Ihnen noch vorzüglich Ximenes, einen Mathematiker und Masdeu, den Verfasser der sehr unkritischen Historia critica de España, nennen.

Hiermit wären, dünkt mich, mein theurer Freund, Ihre Fragen und Aufträge erschöpft. Jetzt noch einiges über uns und unsre Lage.

Mein Posten bewährt sich, da ich ihn nun genauer kenne, als einer der leidlichsten, die man in dieser Art haben kann. Gesellschaftlicher Zwang ist fast gar nicht damit verbunden, die Geschäfte sind zahlreich und mannigfaltig, aber mit einer vernünftigen Einrichtung bleibt viel Zeit übrig. Sie werden mich danach fragen, warum ich

bis jetzt nichts gethan habe? Darauf aber, mein Lieber, ist die Antwort doch nicht schwer. Das erste halbe Jahr in Rom zu seyn ist hart. Zuerst mufste ich meine Geschäfte kennen lernen; was mich jetzt eine Stunde kostet, nahm mir anfangs einen halben Tag, und noch jetzt kommt der Fall, da man doch in 6 Monaten nicht den halben Kreis der verschiedenen Geschäfte durchläuft. Auch erste Bekanntschaften mufs man anfangs mehrere machen. Es ist immer mein System zuerst nicht sonderlich ekel zu seyn, und lieber nachher zu sichten. Eine grofse Zeit nimmt mir freilich die Correspondenz, und eine Menge von Aufträgen, an denen es nie fehlt. Diese sind mir zwar lieb, weil es mein Grundsatz ist, dafs ein Gesandtenposten dazu gemacht ist, zugleich mit dazu zu dienen, und weil man bei Gelegenheit dieser Aufträge selbst eine Menge von Kenntnissen erlangt, zu denen man sonst nicht kommt. Aber es raubt doch darum nicht minder Zeit. Endlich die Fremden, eine ganz eigene Gattung von Störung, auch oft angenehm, nur hier immer Zeit raubend, weil man hier den Fremden keinen bessern Dienst erweisen kann, als sie an einen interessanten Ort zu führen, den man gerade genau kennt, und gut beschreiben kann. Dazu aber wird ein Vormittag leicht verwandt, und so geht gleich eine gute Anzahl Stunden de solido die ab.

Auf die Topographie Roms habe ich mich allerdings und zuerst gelegt. Ich halte es zwar für im höchsten Grade undankbar eigentlich ein Studium daraus zu machen, weil wirklich über die meisten bis jetzt noch nicht festgestellten Dinge einmal nicht ins Reine zu kommen ist, und am Ende das ganze Resultat immer das ist, denken zu können: hier oder 200 Schritt weiter war das und das, geschah das und das. Wenn man aber in Rom lebt, kann man es einmal nicht lassen, wenigstens z. B. zu wissen,

wie Nardini oder ein andrer gründlicher Mann die Sache bestimmt hat, und das allein ist schon Zeit raubend genug. Den Nollischen Plan, den ich Ihnen schicken werde, finde ich auch hier vortrefflich. Classisch in der eigentlichen Ubication ist Zoëga. Er hat wirklich noch die Idee eine eigne Topographie Roms herauszugeben, und das Meiste liegt dazu fertig da.

Meine Frau ist, bis auf wenige kleine Anstöfse, wohl und heiter. Unsre Kinder die Gesundheit selbst.

Adieu nun! mein theurer lieber Freund! Noch einmal, verzeihen Sie mein langes Stillschweigen, und nehmen Sie als Expiation dafür die Ausführlichkeit dieses Briefs.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich sehe, dafs ich Ihnen noch nichts über De Rossi sagte, und doch sind wohl er, Marini (jetzt für Inscriptionen der erste Mann) und Zoëga die einzigen hiesigen Gelehrten, auf die man mit Recht etwas halten kann. Er hat Anmerkungen über den Diogenes Laertius herausgegeben, die ich Ihnen schicken werde. Er ist vielleicht noch gelehrter, eben in orientalischen Sprachen, namentlich im Coptischen. Er hat eine Lehrstelle am Collegio Romano, ist aber in dürftigen Umständen, wie so leicht ein Gelehrter hier.

Cataloge werde ich den Büchern beilegen. Wenigstens gewifs den der Propaganda und der Päbstl. Chalcographie, vielleicht auch einen Auctions-Catalogus. Ueberhaupt haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich einige Bücher mehr kaufe, als Sie bestellen.

Meine Adresse, mein Lieber, ist: A Monsieur de H. Chambellan du Roi de Prusse et Son Résident à la Cour de Rome.

Noch eine und zwar sehr, sehr angelegentliche Bitte. Wenn Sie mir künftig, wie ich herzlich wünsche, Aufträge geben, drücken Sie Sich ja bestimmt aus. Z. B. in Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, 6—8 Codd. des Plato zur Probe collationiren zu lassen. Weil Sie das nicht vom *ganzen* Plato verstanden haben konnten, so bin ich auf Ihren ersten Brief an Riemer zurückgegangen und habe nur Euthyphron und Apologia Socrat. bestellt.

So denke ich, ist es Ihr Wille. Es ist nicht, dafs ich die Mühe des Nachsuchens scheue, allein es können so leicht Verirrungen entstehen, die hernach äufserst unangenehm sind! — Auf Riemers Anrathen habe ich an die Stelle der Apologia das Symposion gesetzt.

LXV.

Rom, den 20. Julius, 1803.

Ihr Ruf nach München hat mich erschreckt, liebster Wolf, nicht, dafs ich ihn nicht für Sie vortheilhaft fände, und mich *insofern* herzlich darüber freute, aber was will denn aus unsern Universitäten werden, wenn alle Besten zu einem blofsen Akademieleben wegwandern? Sie insbesondere fanden auch, wie ich oft bemerkte, im Umgang mit jungen Leuten oft Aufheiterung und Anlafs zu neuen Arbeiten, Ihnen also wäre von dieser Seite der Wechsel selbst auf die Länge hin nicht angenehm. Indefs ist mir nicht bange; Beyme, der Sie persönlich kennt und schätzt, wird Sie nicht fortlassen, und ich danke es also nur dem Kurfürsten, dafs er dazu beiträgt, Ihre Lage bei uns vortheilhafter und angenehmer zu machen. Von der Bedingung der Reise gehen Sie ja nicht ab. Wenn Sie das Jahr, das Sie bei uns zubrächten, auch nur als ein mit einem Ihrer ältesten Freunde verlebtes Jahr ansähen, so bin ich überzeugt, würden Sie es nicht für verloren achten. Wie mannigfaltig aber wäre hier auch Stoff für Sie zu Studium und Arbeit, und wie anschaulich würde auf einmal die ganze Römerwelt, in der Sie so viel leben, für Sie werden, wenn Sie Monate hindurch auf den sieben Hügeln herumstreifen könnten. Für mich aber ginge der Genufs, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch

von wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig seyn, Zoëga zu sehn. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, dafs niemandes Umgang so wenig zu eigener Arbeit belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer. Denn das Localinteresse überwiegt doch alles Andre. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Gallerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmre ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüfse ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genufs vollkommen seyn soll, mufs die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man mufs noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schliefsen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine grofse Gewalt mehr als durch alles Andre dadurch aus, dafs es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blofs in einer Sehnsucht nach

der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab und will einlenken; aber ich rede von dem, des das Herz voll ist, und zu dem, der es ebenso wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stände.

Von Neuigkeiten weifs ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehende ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Nach- und Ausgrabungen geschehen hier und dort, allein keine bedeutenden, weil keine planmäfsig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird.

Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, dafs ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so partheilos gerechter Beurtheilung wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewifs gleich stark mit mir.

Ihre Commissionen lasse ich also bis auf Weiteres. Den Brief Ihrer Tochter erhielt ich noch nicht, weil Tieck noch nicht gekommen ist. Von ganzer Seele und mit der innigsten Freundschaft

Ihr

H.

LXVI.

Rom, den 16. Junius, 1804.

Der einzige Auftrag, der mir noch für Sie jetzt übrig bleibt, betrift den Lagomarsinischen Cicero und über diesen gebe ich Ihnen heute Rechenschaft. Ich habe mir die Sammlung genau angesehen, und überlegt ob es möglich sey, Ihrem Wunsch, Ihnen die Varianten über eine Schrift des Cicero zu schicken, zu genügen, aber die völlige Unmöglichkeit, dies, ohne fernere Anfrage bei Ihnen, zu thun, ist mir gleich in die Augen gesprungen. Bedenken Sie nur, dafs die Lagomarsinische Sammlung aus einigen 80 Bänden besteht, lauter Varianten, meist eng geschrieben. Selbst die kürzesten Schriften, paradoxa, Somnium Scipionis, sind noch ungeheuer lang, und was ist Ihnen auch gerade mit diesen gedient? Sie indefs blofs hiermit, wenn der Ausdruck erlaubt ist, abzuspeisen, schien mir noch schlimmer. Sie müssen wenigstens im Stande seyn, selbst zu sehen und zu überlegen, ich habe daher die 3 ersten Kapitel der Tusculanischen Quaestionen in allen Bänden (denn dasselbe Buch des Cicero kommt öfter vor und nicht alle Varianten über eins sind in Ein Corpus redigirt) abschreiben lassen, und diese schicke ich Ihnen zu. Die Handschrift werden Sie leserlich finden, und der Preis ist, wie es mir scheint, nicht hoch. Ich habe nemlich pro Bogen 15 Baj. (etwa 5 Gr. 4 Pf.) und mithin für Gegenwärtiges 1 Scudo, 35 Baj. (die wir künftig berechnen) gezahlt. Wenn Sie bedenken, dafs der Abschreiber dafür auf die Bibliothek in den Stunden, wo sie offen ist, deren wenige sind, gehen mufs, so glaube ich, wird es Ihnen billig scheinen. Die Tusculanischen Quaestionen sind in 3 Bänden zerstreut, füllen 1 Folioband ganz, und mit den Academischen zusammen 2 andre Quartbände. Die Zahlen be-

ziehen sich auf einen Index der Mscpte, welchen Lagomarsini gemacht hatte, und über den Sie inliegend eine Notiz von De Rossi finden.

Ich bitte Sie nun die Sache zu überlegen, und wenn Sie etwas Weiteres verlangen, es mir anzuzeigen. Auch nach dem Index in Genua könnte ich Nachfrage anstellen. Dafs Lagomarsini die Sachen nicht selbst geschrieben hat, und dafs er vielmehr schon selbst Ausbesserungen und Fehler seiner Schreiber bemerkte, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben.

Jetzt mufs ich Sie auch um eine Gefälligkeit für De Rossi bitten. Er hat nemlich erfahren, dafs sein Diogenes Laertius in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. vor Zeiten recensirt worden ist, und wünschte die Recension gar sehr zu sehen. Da Sie jetzt an der Quelle wohnen, so erzeigen Sie mir wohl den Gefallen, Schütz um das Blatt oder eine Abschrift zu bitten. Die Verdollmetschung will ich schon übernehmen.

Grüfsen Sie bei dieser Gelegenheit, mein Bester, den guten Schütz, sagen ihm aber nicht dabei, dafs ich *seine* Lit.-Zeit. sehr schwach finde. Ich habe jetzt Jan. und Febr. von ihr und der Nebenbuhlerin hier, und kann mich nicht genug über die Erbärmlichkeit der ersteren wundern. Meinem Urtheil nach auch nicht Eine gute Recension. Gegen die andere läfst sich auch allerlei einwenden. Aber einiges hat mich ungemein interessirt. Vossens Rec. der Grammatischen Gespräche ist sehr unterhaltend und wenn sie auch für mich eben nichts Neues enthielt, so ist es ein angenehmes Geschwätz, dem man gern folgt. Nur habe ich wieder bedauert, wie in den Uebersetzungen, bei der sonst so bewundernswürdigen Fertigkeit, Geschmack fehlt. Die breit lyrischen Wörter: wie Meerschwall (aequor) und andere in dem urbanen Horaz wären mir ungeheuer anstöfsig. Dann

in seiner eigenen Prosa die poetischen Stellen, die alle Augenblicke durch die schlichtesten Wendungen durchpoltern. Ich wollte fast wetten, Vofs hätte nie mit grofsem Antheil und Studium die Attiker gelesen, und die Nothwendigkeit davon fällt mir recht bei ihm in die Augen. Er ist in den Joniern sitzen geblieben, und hat oft dann noch Jonier mit Holstein verwechselt. Ich meine das wirklich nicht hart, denn ich ehre Vofs unglaublich. Aber seine Art zu schreiben macht mir nun einmal diesen Eindruck.

Ich treibe seit einigen Monaten ein sehr genufsreiches Studium, und schwärme in alten und neuern, meist Dichtern herum. Ich habe auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und bin noch nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Nur ganz überarbeiten, was ich einmal gemacht habe, kann ich nicht. Ich glaube mit Wahrheit behaupten zu können, dafs meine Arbeit den Vorzug hat, Pindars ächten Ton nicht verfehlt zu haben. Nur die schon gemachten Stücke, die mir hierin nicht Genüge leisten, werfe ich weg. In der metrischen Behandlung kam ich nach und nach zu einer befriedigenderen Gesetzmäfsigkeit. Aber in dieser Rücksicht kann ich das Frühere nicht ändern. Meine Uebersetzung, wenn Sie je gedruckt erscheinen sollte, kann nur dazu dienen, bis eine eigentlich gute kommt, einen Begriff von Pindar zu geben. Denn mir fehlt das eigentlich Technische des Dichters zu sehr, und das läfst sich nicht einbringen. Auch behandle ich sie nicht als eine Arbeit, oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie grofs in mir gewesen. Vielleicht schläft sie bald wieder ein und dann desto besser.

Im Grunde ist alles was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben,

die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht. Aber genug von Dingen über die sich nur sprechen läfst, lieber Freund.

Wie ist es? Sie haben meine Frau, denke ich, gesehn, hat sie Ihnen nicht Lust gemacht zu uns zu kommen? Der künftige Winter wäre mir schöne Zeit dazu. Lassen Sie einmal Ihre Musensöhne sich selbst unterrichten, und schenken Sie Sich und uns einige Monate. Rom wird Ihnen gewifs gefallen, und wir würden hier wie in Auleben schwatzen. Denn die übrigen Bewohner Roms sind ungefähr wie der Adel in Auleben, und meine Bücher wieder die Tafelbibliothek; denn die öffentlichen Bibliotheken sind verschlossene Schätze, zu denen man immer selbst laufen mufs. Zoëga lebt von lauter auf diese Weise gemachten Excerpten, und ich kann schlechterdings keinen Scholiasten des Pindar bekommen. Aber dafür hat man schönen Himmel, göttliche Aussichten, und himmlische Ruinen auf allen sieben Hügeln.

Jetzt aber will ich noch einen Spatziergang ins Coliseum machen. Es ist ein herrlicher Mondschein und dann ist das Coliseum von einer unglaublichen Schönheit. Also kommen Sie mit und geniefsen. Seyn Sie nur erst einige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen seyn. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur geniefsen wollen und sich im Genufs mehr als in der Arbeit gefallen. Von inniger Seele

Ihr

Humboldt.

LXVII.

Königsberg, 14. Jul. 1809.

Je längere Briefe Sie an mich schreiben, liebster Freund, desto mehr Freude machen Sie mir. Auch will ich Alles pünktlich beantworten, nur erlauben Sie mir, beim Einzelnen kurz zu seyn. Ich fange mit Ihrem letzten an.

Zuerst meinen Glückwunsch zum verlornen Fieber. Auch hier plagt und verfolgt es alle Menschen. Nur ich blieb bis jetzt immer verschont. Meine Abwesenheit von Berlin ist mir äufserst traurig. Genau genommen, könnte ich wohl gehen, allein es sind, wenigstens ehe nicht alles fest eingerichtet ist, und dazu gehört leider hier viel Zeit, auch bei meinem Aufenthalt in Berlin tausend Schwierigkeiten für die Geschäfte, die ich nur hier gut zu heben im Stande bin. Also mufs ich mich schon darin ergeben. Dennoch hoffe ich ziemlich baldige Rückkunft.

Von der *Zerfallenheit* der Dinge, wie Sie es nennen, zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja man kann wohl sagen gewifs, weniger, als sich vor einiger Zeit besorgen liefs. Niemand kann die Zukunft enträthseln. Aber ich weifs nicht, ich habe einen vielleicht manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten, ich glaube nicht, dafs uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, dafs das nur schadet.

Mit dem Agamemnon willige ich herzlich gern ein. Es sind dabei externa und interna zu beachten. ad 1. verlange ich nichts als eine von Ihnen zu bestimmende Anzahl Exem-

't besonderm Titel und pagina, und erlaube auch,

Verleger eine Anzahl Exemplare, wann und wie

liebt, besonders verkaufe, behalte mir blofs eine

neue Ausgabe nach 3 Jahren vor. ad 2. ist es schwieriger. Meine erste Meinung war, den Agamemnon fast ganz, wie er da ist, unverändert, gewissermafsen historisch, zu künftiger Aenderung drucken zu lassen. Dies misriethen Sie mit Recht. Nun ist also eine Umarbeitung nöthig. Zu der aber habe ich jetzt weniger, als je Zeit. Allein auch da ein Vorschlag: bis zum 1. Aug. schicke ich Ihnen den ersten Chor in der gar nicht, oder mehr oder minder veränderten Gestalt, die ich ihm habe geben *können*, und die dient Ihnen dann zum Mafsstab, auf welchen Grad der Umarbeitung Sie rechnen können. Sie gehen dann mit meiner und meines Postens Ehre zu Rathe, und überlegen, ob man so drucken kann? Ein Brief braucht 5—6 Tage. Also am 6. Aug. haben Sie Antwort. Ich sehe den Agamemnon gern gedruckt, und thue also gewifs das Mögliche.

Mit dem Namen ist's eine närrische Frage. Mir liegt weder an de noch dt. Ueber diese Schwierigkeit kann also da Jemand sein Herz ohne Mühe erleichtern.

Vater geht an Niemandes Platz hieher. Königsberg hat aber schon vor meiner Ankunft 17000 Thlr. jährliche Zuschüsse erhalten.

An die Berlinischen Weisheitszellen denke ich stark, und ich schmeichle mir, Sie bald mit etwas zu überraschen. Die wirkliche Ausführung wird freilich noch warten müssen.

Meiner Frau habe ich oft von Ihnen, und neulich von dem letzten Römer und der *Ανληβα ποιησσα* geschrieben. Meine älteste Tochter nimmt seit Zoega's Tode bei Amati Griechischen Unterricht, der Scriptor bei der Vaticana ist, und wohl der beste Grieche in Rom. Er wollte den Dionysius von Halic. herausgeben. Sie schreibt mir mit letzter Post auch einen Schwedischen Brief. Sie sehen also, dafs die südlichen und nördlichen Sprachen zugleich blühen. Wem die Vaticana bleibt, weifs ich noch nicht

gewifs. Ich glaube dem Pabst. Das Gebäude wenigstens behält er.

Für ein Auditorium vermuthlich im Heinrichschen Palais werde ich gleich sorgen. Auch Schleiermacher liest wohl gern da.

Ehe ich mit Nicolovius nur irgend ordentlich reden kann, müssen Sie mir, liebster Freund, sagen, was für ein Werk ohngefähr wenigstens Sie im Sinn haben.

Heindorf kann, ohne, was nie gut ist, zugleich Gymnasien-Director zu seyn, hier nicht mehr als 1000 Thlr. Gehalt haben, und Collegia bringen wenig ein. Freilich sind noch Emolumente, aber die betragen nicht 3—400 Thlr.

Wenn ich mit einer hier im Werk seyenden Schulreform durchdringe, nehme ich vielleicht Gotthold zum Rector eines Gymnasii hierher. Er hat mir einen langen Aufsatz über eine Schulreform in Cüstrin geschickt, der mir nicht misfällt.

Für Schneiders Wohnung im Joachimsthal sorgt Uhden bereits. Ich bin dem Schneider sehr gut.

Für die Bekanntschaft mit Heinicke danke ich Ihnen sehr.

Zum compte rendu wünsche ich Ihnen herzlich Glück, vorzüglich, wenn es Ihnen wirklich gelungen ist, Ihre Angelegenheiten so durch eine actio in distans abzumachen. Dafs Sie Sich aber hartnäckig auf dem Lande etabliren und Berlin meiden, ist mir äufserst leid. Gott, liebster bester Wolf, bedenken Sie doch nur, dafs man im Thiergarten nichts als Kiehnbäume und Krähen hat.

An Reil scheint freilich nach dem, was Sie sagen, kaum zu denken. Doch sobald ich in meinen Unternehmungen hier glücklich bin, mache ich mit ihm, Savigny und Schmidt einen Versuch.

kostenlosen Schriftchen sollen erfolgen.

Steffens müssen wir, falls Berlin noch Universität wird, auf jeden Fall haben.

Der Section schreiben Sie blofs (weil Sie die Form wissen wollen) uno tenore und ohne Titel in abgesetzten Linien:

„Einer Königl. Hochlöbl. Section für etc. zeige ich an" — — bis der Vortrag aus ist. —

Berlin, —

Wolf.

Mit inniger und immer gleicher Liebe

Ihr

Humboldt.

LXVIII.

Königsberg, den 28. Jul. 1809.

In der Voraussetzung, theurer Freund, dafs Heindorf wirklich bei seinem Entschlusse hierher zu gehen beharren sollte, schicke ich Ihnen heute zwei officielle Zeilen, um Sie zu bitten, mir Ihre Vorschläge zur Wiederbesetzung seiner Stelle bekannt zu machen. Obgleich eine solche Förmlichkeit in einer Sache, wo ich doch hernach auf nicht-officiellem Wege erst auf den Magistrat wirken mufs, nicht an sich nöthig wäre, so ist sie Ihnen dennoch vielleicht angenehmer. Obgleich ich Ihnen fernere Vorsicht und Verschwiegenheit empfehle, so können Sie mit Bellermann frei reden. Da ich indefs nicht weifs, wie Sie mit ihm stehen und wie Ihnen dies lieb ist, oder nicht, so überlasse ich dies ganz Ihrer Einsicht. Nur bitte ich Sie um so baldige Antwort, als möglich ist, da ich, um eine frühere Wahl des Magistrats zu verhüten, Heindorfen, wo möglich, nicht eher vocire.

Dafs Sie noch immer nicht officiell zum Director der wissenschaftlichen Deputation und zugleich zum Mitglied der Section ernannt sind, darüber klagen Sie mich nicht an, mein Theurer. Da erst dann Ihr Einfluſs auf die Gymnasien recht kräftig seyn kann, so liegt mir diese Sache sehr am Herzen. Allein ich möchte Ihnen gern 500 Thlr. Zulage bei dies[illegible]keit verschaffen, und das ist die Schwierigkeit, d[illegible]samer zu handeln zwingt. Doch hoffe ich in ei[illegible]Wochen zu gelingen. Gegen Sie arbeitet übrigens memand hier. Aus Freundschaft und selbst einer gewissen [illegible] mir *Niemand* entgegen, und ich habe E[illegible], dafs man Menschen, die man sehr beschützte, hat[illegible]n, weil ich es so wollte. Nur die Umstände stehen allen Geldverträgen im Wege. Thun Sie mir übrigens, da ich Sie herzlich und mit immer gleicher Anhänglichkeit liebe, die Freundschaft, auch in diesem kurzen Zwischenraum, wo ich Sie, wie jetzt, darum bitte, mit mir gemeinschaftlich zu wirken. Man mufs auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend Einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe. Sie sehen, dafs es mir nicht an Muth fehlt. Nur wünschte ich, dafs wir wieder beisammen wären und arbeite daran.

Was haben Sie zur Recension der Bücher über die Universität in Berlin in der LZ. gesagt?

Bei einer andern Recension der LZ. ist mir eingefallen, Sie zu fragen: ob Sie die Pelasger, wie da geschieht, für einen ungriechischen, also fremden Stamm halten? Ich habe mich in Rom einmal viel damit beschäftigt, bin aber der Meinung geblieben, dafs sie ein eigentlich griechischer, nur durch Dialect verschiedener Stamm waren.

Der Aufsatz in den Heidelberger Jahrbüchern über unsre neue Verfassung ist doch nicht etwa von Woltmann? Leben Sie herzlich wohl, und schreiben Sie bald Ihrem

Humboldt.

LXIX.

Königsberg, 20. Novbr. 1809.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 14ten, mein theurer Freund. Krusemarks Rückkunft hat unsrer Abreise, wenn sie vorher noch hätte ungewifs scheinen können, auch den letzten Zweifel benommen. Wir gehen vermuthlich gegen die Mitte des künftigen Monats von hier ab, da ich aber zugleich Pommern bereisen will, so kann ich erst nach Neujahr bei Ihnen eintreffen. Lassen Sie Sich indefs diesen Aufschub nicht verdriefsen. Im Frühjahr kommt meine Frau, und wir sind dann dauernd beisammen.

Am Wichtigsten ist mirs, liebster Wolf, über Ihre Aeufserungen in Absicht anderer Geschäftsverhältnisse zu sprechen. Seyn Sie in jeder Rücksicht deshalb unbesorgt. So wie ich Ihnen nichts anbieten werde, was Ihrer nicht würdig sey, so wenig werde ich zürnen, wenn Sie auch so ausschlagen sollten. Ich denke in wenig Tagen mit dieser Sache zu Stande gekommen zu seyn, und werde Ihnen dann, wenn es irgend möglich ist, vor der officiellen Verfügung noch privatim schreiben. Ich schmeichle mir, dafs Sie finden werden, dafs ich mit der Treue und Freundschaft, die ich immer für Sie hege, Ihre Lage so bereitet, so in nahe Verbindung mit mir gebracht, und zugleich so frei und mobil erhalten habe, dafs sie Ihnen nie einen Au-

genblick drückend werden kann. Indefs bleiben Sie immer durchaus frei. Wollen Sie nicht darin eingehen, so ist es mir für meine Freundschaft zu Ihnen, und für die öffentliche Anerkennung Ihrer vor der Welt hinreichend, sie Ihnen angeboten zu haben. Ich würde damit nicht zufrieden seyn, weil ich mir sehr viel Nutzen von Ihnen und Ihrer Thätigkeit für die Sache verspreche. Allein ich rechne darauf, dafs, wenn Sie auch nicht in öffentliche Verhältnisse eingingen, mir privatim Ihr Rath und Ihre Mitwirkung nie entgehen würden. Sie könnten also vielleicht allerdings dasselbe auf die eine und die andre Weise wirken. Blofs in Rücksicht auf den König und Ihr Gehalt mufs ich bemerken, dafs es nöthig seyn wird, dafs Sie entweder nur für jetzt, wegen Ihrer noch nicht hergestellten Gesundheit, ablehnen, oder ausdrücklich versprechen, nun sobald es geschehen kann, ganz für die Universität und als Professor thätig seyn zu wollen. Denn sonst könnte man denken, dafs Sie eine Art, wenn gleich ehrenvoller, doch Ihrer Anstellung nicht ganz entsprechender Mufse vorzögen.

Für die Erinnerung wegen der Lections-Plane der Gymnasien meinen herzlichsten Dank. Ich werde sie augenblicklich benutzen.

Leben Sie herzlich wohl. Ich werde mich unendlich freuen, Sie ganz hergestellt wiederzufinden. Durch die Ankündigung Ihrer Vorlesungen haben Sie mir eine grofse Freude gemacht. Mit immer gleicher und herzlicher Freundschaft

Ihr

H.

LXX.

24. Febr.

Ihr Bericht, mein theurer Freund, ist vortrefflich, frei, ie sonst in diesen Dingen selten gesprochen worden ist; bei schonend und fein, und so dafs er sehen läfst, dafs i Anstalt noch mehr, als Sie es geradezu sagen, Haupt- ormen bedarf. Ich werde eilen ihn gleich nach Königs- g zu schicken.

Haben Sie nichts für die Medaille erfunden? Bei Ge- nheit von Inschriften, wie gefällt Ihnen die um das ppen des jetzigen östreichischen Geschäftsträgers hier, r Bombelles heifst? „Pax decet imbelles sed bellum mbelles."

Die Zeichnungen meines puteals habe ich bekommen. ga arbeitet schon an einer Beschreibung. Sie sollen es für's Museum haben.

Wollten Sie wohl einige Verse der inliegenden Vossi- en Cassandra mit meiner vergleichen. Die Trimeter d wunderbar, z. B. 1126—1231. kein einziger richtig. iter Ictus auf Nebensilben. Aber die Uebersetzung scheint ht schlecht. Noch eine soll in der Teutonia, ich weifs ht von wem seyn? Wie geht Ihre Gesundheit? Mit iger herzlicher Liebe

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe einen Aufsatz von Reil in Händen, ber das Studium der medizinischen Wissenschaften, der voll treff- icher Ideen ist. Dieser Mann darf uns nicht fehlen, und dieser wird es nicht. Als Juristen könnten wir Savigny *vielleicht* haben. Aber wo ist ein Theologe? Adieu.

LXXI.

Erfurt, den 24. Decbr. 1809.

Ich bin glücklich hier angelangt, habe einen grofsen Theil meiner Geschäfte abgemacht, behalte aber einen gröfseren freilich noch übrig. Doch eile ich, soviel ich kann, nach Berlin d. h. zu Ihnen zurück. Denn sonst reizt mich die Aulebensche Stille wohl, und ich finge auf gut Glück aufs Neue mit der Tafelbibliothek an. Recht lebhaft hat mich der Anblick der Zimmer an Ihre so gütige, und jetzt bei der langen Reihe verflossener Jahre so treue Freundschaft erinnert. Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine grofse Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heitren Muthe behandelt.

Verzeihen Sie meine Kürze und leben Sie herzlich wohl! Ganz

Ihr

H.

LXXII.

Ich werde sobald als möglich, mein Lieber, mit Ihnen mündlich über die interim. Instruction reden, und vielleicht schon morgen Nachmittag zu Ihnen kommen, da die Sache Eil hat.

Dafs die Fassung derselben den Geist der Deput. lähmen sollte, wenn sonst nicht andere Umstände hinzutreten, glaube ich nicht. Es ist keine Stelle darin, die anzeigte, dafs die Section sie bei den ihr gegebenen Arbeiten leiten wolle. Der wesentliche Unterschied zwischen dieser interim. und der ersten Instruction besteht nur darin:

1) Dafs die jetzige blofs sagt: es bleibe der Deput. un-

benommen, eigne Vorschläge zu machen, und die erste sie dazu aufforderte. Im Grunde gilt das gleich und ist nur darum geschehen, weil wirklich die erste Instr. die Deput. als eine Behörde darstellte, die ewig auf Verbesserung speculiren sollte, und in der Distinction zwischen der Art wie die Deput. und wie die Sect. wirken sollte, zu metaphysisch war.

2) Dafs die erste der Deput. auch Verbindung mit dem Publicum gab, was Sie selbst misbilligten.

An der Stelle des Erbrechens hat kein Mistrauen Schuld. e war auch in der ersten. Es war nur gut, das zu ver-gen, weil sonst das ordentliche Halten des Journals so r erschwert wird. Auch bei den Regierungen erbrechen Präsidenten alles, was in alle Deputationen kommt, und ch ich erbreche die Sachen für den Cultus, obgleich da colovius, wie Sie in der Deput., präsidirt und unter-reibt.

Glauben Sie mir, liebster bester Wolf. Weder ich, ch die Section haben Mistrauen, Sie vielmehr in uns. lein da eine Instr. für lange Zeit ist, da man sie nicht ne démenti, wenn sie einmal gegeben ist, einschränken an, so war es weiser, sich jetzt so zu halten. Fangen nur an, machen Sie nur viele Vorschläge proprio motu, n wird sie immer gern aufnehmen, und Sie werden mit ler Freiheit handeln. Kennen Sie mich denn als einen nschen, der die Discussion zurückweist, oder fürchtet? i Andern stehe ich in diesem Rufe warlich nicht.

Süvern hat mir blofs erzählt, wie ich mit ihm nach nkfurt reiste, dafs er Sie gebeten hätte, ihn mit ins ster zu nehmen, und dafs Sie es versprochen. Ich habe chts dazu gesagt; das ist Privatsache unter Ihnen, und nn Sie ihn mitnehmen, so weifs Bellermann aus meiner erfügung, dafs *Sie* und nicht *Er* der Commissarius sind.

Glauben Sie mir auch hier, Lieber. Süvern hat blofs Lust gehabt, das Kloster zu sehn, nicht sich einzumischen, und hat nicht geahndet, dafs Sie es anders nähmen.

Ich war heute bei Zelter in der Liedertafel, wo man aber für Gesang zu ernsthaft ist, und es ist voll 2 Uhr und mein Tisch liegt noch voll Sachen, die abgemacht werden müssen. Alse he ute Nacht!

Ihr

H.

LXXIII.

(19.)

Wegen des Joachimsthals sollen Sie morgen früh bestimmte Antwort haben. Die Sache ist wichtig und erfordert einige Ueberlegung.

Freitags, mein Bester, kommen Sie nach Belieben. Willkommen sind Sie immer und die ganze Sitzung hindurch, aber fordern will ich es nicht. Wenn Sachen vorkommen, wo Ihre Zustimmung besonders wünschenswerth ist, so werde ich sie warten lassen, bis Sie erscheinen. Doch kann dies freilich nur ausnahmsweise und selten geschehen. Eine Sache ist schlimm. Alle Sie mehr interessirende Sachen — Interna — hat Süvern mit wenigen Ausnahmen, und er trägt, als ältester, zuerst vor, also zwischen 9 und 10 Uhr. Uhden, der dann folgt, hat meist Externa. Dies geradezu zu ändern, ginge, wie Sie selbst fühlen, nicht füglich. Vielleicht aber findet sich ein günstiger Anlafs, den ich dann dazu benutzen werde. Die Berg ist in Verzweiflung, dafs sie neulich Sie zu bitten vergessen hat.

Ich wünsche, Sie äfsen Sonnabend mit Adam Mülle und einigen andern bei mir. Ich sage es so lange voraus

damit Sie Sich nicht versagen. Von Herzen Adieu! Savigny hat, bis auf den Abschied, angenommen.

Ihr

H.

LXXIV.

Erfurt, 11. Jan. 1810.

Obgleich ich ein schlimmes Auge habe, mit dem ich eigentlich nicht schreiben sollte, so kann ich, liebster Freund, doch Ihren lieben Brief vom 31. v. M. u. J. weder unbeantwortet lassen, noch dictirend beantworten. Ich gehe daher unmittelbar zu dem über, was schnelle und eigne Beantwortung fordert.

Erlauben Sie, mein theurer inniggeliebter Freund, daſs ich auch, wie Sie, ganz und ohne Rückhalt offen mit Ihnen bin. Sie haben unrichtige Ideen über das Verhältniſs, das für Sie das passendste ist, und ebenso Vorurtheile über und gegen Ihr neues.

Sie sagen: Stein habe Sie geradezu zum Staatsrath machen wollen, und ich hätte dies thun sollen. Aber, mein Bester, da wären Sie sehr schlecht berathen gewesen, die Wissenschaft und die Universität ebensosehr, und wenn Sie es nicht gleich glauben, so kann es nur seyn, weil Sie nicht anschaulich wissen, was ein Staatsrath in einer Section ist. Fragen Sie nur Süvern, ob er den ganzen Sommer hindurch hat etwas für sich thun können? Sie kommen auf diesem Wege in alle Geschäfte, und in alle Geschäftsverhältnisse, die auch der bestgesinnte Chef nicht immer alle machen kann. Sie hätten gar keine, oder äuſserst wenig Zeit, und würden vor Ekel und Verdruſs bald ausgeschieden seyn. Sie werden sagen, daſs es immer von mir abgehangen hätte, Ihnen weniger oder nur gewisse Ge-

schäfte zu geben. Allein das ist nicht der Fall. Denn ich darf nur eine gewisse Anzahl Staatsräthe haben, und einer, der wenig arbeitet, bringt also die ganze Section zurück, und steht auch selbst in üblem Licht bei seinen Collegen. Allein gesetzt auch, ich hätte es gethan, mein Nachfolger würde es vielleicht und gewifs nicht; Sie mufsten dann Ihren Abschied nehmen, und verloren entweder Ihr Staatsraths-Gehalt, oder es bedurfte einer neuen Negotiation, wenn Sie es erhalten wollten. An den Verlust für Ihre eignen Arbeiten will ich jetzt nicht einmal denken. So, lieber Freund, war es nach St ins Plan.

Ich dage[illegible] Ihr Gehalt gesichert, auch wenn Sie eige[illegible]nents thun; ich habe Ihnen eine dem Wesen nach viel ansehnlichere Stelle, als die eines blofsen Staatsraths, eine Direction gegeben, und Sie in die Section mit *völlig gleichem Range* eines Staatsraths gesetzt. Da Sie aber nicht gerade zu der Zahl gehören, die ich haben darf, so brauche ich Ihnen nicht mehr Geschäfte zu geben, als Sie haben wollen. Ich habe dies Alles auf Ein Jahr gemacht, damit Sie versuchen können. Gefällt Ihnen Ihre doppelte Qualität, so behalten Sie die eine und die andere; gefällt Ihnen blofs die Direction der Deputation, so gebe ich Ihnen in der Section keine Arbeit; gefällt Ihnen endlich blofs die Section, so schlage ich dann dem Könige vor, Sie so bei der Section fortarbeiten zu lassen. Ihr Gehalt, bis auf die leidigen 400 Thlr. ist von dem allen unabhängig.

Wer, mein Lieber, hat nun besser für Sie gesorgt, Stein oder ich? Jeder Unpartheiische mag selbst entscheiden.

Ein Gelehrter, wie Sie, mufs nicht Staatsrath seyn, er mufs es im eigentlichsten Verstande unter sich halten. Als

Titel mufs er es verschmähen, und mit vollen Geschäften sich nicht aufbürden lassen.

Die Aufsicht über die Gymnasien sehen Sie irrig, liebster Freund, für ein eignes Amt an. Es ist Ihr Departement als Sections-Mitglied und setzt Sie daher in keine Abhängigkeit, als von den Beschlüssen der ganzen Section, wenn Sie vortragen, wie jeden andern Rath. Ich kann aber für mich auch gegen die Section entscheiden, also bin immer nur wieder ich der Einzige, von dem Sie abhängig seyn könnten.

Hiernach gestehe ich Ihnen offenherzig, liebster Wolf, dafs ich keinen anderen Platz für Sie weifs. Ich habe mein Möglichstes, nach meiner besten Ueberzeugung gethan, Sie zufrieden zu stellen, und Sie in Wirksamkeit zu setzen, ohne Sie den Wissenschaften zu entziehen. Einen andern Platz, als den angewiesenen, weifs ich nicht für Sie. Schlagen Sie ihn aus, so bleibt nichts übrig, als dafs Sie einfaches Mitglied der wissenschaftlichen Deputation sind, und als Academiker arbeiten, und Vorlesungen halten. Einem Manne, wie Sie, würde ich, auch wenn ich ihn weniger herzlich liebte, immer Freiheit zu erhalten wissen. Ich kann mir auch schmeicheln, dafs Sie mir immer erlauben, Ihren Rath zu benutzen. Also überlegen Sie wohl. Aber mein Rath ist, dafs Sie annehmen. Mein Wunsch auch. Die Section wird Ihnen gefallen, ich stehe dafür.

Für die Nachricht von Hugo herzlichen Dank.

Ueber Schmitt weifs ich auf ähnlichem Wege, dafs er wohl nur dann kommt, wenn Giefsen nicht Darmstädtisch bleibt.

Reil verspricht wieder mehr, aber ich glaube nicht daran.

Savigny hat im Ganzen angenommen, doch ist die Negotiation nicht zu Ende.

An Woltmann lassen Sie uns nicht denken! Kennen Sie seine Bruchstücke von Uebersetzungen aus Tacitus? Ich empfehle Ihnen die Stelle, wo (aber nur im Deutschen) dem Centurionen in einem Aufruhre 60 Prügel aufgezählt werden.

Mit Göthe habe ich drei schöne Tage im vollen Andenken an Sie im Angesicht Ihres Bildes und des Ihrer Tochter verlebt.

Mit innigster Liebe und Freundschaft

Ihr

H.

LXXV.

Verzeihen Sie, liebster Wolf, wenn ich Ihnen Ihre Erklärung, so angenehm mir im Ganzen ihr Inhalt ist, obschon sie noch niemand, als ich gelesen hat, wieder zusende, weil sie mir nicht deutlich ist, und ich nicht recht sehe, was Sie eigentlich meinen.

Die Frage der Section war, ob Sie

wie die Section wünschte, sobald es Ihre Gesundheit erlaubt, noch innerhalb des Jahres *wieder eintreten und Ihre Directorial-Geschäfte übernehmen wollen?* in welchem Fall Sie es der Section, wenn der Zeitpunkt käme, anzeigen müfsten;

oder ob Sie dabei beharren, nur *aufserordentliches Mitglied zu seyn?*

Das Eine oder das Andere mufs ich Sie bitten bestimmt und klar auszudrücken, weil ich mich sonst in Verlegenheit befinde, das Directorat bei der Deputation, die schon in recht erfreulicher Thätigkeit ist, entweder für die Zwischenzeit, bis Sie wieder eintreten, oder für den gan-

zum Rest des Jahres gehörig einzurichten. Insofern müssen Sie auch meine abermalige Bitte entschuldigen.

Dafs Sie auch als aufserordentliches Mitglied nach dem Ausdruck Ihrer jetzigen beiliegenden Antwort „so weit es Ihre Gesundheitsumstände erlauben" thätig seyn können und mögen, wünschen wir von Herzen, wenn Sie einmal nicht ordentlich wieder eintreten wollen.

Ich darf Sie wohl noch um Beschleunigung Ihrer Antwort ersuchen.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXVI.

Es thut mir sehr leid, dafs Sie nicht wohl sind. Aber ich habe auch eine wahre Strafsenscheu, sonst käme ich zu Ihnen.

Erlauben Sie mir dafür zwei Fragen schriftlich.

Es scheint mir natürlich, dafs jedes Wort Einem und nur Einem Accent unterliegt, und die formale Definition des Worts scheint mir, dafs es ein Complexus von demselben Accent regierter Silben, oder um auch die Monosyllaba hineinzubringen, der Redeabschnitt ist, welchen Ein Accent regiert. Wie ist es nun aber mit den Wörtern, auf welche ein oder zwei encliticae den Accent zurückwerfen, so dafs sie zwei Accente haben? Denn dafs die encliticae Theile des Worts sind, setze ich voraus. Ist da von den beiden Accenten der eine der Hauptaccent, und der andre ein Nebenaccent? oder ist meine Voraussetzung falsch, und kann dasselbe Wort zwei gleich starke Accente haben? oder löst sich die accentuirte Endsilbe vom Wort ab, und bildet mit

den encliticis ein eigenes neues Wort? Ich möchte an das Letzte glauben. Die Alten sehen wenig auf den Sinn in diesen Dingen, und beim Apostroph geht auch ein Theil des Worts zum folgenden über. In diesem letzten Fall könnte man zwar auch sagen, dafs nicht der Buchstabe zu einem neuen Worte überginge, sondern das neue Wort an das vorige durch den Apostroph angeschlossen werde, und der Buchstabe nun nur zur folgenden Silbe komme. Allein, nimmt man da die Worttheilung im gewöhnlichen Sinn, so entstehen mehrere portenta verborum. Mir scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. So lange sich die encliticae unter denselben Accent bringen lassen, sind sie wahre Theile des Worts, nie der accentlose Artikel im Vorschlag. Da, wo dies nicht der Fall ist, treten die encliticae mit der Accentsilbe des Worts, die ihnen ihren Accent dankt, in eine Halbverbindung, wo sie zwar zwei Wörter ausmachen, aber nicht so stark geschieden, als andre. Eben solche Halbverbindung stiftet der Apostroph.

2) Schlagen Sie doch den Demosthenes contra Aristocratem auf p. 632. *v.* 1. der Reisk. Ausgabe ὅςπερ (ὥςπερ, οἵςπερ) τὸν Ἀθηναῖον κτείναντα. Hier sagt Reiske, dafs τὸν zu κτείναντα gehöre, und Ἀθηναῖον irgend einen Athenienser andeute. Allein erstlich mufs man dann p. 633. *v.* 11. und 18. τὸν zweimal wegstreichen, was er nicht thut; und geht es wirklich im Griechischen, den Artikel so zweideutig zu stellen? Taylor übersetzt auch „perinde ac si Atheniensem (insontem) occidisset". Ich glaube es gehört τὸν zu Ἀθ. und bezeichnet gerade *den* Athenienser. *Der* Athenienser ist nemlich der, welcher den zwei Zeilen vorher vorkommenden ἀνδροφόνος getödtet hat, und so ist es eine gar nicht ungewöhnliche Construction nach dem Sinn, ohne dafs gerade die Worte sie rechtfertigen. Der Sinn ist nun ganz deutlich. „Wer den Mörder (scil. eines

Atheniensers, denn um einen andern Ermordeten hätte man sich nicht bekümmert) tödtet, soll ebenso behaftet seyn (ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐνέχεσθαι) als wenn er den Athenienser ermordet hätte, i. e. als der Mörder selbst. Κτείνατα gehört nemlich in die Construction mit ἐνέχεσθαι, und steht nicht, wie ein Substantiuum. Denn sonst brauchte es selbst einen Artikel. Hab ich darin Recht?

Bei ἐν fällt mir ein: Wenn man dies Wort, und einige andere nicht accentuirt, so scheint es mir nur eine grammatische Grille, scil. schon der Alten. Den Ton mufsten wohl diese Wörter auch haben. Mit dem Nominat. des Artikels ist es anders.

Mögen Sie, liebster Freund, dies zur Erinnerung an die Burgörneriana ansehen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

H.

am 22.

[*Nachschrift.*] Da ich die Stelle im Dem. noch einmal ansehe, kommt mir eine andere Meinung, die ich für richtiger halte. Wenn man die zweite Stelle p. 633. vergleicht, wo Dem. erklärt, warum einmal ἀνδροφ. dann Ἀθην. gesetzt ist, so scheint es klar, dafs er meint, beide Ausdrücke seyen von derselben Person gebraucht. Man müfste also in der ersten p. 632. übersetzen: als den Athenienser (nemlich den Mörder) getödtet habend cet. Der bestimmte Artikel steht natürlich da, weil es eine bestimmte Person ist, und um so nothwendiger, als er als Flüchtling nicht an sich mehr, sondern nur in der bestimmten Beziehung seiner Geburt ein Athen. war. Im Deutschen würde es gleich deutlich, wenn man sägte: der Athenienser *in ihm*.

LXXVII.

30. Jan. 1810.

Ihr Brief vom 27sten d., liebster Freund, den ich nicht Zeit hatte, früher zu beantworten, ist mir in jeder Art empfindlich gewesen. Es war eine meiner angenehmsten Aussichten hier, aufser unserer alten freundschaftlichen, auch noch in Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten, und ich mufs jetzt erfahren, dafs Sie Sich, und zwar nicht aus Gründen, die blofs in Abneigung gegen Geschäfte, oder in Mangel an Zeit wegen Ihrer Studien lägen, sondern aus ganz eigentlicher Unzufriedenheit von aller Verbindung mit unsern Einrichtungen lossagen. Ich kann hierin nichts als eine unglückliche, wirklich hypochondrische Stimmung finden; denn in der Sache ist es mir unmöglich Ihren Gründen beizustimmen; auch sehe ich, dafs Sie schriftlich und mündlich diese nicht mit Ruhe, sondern wirklich mit einer Art Bitterkeit und Leidenschaft behandeln, die mir, da ich nie einen andern Wunsch gehegt habe, als Sie zufrieden und glücklich zu sehen, nothwendig weh thun mufs.

Sie klagen in Ihrem Briefe direct über Vernachlässigung und Zurücksetzung, die Sie erfahren, indirect über grofse Misgriffe, die in Besorgung der mir anvertrauten Geschäfte geschehen.

Nicht wegen Ihrer 22jährigen Dienste, da *Sie* Sich gewifs nicht auf solche Gründe zu berufen brauchen, sondern wegen der Verdienste, die Ihnen niemand je streitig macht, habe ich darauf gedacht, Ihnen den ehrenvollsten Posten, den ich für einen Gelehrten zu vergeben hatte, zu ertheilen. Für diesen halte ich den des Directors der wissenschaftlichen Deputation, und um öffentlich zu zeigen, dafs ich diese Stelle, Ihnen ertheilt, nicht für blofs vorübergehend, sondern für dauernd ansah, wollte ich damit eine

andre Thätigkeit in der Section verbinden, die auch unabhängig von der Deputation fortdauern könnte, und auf die ein Director dieser an sich keinen Anspruch machen kann. Ich sorgte aufserdem bei dieser Bestimmung, soviel es nur möglich war, für Ihre Bequemlichkeit.

Sie sind damit unzufrieden, einzig, wie es scheint, aus dem Grunde, dafs Sie nicht Staatsrath sind, und Sich nun als *unter* die Staatsräthe meiner Section gesetzt ansehen. Zuerst mufs ich dagegen erinnern, dafs diese Ansicht mit derjenigen, welche Sie im vorigen Jahre hatten, in offenbarem Widerspruch steht. Nie haben Sie mir im vorigen Jahre gesagt, dafs Sie Staatsrath seyn wollten, wohl aber bestimmt, dafs diejenigen, bei denen man vorzugsweise auf gelehrte Wirksamkeit rechnete, diesen Titel nicht haben müfsten. Der Titel des Staatsraths sagt, dafs sich einer ganz der Geschäftslaufbahn widmet, dafs er wissenschaftliche Arbeiten nur treiben will, insofern er *nebenher* dazu Mufse behält — das nun können Sie nicht für Sich, kann ich nicht für Sie wollen. Die Deputationen sind bei uns eine Verbindung der gelehrten mit der Geschäftsthätigkeit, oder vielmehr eine Annäherung beider gegen einander, ein Mittel zu verhüten, dafs nicht eine eigentliche Kluft sie trenne. In diese Laufbahn brachte ich Sie, und räumte Ihnen in dieser die erste Stelle ein. In allen Ländern sind Geschäfts- und Gelehrten-Laufbahn getrennt. In Frankreich sind Mitglieder desselben National-Instituts Staatsräthe und nicht, und keiner glaubt sich hinter den andern zurückgestellt, obgleich auch da die Staatsräthe gewisse äufsere Vorzüge haben. Jeder denkt mit Recht, dafs verschiedene Laufbahnen gar nicht einmal in Collision kommen, und der Gelehrte kann wohl die seinige so hoch anschlagen, dafs er selbst Praerogationen in der andern verachtet. Und welche Praerogationen nun sind es? Wirk-

lich sehr kleine. Die Gesellschaft in der Stadt, d. h. die gute wird die Staatsräthe, darum weil sie es sind, nie vorziehen, ich sehe schon in den wenigen Tagen hier, dafs es nicht geschieht. Wie kann es auch nur geschehen? Dafs die Staatsräthe eigentlich die alten adlichen Vorrechte hätten, habe ich nie sagen wollen, das Erscheinen bei Hofe ist das Einzige. Wo giebt es überhaupt jetzt adliche Vorrechte? Sind in der Instruction, wie Sie andeuten, ohne es deutlich auszusprechen, Punkte, wo dem neuen Director zu nahe getreten ist, so sagte ich Ihnen schon, dafs die Instruction ja erst ein Project ist. Zeigen Sie sie mir nur an, und wir wollen uns bald darüber verständigen. Was Sie noch sonst, wie Sie sagen, *schreckt* (?), und in wiefern dies der Fortgang dieser ganzen Sache thut, sehe ich ernstlich nicht ein, und kann also auch freilich nichts darüber sagen. Wirklich, liebster Freund, überlegen Sie die Sache ruhiger, es kann nichts darin liegen, was Ihnen die Ueberlegung ärgerlich oder verdrieſslich machte, fragen Sie allenfalls Andre, und denken Sie zugleich vorzüglich auf die Sache, die, denke ich, uns noch mehr als jede andre Rücksicht am Herzen liegt, und die wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Anderen Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere.

Ich gehe jetzt auf die Geschäfte und meine Verwaltung selbst über. Gott weifs es, bester Freund, und Sie kennen mich zu lange, um es nicht zu wissen, dafs ich nicht von mir und meinen Veranstaltungen eingenommen bin, dafs ich gern Rath einhole, und dafs mir die Aeufserung sogar sehr bittern Tadels immer lieber, als das Verschweigen der Misbilligung ist. Aber ich weifs auch, dafs ich mit ernster Ueberlegung und mit Eifer gehandelt habe, dafs ich meine Ansichten im Ganzen und meine einzelnen Schritte mit Gründen belegen kann, und ich glaube sagen

zu können, dafs die Sache unter mir schon jetzt gewonnen hat. Ich mufs auch meinen Räthen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wird keinem von ihnen einfallen, sich Ihnen an Genie und Gelehrsamkeit gleichzustellen, allein ein Geschäft braucht oft und meistentheils viel mäfsigere Talente. Auch ich habe nicht Lust, mich einem meiner Sections-Räthe im Ganzen nachzusetzen, dennoch giebt es Parthieen, und für jeden könnte ich eine nahmhaft machen, die sie besser bearbeiten, als ich. Misrathen können viele Dinge. Sie können leider z. B. schon Recht mit Reil und Savigny haben. Nur ist das gewifs niemandes Schuld, eine andre Einleitung wäre mit diesen noch sichrer misglückt, und vielleicht können Sie Sich doch auch in dieser Prophezeihung, wie in der mit Vater und Bredow irren.

Ueber die Academie-Angelegenheit, mein Lieber, sind Sie ein wenig sehr ungerecht gegen mich. Dafs in Rücksicht der mathematischen Klasse meine Absicht mislungen ist, war keinesweges meine Schuld. So etwas mufs aber auch nicht gleich abschrecken. Wenn man das zuläfst, macht man eigentlich nichts. Das Ende der Tage ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, dafs man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält, und immerfort redressirt, so kommt man doch ans Ziel. Wer nie mit dem minder Guten anfangen will, bis das Beste geschehen kann, der wirkt nie etwas im Grofsen. Dafs Reinhards Ruf vertheuert haben kann, will ich nicht in Abrede seyn. Es gab aber andre wichtige Gründe, warum ich wünschen mufste, dafs diese Berufung und ihre Bedingungen bekannt würden, selbst wenn ich, wie ich wirklich that, das Mislingen voraussah, und diesen mufste jene Rücksicht weichen.

Dies, lieber theurer Freund, ist meine Ansicht aller Dinge, die Sie in Ihrem Briefe berühren. Ich will Sie gewifs in keine Verlegenheit keiner Art setzen, auch nicht überreden, aber dafs es mir auch persönlich weh thut, wenn ich sehe, dafs eine, wie es mir scheint, vorgefafste Meinung über einen blofsen Titel, Sie, der Sie in jeder Rücksicht so trefflich sind, [illegible] mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, jeden [illegible] zu n[illegible]nen, wie er nun einmal ist, von uns dasse[illegible]rwarten, und überall nur die Sache vorwalten zu l[illegible], treu zusammen zu arbeiten, gemeinschaftlich bega[illegible] Irrthümer, wo welche vorfielen, auch gemeinschaftlic[illegible] tragen [illegible] vorzüglich zu verbessern, — das können [illegible] nun ein[illegible]al nicht verargen und werden es nicht thun. Was Sie mir sind, wissen Sie, und sehen es noch an der Ausführlichkeit dieses Briefs, da ich warlich kaum Minuten in diesen ersten Tagen frei habe.

Leben Sie herzlich wohl, und bleiben Sie unsrer alten Freundschaft und Liebe, die in mir immer gleich innig und herzlich ist, treu. Von ganzer Seele der Ihrige.

LXXVIII.

10. April 1810.

Wie können Sie, mein lieber theurer Freund, über Ihre Lage in Sorgen seyn? Ich habe dieselbe so gesichert, dafs, wer auch nach mir kommen möchte, nichts daran ändern kann. Ihre 3000 Thlr. waren bisher auf Schlesische Kloster-Fonds fundirt. Darin lag eine Art Ungewifsheit. Jetzt empfangen Sie 2100 Thlr. aus der Universitäts-, und 900 Thlr. aus der Academie-Casse und ich begreife nicht, wie man, selbst mit bösem Willen, den gegen Sie niemand haben wird, Sie antasten könnte.

Ueber Ihre übrigen Verhältnisse, mein Theurer, sage ich nichts. Seit meiner Zurückkunft von Erfurt hat mir die Regulirung keiner Sache so am Herzen gelegen, als dieser. Trotz aller angewandten Mühe ist es mir mit Ihnen nicht gelungen. Ich habe Ihre Ideen, die Sie gefaſst hatten, nicht nehmen, kaum sie mildern können. Daſs ich die Sache erst im letzten Augenblick aufgegeben, wissen Sie am besten.

Wie aber die Dinge jetzt sind, halte ich sie für Sie sehr gut. Ihre Krankheit, liebster Wolf, hat Sie trübsehender gemacht, als Sie sonst sind. Muſse und Ruhe werden Ihnen Ihre frühere Heiterkeit wiedergeben. Kommt noch, was ich so sehr wünsche, eine litterarische Arbeit hinzu, so werden Sie Sich wieder glücklicher fühlen. Glauben Sie es mir, ein Geist, wie der Ihrige, bedarf einer starken, kräftigen, ihn ganz in Anspruch nehmenden Beschäftigung. Eine solche ist die in unsern Geschäften nicht. Nehmen Sie aber wieder eine mehr dieser Art vor, so wird Ihnen innerlich und äuſserlich besser werden, und Sie werden dann auch vielleicht mit mehr Antheil zu uns zurückkehren.

Indeſs nehme ich mit Vergnügen Ihr Anerbieten gelegentlicher Thätigkeit an, und bitte Sie, nur immer mit sicherm und festem Vertrauen auf mich und meine herzliche Zuneigung zu Ihnen zu rechnen. Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXIX.

[Ohne Datum.]

Ich schicke Ihnen Ihre Bücher, liebster Freund, nach unendlicher Zeit, aber mit vielem Danke zurück. Sie müssen einem verzeihen, der wenig Herr seiner Zeit ist. Ihre

Uebersetzung *) hat mich unendlich erfreut. Die Vossische ist gar nicht lesbar dagegen, und aufserdem hat die Ihrige diese genaue Nachbildung der Wortfüfse. Dafs Sie auf den Einflufs des Wortbaues aufmerksam gemacht haben hat eine Meinung in mir bestätigt, die ich lange gehabt habe. Dieselbe Sache erklärt die festen Verbindungen die durch alle Zeiten hindur[illegible]erschiedenen Dialecten und Silbenmafsen war[illegible] Aber es geht auch noch tiefer in den Sinn der Rede [illegible] die [illegible]e des Ausdrucks. Es ruht viel mehr in [illegible]iche, [illegible]man gewöhnlich denkt, auf einem physisc[illegible]e. W[illegible]nn ich Ihnen mehr Bücher wiederschicke, [illegible]nen [illegible]n, so schicken Sie mir das Uebrige zurüc[illegible]n Sie noch etwas, so sagen Sie es mir. Die Ordnung fängt erst an bei mir einzukehren. Wollen Sie nicht einmal bei uns essen, und ist es Ihnen lieber, dafs wir allein, oder mit andern sind, und mit wem? Von Herzen

Ihr

H.

LXXX.

[Ohne Datum.]

Ich schicke Ihnen hier, mein theurer Freund, die Verfügung, die an Ihre Deput. ergehen soll. Lesen Sie sie und zeichnen mir die Stellen an, wo Sie Abänderungen wünschen. Wir sprechen hernach darüber. Ich wünschte aber sehr, die Sache sehr schnell wieder zu haben. Sind Ihre Erinnerungen nicht tief in die Sache eingehend, so theilen Sie sie mir nur schriftlich mit. Müssen wir darüber reden, so sagen Sie es mir morgen früh mit einem Wort schriftlich. Ich bin morgen in Tegel, komme aber in die-

*) Scheint sich auf die im J. 1811 erschienene Uebersetzung von Aristophanes Wolken (v. F. A. Wolf) zu beziehen.

sem Fall, wenn es irgend möglich ist, zwischen 5 und 7 zu Ihnen. Leben Sie herzlich wohl. Wenn das Leben immer so fortdauerte, wäre es unerträglich. Man sieht sich nicht mehr. Allein mit der Ankunft meiner Familie wird es gewifs besser. Wir müssen den Tag ausmachen, wo Sie regelmäfsig, wenn Sie doch in der Stadt sind, mit uns essen. Von ganzem und innigem Herzen

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe diese Abschrift nicht durchsehen lassen können. Also verzeihen Sie Schreibfehler.

LXXXI.

Burgörner, den 3. Julius 1812.

Aus Burgörner, theurer lieber Freund, von wo aus ich Ihnen so oft schrieb, und wo mir Ihre Briefe ein so grofser Genufs waren, danke ich Ihnen für Ihren lieben, freundschaftlichen, ganz im alten Tone geschriebenen Brief vom 1. Mai, den ich, Gott weifs warum, mit seiner Beilage erst am 8. Junius empfing. Ich verliefs denselben Abend noch Wien, und so konnte ich Ihnen nicht mehr von dort aus schreiben. Aber Ihr Plato und Ihr Andenken bei dieser Gelegenheit, ja die ganze Art der Zueignung hat mich weit mehr, als ich es Ihnen beschreiben kann, gefreut. Auch in diesen Dingen haben Sie, mein Bester, ein nur Ihnen angehörendes Gefühl. Nur schäme ich mich, dafs der Leser verleitet werden kann, zu glauben, ich hätte wirklich Ihnen einige bedeutende Dienste geleistet, da ich Ihnen blofs auf sehr einfachem Wege leicht zu erhaltende Notizen mittheilte. Es ist unendlich schön, liebster Freund, dafs Sie zu einem so grofsen und wichtigen Werke zurückkehren,

und es wird Sie vieles um und neben Sich vergessen lassen. Ich habe auf der Reise die drei Gespräche von neuem ganz durchgelesen, auch nachher besonders ganze Stücke der Uebersetzung, und habe vorzüglich die letzte bewundert Was Sie in diesen Gesprächen am Text gethan haben, habe ich nicht , da ich keine andere Ausgabe zur Hand m h habe überall ohne allen Anstofs fortlesen n, was schon an sich zeigt, dafs Ihre Behandlung von Art ist, dafs sie den ungestörten Genufs möglich n Auch Druck und Papier sind sehr gut. — Ich bin in Burgörner, liebster Wolf, und habe nicht einn Tafel-, sondern höchstens eine Chiffonièren-Bibliothek, aufser Ihrem Plato, blofs einige Ungrische Bücher, da ich diese Sprache, auf die Sie wegen der Betonung sonst auch hielten, so ziemlich gelernt habe. Aber ich bin auch nur hier, Geschäfte und Rechnungen zu besorgen, und behalte kaum, da ich zugleich Besuche in der Nachbarschaft machen mufs, und andre empfange, ein Paar Stunden des Tages zu einer vernünftigen Beschäftigung übrig. Bis zum 17. bleibe ich noch hier, dann aber komme ich auf 8—10 Tage zu Ihnen nach Berlin, und hoffe Sie, trotz der Kürze meines Aufenthalts, doch recht viel zu sehen. Ich denke und schmeichle mir, Sie sollen ganz den Alten in mir finden, ich meine nicht blofs in herzlich liebevoller Gesinnung gegen Sie — denn in der habe ich sicherlich nie einen Augenblick gewankt — nein, sondern auch in Absicht der Dinge, die mich interessiren, und meiner Art sie anzusehen, den Alten, und da meine ich eigentlich den vor 1809. Denn das Gesandtengeschäft ist so locker und lose, dafs es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei grofse Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch. — In Carlsbad habe ich Göthe

gesehen, und 1½ Tage blofs mit ihm verlebt. Wir haben viel auch von Ihnen gesprochen. Ihre letzte Probe vom Aristophanes, für die ich Ihnen auch noch sehr dankbar bin, macht ihm erstaunliche Freude. Er kann nun erst den Aristophanes lesen und geniefsen. Mich hat vorzüglich die grofse Treue, und die Genauigkeit in der Nachbildung der Versmafse in Bewunderung gesetzt; die letzte könnte auch zur Verzweiflung bringen, wie ich gleichfalls fühle. Denn schwerlich wird es Ihnen irgend einer mit dieser Leichtigkeit nachthun. Nur ein wenig zu modernisirt finde ich Ihre beiden Uebersetzungen, allein ich weifs, dafs Sie darüber verschiedene Grundsätze haben. — Meine Frau ist Ihnen immer herzlich ergeben, und würde sich sehr freuen, wenn Sie einmal uns auf einige Wochen in Wien besuchten, was Sie leicht thun könnten. Wir leben dort eigentlich immer mit den Gedanken in Italien und haben im Grunde nur die Schwelle Deutschlands betreten. Noch mehr möchte ich Sie also dahin einladen. Denn wir kehren gewifs dahin zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen läfst. Allein ohne dafs man viel darüber sinnt, wird der Moment kommen, und wenn man also nur die Ueberzeugung festhält, dafs jede Aenderung vernünftigerweise dahin führen mufs, so ist das genug. Für jetzt bleibe ich noch gern einige Jahre in Deutschland, damit meine Töchter heranwachsen. Auch die Kleinen sprechen nunmehr geläufig Deutsch, obgleich das Italienische meist noch die Haussprache unter uns bleibt. Literärischen Umgang bietet mir sonst Wien fast gar nicht dar. In alter Literatur ist jetzt niemand da irgend bewandert, wenn ich etwa Schlegel abrechne, der doch aber auch eigentlich das nur nebenher treibt. Mit diesem gehe ich zwar um, allein unsre Ansichten sind so verschieden, dafs er wenigstens die Gewandtheit und Geneigtheit haben müfste, doch soviel,

als zur Bekehrung des Andern nöthig ist, von der seinigen abzugehen. Mit Adam Müller, der überdies nur vorübergehend in Wien ist, und nicht dort zu bleiben gedenkt, habe ich noch weniger Gemeinschaft. Er beschäftigt sich mit Staatswissenschaft und Politik, und hat eine so moderne Richtung, dafs unsre Wege sich nicht leicht begegnen. — Ich weifs nicl au Becker manchmal von meinem Bruder h w wohl, Sie hätten ihn bei seiner letzten enheit in Wien gesehen. Er denkt zwar auf ein eite Reise nach Tibet, allein nicht so eilig, als die u es chten. Denn er vollendet erst sein We a nd noch sind wenigstens 3 Quartbände Reiseb ag zu machen. Selbst mit seinem Fleifs und seiner wirklich rastlosen Thätigkeit braucht er gewifs 1½ Jahre dazu. Unter dem, was er neuerlich herausgegeben hat, dürften Sie am meisten die Monumens de l'Amérique interessiren, (die eigentlich den Atlas pittoresque der Reisebeschreibung ausmachen) weil in diesen manche Vergleichungen mit Aegypten und überhaupt der alten Welt vorkommen, vorzüglich eine Abhandlung über den Kalender der Mexicaner und die Zeichen des Thierkreises. Er beweist darin, meiner Meinung nach wirklich, dafs die Mexicaner ihren Kalender von Asien aus empfangen haben. — Zugleich mit ihm war ein gewisser Hase in Wien, über den Ihnen vermuthlich Becker geschrieben hat. Er besitzt eine ungemeine Fertigkeit im Griechisch-Sprechen, d. h. im Sprechen der Art Griechisch, die weder alt noch neu ist, und die eigentlich in Paris unter Coray entstanden ist und ausgebildet wird. — In etwas über 14 Tagen bin ich also bei Ihnen, liebster Freund. Ich freue mich unglaublich darauf. Leben Sie wohl, und nehmen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank und die Versicherung meiner liebevollsten Freundschaft an! Ganz der Ihrige Humboldt.

LXXXII.

Frankfurt, den 10. August, 1816.

Ich sehe zwar voraus, theurer Freund, dafs Ihnen dieser neue Agamemnon misfallen wird, und es thut mir recht eigentlich leid, indefs kann ich doch nicht umhin, ihn Ihnen zu schicken, und kann doch auch nicht ganz in das Urtheil einstimmen, was ich voraussehe, dafs Sie darüber fällen werden. Sie werden nemlich leicht den ältern Ausgaben den Vorzug einräumen, und ich sehe zwar wohl, dafs mehr als Eine Stelle anders seyn sollte, dafs auch das Ganze vielleicht zu sehr die Spur der Umarbeitung an sich trägt; aber wenn ich noch heute die Sache von neuem zu unternehmen hätte, würde und könnte ich es nicht anders machen. Wenn sich, wie es bei mir, in Absicht der Metrik, nothwendig hat der Fall seyn müssen, die Grundsätze des Uebersetzens gänzlich ändern, so kann man eine ältere noch unrichtiger gemachte Uebersetzung unmöglich mehr anerkennen. Nehmen Sie also meine Arbeit, als die eines alten Freundes, gegen den man nicht zu streng seyn mufs, mit Nachsicht auf, und wenn Ihnen hier und dort etwas aufstöfst, das nicht die gehörige Kunde verräth, so bedenken Sie, dafs ich zwar jetzt mehr Bücher, aber viel weniger freie Augenblicke habe, als zur glücklichen Zeit der Aulebenschen Tafelbibliothek, und daher vieles nicht so, als damals studiren und mir zu eigen machen kann. Meine Frau ist seit einigen Tagen hier, und wir haben schon viel mit einander von Ihnen gesprochen. Leben Sie recht wohl, und erhalten Sie mir Ihr Andenken. Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr

Humboldt.

LXXXIII.

[Ohne Datum. 1817?]

Herzlichen Dank für die Analecten. Ich habe die Elegie *) gleich gelesen, mufs mir aber einen Ovidius erbitten, da ich keinen habe.

Ich finde die Uebersetzung sehr schön und gelungen. Nur V. 22. hätte nothwendig geändert werden müssen. *„Welch'"* und *„Seit'"* in Einem Vers ist für ein nacktes Mädchen sehr hart, wozu noch in demselben Vers 10 ein-

---

*) Man vergl. Fr. Aug. Wolf's *literar. Analekten.* Erster Band II. S. 503 f. wo die folgende Uebersetzung der Ovidischen Elegie (*Amorum* I. 5.) steht:

Schwül war's einst, und es hatte der Tag sein Mittel vollendet,
Als auf's Polster ich hin streckte zur Ruhe den Leib.
Ein Theil nur war offen des Fensters, der andre verschlossen;
Also das Licht, wie es meist pflegt in den Wäldern zu sein.
So halbleuchtend erscheint, wann Phöbus entfliehet, die Dämm'rung;
So wann Nacht schon wich, aber der Tag nicht begann.
Solche Beleuchtung ziemt zu verleihn schamröthenden Mägdlein,
Wo Schlupfwinkel für sich hoffet die zagende Scheu.
Siehe, da kommt mir Corinna, des Leibrocks Gürtel gelöset;
Aber den schimmernden Hals decket das flatternde Haar;
Wie zum Gemache der Lust liebreizend Semiramis eingehn
Mochte, wie Laïs, vordem vielen der Männer geliebt.
Ich rifs ab ihr Gewand; zwar schadete wenig das zarte;
Gleichwohl rang sie mit mir über den Schutz des Gewands:
Und da sie rang, gleich einer, die nicht obsiegen mir wollte,
Wurde sie mühlos bald, selbst sich verrathend, besiegt.
Wie vor den Augen mir jetzt die der Hüll' Entkleidete dastand,
Nirgend schien ringsher über den Gliedern ein Fehl.
Schultern und Arm', ach, welche beschaut' ich, welche befühlt' ich!
Wie für den Druck fügsam waren die Blüthen der Brust!
Wie schlank untergeschmiedet dem schwellenden Busen der Leib auch!
Welch' und wie kräftig die Seit'! auch wie die Hüfte so rasch!
Einzelnes nennt' ich umsonst: nichts nicht lobwürdiges sah ich:
Drauf die Entkleidete fest drückt' ich mir gegen die Brust.
Wer nicht wüfste, was folgt! Kraftlos jetzt ruhten wir beide.
Möchte mir öfter des Tags Mittel, wie dieses gedeih'n.

silbige Worte kommen, da in unsrer Sprache auch das apostrophirte Wort einsilbig bleibt. — Eben so läfst sich V. 6. die Auslassung des Artikels bei *Nacht* um so weniger entschuldigen, als der *Tag* ihn hat. Auch die Imperfecta da kommen mir fremd vor. Ich zöge zwei Praesentia, oder bei der Nacht das Imperf. beim Tag das Praesens vor. Schamröthend kann wohl nie vor Scham erröthend heifsen. Das Verbum hat hier offenbar eine active Bedeutung. *Mägdlein* ist mir in allen Stellungen verhafst, doch mag das individuell seyn. V. 23. *Nichts nicht* ist sehr hart. Ich zöge vor: Nichts *unlobwürdiges*.

Gegen die Strenge der Hexameter habe ich viel, vorzüglich da das Stück so kurz ist, und mithin gröfsere Correctheit erlaubt. Ich gestehe aber auch, dafs meine Forderungen übertrieben seyn mögen, doch weifs ich aus Erfahrung, dafs man, indem man ihnen genügt, Hexameter machen kann.

Für's Erste würde ich keine Art Trochäus erlauben. Ich kann also V. 18. *Nirgend* nicht einmal toleriren, V. 17. *Hüll' Ent* —, V. 19. *beschaut' ich* ebensowenig, und nur ungern V. 7. *Beleuchtung*.

Dann kann, wenn man wirklich kunstreiche Hexameter machen will, im 4. Fufs die Wortcaesur nur folgendergestalt stehn:

— —
, — ⏑ ⏑ ,
— , ⏑ ⏑

Ich kann also nicht billigen V. 1. 3. 5. 11. V. 5. wird besonders matt, da nach *Fensters* ein Comma steht, und auch im dritten Fufs die gleiche Caesur ist.

Endlich mufs ich noch Folgendes bemerken:

V. 6. *Tag nicht be*gann — *nicht* verkürze ich nie.

V. 8. auf *sich* kann der Abschnitt im Pentameter

keine hinlängliche Ruhe finden; ebensowenig V. 14. auf *mir* und nur mit Mühe V. 20. auf *— sam.*

Gegen die starken Jamben im 1. Fufs V. 13. und 21. (obgleich diesem der Accent zu Hülfe kommen kann) möchten Einige Erinnerung machen. Ich billige sie aber gar sehr.

Dies nur zum Beweis meiner Aufmerksamkeit, und um die Ueberschick[illegible]ids einigermafsen zu verdienen. Ganz der

Ihrige,

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Vollendet br[illegible]he ich nie so. Es ist, was Vofs sagen mag, gegen alle Analogie. Zwei Verse in meinem Agamemnon, mit den Clytämnestra mit Agamemnon abtritt, halte ich für classisch für den Gebrauch dieses Worts.

LXXXIV.

[Ohne Datum. 1817?]

Sie wollen einmal, liebster Freund, dafs ich kritisiren soll, auch ohne es besser machen zu können. Also will ich mit völliger Freiheit sprechen.

V. 1. stört mich das *einst*. Es stellt den Vorfall in die Vergangenheit. Das Lied ist aber viel hübscher, wenn es gleich danach gedichtet ist.

Der Tag sein Mittel ist auch etwas schwer. Die mittlere Stunde wäre natürlicher.

V. 6. Ich komme auf die Imperf. zurück. Die Praet. des Textes können bei uns nur Praes. seyn.

V. 10. ist diuiduus nicht durch flatternd zu geben. Ich hätte vorgezogen

— deckt das sich theilende Haar.

V. 11. Warum thalamos, Gemache der *Lust?* was nicht edel ist. Ich würde Gemache der *Braut* sagen. Erst dann ist die Art Gegensatz mit Lais hübsch, der im Text um so mehr gefällt, weil es ist, als fände der Dichter doch in Semiramis eine zu königliche Vergleichung für Corinna. Auf Semiramis Hoheit wird auf jeden Fall angespielt, was auch in formosa (dem edleren Wort, wofür *liebreizend* nicht gut ist) liegt. Corinna verbindet Sem. hohe Schönheit und Lais leichten Reiz. Vielleicht wäre für formosa *reizstrahlend* zu brauchen.

V. 12. *Vordem* steht blofs des Verses wegen, und schadet der Wirkung des Sinnes.

V. 14. Gegen diesen Vers habe ich sehr viel. Das *illa* (gegen rara) ist gar nicht ausgedrückt. Man streitet *über*, aber man ringt *um* eine Sache; der *Schutz* ist ein abstractes Wort, was nicht hieher pafst. Da ich das Wörtliche auf Gefahr des Prosaischen liebe, würde ich sagen:

bedecket
Dennoch mit diesem Gewand rang sie bedeckt noch zu seyn.
in dieses die Glieder zu hüllen
um dieses Gewands Hülle noch rang sie mit mir

So wird auch das *mir* vermieden, wovon noch nachher.

V. 19. Die eigne Schönheit von lacertos ist unübersetzbar. Brachia mahlte nicht so die Stärke. *Arm' ach!* misfällt mir. *Ach* ist ein Behelf, und die Elision des Pluralzeichens immer unangenehm für mein Ohr. Dann bringt die Wiederholung von *welche* eine Schiefheit in die Phrase. Es ist einem, als wären es nicht dieselben Arme. Der Text hat das nicht.

V. 20—22. Hiergegen habe ich sehr viel, aber es ist auch unmöglich, hier das Original zu erreichen.

V. 20. *Blüthen* der Brust ist eine Verschönerung des Originals, und keine glückliche. Forma und premi haben

einen piquanten Contrast, weil eigentlich die Gestalt sich nicht drücken läfst, wie die Lateiner so oft so spielen; aber das Spiel ist hier am rechten Ort, da nur eine papilla apta premi eine schöne Form hat. Lieber als *Blüthen* hätte ich *Knospen*, es zeigt mehr das erst Werdende, nicht Gewordene. *Apta* premi ist ein zweisinniges Wort, die Brust läfst sich drüc st nic Marmor, aber man drückt sie auch gern, t zum Druck ein, weil sie im Druck auch widerstel s Elastische ist so gemahlt. *Fügsam* drückt blofs das Erste aus, l er sind die meisten Brüste dem Druck nur allzu fügsam. letzt mein Versuch:

Die Umrisse der Brust wi inladend zum Druck!
ufstrebend beim

V. 21. zweifle ich, dafs der Deutsche Leser merkt, dafs vom Bauche die Rede ist. Das *schlanke* ist immer *schmal*, der Bauch mufs *flach* seyn, aber er kann nicht ohne eine gewisse Breite bestehen. Castigatus ist gar nicht ausgedrückt. Ich schlage vor:

Wie keusch unter dem zart schwellenden Busen der Leib.

Keusch kann sehr gut ohne die moralische Nebenbedeutung gebraucht werden.

V. 22. weifs ich gar nichts Besseres zu finden. Nur nähme ich statt *kräftig* — „mächtig". Es geht in dieser Stellung auf den Raum, die Ausdehnung und hier ist auch fürs Auge gedichtet. Kraft ist intensiv.

V. 23. Gegen *nichts nicht* nehme ich meine Bemerkung zurück. Es ist ein Unglück, dafs es schlimm klingt. Aber nil non läfst sich nicht anders geben.

V. 25. was *folgt* ist zu deutlich und kommt der Zartheit von Caetera nicht gleich. Wer *wüfste* schadet der Einfachheit. Wer weifs das Uebrige nicht? *Kraftlos?* man ist wohl müde, aber nicht gleich kraftlos.

Im Metrischen sind wir in den ersten Grundsätzen verschiedener Meinung. Ich nehme an:

1. Die Geltung der Silben in Versen mufs gerade so genommen werden, wie man diese Silben in Prosa lesen würde. Das Lesen von Versen kann nicht die Geltung, sondern nur das Herausheben der an sich vorhandenen Geltung hinzuthun.

Nun lese ich in Prosa:

Wo Schlupfwinkel für sich hoffet offenbar so, dafs ich von *Winkel* bis *hoffet* weder eben anhalte, noch einen Ton lege. Dagegen lese ich:

aber den schimmernden Hals decket

offenbar, auch in Prosa, mit Gewicht auf *Hals*. In Prosa lauten daher beide Stellen verschieden. Wie sollen sie nun beide im Pentameter auf dieselbe Weise stehen können. Die Anwendung der griechischen Enclisis kann mir hier nicht genügen. Ist in *mit mir* das Pronomen nicht enclitisch, so sage ich blofs, dafs eine so schwache Betonung zum Abschnitt des Pentameters nicht hinreicht.

2. Die Länge und Kürze richtet sich einzig nach dem Silbenaccent. Daher ist *Hund* bestimmt lang, *und* bestimmt kurz, und kann nie lang seyn. Die Buchstabenstellung und Natur kann nur (mufs aber) als Correctiv angewandt werden, um manche wirkliche Kürze ungern kurz, und manche Nicht-Länge als lange Mittelzeit zu brauchen. *Ent*kleidet kann nie als lang angesehen werden. Ich sage nie ich kleide mich *ent*, und die Consonanten thun nichts. In antworten ist ein andrer Grund.

3. Man sollte mittelzeitige Silben nie als Nothbehelf brauchen, um unvollkommene Versfüfse zu machen, sondern nur da, wo das Versmafs Länge und Kürze erlaubt, aber da sie suchen. Im Hexameter also nur in der let-

ten und, jedoch mit Geschmack, der ersten Silbe. Sonst sollte man die mittelzeitigen immer kurz seyn lassen, blofs mit Ausnahme der wenigen, die sich nicht ohne Mühe kurz aussprechen lassen, wie *auch, durch.*

Will man aber die mittelzeitigen Silben zu unvollkommenen Spondäen benutzen, so ists immer besser, ihnen den ersten Platz in dem Fufs zu geben. Denn da der dactylische Rhythmus so ein absteigender ist, so sinkt die Mittelzeit in der letzten Stelle ganz. Daher zöge ich vor

Wenn Krankheit ch befällt cet.

folgenden:

kheit naht cet.

Endlich, will man einmal sich die Sache erleichtern, würde ich doch dieselben Mittelzeiten immer lang und andre immer kurz brauchen. Wenn aber V. 17. *Hüll' Ent* ein Spondäus ist, wie kann *Darauf die Ent* V. 21. ein Dactylus seyn?

Dafs man nun hiernach keine Hexameter und Verse jeder Art machen könnte, läugne ich. Man mufs sich nur gewöhnen, dies als unverbrüchliche Regel anzusehen, so findet sich die Lust und die Phantasie schon einen Ausweg.

An die Orthographica gehe ich, sobald ich kann.

Ihr

H.

LXXXV.

[Ohne Datum. 1817?

Ich weifs nicht, in welcher Zerstreuung ich heute illa in der Elegie auf tunica bezogen habe, da es der Nominativ ist. Ich bitte, diese und vielleicht andre Irrthümer zu verzeihen. Ich schrieb unter lauter heterogenen Störungen.

H.

LXXXVI.

22. Novbr. 1819.

Sie werden, liebster Freund, den Nonnus erhalten haben. Auch mir thut es ungemein leid, dafs wir uns gar nicht sehen. Sie finden mich aber, aufser Donnerstag und Freitag, fast ohne Ausnahme, zwischen 6 und 8 Uhr Abends, und wenn man einen Menschen in öffentlichen Geschäften besucht, so läuft man nicht immer Gefahr *in publica commoda* zu pecciren, sondern es hat oft den Vortheil, dafs man *publica incommoda*, die in der Geburt sind, verhindert, oder doch verspätet.

Sie nehmen an allen grammaticalischen Minutiis Theil, und haben Geduld mit schlechten Manuscripten. Darum schicke ich Ihnen zwei Englische, von mir gemachte Aufsätze über die Englische Aussprache.

A. ist fertig, mit meinem Sprachmeister, der ein genauer Forscher und Kenner war, durchgesehen, und hat eine Art Vollendung.

B. ist angefangen, durch meine Abreise unterbrochen, und mein Sprachmeister hat es nie gesehen. Es sind blofs meine Ideen. Nur da ich immer bei ihm Stunde genommen hatte, habe ich Grund zu glauben, dafs das Material, die Aussprache der einzelnen Worte, sehr richtig ist. Wäre der Aufsatz fertig geworden, so hätte er Verdienst gehabt. Das System der accentuirten, dunkeln und gleichgültigen Silben, was von meinem Sprachmeister herrührt, ist in keinem Englischen Buche so klar und bestimmt aus einander gesetzt, und die Theorie der Accentuation, die von mir ist, auch in keinem so auf die Etymologie, auch aus Deutscher Sprache, gegründet.

Ich lege ein Aussprache-Wörterbuch bei, was Sie vielleicht nicht selbst haben, und welches das beste ist.

Alles erbitte ich mir gelegentlich zurück. Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, und erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihre Liebe.

Humboldt.

VII.

(Ohne Datum. 1820?)

Ich bedau[illegible]reund, Sie nicht zu sehen. Ich gehe aber [illegible]en der Sonntag nach Tegel. Für das [illegible]nte meinen herzlichen Dank. Sie erhalt[illegible]ger und 6 Hefte des Thesaurus auf so [illegible]wollen.

Ich lege auch ein Ihnen gewifs unbekanntes opus*) bei. Ich machte diese Kleinigkeit zum Spafs als ich im vorigen Sommer am 2. Julius wieder einzuheizen anfing, und schickte sie meinem Bruder, da ich ihm am nemlichen Tage schrieb. Er hat sie, ohne mein Wissen, drucken lassen. Ich habe sie niemandem gezeigt, weil man glauben könnte, *ich* legte Werth auf die Kleinigkeit. Ganz heimlich wird sie nicht bleiben, da er einigen Personen Exemplare geschickt hat. Doch bitte ich Sie, sie nicht zu verbreiten. Es ist mir lieber, wenn man es nicht weifs. Nur unter uns können wir ja harmlos über die Silben (die ich immer ohne y schreibe, weil die Deutschen sie einmal sehr passend wie die Milben behandelt und sich zu eigen gemacht haben) darin mit einander dissertiren.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

---

*) Wahrscheinlich das 1820 zu Paris als Manuscript für Freunde gedruckte Gedicht: „An die Sonne" s. die vorlieg. gesammelten Werke. B. I. S. 359. f.

LXXXVIII.

[Ohne Datum. Tegel, 1824?]

Ich bin in der Tegelschen Einsamkeit, liebster Freund, und nahe mich Ihnen mit einer Bitte, die sehr leicht zu erfüllen ist, aber mir am Herzen liegt.

Ich besitze einen antiken Brunnen i. e. eine marmorne, mit einem Basrelief, einem Bacchanale versehene Brunneneinfassung, die ich in Rom aus der Kirche S. Callisto gekauft habe, und in der, der Tradition zufolge, der Heilige den Märtirertod gebüfst hat.

Dieser Brunnen soll hier aufgestellt werden, und ich wünschte eine lateinische Inschrift am Postament zu haben, welche blofs sagt, dafs diefs der eben beschriebene Brunnen ist.

Um diese Inschrift *) bin ich so frei, Sie, liebster Freund, zu bitten. Damit Sie nicht die Mühe haben, die historischen Umstände nachzusuchen, lege ich das angefügte Blatt bei.

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mich recht bald mit einer Antwort erfreuen, die ich Sie bitte nur in meinem Hause abgeben zu lassen. Herzukommen kann ich Ihnen nicht zumuthen, zu falben Blättern, einer unbedeutenden Tafelbibliothek und absoluter Einsamkeit. Der Brunnen soll noch diesen Herbst aufgestellt werden, und ich darf daher wohl um baldige Antwort bitten.

Von Herzen der Ihrige

H.

*) Man vergl. den folgenden Brief.

LXXXIX.

[Ohne Datum. Tegel, 182

Her ichen Dank, theurer Freund, für die Inschr die ich v rtreflich finde. Vielleicht aber bringen wir noch das *demersus* hinein. Denn dafs zur Zeit der tränkung se nen e Einfassung da war, ist nigstens ist mir nachher eingefallen, daf Sache d ichrift ei germafsen, als ein Kircher beurkund r st doch wichtig zu wissen der Brui la Ze gestanden hat.

Ihr rzlich willkommen seyn. wissen, haben, und werden sich getäuscht finden. Einige nova kann ich Ihnen doch viell geben, eine Ausgabe der Eumeniden und Choephoren einem gewissen Schwenck, auch einen Callimachus in I schen Hexametern et cet.

Sonntag bin ich wieder in der Stadt und bleibe

---

*) Bezieht sich auf eine von Wolf entworfene Fassung der In für die zur Zeit im Schlosse zu Tegel aufgestellte antike neneinfassung. Der erste Entwurf von Wolfs Hand lautete

Puteal sacra Bacchica sistens, idem, in quo S. Callistus a. CCXXIII. martyrium passus fertur, ex eiusdem C aede Romana huc devectum.

Für die Ausführung hat Wilh. von Humboldt die folgende sung gewählt:

PVTEAL. SACRA. BACCHICA. SISTENS. IDEM. ILLVD. IN. AD. MARTYRIVM. PATIENDVM. CIRCA. A. CCXXIII. S. CALLI DEMERSVS. TRADITVR. EX. EIVSDEM. S. CALLISTI. AEDE. RO EMPTIONIS. IVRE. HVC. DEVECTVM.

Eine andre im Autographo von Wolf uns vorliegende Red weicht von diesem Texte mehrfach ab:

Puteal . . . patiendum anno Chr. CCXXIII. . . . . Ro Transtiberina emptionis iure huc devehendum reponer que curabat G. de H.

Sobald ich kann suche ich Sie selbst auf. Mit herzlicher und dankbarer Freundschaft der Ihrige

H.

[*Nachschrift.*] Dienstag Abend. Ueber Hirt und das Gymnasium habe ich sehr lachen müssen. Aber auch mir will die Inschrift am Theater gar nicht ein. Wir sprechen einmal mündlich darüber.

XC.

[Ohne Datum. (Berlin, 3. Jul. 1821?)]

Ich habe gestern bei Ihnen, liebster Freund, hinterlassen, daſs ich heute früh zu Ihnen kommen würde. Das kann ich leider nicht, weil ich zu Prinz Wilhelm gehen muſs, dessen Geburtstag heut ist. Ich komme aber, wenn Sie erlauben, heute um 6 Nachmittags.

Ich möchte Sie noch um einen Rath über meine Schrift bitten. Der Titel soll zum Meſscatalogus abgehen, und ich bin über diesen Titel in einiger Verlegenheit. Ich lege Ihnen vier verschiedene bei. Der doppelt angestrichene ist der, welchen ich vorziehe. Ich wünschte aber zu wissen, welcher Ihnen der angemessenste schiene, oder ob Ihnen ein fünfter besserer einfiele. Die Vaskische Sprache kann nicht herausbleiben.

In Tegel war das Wetter allerdings nicht lieblich. Indeſs ist es nie so schlimm auf dem Lande, als in der Stadt, und ich bin täglich zweimal spazieren gegangen. Immer aber muſs man ein entschiedener Landliebhaber seyn, um es in dieser Jahreszeit zu besuchen. Ich habe viel Sanskrit getrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCI.

[1823. etwa Februar.]

Sie haben von mir, liebster Freund, eine Ausgabe Coray's, welche Aelians var. hist. nebst andern kleinen Schriftstellern enthält; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir diesen Band zurückschicken könnten. Obgleich ich glaube, dafs mein Bruder Ihnen schon selbst seine neuliche Vorlesung gegeben hat, lege ich doch ein Exemplar bei. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Stellen der Alten über Vulcane nachgesehen. Haben Sie wohl darauf Acht gegeben, dafs in denselben πηλὸς, auch ohne das Beiwort διάπυρος, schlechterdings nichts anders ist, als Lava? Schneider bemerkt es im Wörterbuch nicht. Obgleich es eigentlich den mechanischen Gesetzen entgegen ist, dafs zwei Leute zusammen kommen, die nicht ausgehen, so hoffe ich doch, Sie recht bald zu sehen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCII.

Tegel, den 15. Sept. 1823.

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, mit meinem herzlichen Dank den Hermes zurück. Ich habe den Aufsatz *) über Aristophanes mit grofsem Interesse gelesen, allein befriedigt hat er mich doch nicht ganz.

Dafs man Vofs endlich einmal sagte, dafs er wirklich, und recht absichtlich untreu ist, war sehr gut. Allein der Rec. fertigt ihn zu kurz ab. Die Untreue hätte in allen ihren Abarten und besonders auch an feineren Beispielen gezeigt werden sollen. Dann aber hätte man auch gerechter seyn müssen. Auch im Aristophanes giebt es Stellen,

*) Vergl. „Hermes. Erstes Stück für das Jahr 1823." S. 1—60.

und grofse, wo die Uebersetzung wirklich die gerügten Fehler nicht hat, und im höchsten Grade gelungen ist.

Mit der Idee des Komischen scheint mir der Vf. noch lange nicht im Reinen zu seyn. Er legt es, wie es scheint, in die Beleuchtung der menschlichen Beschränktheit von dem Standpunkte einer höheren Freiheit aus. S. 10. 59. Das ist aber sehr dunkel, und schwerlich erschöpfend. Das Komische schiene demnach nur das Fehlerhafte zum Stoff zu haben, und kann man nicht Alles, auch das Erhabenste, komisch behandeln?

Mich dünkt, man könnte sich, weniger metaphysisch, an zwei Dinge halten, dafs Lachen erregt, und auf eine idealische Weise erregt werden sollte. Was zum Ersteren gehört, kann man sogar aus der eignen Erfahrung, wenn man mit witzigen Menschen umgegangen ist, oder selbst Witz besitzt, entnehmen. Es giebt darin gewisse allgemeine Kategorieen, die von Aristophanes bis auf uns immer dieselben geblieben sind. Das Idealische tritt auf eine doppelte Weise ein, so dafs das Lachen aus dem gemeinen Kreise der blofsen Zufälligkeit gehoben, und so erregt werde, dafs es immer, auch in den ernstesten Momenten, so wie nur der Gedanke daran zurückkehrt, auch wiederkehren, und wirklich das Höchste und Tiefste im Menschen berühren mufs, und zweitens so: dafs, da das Lachen eine scheinbare Auflösung der Würde des Menschen ist, diese Würde auf einem andern Wege wieder gewonnen, oder vielmehr gerettet werde, wozu z. B. die bei Aristophanes so merkwürdige strenge Kunstform der Dichtung sehr viel thut.

Die wahre Gröfse des Aristophanes scheint mir der Vf. des Aufsatzes doch nicht zu fühlen. So weifs er nicht mit dem Ernst, gerade dem Göttlichsten, darin fertig werden zu können, und der Chor dient, nach ihm, bisweilen nur

statt des Vorhangs. Die Natur und Kraft der Parabasen, des wesentlichsten Theils der alten Komödie, der schon in der mittleren mangelte, verkennt er ganz, wenigstens finde ich keine Stelle, aus welcher das Gegentheil hervorginge.

Er scheint überhaupt komische und Lachen erregende Dichtung für Eins zu halten, und von einer ganz ernsten Komik, in der gar nicht gelacht würde, sondern deren Charakter blofs Gröfse, Ruhe und Heiterkeit wären, gar keinen Begriff zu haben. Hat man aber den nicht, kann man auch nicht füglich das Kunstmäfsige in der Lachen erregenden Kraft begreifen.

Wie ich immer das Komische einzusehen geglaubt habe, so ist der Grundbegriff desselben die Entfernung alles Pathetischen. Darum steht die komische Dichtung wirklich höher, als die tragische, weil das Pathos, auch an der rechten Stelle, doch eine Beschränkung ist, insofern es nemlich auf das Grofse einen Werth und Accent legt, da die noch höhere Gröfse sie als etwas Naturgemäfses und das sich von selbst versteht, betrachtet. In diesem Sinn kann das Komische, ohne alle Beimischung des Lächerlichen ausgeführt werden, aber solche Art der Dichtung würde natürlich nur einen sehr kleinen Umfang haben.

Dem Lächerlichen ist mit der Entfernung des Pathos der Weg gebahnt. Es geht nun aber einen Schritt weiter, und abstrahirt auch von der wirklichen Gröfse der Dinge, von ihrem innern Werth, ihre äufsere Wichtigkeit, und es giebt mithin keinen Gegenstand, den es nicht erreicht. Es treibt auch mit der Verrückung des Pathos sein Spiel und leiht dasselbe Dingen, auf die es durchaus nicht pafst.

Allein die wahrhaft komische Kraft, ohne alles Lächerliche, mit strengem und richterischem Ernst, aber ohne alles Pathos, ist, neben dem Scherz und Witz, in Aristophanes im höchsten Grade und hinreifsender Schönheit vor-

handen, da wo er geradezu über die thörichte Verwaltung, die grobe Sittenlosigkeit spricht. Gerade die Abwesenheit des Pathos vermehrt da die Stärke und die Ueberzeugung der Wahrheit; die Kunst aber ist, diese Stellen auf der Höhe der Dichtung zu erhalten, und nicht zu prosaischer Ermahnung herabsinken zu lassen. Dies nun thut Aristophanes hie, und das liegt nicht bloſs in Sprache und Versbau, sondern darin, daſs er aus dem Tiefsten und Edelsten des Menschen in kernigen Worten heraussprechend, wieder das Tiefste und Edelste in Bewegung setzt. Er nähert sich in diesen Stellen allerdings der Wirklichkeit. Aber die komische Dichtung muſs dieſs nothwendig; ihre Gebilde haben, eben weil das Pathetische entfernt ist, nichts, was an sie allein fesseln kann, man muſs von ihnen aus auf etwas anderes übergehen; die Wirklichkeit wird aber zu etwas Idealischem durch die Behandlung, und je mehr Aristophanes den vollen Athenienser zeigt, desto stärker empfinden wir, was sich in einer menschlichen Brust, in allen Zeiten und Ländern ungöttlich regt, und sich göttlich regen sollte.

Eine andere Art ernster Stellen in Aristophanes und fern von allem Lächerlichen sind die lyrischen Chorstücke, wenigstens viele derselben, vorzüglich schöne in den Vögeln. In ihnen herrscht nun der ruhige und heitere Glanz, von dem ich eben sprach, und da der Leser durch das Ganze allem Pathos fremd gestimmt, oder gewöhnt worden ist, mit einem falschen Pathos zu spielen, so machen diese wahrhaft pathetischen einzelnen Stellen nun einen desto reinern Eindruck erhabener Dichtung.

Ich glaube nie, daſs es unter uns und in unserer Sprache einen Aristophanes geben könnte und würde, wenn es auch gar keine Censoren, noch Polizeibehörden gäbe. Man sollte nach dem Schluſs des Aufsatzes denken, daſs es nur an

diesem läge, dafs man keinen Aristophanes hätte; aber dar
sind diese Unglücklichen, meines Erachtens, sehr unsch
dig. Um soviel schwerer und gröfser die komische Di
tung, als die tragische ist, um soviel ist auch Aristophar
für mich gröfser, als die Tragiker der Griechen. Wir v
nigstens haben in ältern und neuern Dichtern kein B
spiel, dafs ve den hätte, mit der zügelloses
Freiheit a zu n, wodurch in der sittlich
Welt eins ngen wird, sich dem andern unterzuo
nen, und wieder im Ganzen seine Dichtung, bl
durch ihre lt, den entfesselten Gewalten soviel wa
hafte und e sittliche Haltung zu geben. Bei
aber mufs n zusammenkommen. Ohne das l
stere wirkt er nicht als Komiker, ohne das Letztere ni
als Dichter und Künstler.

Leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir
freundschaftliches Andenken. Mit der herzlichsten Anhä
lichkeit der Ihrige

Humboldt.

XCIII.

[Ohne Datum.

Wir haben uns in unendlich langer Zeit nicht gesel
liebster Freund, und ich mache mir oft Vorwürfe, dafs i
Sie nicht öfter aufgesucht habe. Allein ich bringe, in m
ner jetzigen Lebensweise, den Sommer unter vielen Z
streuungen und entfernt von Büchern zu, und so hef
mich der Winter dermafsen an meinen Schreibtisch, d
ich ihn wirklich, ein Paar Abendstunden ausgenommen, n
mals verlasse.

Heute habe ich eine grofse Bitte an Sie. Meine Arb
über die Urbevölkerung Spaniens ist seit einigen Woch

vollendet. Da ich aber früher einmal ausführlich mit Ritter davon gesprochen hatte, so theilte ich ihm die Handschrift mit. Er meint, dafs die bisher sehr dunkle Materie der Urbevölkerung des Westlichen Europas, und die Fragen über die Celtische Sprache, und der Zusammenhang einiger neuern mit ihr, dadurch sehr aufgeräumt seyen, dafs der Weg gezeigt sey, wie man den von mir nur von einer Seite her behandelten Stoff erschöpfen könne, und dafs die vernichtige Methode, die ich gewählt, sich auch zur Nachahmung bei andern Untersuchungen gleicher Art empfehle. Er rathet mir also sehr zur öffentlichen Bekanntmachung.

Ehe ich aber zum Druck schreite, oder ihn auch nur fest beschliefse, wünschte ich unendlich, dafs Sie die Handschrift eines Blickes würdigten. Ich bin weit entfernt, Ihnen die Mühe einer eigentlichen Durchsicht zuzumuthen. Allein ein Urtheil im Ganzen werden Sie fällen können, wenn Sie einige §§. aufmerksam lesen, und in andere hineinblicken. Dafs Sie dies thun und mir Ihr Urtheil freimüthig sagen mögen, ist Alles was ich wünsche und warum ich Sie mit Vertrauen auf Ihre alte Freundschaft bitte. Das Inhaltsverzeichnifs wird Ihnen eine Hülfe seyn, das auszuwählen, was Sie füglich überschlagen können.

Leben Sie herzlich wohl! Mit alter und unveränderter Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

XCIV.

[Ohne Datum.]

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihre gütige Auskunft. Lobenstein ist Fürstlich Reufsisch und ein solcher Hofrath ist also vermuthlich der Reichard. Mit Ihrem unterstrichenen Reichar*dt* haben Sie mich ordentlich erschreckt, da ich den Mann immer ohne *t* habe drucken lassen. Allein auf der Karte heifst er Reichardi orbis antiquus cet. Läfst

also der Mann sein *t* aus Höflichkeit für das Lateinische weg, so wird er es auch nicht übel deuten, wenn man es Deutsch nachmacht.

Dafs Sie die Urbewohner lesen, darnach habe ich gar keine Sehnsucht. Vorher hätte ich es sehr gewünscht, aber nachher erscheint die Kritik immer furchtbar, und ich habe gar keine gute Ahndungen für dies opus. Allein Alles hat seine Schicksale, und ich konnte wirklich das Schicksal von diesem, wie sonderbar es klingt, nicht ändern. Nun bleibt nur die Resignation übrig. Doch sollen Sie ein schönes Exemplar haben. Leben Sie herzlich wohl! H.

XCV.

[Ohne Datum.]

Erlauben Sie mir, liebster Freund, noch eine Frage, auf die ich gern vor meiner Abreise Antwort hätte.

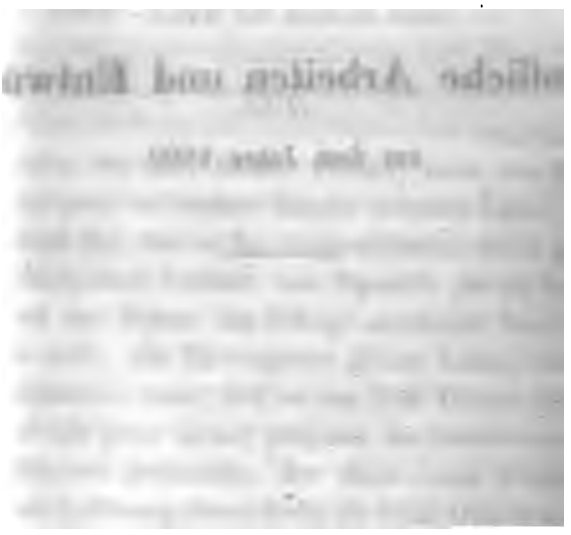
Glauben Sie, dafs in der eingezeichneten Stelle p. 357. des miterfolgenden Diodors man *Ὀρισσῶν* als ein Indeclinabile und den Namen des Königs annehmen kann, wie, soviel ich weifs, alle Herausgeber gethan haben, oder ob man voraussetzen mufs, dafs es ein Volk Orisser gegeben habe, und dafs jenes nomen proprium der Genitiv sey. So hat es Mannert genommen, der ohne einen Zweifel zu äufsern, mit Anführung dieser Stelle, ein Volk: Orisser angiebt.

Es versteht sich, dafs man alsdann *τοῦ τῶν Ὀρισσῶν βασιλέως* lesen müfste, wie Mannert auch vermuthlich vorausgesetzt hat.

Es fragt sich nun, ob man dies thun ***mufs***, oder ob solche barbarische Namen, wie es mir scheint, nicht auch als indeclinabilia gebraucht werden. Bei einigen Jüdischen ist das offenbar. Was nun hier auffällt, ist die scheinbare griechische Endung. Leben Sie herzlich wohl! H.

Amtliche Arbeiten und Entwürfe

aus dem Jahre 1809.



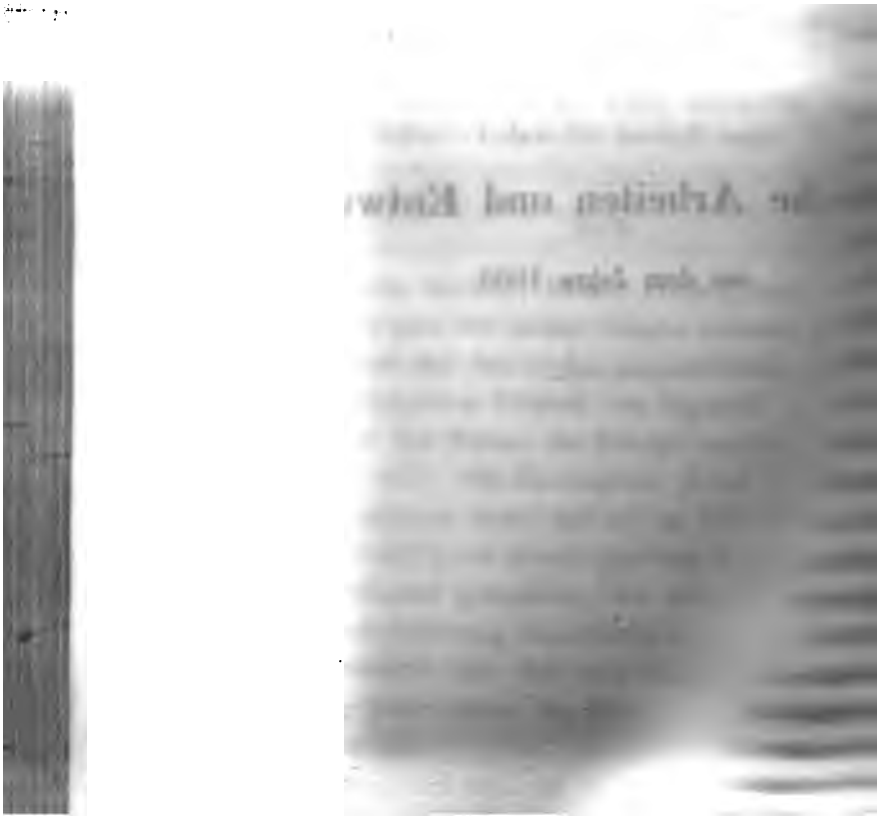
I.

Ueber geistliche Musik.

(An des Königs Majestät am 14. Mai 1809.)

Man hat oft und mit Recht geklagt, dafs der Einflufs zu wenig benutzt würde, welchen die Musik auf den Charakter und die Bildung einer Nation ausüben kann und man mufs gestehen, dafs dieser Vorwurf bisher auch die Preufsischen Staaten traf. Es ist sogar auffallend, dafs die Tonkunst allein von dem Wirkungskreis der Akademie der Künste ausgeschlossen war und doch ist es unleugbar [1]), dafs sie schon darum mehr als jede andere auf die Gemüther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken fähig ist, weil sie einen wesentlichen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmacht.

Auch hat von der Vernachlässigung der musikalischen Institute der Gottesdienst am meisten gelitten. Einsichtsvolle Religions-Lehrer haben dies öfter bemerkt und nach dem Zeugnifs der Tonkünstler mufs auch die Musik nach und nach auf Abwege gerathen, wenn sie nicht mit der Zeit wieder mehr zu dem ernsthafteren und feierlicheren Kirchenstile zurückkehrt [2]).



chster Ein-
ı erstrecken
t von selbst
lichen Theil
lann gehörig
ieschäft voll-
r vorbereitet
enutzung des
fse sich viel-
jetzt ahnden
kirchen durch
eingeführten
lse entgegen-
der in Berlin
veckmäfsigern
die Universität
gänglich noth-
enigsten in der
g nur den Ver-
gelafsen werden
für dieselbe em-
n Grad der Cultur
en berechneten Vor-

erbundene Musik würde
lusik-Behörde sein, und
gewifs gänzlich mit dem
uen Städte-Ordnung überein.
ichtige Sache endlich ist die Be-
en Schulen. Einige der gröfsern ha-
lusik-Unterricht; allein er ist weder
nlänglich, und die Schul-Directionen
ihrer bisherigen Verfafsung vielen Mis-

bräuchen unterworfenen Singchöre zu entledigen gesucht. Die Misbräuche der Singchöre aber lassen sich abstellen, und dafs vorzüglich die öffentliche Erziehung der Musik nicht entbehren kann [3]), ist unleugbar.

Der Mann, welcher sich meines Erachtens am meisten dazu schickt, eine solche Musik-Behörde auszumachen oder, wenn man ihr [illegible]icht künftig einen oder den andern Gehülfen zuor[illegible] an ihrer Spitze zu stehen, wäre eben der Zelter, w[illegible]n ich zur Anfertigung des anliegenden, freilich nur fl[illegible]skizzirten Entwurfes veranlafst habe und von dem [illegible]noch eine zweite meinem Urtheile nach sehr gute Ar[illegible]hnlichen Inhalts beifüge. Er ist ein Mann von un[illegible]nem Charakter und ein geschickter und gründlicher Tonkünstler, und hat an der Sing-Akademie bewiesen, dafs ihm die Gabe zu bilden und zu dirigiren eigen ist. Er hat sich überdies viel mit dem Studium des Volks-Charakters und der Mittel auf denselben zu wirken beschäftigt. Bei Errichtung einer Universität könnte er auch als theoretischer Lehrer der Musik äufserst nützlich gebraucht werden.

Ich wage es daher, bei Ew. Majestät allerunterthänigst darauf anzutragen: 1) eine eigene Musik-Behörde durch Errichtung einer Professur der Musik bei der Akademie der Künste zu stiften. 2) Diese Professur und die Aufsicht über die gesammte öffentliche Musik, jedoch fürs erste nur in Berlin, dem etc. Zelter mit einem angemessenen Gehalte zu verleihen, 3) mir aber Auftrag zu ertheilen, dies bei der unter der Section des öffentlichen Unterrichts stehenden Akademie der Künste einzurichten, und mit nothwendiger Schonung aller übrigen dabei eintretenden Verhältnisse alles bald möglichst in Gang zu setzen, um dieser Musik-Behörde die gehörige Wirksamkeit zu verschaffen. Ich bemerke nur noch, dafs der etc. Zelter, welcher von

wahrem und lebendigem Eifer für sein Fach beseelt ist, es sich gern gefallen lassen wird, wenn ihm auch sein Gehalt für jetzt nur bestimmt, aber erst in 3 bis 6 Monaten wirklich angewiesen werden könnte, und dafs ich indefs auf Mittel denken würde, dasselbe wo möglich auf eine Ew. Königl. Majestät Kafsen nicht zur Last fallende Weise ausmitteln.

Der erste Entwurf dieses Antrags enthält noch die folgenden, später getilgten Stellen:

1) und doch ist es unleugbar, dafs, besonders in unsern nördlichen Gegenden, wo die bildende Kunst mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Musik vorzugsweise vor dieser fähig ist, tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken. Da sie sich unmittelbar an das Gefühl wendet, und nicht erst bestimmt gebildete Begriffe oder mühsam erworbene Kenntnisse fordert, um in ihrer Kraft und Fülle empfunden zu werden, sondern das rein Menschliche, das auch die niedrigsten, nur nicht geradezu verbildeten Stände in sich bewahren, ihr von selbst willig entgegenkömmt, so ist die Musik ein natürliches Band zwischen den untern und höhern Klassen der Nation, und dies ist es, wodurch ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es ist, alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so grofsen und mächtigen Einfluſs verschaft.

2) so wie es allen Künsten verderblich und wohl der Grund ihres Verfalls in der neuern Zeit ist, wenn sie sich von dem einzigen Gegenstand entfernen, welcher alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt, sie regelmäſsig und in gröſserer Anzahl versammelt und gleich nahe mit den Gefühlen, welche sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, welche sie durch ihr Gemüth an etwas überirdisches knüpfen, verwandt ist.

3) entbehren kann, theils um der sonst so leicht einreifsenden Rohheit entgegen zu arbeiten, noch mehr aber um das Ge-

müth früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen, das hat die neuere Pädagogik schon oft sehr lebhaft gefühlt.

Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenufs ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll; durch welche Kunst aber liefse dieselbe sich bis zu den untersten Volksklassen hin, reiner, mächtiger und leichter verbreiten als durch die Musik!

II.

Antrag zur Gründung der Universität in Berlin.

(An des Königs Majestät. Königsberg, den 10. Juli 1809.)

Es wird befremdend scheinen, dafs die Section des öffentlichen Unterrichts im gegenwärtigen Augenblick einen Plan zur Sprache zu bringen wagt, defsen Ausführung ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint.

Allein Ew. Königl. Majestät haben auf eine so vielfache und einleuchtende Weise gezeigt, dafs Sie auch mitten im Drange beunruhigender Umstände den wichtigen Punkt der National-Erziehung und Bildung nicht aus den Augen verlieren, dafs ihr diese eben so erhabene als seltene Gesinnung den Muth zu dem folgenden Antrage einflöfst.

Ew. Königl. Majestät geruheten durch eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 4. Sept. 1807 die Einrichtung einer allgemeinen und höheren Lehranstalt in Berlin zu genehmigen; seitdem ist bei verschiedenen Einrichtungen und Anstellungen darauf Rücksicht genommen worden; allein es wird zur wirklichen Ausführung noch immer ein zweiter entscheidender Schritt erfordert, und sie hält es aus einem doppelten Grunde für nothwendig, diesen im gegenwärtigen Moment zu thun.

Weit entfernt, dafs das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einfluſse Preufsens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten

unglücklichen Ereignisse gesunken sei; so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neuern Staatseinrichtungen Ew. Königl. Majestät herrscht, und mit welcher Bereitwilligkeit auch in grofsen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Ew. Königl. Majestät Staaten können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten, und auf seine intellectuelle und moralische Richtung den entschiedensten Einfluss auszuüben.

Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höhere Institute können ihren Einfluss auch über die Gränzen des Staats hinaus erstrecken. Wenn Ew. Königl. Majestät nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehofte Freistatt eröfnen.

Diese zusammentreffenden Umstände machen dann auch, und dies giebt einen zweiten wichtigen Grund ab, gerade jetzt mehr Männer von entschiedenem Talent, als sonst, geneigt, neue Verbindungen einzugehen.

Der Gedanke an eine allgemeine und höhere Lehranstalt in Berlin entstand unstreitig aus der Betrachtung, dafs es schon jetzt in Berlin aufser den beiden Akademien, einer grofsen Bibliothek, Sternwarte, einem botanischen Garten und vielen Sammlungen eine vollständige medicinische Facultät wirklich giebt. Man fühlte, dafs jede Trennung von

Facultäten der ächt wissenschaftlichen Bildung verderblich ist, dafs Sammlungen und Institute, wie die oben genannten nur erst dann recht nützlich werden, wenn vollständiger wissenschaftlicher Unterricht mit ihnen verbunden wird, und dafs endlich, um zu diesen Bruchstücken dasjenige hinzuzusetzen, was zu einer allgemeinen Anstalt gehört, nur um Einen einzigen Schritt weiter zu gehen nöthig war.

Auch die Section bleibt diesem Gesichtspunkte getreu. Ihr Wunsch geht dahin

die Akademie der Wissenschaften,
die der Künste,
die wissenschaftlichen Institute,

namentlich die klinischen, anatomischen und medicinischen, überhaupt insofern sie rein wissenschaftlicher Natur sind, die Bibliothek, das Observatorium, den botanischen Garten und die naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und die allgemeine Lehranstalt selbst dergestalt in Ein organisches Ganze zu verbinden, dafs jeder Theil, indem er eine angemessene Selbständigkeit erhält, doch gemeinschaftlich mit den andern zum allgemeinen Endzwecke mitwirke.

Aus dieser Ansicht der Sache ergiebt sich die örtliche Bestimmung, dafs nämlich eine solche Anstalt nur in Berlin ihren Sitz haben könne, von selbst. Es würde, wenn nicht unmöglich sein, doch unglaubliche Kosten verursachen die genannten Institute in einen andern Ort zu verlegen. Auch darf eine Anstalt, die Alles, was zur höhern Wissenschaft und Kunst gehört, wie in einen Brennpunkt vereinigt, sich nirgend anders, als an dem Sitz der Regierung befinden, wenn nicht sie sich der Mitwirkung vieler schätzbaren Männer, und beide sich gegenseitig des Beistandes berauben wollen, den sie einander zu leisten im Stande sind.

Die allgemeine Lehranstalt aber mufs [die unterzeich-

nete Section Ew. Königl. Majestät ehrfurchtsvoll u
laubnifs bitten, mit dem alten und hergebrachten
einer *Universität* belegen, und ihr, indem sie übrige
allen veralteten Mifsbräuchen gereinigt wird, das Rec
räumen zu dürfen, akademische Würden zu ertheil
der That und Wirklichkeit müfste sie, welchen Tit
ihr auch beilegen möchte, doch alles enthalten, w
Begriff einer Universität mit sich bringt. Sie könnt
richtigen Ansichten allgemeiner Bildung ausgehend,
Fächer ausschliefsen, noch von einem höhern Stan
da die Universitäten schon den höchsten umfafsen,
nen, noch endlich sich blofs auf praktische Uebung
schränken. Ohne den Namen aber und ohne das
der Ertheilung akademischer Würden, würde sie
nur wenig auswärtige Zöglinge zählen. Man wür
Auslande weder einen bestimmten Begriff von ihr
schaffenheit noch eigentliches Vertrauen zu ihr habe
sie mehr für einen wissenschaftlichen Luxus, als
ernstes und nützliches Institut halten.

Dagegen würde die Section bei Ew. Königl. M
allerunterthänigst darauf antragen, Frankfurt und K
berg bestehen zu lassen, damit jeder In- und Aus
Freiheit behielte Berlin entweder zu seiner ganzen,
wie es ehemals so häufig mit Göttingen geschah, nur,
dem er eine andere Universität besucht hatte, blofs
ner höhern und letzten Ausbildung zu wählen.

Auch ist aufserdem die Beibehaltung Königsber
gen seiner Entfernung, und die von Frankfurt (wen
für jetzt) deswegen rathsam, weil es nie gut ist z
stören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getre
und weil die ausländischen Besitzungen Frankfurts be
Aufhebung der Universität leicht eingezogen werden
ten; wären indefs diese Besitzungen einmal veräufse

hätte sich Berlin auch als schlichte und einfache Universität bewährt, so könnte durch die Aufhebung Frankfurts alsdann das bewirkt werden, was allerdings das Wünschenswürdigste wäre, dafs nämlich Berlin und Königsberg die beiden einzigen Universitäten der Preufsischen Staaten blieben. Bis dahin müfste Frankfurt, jedoch nur mit wenig Aufwand, und blofs durch Berufung von immer und überall brauchbaren Männern, nicht durch Anlegung von Instituten verbefsert werden.

Die Kosten der Unterhaltung und Vermehrung so vieler ansehnlichen Institute, als hier verbunden werden sollen, können nicht anders, als sehr bedeutend seyn, und sind es, wenn man die ehemals zersplittert und einzeln gezahlten Summen, welche auf beide Akademien, die Sammlungen und Halle verwendet wurden, immer gewesen.

Nach einer zwar nur ungefähren, allein weder zu reichlichen, noch allzu sparsamen Berechnung, lassen sie sich zu 150,000 Thlr. jährlich anschlagen, wobei für die Akademie der Wissenschaften nur auf einen Zuschufs zu den ihr eigenthümlich zugehörenden Einkünften gerechnet ist.

Die Section des öffentlichen Unterrichts ist weit entfernt, Ew. Königl. Majestät zu bitten, eine solche Summe auf die Königlichen Kassen anzuweisen. Es wird vielmehr immer für dieselbe ein Hauptgrundsatz bei ihrer Verwaltung seyn:

sich zu bemühen, es nach und nach (weil es auf einmal freilich unmöglich ist) dahin zu bringen, dafs das gesammte Schul- und Erziehungswesen nicht mehr Ew. Königl. Majestät Kassen zur Last falle, sondern sich durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte.

Die Vortheile dabei sind mannigfaltig. Erziehung und

Unter …t, die in stürmischen, wie in ruhigen Zeite…
nothw… dig sind, werden unabhängig von dem W…
den Z… lungen des Staats so leicht durch die p…
Lage … d zufällige Umstände erfahren. Auch ein u…
Feind … hont leichter das Eigenthum öffentlicher A…
Die N… ion endlich nimmt mehr Antheil an dem …
wesen … auch in pecuniärer Hinsicht ihr W…
ihr E… ist, und wird selbst aufgeklärter un…
teter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung u…
lichkeit … r heranwachsenden Generation thätig n…
E… d … am zweckmäfsigsten seyn, w…
Univ… … verbundenen Institute i…
liches … ihnen durch Verleihung von Domainen …
erhielten. Die Nachtheile, welche man bei der …
öffentlicher Anstalten gewöhnlich von schlechter …
tung und von der durch die Veränderung der Pre…
stehenden Veränderung des Quanti selbst besorgt, si…
nicht abzuleugnen, lafsen sich aber durch mehrer…
bedeutend vermindern. — —

Nur mufs die unterzeichnete Section Ew. Kön…
jestät allerunterthänigst bitten, sie nicht unmittelbar …
fernt liegende Güter zu verweisen. Denn aufserde…
es wünschenswerth ist, dafs die Berlinischen wisse…
lichen Institute die, ihnen durch die Königliche Milde …
leihenden Güter in der Nähe besitzen, um durch …
Zufall von ihren Einkünften getrennt zu werden, ist…
den vorhin angeführten Gründen, und bei der Unge…
aller Ereignisse in der That wichtig, dafs dies Eig…
der Nation für ihre höchsten wissenschaftlichen Bed…
sobald als nur immer möglich zugesichert werde.

Die Section wagt es daher, bei Ew. Königl. …
ehrerbietigst anzutragen:

1) Die Errichtung einer Universität in Berlin

Verbindung der in Berlin bereits existirenden wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, die medicinischen mit eingeschlofsen, und der Akademie der Wissenschaften und Künste mit derselben förmlich zu beschliefsen und der Section des öffentlichen Unterrichts aufzugeben, einen Plan dazu zu entwerfen, und sogleich nach und nach zur Ausführung defselben zu schreiten, als die Disposition über die Einkünfte möglich seyn wird;

2) diesen sämmtlich unter der alleinigen Direction der Section des öffentlichen Unterrichts zu verbindenden Anstalten so viele Domainen-Güter, als nöthig sind, ein sicheres und reichliches Einkommen von jährlichen 150,000 Thlr. zu bilden, und das Prinz Heinrich'sche Palais unter dem Namen des Universitätsgebäudes und den Ueberrest des grofsen viereckigen Gebäudes, in welchem sich die Akademieen jetzt befinden, das ihnen aber jetzt nicht ganz gehört, zu verleihen, und dabei festzusetzen, dafs diese Güter und Gebäude auf ewige Zeiten hinaus Eigenthum dieser Anstalten, und wenn dieselben einmal aufhören sollten, ein für die Unterhaltung und Verbefserung des Schulwesens bestimmtes Eigenthum der Nation bleiben sollen;

3) den von der Section anzufertigenden Vertheilungsplan dieser Güter der allerhöchsten Genehmigung vorzubehalten;

4) festzusetzen, dafs zwar die Einkünfte diese Güter vom Tage der Urkunde an zu laufen anfangen, und sogleich Eigenthum der Anstalten seyn, jedoch bis zur wirklichen Succession von Ew. Königl. Majestät allergnädigst nachzugebenden Verwendung als ein dem Staat gemachtes Darlehn zur Disposition des Finanz-Ministerii bleiben sollen;

5) wegen dieser Verwendung festzusetzen, dafs für jetzt so viel disponible gemacht werde, als erforderlich ist, die etatsmäfsigen Ausgaben der Akademie der Wissenschaf-

ten zu leisten, die Mitglieder der Akademie der Künste wieder in ihre nun schon seit so langer Zeit entbehrten Besoldungen einzusetzen, der Königl. Bibliothek einigen Zuschufs zu den nothwendigsten Ausgaben zu verleihen, einige schon für die Universität in Berlin bestimmte und jetzt auf andere Kassen angewiesene Gelehrte auf diesen Etat zu übernehmen, und einige andere, nur etwa drei oder vier, auswärtige vorzüglich wichtige sogleich zu berufen, ehe sie anderweitige Verbindungen eingehen, — der Ueberrest aber, sobald die Lage des Staats es erlaube, gleichfalls ganz, oder in zwei oder drei Theilen zur Disposition der Section gestellt werde;

6) dem Grofs-Canzler und Finanz-Minister aufzugeben, mit dem Ministerium des Innern und der Section des öffentlichen Unterrichts in demselben die nöthige Rücksprache zu nehmen, wie eine solche Domainen-Verleihung auf die sicherste, der Landesverfafsung angemefsenste und der Universität vortheilhafteste Weise, eingeleitet werden könne;

7) Endlich die 7000 Thlr. des ehemaligen Schlesischen Jesuiten-Fonds, von denen 5000 Thlr. Halle gehörten, 2000 Thlr. aber neuerlich von Ew. Königl. Majestät zur Verbefserung des Schulfonds bestimmt sind, von jetzt an zur Verbefserung der Universität Frankfurt zu bestimmen, bis vielleicht auch für Frankfurt, Königsberg und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, welche jetzt Zuschüfse aus Königlichen Cassen erhalten, statt dieser Zuschüfse Domainen-Verleihungen einzuführen für rathsam erachtet wird.

III.

Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.

1.

Zweck der wissenschaftlichen Deputation im Allgemeinen.

Sie hält die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze, aus welchen die einzelnen Verwaltungs-Maximen herfliefsen, und nach denen sie beurtheilt werden müssen, unverrückt gegenwärtig, und dient daher der Section, ihr Verfahren im Einzelnen immer nach seinen allgemeinen Richtungen übersehen und gehörig würdigen zu können; sie verrichtet aufserdem diejenigen ihrer Arbeiten, welche eine freiere wissenschaftliche Mufse erfordern, und mitten unter den Zerstreuungen der laufenden Geschäfte nicht gedeihen können. Es sind ihr endlich besonders alle Prüfungen übertragen, die nicht zur Competenz der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen gehören.

2.

Organisation, Zahl und Classen der Mitglieder; gegenseitige Verhältnisse derselben.

Die Deputation besteht aus ordentlichen und aufserordentlichen Mitgliedern und hat an ihrer Spitze einen Director.

Die ordentlichen Mitglieder wohnen allen Sitzu
bei und verrichten die hauptsächlichsten bei der Se
vorkommenden Arbeiten.

Die aufserordentlichen Mitglieder erwarten, um
Sitzungen beizuwohnen, die Einladung des Directors,
übernehmen nur, wo die ordentlichen Mitglieder nicht
reichen, e Arbeiten.

Aufs itation auswärtige Corres
denten.

Die Z r orde n Mitglieder ist bestimmt
sind ders 1 6 ohne den irector.

Es w oviel möglich dafür gesorgt, dafs in der
zen Zahl d rdentlichen und aufserordentlichen Mit
der für kein bedeutendes Fach der Wissenschaften
dasselbe vertretendes Subject fehle. Da aber die Sec
des öffentlichen Unterrichts hauptsächlich die Beförder
der allgemeinen Bildung im Auge hat, deren Erwerb
in den allgemeinen, keinem einzelnen Zweck beson
gewidmeten Schulanstalten beabsichtigt wird, da sie
fserdem vorzugsweise bestimmt ist, soviel dies d
Staatsbehörden geschehen kann, dafür zu sorgen,
die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äuf
Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, son
vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein men
lichen in Einen Brennpunkt sammle, — so wählt sie
ordentlichen Mitgliedern ihrer Deputation ausschliefs
Männer, die sich dem philosophischen, mathematischen,
logischen und historischen Studium, mithin denjeni
Fächern widmen, welche alle formelle Wissenschaft
schliefsen, durch welche die einzelnen Kenntnisse erst
Wissenschaft erhoben werden können, und ohne wel
keine, auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wa
intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist fru

bar werden kann. Wo für irgend ein Fach kein Mann in der Deputation vorhanden ist, hängt es, wie gleich weiter unten gesagt werden wird, vom Director ab, mit Zustimmung des Sectionchef zu einer sich auf dasselbe beziehenden Berathschlagung oder Arbeit einen andern Gelehrten aufserhalb der Deputation einzuladen.

Jedes ordentliche und aufserordentliche Mitglied ist zu einem bei seiner Ernennung ausdrücklich namhaft zu machenden Fache vorzugsweise berufen.

Die ordentlichen Mitglieder werden allemal nur auf Ein Jahr ernannt und ebenso übernimmt der Director seine Function nur auf die gleiche Zeit. Jedoch können dieser und jene, so lange als es gut scheint, in ihren Aemtern aufs neue bestätigt und gelassen werden.

Die austretenden ordentlichen Mitglieder gehen in die Zahl der aufserordentlichen über. Am 1. Decbr. jedes Jahres wird der Deputation die vom Könige bestätigte Liste der Mitglieder für das künftige Jahr von der Section angefertigt.

Die Stellen bei der Deputation sind mit keiner fixen Besoldung verbunden. Allein jedes ordentliche Mitglied erhält, so lange als solches in Thätigkeit ist, zur Entschädigung für die aufzuwendende Zeit, die jährliche Summe von 400 Thlr. und die gleiche Remuneration geniefst der Director.

Aufserdem erhalten sowohl die ordentlichen als aufserordentlichen Mitglieder einen Antheil an den Gebühren der Prüfungen, welche sie abhalten. Diese Gebühren werden nemlich aufgesammelt und vierteljährig unter diejenigen, welche dabei beschäftigt gewesen sind, dergestalt vertheilt, dafs die ordentlichen Mitglieder einen einfachen, die aufserordentlichen Mitglieder einen doppelten Antheil geniefsen.

3.

Arbeiten der Deputation.

Die Deputation hat dieselben in drei verschiedenen Beziehungen:

1) insofern sie die Aufträge der Section besorgt;

2) insofern sie Pläne und Vorschläge, die ihr von einzelnen Personen und dem Publicum mitgetheilt werden, ihrer Prüfung unterwirft und beantwortet;

3) insofern sie der Section unaufgefordert ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen, vorhandene Misbräuche und mögliche Verbesserungen vorlegt.

Die Aufträge der Section können von so mannigfaltiger Art seyn, als die Fälle, in welchen dieselbe die Meinung der Deputation zu vernehmen für gut findet. Die Section ist indefs hierin an keine Regel gebunden, sondern richtet sich sowohl in der Häufigkeit, als in der Art ihrer Aufträge lediglich nach den Umständen und den Männern, welche jedesmal die Deputation ausmachen. Nur wird billigerweise von ihr vorausgesetzt, dafs sie auf der einen Seite die Deputation über keinen wichtigen Gegenstand, der hauptsächlich wissenschaftliche Beurtheilung erfordert, unbefragt lasse, auf der andern aber dieselbe nicht mit Aufträgen belästigen wird, die mehr für eine Geschäfts- als eine wissenschaftliche Behörde geeignet sind. Vorzüglich gehören für die wissenschaftiche Deputation:

Prüfung neuer Unterrichtsmethoden, oder Erziehungssysteme;

Entwerfung neuer Lehrpläne und Beurtheilung schon vorhandener;

Auswahl von Lehrbüchern, insofern die Section solche vorschreibt oder genehmigt, und zweckmäfsige Veranstaltung zur Ausarbeitung von neuen;

Vorschläge und Stellenbesetzungen, Beurtheilung von Schriften, welche der Section eingesendet werden;

Prüfungen, sowohl diejenigen, welche zur Besetzung der der Section vorbehaltenen Stellen erforderlich sind, als diejenigen, welchen alle, die künftig auf ein Schulamt Anspruch machen wollen, unterworfen werden sollen.

Da die wissenschaftliche Deputation eine öffentliche Behörde ist, so kann sich jeder in Angelegenheiten, die zu ihrer Competenz gehören, an sie wenden. Es hängt alsdann von ihrer Beurtheilung ab, ob sie diese Eingaben, als ganz unbedeutend, unbeantwortet lassen, oder kurz zurückweisen, oder endlich berücksichtigen und weiter zur Sprache bringen will. Nur ist es die Pflicht des Directors, genau dahin zu sehen, dafs die Deputation in den ihr angewiesenen Schranken bleibe. Alle Eingaben also, die nicht zum Geschäftskreis der Deputation gehören, giebt er sogleich und ohne sie in der Deputation zur Sprache zu bringen, an die Section ab.

Der wichtigste Theil der Thätigkeit der wissenschaftlichen Deputation ist derjenige, den sie unaufgefordert ausübt. Um diese ganz auszufüllen, mufs sie bemüht seyn, dasjenige, was für Unterricht und Erziehung in jedem einzelnen Theile geschehen sollte, immer gegenwärtig zu haben, und mit dem, was wirklich geschieht, zu vergleichen. Da aber die Frage, ob Verbesserungen in Rücksicht auf die vorhandenen Mittel und Personen wirklich ausführbar sind oder nicht? niemals zu ihrer Beurtheilung gehört, so hat sie der Section ihre Bedenken gegen gemachte Einrichtungen unverzüglich dann vorzulegen, wenn sie glaubt, dafs wichtigen wissenschaftlichen Maximen entgegen gehandelt wird. Indefs bleibt es ihr unbenommen, ihre Meinung auch in andern Fällen zu äufsern, und vorzüglich da, wo sie Grund hat zu glauben, dafs Mängel, denen wirklich abge-

holfen erden kann, nur übersehen werden. Es
sich ab r von selbst, dafs die Deputation sich imm
zu Ein n und demselben Geschäft mit der Section
derges lt berufen ansehen mufs, dafs sie, ohne je de
der Ar ührbarkeit aus dem Gesicht zu verlieren, m
rein wi , — ie Section, ohne einen Aug
dasjen , w s ohne alle Rücksicht a
lichkei it der Anwendung ge
müfste den praktischen Theil des Geschäfts
ben. e di m Ge ichtspunkt gehörig treu,
sie von füh , sie ihren Mittheilungen
Sectio Art, immer nur als Bedenk
Vorsch t w len können, nur in dem
Nachdruck und Gewicht geben kann, in dem sie sich
auf die ihr angewiesene Sphäre beschränkt.

4.

Geschäftsgang.

Der Geschäftsgang bei der Deputation mufs so
als möglich, und nur insofern es unvermeidlich ist,
bestimmten Norm unterworfen seyn, sonst mufs die
Besorgung der einzelnen Arbeiten soviel als mögli
Bestimmung des Directors und der Leitung der
überlassen bleiben.

Um den Director nicht unnützer Weise mit
nischer Arbeit zu beschweren, werden alle an die D
tion eingehenden Sachen bei der Section abgegeben
erbrochen, in ein eigenes Journal eingetragen, von we
der Director der Deputation Abschrift erhält, und a
ungesäumt an denselben abgegeben.

Der Director verfügt hierauf nach Beschaffenhe
Umstände und beurtheilt, welche Sachen er blos ein
Mitgliedern übergeben und welche er zum Vortrag b

n Deputation bringen will. Bei den von der Section übertragenen Arbeiten hat er indefs diese Freiheit sdann, wann die Section ihm keinen bestimmten Weg eichnet hat, auch versteht sich, dafs in der Antwort Section allemal das beobachtete Verfahren angezeigt Schul-Reform, Lections-Plane, Beurtheilung von ieht und Erziehungs-Methoden, Vorschläge zu Stelletzungen, und überhaupt alle Angelegenheiten, die Natur nach von mehreren Theilen der Wissenschaft eurtheilt werden können, und wegen ihrer Wichtigne allgemeine Beurtheilung erfordern, müssen indefs l bei der ganzen Deputation zum Vortrag gebracht n.

ie Distribution der Sachen an die einzelnen Mitglieschieht durch den Director. Jeder Gegenstand fällt war von selbst demjenigen ordentlichen oder, wenn Fach betrifft, für welches es ein solches nicht giebt, nigen aufserordentlichen Mitgliede zu, für dessen Com- er gehört. Wenn aber ein solches Mitglied auch übergangen werden kann, so hängt es doch allemal em Director ab, denselben Auftrag auch noch einem n zu geben; ja er kann auch das Gutachten eines der Deputation befindlichen Gelehrten einfordern, demselben jedoch die Arbeit des Mitgliedes der Deion, im Fall dies nicht ausdrücklich einwilligt, mitzun.

Diese Bearbeitung durch einzelne Mitglieder ist vorch zur Beurtheilung eingesandter Schriften und solcher nstände geeignet, die nur ein einzelnes Fach der Wishaften angehen. Was die ersteren betrifft, so versteht ch von selbst, dafs ganz unbedeutende gleich vom Dir mit zwei Worten als solche angedeutet werden kön und dafs es überhaupt, mit Vermeidung aller Ped

terie und Weitläufigkeit, seiner Beurtheilung anheim gestellt wird, welche Wichtigkeit er der Prüfung jeder einzelnen beilegen will.

Sitzungen werden wöchentlich eine an einem bestimmten Tage gehalten. Jedoch bleibt es dem Director vorbehalten, wenn keine hinlängliche Zahl von Geschäften vorhanden ist, die Sitzung abzusagen. Indefs mufs er dies allemal zugleich dem Chef der Section anzeigen. Auch darf ohne Zustimmung dieses die Sitzung nicht von einem auf einen andern Tag verlegt werden.

Zu jeder Sitzung finden sich alle ordentlichen Mitglieder, sie müfsten denn gültige Entschuldigungsgründe haben, ein, ob auch von den aufserordentlichen dieser oder jener eingeladen werden soll, bleibt lediglich der Beurtheilung des Directors überlassen. Dieser kann auch andere nicht in der Deputation befindliche Gelehrte zu den Sitzungen zuziehen, mufs jedoch hiezu vorher die Genehmigung des Sections-Chefs nachsuchen.

In den Sitzungen führt, auch wenn der Chef der Section selbst zugegen seyn sollte, allein der Director das Präsidium. Wird er einer Sitzung beizuwohnen verhindert, so bestimmt der Chef der Section, da Anciennetät hier nicht Statt finden kann, auf seiner Anzeige, wer an seiner Stelle präsidiren soll.

Die Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen abgefafst, und sogleich von demjenigen, der die Sache bearbeitet hat, aufgesetzt. Mitglieder, welche von der Stimmenmehrheit ihrer Meinung abweichen, können ihre Gutachten besonders hinzufügen.

Wichtige Gegenstände und deren Bearbeitung eine gröfsere Ausführlichkeit erfordert, läfst der Director von dem mündlichen Vortrag zum schriftlichen Gutachten circuliren. Die einzelnen Gutachten bleiben bei den Akten,

und wenn die Sache an die Section zurückgeht, werden sie dieser in extenso mitgetheilt.

Alle Ausfertigungen und officielle Schreiben der Deputation unterzeichnet allein der Director. Die Deputation hat kein eignes Subalternen-Personal, sondern bedient sich der Kanzlei- und Registratur-Bedienten und der expedirenden Secretaire der Section.

Ueber die Art die Prüfungen anzustellen, behält sich die Section vor, der Deputation noch eine eigene ausführliche Instruction zu ertheilen.

5.

Verhältnisse der Deputation zu andern Behörden.

1. Zur Section des öffentlichen Unterrichts.

Die wissenschaftliche Deputation steht unter der ausschliefslichen Leitung der Section.

Der Chef der Section wohnt den Sitzungen der Deputation so oft es seine Zeit erlaubt bei, und führt überhaupt die Oberaufsicht über den ganzen Geschäftsgang bei der Deputation. Er verbindet, wenn er es für nöthig findet, die ganze Deputation oder einzelne Mitglieder mit der Section zu allgemeinen Conferenzen, und bringt auch, wo er es für rathsam hält, ein oder anderes Mitglied der Section zu den Sitzungen der Deputation mit.

Um aber auch dem Director der Deputation das gehörige Ansehn und Gewicht zu verleihen und beide Behörden in so enge wechselseitige Verbindung als möglich zu setzen, ist der jedesmalige Director, so lange seine Functionen dauern, allemal zugleich Mitglied der Section, wohnt ihren Sitzungen bei, und nimmt an allen ihren Berathschlagungen Theil. Er hat hierin durchaus gleiche Rechte mit den Staatsräthen und rangirt mit ihnen lediglich nach der Anciennetät.

Es giebt zwischen der Section und Deputation durchaus keinen Schriftwechsel, sondern die Decrete, Gutachten, Vorschläge u. s. f. der einen Behörde werden im Original mit den Akten selbst den andern vorgelegt, es müfsten denn Umstände eintreten, welche den Sections-Chef hiervon in einzelnen Fällen abzugehen veranlafsten.

2. Zum Plenum der wissenschaftlichen und technischen Deputationen.

Dies Verhältnifs wird erst bei vollendeter Organisation dieses Pleni gehörig bestimmt werden können.

3. Zu den übrigen Staatsbehörden.

Mit diesen steht die Deputation in dem Verhältnifs von einander unabhängigen Collegien, und keine, aufser der Section, kann befehlende Verfügungen an dieselbe ergehen lassen.

6.

Auswärtige Zweige der wissenschaftlichen Deputation.

Wie in Berlin, so werden auch in Königsberg und Breslau eigene wissenschaftliche Deputationen errichtet. Alle drei sind unabhängig von einander, setzen sich aber soviel als möglich zur Bewahrung der Einheit der Grundsätze in Verbindung mit einander. Selbst die Königsbergische und Breslauische stehen unmittelbar unter den Regierungen beider Oerter, und ihr Verhältnifs zu dieser ist wie das Verhältnifs der Berlinischen zur Section. Was damit vom Sections-Chef gesagt ist, gilt hier vom Director der geistlichen und Schul-Deputation und den Regierungs-Präsidenten. Jedoch schickt jede monatlich eine Liste der abgemachten Arbeiten und vorzüglich der abgehaltenen Prü-

fungen, letztere mit den Akten selbst, der Section ein. Es wird den Regierungen zur besonderen Pflicht gemacht werden, die Deputationen weder bei Sachen ihrer Competenz zu übergehen, noch mit fremdartigen Geschäften zu beschweren. Wo die Deputationen Ursache zu haben glauben, sich über das eine oder das andere zu beklagen, wenden sie sich deshalb an die Section.

Von der Organisation, den Arbeiten und dem Geschäftsgange der Provinzial-Deputationen gilt alles von der in Berlin Gesagte, nur dafs, da die Mitglieder offenbar weniger beschäftigt seyn werden, sie auch nur die Hälfte der Entschädigung und folglich nur 200 Thlr. genieſsen. Die Directoren sind zugleich Mitglieder der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen.

Ueber die [illegible] Ritter-Akademie.

[illegible] erg 17[illegible] Sept. 1809.)

Herr Staatsr[illegible]ese Sache schon so sorgfältig bearbeitet, dafs die Entscheidung darüber doch so schwer nicht fällt.

Durchaus einig sind wir, wie ich denke, darüber, dafs die Ritter-Akademie zugleich *allgemeines Unterrichts-* und *landwirthschaftliches Institut* seyn soll.

Den letztern Gedanken aufzugeben, wäre bei den Landbesitzungen der Akademie und dem Bedürfnifs einer solchen Anstalt Schade; das Erstere ist noch immer ausführbar, selbst wenn das landwirthschaftliche Institut eine noch so grofse Ausdehnung erhalten sollte.

Zweifelhaft bleibt also nur, ob auch das Alumnat fortbestehen, oder dem landwirthschaftlichen Institut, wenn dies mehr Einkünfte braucht, aufgeopfert werden soll.

Für Alumnate, wie man sie gewöhnlich, beim Joachimsthal, beim grauen Kloster u. s. f. hat, bin ich schlechterdings nicht. Allein in diesem Fall stimme ich gar sehr dafür, weil, nach Herrn Süverns sehr richtiger Bemerkung, Mangel an *Erziehungs-Instituten* ist, und die Ritter-Akademie durch ihre Gebäude, ihre Lage in einer kleinen Stadt, ihren Garten und ihre Landbesitzungen ein aufser-

rdentlich gutes werden könnte. Allein dann müfste beim irektor vorzüglich auf pädagogisches Talent, und mehr s auf Gelehrsamkeit gesehen werden, auch der Etat erte Abänderungen, da die Inspectoren, die nun Erzieher n höheren Verstande des Wortes würden, besser besoldet erden müfsten.

Das Verhältnifs dieser drei verschiedenen Zwecke ist n von der Art, dafs, wenn das landwirthschaftliche Instit eine recht grofse Ausdehnung haben, und eine Art landirthschaftlicher Universität werden soll (von welcher Art stituten es wohl der Mühe werth wäre, Eins in den reufsischen Staaten zu haben), das Erziehungs-Institut aufren, und dem *Unterricht*, mit dem Gymnasium, nur ein antum von 5—6000 Thlr. (was auch, da einige der dwirthschaftlichen Lehrer auch auf dem Gymnasium unrichten könnte, hinreichte) gelassen werden mufs, wenn gegen jenes Institut blofs hinreichend dotirt werden soll, ie beiden andern Zwecke vereint füglich daneben bestehen nen.

Denn wenn man den Etat nach anliegender Zusamenstellung der einzelnen Artikel durchgeht, so ergiebt sich lgende kurze Uebersicht.

Die Gesammteinnahme des Instituts ist	20,800 Thlr.
davon gehen (an öffentlichen Lasten und fremden Abgaben) ab	1,400 -
bleiben zur Disposition	19,400 Thlr.
Von diesen werden verwandt:	
1. zu unvermeidlichen Ausgaben (Officianten der Anstalt, Baukosten, Extraordinarien)	2,700 Thlr.
2. zu nützlichen (Unterricht, Gymnasium 7,500 Thlr., Alumnat 5,200 Thlr., landwirthschaftlichen Institut 700 Thlr.) .	13,400 -

Transport	16,100 Thlr.
3. zu überflüssigen (Directorium, Curatorium, Pensionen, Manege)	3,300 -
	19,400 Thlr.

Die letztere muſs man suchen, allmählig eingehen lassen.

Soll [illegible]ungs- und Unterrichtsanst[illegible] zugleich s[illegible]dwirthschaftliche Institut (d[illegible] sich alsdan[illegible]veitern kann) vorzüglich [illegible] diese verw[illegible]l dasselbe hingegen vorhe[illegible] schen, so [illegible]ich eingehen. Mit dem Gy[illegible] nasium lä[illegible]Süvern sehr richtig ausfüh[illegible] keine Vere[illegible] die eine Aufhebung des Gy[illegible] nasii und Verwandlung in eine Elementarschule ist. All[illegible] dieser ganze Punkt ist mehr für die Section in ihrem G[illegible] sichtspunkt, als für die Akademie wichtig. Diese könn[illegible] vermuthlich selbst nur einen Theil der 900 Thlr., die [illegible] jetzt das Gymnasium kostet, sparen, und müſste auch kü[illegible] tig immer die Stadtschule in ihrer verkleinerten Gestalt [illegible] terhalten.

Die beiden zu entscheidenden Fragen sind daher:

1) welche Ausdehnung soll das landwirthschaftliche I[illegible] stitut erhalten?

2) soll das Gymnasium aufgehoben werden oder nicht

Beide Fragen können wir jetzt nicht entscheiden, son dern müssen erst genauere Auskunft über die wahren Be dürfnisse eines landwirthschaftlichen Instituts, und die Thu lichkeit des Schubert'schen Vorwerks dazu, und über d ganze Liegnitzer Stadtschulwesen erhalten.

Auf keinen Fall aber, glaube ich, müssen wir den Pl des Herrn von Erdmannsdorff genehmigen. Er disponi über alle Einkünfte, bindet auf für viele Jahre die Händ

und macht doch aus der Anstalt nur ein gewöhnliches, mit Alumnat verbundenes Gymnasium.

Ich glaube daher, wir müssen jetzt zugleich an Herrn von Erdmannsdorff über die ganze Angelegenheit, an Thaer über die Einrichtung eines landwirthschaftlichen Instituts, an Merkel über die Wahl eines Directors schreiben, da es gut wäre, einen Schlesier zu haben.

1.

An Hrn. v. E.: so sehr die Section auch gewünscht habe, ihm, seinem Verlangen gemäfs, recht bald zu antworten, so sey sie noch jetzt nicht einmal dahin gekommen, einen durchaus festen Entschlufs über die definitive Einrichtung der Ritter-Akademie zu fassen, sondern es fehle ihr hiezu noch an mehreren Datis. Sie müsse sich daher begnügen, ihm jetzt anzuzeigen, was für den Augenblick zu thun seyn werde, das Uebrige aber noch so lange anstehen zu lassen, bis sie ein vollständiges Urtheil fällen könne, wobei dann mit Ostern der wahrhaft umgeänderte Zustand der Akademie werde angehen können. Sie mache sich indefs ein Vergnügen daraus, ihm auch ihre vorläufigen Ideen mitzutheilen. Er werde sich schon durch dieselben überzeugen, dafs nur das lebhafte Gefühl, dafs die Ritter-Akademie mehr Vorzüge, als irgend eine andre Schul-Anstalt in den Königlichen Staaten in sich vereinige, und die Furcht, mit schönen und bedeutenden Mitteln einen nicht hinlänglich grofsen Zweck zu erreichen, sie so zögernd und vorsichtig in der Einrichtung dieser Anstalt mache.

Die Section gehe, wie der Hr. v. E., ganz davon aus, dafs die Bedingungen der Stiftung aufrecht erhalten werden müfsten, und dafs die Anstalt, insofern sie wohlthätig sey, zuerst und zunächst dem Adel und der Provinz bestimmt bleiben solle. Allein in Ermangelung der Adlichen müfsten auch Bürgerliche Theil nehmen können.

auch ein gelehrter seyn, und auch innerhalb der A
gründliches Studium sowohl des Lateinischen als
schen umfassen müsse;

2. die Uniformen der Zöglinge besser in eine
Kleidung nach eigener Wahl verwandelt würden;

3. wenn, wie es fast nach dem Etat scheine,
dienung in der Akademie zahlreicher und kostbarer
die Nothwendigkeit es erheische, auch diese eine
mäfsige Abänderung erfahren könne.

Die von Hrn. v. E. auf das landwirthschaftliche
gerechnete Summe sey aber so unbedeutend, dafs
für nichts erhalten lasse.

Ein wirklich gutes landwirthschaftliches Instit
nicht blofs einen tüchtigen theoretischen und pra
Lehrer der Landwirthschaft, sondern auch Unterrich
Anwendung der Mathematik, Physik, Chemie und N
schichte auf dieselbe, ferner einen Apparat von Ack
zeugen, und endlich eine Summe zu Versuchen vo

Ein solches Institut, eigentlich ins Grofse g
könnte, besonders in Schlesien, zu einer grofsen
keit gelangen, und von Einheimischen und Auswärti
sucht werden. Allein alsdann würde dies Institu

Allein immer werde doch, wenn es nicht besser seyn sollte, die Idee ganz aufzugeben, mehr und etwa noch eine Summe von 1000 Thlr., wovon die Section die Möglichkeit gleich anzeigen wolle, für dies Institut offen gehalten werden müssen, und in der Folge könne es dann durch die bei einigen gleich anzuzeigenden Ausgabe-Titeln zu machenden Ersparungen Zuwachs erhalten.

Besitze es einen oder mehrere vorzügliche Lehrer, so werde es auch Zöglinge aufserhalb der Akademie finden und sich zum Theil durch sich selbst unterhalten können. Eben darauf müsse man auch bei der Akademie sehen und es scheine daher wohl zu überlegen, ob nicht die Pension für bezahlende Zöglinge auf 300 Thlr. oder wenigstens 250 Thlr. zu erhöhen seyn dürfte. Unter diesen Umständen sey daher als entschieden anzusehen und könne Hr. v. E. immer schon jetzt bekannt machen, dafs die Liegnitzer Akademie ein Erziehungs- und Unterrichts-Institut zu seyn fortfahren, aber hiermit künftig, von Ostern an, ein landwirthschaftliches Institut verbinden werde.

Nur wenn sich bei dieser Bekanntmachung so viele Stimmen dafür erheben sollten, dafs man diefs Institut als den vorzüglichsten Zweck der Akademie ansehen, und ihm alles aufopfern solle, könnte man dahin gebracht werden, das Alumnat aufzugeben, und nur eine blofse Unterrichts-Anstalt bestehen zu lassen. Auf der andern Seite könne nur dann, wann sich finden sollte, dafs ein landwirthschaftliches Institut mehr Unkosten erfordere, als die übrigen Zwecke verstatteten, gänzlich von demselben noch abgegangen werden.

Allein keins von beiden sey wahrscheinlich. Um aber jeden Mifsverstand zu verhüten, habe der Hr. v. E. wohl einzuschärfen, dafs auf keine Weise die Idee seyn könne, die ganze Erziehung in der Akademie nur auf Landwirth-

schaft zu lenken, und dadurch den Zöglingen eine einseitige Richtung zu geben, sondern dafs das landwirthschaftliche Institut nur erst nach vollendeter früherer Erziehung im 17. oder 18. Jahre von denen benutzt werden könne, welche nicht die Universität besuchen wollten, oder schon von derselben zurückgekommen wären.

Hiernach hindre nun nichts, dafs der Hr. v. E. nicht schon gleich von jetzt an neue Zöglinge ins Alumnat und den Unterricht aufnehmen könne, und hier treten nun mit den nach dem Vorigen sich von selbst ergebenden Abänderungen und mit ausdrücklicher Suspension der Zahlung der 600 Thlr. an sechs Königl. Fundatisten die §§. 3 bis 5 des Aufsatzes A. des Herrn etc. Süvern ein.

Man stimme Hrn. v. E. ganz bei, dafs für den Anfang der adliche Director beibehalten werden müsse, trage ihm dann aber auf, den Hrn. v. S. entweder förmlich von aller Aufsicht auf Disciplin und Unterricht zu dispensiren, oder was besser seyn werde, ihn auf gute Manier, ohne förmliche Erklärung davon zu entfernen.

Die Pension des emeritirten Directors sey ohne Bedenken auf 250 Thlr. herabzusetzen.

Vollkommen trete die Section dem Hrn. v. E. in der Nothwendigkeit eines pädagogischen Directors bei. Solle nun die Akademie das werden, wozu sie vor allen andern Anstalten in den Königlichen Staaten fähig und geeignet sey, — eine möglichst vollkommene Erziehungs-Anstalt, so müsse die Section pflichtmäfsig Hr. v. E. eröffnen, dafs sie, und namentlich ihr Chef, der den etc. W. persönlich kenne, in demselben weder die Gelehrsamkeit, noch die philosophisch-pädagogische Bildung, noch endlich die Energie des Charakters finde, welche ein Director einer solchen Anstalt besitzen müsse, so sehr man auch seine wirklich achtungswürdigen Eigenschaften anerkenne. Hätte die Section ge-

glaubt, dafs bei dem Wunsche, den etc. W. in die Regierung aufzunehmen, die Absicht sey, ihm auch die Direction zu übertragen, so würde sie gleich ihre Meinung unverhalten hierüber geäufsert haben.

Aufserdem sey wirklich der Posten eines Directors wegen der Vielfachheit seiner Geschäfte mit dem eines Regierungsraths unverträglich. Die Section werde sich daher alle ersinnliche Mühe geben, einen recht tüchtigen andern Director ausfindig zu machen, allein auf jeden Fall mit Hrn. v. E. über die Wahl vorher correspondiren.

In Ermangelung eines Directors übernehme W. sehr natürlich als Regierungsrath die Direction, gebe sie aber, wenn einer komme, als eine für ihn zu mühsame und spezielle Verwaltung, eben so natürlich ab, und behalte blofs die Ertheilung des historischen Unterrichts. Hierin liege nicht das mindeste Anstöfsige, da öfters Subordinations-Verhältnisse, nach Verschiedenheit der Geschäfte, auch verschieden seyen.

Dafs das Provincial-Curatorium jetzt durch die Aufsicht der Regierung mehr als hinlänglich ersetzt werde, darin werde Hr. v. E. mit der Section übereinstimmen, allein vermuthlich auch der Meinung seyn, dafs den beiden jetzigen Curatoren ihr ohnehin kleines Gehalt gelassen werden müsse. Siehe künftig das adliche Directorium und Curatorium ein, so erspare der Etat 1166 Thlr. jährlich.

Was die Lehrer betreffe, so könne die Section die Ascension des etc. G. nicht genehmigen. Hr. v. E. werde selbst fühlen, dafs, ob man gleich den jetzigen Lehrern ihren Werth nicht absprechen wolle, doch keiner unter ihnen sey, der als Gelehrter im Mindesten einen Namen besitze, und dafs auch der Zahl nach die Akademie, ungeachtet ihrer 20,000 Thlr. Einkünfte, weniger gut als viele bei weitem kleinere Gymnasien bedacht sey. — —

Der etc. R. könne nur genommen werden, wenn er wirklich eine sehr schöne Hand (auf deren Erwerbung bei den Zöglingen vorzüglich zu sehen sey) schreibe. Dafs er zugleich Secretair- oder Copisten-Geschäfte beim Director zu verrichten im Stande sey, verdiene keine Rücksicht. W. könne sich dazu eines Subalternen der Regierung bedienen und e r habe mehr Zeit. Vorzüglich müsse be rden, o der calligraphische Unterricht nicht dur n in itz schon anwesenden Lehrer gleich gut ohlfeiler e theilt werden könne.

Die Zulag für die 5 Lehrer sey noch zu suspendiren, wenn das landwirthschaftliche Institut in Flor komme, sie Verdienst durch Privat-Unterricht, vielleicht auch durch Pensionnairs, erhalten könnten. Müfsten Sie, nach dem neuen Lehr-Plan, mehr Stunden als bisher übernehmen, so könnten ihnen diese Stunden durch eine billige monatliche Zulage vergütigt werden.

Dem Institut gleich jetzt wenigstens Einen recht brauchbaren und hinlänglich gelehrten Lehrer mehr zu verschaffen, werde sich die Section unverzüglich bemühen.

Bei der Beurtheilung der Möglichkeit eine Erweiterung des Lehrer-Personals, sey der Punkt der Manege vorzüglich in Erwägung zu ziehen.

Es schmerze die Section in der That, dafs sie, da Hr. v. E. grofsen Werth auf die Herstellung des Unterrichts im Reiten zu legen schiene, seine Vorschläge deshalb zu genehmigen, wenigstens in der gemachten Art und gleich, jetzt aufser Stande sey. Allein es sey offenbar, dafs gerade dieser Unterricht ehemals aufserordentlichen Nachtheil hervorgebracht habe, wie der Section schon vor längerer Zeit schriftlich geklagt worden sey, dafs daher, wenn einige mit Abschaffung desselben unzufrieden seyn sollten, andre vielleicht auch gerade diese Abschaffung als ein Zeichen

eines neu einzuführenden ernsteren Studirens ansehen möchten, dafs das Verhältnifs der Kosten des wissenschaftlichen und des gymnastischen Unterrichts ganz unverhältnifsmäfsig wäre, und dafs andre ganz nothwendige Ausgaben unumgänglich Ersparungen erforderten.

Der ganze Aufwand für den Unterricht betrage, die überaus reichlich gerechnete Vermehrung der Bücher- und Instrumenten-Sammlung, die Zulage von 500 Thlr. und das Director-Gehalt von 600 Thlr. mit eingeschlossen, 8,345 Thlr. Davon nun koste der Fecht-, Tanz- und Reitunterricht, wenn man zum letztern alles rechne, was in den verschiedenen Titeln des Etats dazu gehöre, 2474 Thlr., also nahe an $\frac{1}{3}$. Der Stallmeister habe mehr Einkünfte, als irgend ein Lehrer. Der Unterricht im Tanzen und Fechten koste bei 2 Personen über 700 Thlr. und der im Zeichnen und der Musik, zwei Künsten, welche offenbar mehr zur Bildung des jugendlichen Alters beitrügen, müsse in Einem einzigen Menschen, verbunden mit einem Inspectorat, für etwa 350 Thlr. zusammengedrängt werden. Hr. v. E. sey zu einsichtsvoll, um hierin nicht grofse Mifsverhältnisse zu finden. Was aber das Schlimmste sey, so zeige leider die Erfahrung in so manchen Anstalten, dafs der Unterricht in diesen Exercitien bei weitem nicht so gut auf die Gesundheit und körperliche Ausbildung wirke, als fast ganz kostenlose, wahrhaft gymnastische Uebungen unter einem Lehrer, wie man sie z. B. in Schnepfenthal finde. Die Section werde demohngeachtet sehr gern den Zöglingen der Akademie das Vergnügen und den Nutzen der Reitbahn wieder verschaffen. Allein dafür gleich 1600 Thlr. wegzugeben, eine Ausgabe von 870 Thlr. etatsmäfsig zu machen, und sich einer Mehrausgabe bei möglichen Unglücksfällen auszusetzen, sey in hohem Grade bedenklich; man müsse wenigstens erst vollkommen übersehen, o

andre, wirklich nothwendigere Ausgaben diesen A
gestat ten, und es sey auch zu versuchen, ob dies
terricl nicht auf eine wohlfeilere Art zu erlange
Da der Stallmeister so gut besoldet werde, und je
ganzes ansehnliches Regierungs-Collegium in Liegn
wesend sey, so entstehe die Frage, ob der Stall
nicht ...ten d nur so, dafs man den
richt e· ...nge bezahle (wie es z.
Züllicl wo de ...terricht im Reiten das P
gium v ...gar ... s, als das von jedem Zöglinge
bezahlt ...dengeld ...) die Anschaffung und Un
tung ...nen könne. Man gewin
durch ...nan alsdann die Sache z
Zeit abbrechen könne, und der Stall nicht so sehr zu
integranten und für die Folge die Hände bindenden
der Anstalt werde. Es sey auch gewifs nicht nöthig
jeder Zögling täglich eine Reitstunde habe. Die Zö
der Ecole militaire in Berlin, die doch zum Krieg
erzogen würden, nähmen nur drei wöchentlich. M
suche daher Hrn. v. E. noch erst nähere Ausku
geben:

ob nicht eine Einrichtung, wie eben erwähnt,
fen werden könne und ersprieslicher seyn werde?
Fall man doch noch zur gänzlichen Abschaffung des
Unterrichts komme, nicht die Unterhaltung der Reit
Sattelknechte gleich wegfallen, und mit der Beso
des Stallmeisters irgend eine Modification getroffen w
könne?

ob endlich, wenn der Unterricht auch ganz wiede
geführt werde, sich erwarten lasse, dafs er seinen Z
erfüllen könne, da sachkundige Männer dem Section
versichert, dafs, obgleich der Reit-Unterricht ehemals
die Hauptsache der Erziehung in der Akademie gew

die Zöglinge doch nicht vorzügliche Fortschritte im gemacht hätten. — Nach dem Eingehen dieser Erläu- werde sich entscheiden lassen, ob dieser Unter- gar nicht wieder einzuführen, oder bis Ostern, um zu ob bis dahin vielleicht eintretende gröfsere Frequenz leichtere, zu suspendiren, oder sogleich herzustel- ey?

Die andern so sehr nothwendigen Ausgaben seyen fol-

1. Ein neuer Lehrer vorzüglich für einen gründlichen nicht in alten Sprachen.

2. Einer, wenn er auch nur ein Collaborator sey, für matik und Naturwissenschaften, zwei auch für das wirthschaftliche Institut so wichtige Zweige.

3. Der pädagogische Director, dessen Gehalt aber schon mäfsig sey. Hrn. W. hierzu zu nehmen, sey allerdings Ersparung, allein kein wahres Hülfsmittel, da offenbar mehrere neue Lehrer den Unterricht auch in neuen ung bringen, und ihm das wahre Leben ertheilen ten.

4. Seyen die Inspectoren viel mehr als die Professoren, ihr Amt weniger Nebenarbeiten erlaube, einer Zulage ftig, und wenn die Anstalt, wie es so sehr wünschens- sey, ein wahres Erziehungs-Institut seyn solle, so ihr Amt aufs mindeste gleich wichtig.

5. Ein Englischer und Italienischer Sprachmeister und Trennung des Zeichen- und Musik-Unterrichts sey ein tes Bedürfnifs. Es sey durchaus Wunsch der Section, jede Anstalt nach gleichen Grundsätzen zu behan- sondern auch zufällig entstandenen ihre Eigenthüm- zu lassen, und sie wolle daher gar nicht die Lieg- Ritter-Akademie (die sich immerfort auch durch die- Namen auszeichnen möge) wie jede andre gymnasien-

artig Erziehungsanstalt behandeln, sondern ihr
Mög hkeit, sich darin eine dem Eintritt in die hö
feine Gesellschaft angemessene Bildung zu ve
einer Vorzug gewähren. Dazu sey nun nichts
net, ls Vertraulichkeit mit Gegenständen der K
Unte icht in fremden Sprachen, und nicht zwar
Erla mmatikalischer Correktheit, sondern
Ueb richtiger Aussprache und in wahrha
thün Wendungen. Hr. v. E. sey gewifs s
Mein dafs, wenn man auf das eine oder andre
leisten se, dieser Vorzug gewifs weit wichtiger
der, n bisher durch einen, vielleicht auch
aber s weit kostbareren Unterricht im Reit
zen und Fechten gehabt habe, so wenig die Sectio
Uebungen ihren Werth abspreche. Aus eben die
sichtspunkt werde die Section auch bei der Wahl
rer immer auf Männer sehen, die, neben gründliche
nissen in Einem Fach, auch eine allgemeine Bil
säfsen.

6. Das landwirthschaftliche Institut brauche
dig, aufser dem blofsen Lehrer der Landwirthschaft
Einrichtungen, zu denen man sich doch die Di
über 600 bis 1000 Thlr. frei erhalten müsse. Was
dasselbe in Absicht auf mathematischen und naturhis
Unterricht und selbst auf Sammlungen und Instrum
schehe, könne auch dem allgemeinen Unterricht zu
kommen, und auf diese Weise beide Anstalten
wechselsweis unterstützen. Um nun diesen Mehrbe
auszubringen, sehe die Section bei der genauesten
des Etats (bei welcher sie freilich von der Vorau
ausgehe, dafs Hr. v. E. schon dafür gesorgt haben
dafs Alumnat, Bedienung und solche nur an
Stelle zu beurtheilende Artikel nur den möglichst

[redacted]d erforderten), nur allenfalls folgende Hülfsmittel [redacted]h:

[redacted]e für den pädagogischen Director ausgesetzten und nunmehr nicht dem etc. W., welcher seinen Hauptgehalt bei der Regierung bekomme, zu ertheilenden	600	Thlr.
Die für die 5 Professoren vorgeschlagenen Zulagen	500	-
Hiervon müfste aber denselben immer ein Theil für mehr zu übernehmende Stunden verabfolgt werden.		
Eine, bis etwa durch Absterben der Pensionaire oder des künftig eingehenden adelichen Directorats gröfsere Ersparungen möglich würden, zu machende Beschränkung des Quanti für Bücher und Instrumente mit	400	-
Die projectirten Geldunterstützungen der 6 Königl. Fundatisten	600	-
Die für die Ober-Rechenkammer angesetzten (da bereits bei andern Schulanstalten angenommen sey, dafs Königl. Collegia dergleichen Mühwaltungen unentgeltlich zu übernehmen verbunden seyen.)	30	-
werde Hr. v. E. am Besten ermessen, ob vielleicht bei den Extraordinarien ein geringeres Quantum als 950 Thlr., wie jetzt, etatsmäfsig gemacht werden könne, woran man jedoch, da Remissions-Fälle vorkommen könnten, zweifle . .	—	-
müsse die Folge lehren, ob vielleicht bei einer zu bewirkenden Verbindung des Gymnasii mit der Akademie eine Ersparnifs an dem jetzigen Zuschufs von 904 Thlr. zu bewirken stehe.		
durch Abschaffung des Reitstalles, wodurch augenblicklich	870	-
und bei künftiger Versorgung, oder Abgang des Stallmeisters und der Knechte, 1750 Thlr. erspart werden.		
Summa	3000	Thlr.

Von dieser Seite vorgestellt, lasse sich doch kaum be-

zweiflen, dafs diejenigen Eltern, welche für die Erziehung ihrer Kinder vorzüglich Antheil an der Akademie nehmen, nicht selbst für die Suspension des Reitunterrichts, bis gröfsere Frequenz und somit vermehrtes Einkommen ihn minder schwierig mache, stimmen, und nicht einer Erweiterung des landwirthschaftlichen Instituts, und einer radikalen Verbesserung des wissenschaftlichen Unterrichts denselben gern aufopfern wollten.

Der Professor-Wittwe S. könne die Pension nicht verweigert werden, allein übrigens könne die Section nicht genehmigen, auch für künftig anzustellende Professoren Wittwen Pensionen zu gestatten, da Pensionen nur sehr unzweckmäfsig auf Institute gegründet würden, die immer müfsten einen sichern Etat machen können, und bei denen der Disposition über die Einkünfte zu ihrem wahren Nutzen nichts entzogen werden dürfe.

Die von Hrn. v. E. vorgeschlagene Verbindung des Gymnasiums mit der Akademie finde die Section nicht zweckmäfsig, da sie die Einheit des nun in zwei sehr verschiedene Institute getheilten Unterrichts verhindere, wobei die Gründe nach dem Aufsatz A. auszuführen sind.

Die Section bleibe der Meinung, dafs die einzige gute Art der Verbindung die sey, dafs das Gymnasium nur als höhere Elementarschule fortdaure, und als Gymnasium ganz in die Akademie übergehe. Da in Breslau und andern Städten Schlesiens täglich Adliche und Bürgerliche, so wie auch in Berlin und hier, dieselben Gymnasien besuchen, so könne der Adel wohl hieran keinen Anstofs nehmen. Der Nutzen sey auch darin offenbar, dafs eine gröfsere Frequenz sowohl die Nacheiferung der Schüler, als die Lehrer selbst belebe, und wirklich erst mit einer gröfsern Anzahl von

glingen und Schülern, die, ohne auf der Akademie zu
hmen, die Lectionen besuchten, das ganze Institut recht
Schwung kommen könne.

. Da indefs eine solche Vereinigung vorbereitet werden
isse, und auch erst selbst die Reform der Akademie als
llendet voraussetze, so scheine es rathsam, für jetzt beide
stalten noch in der alten Trennung zu belassen, wobei
loch unbenommen bleibe, einzelnen Schülern des Gym-
siums, wann sich Gelegenheit dazu zeige, bei der Akade-
e, und einzelnen Zöglingen dieser, wenn man ihnen gleich
t gelehrteren Sprachunterricht verschaffen wolle, im
mnasium Zutritt zu erlauben. Um aber eine künftige
nänderung vorzubereiten, ersuche man Hrn. v. E. um
e ausführliche und vollständige Darstellung des ganzen
gnitzer Stadt-Schulwesens, vorzüglich auch in Hinsicht
f die Einkünfte und Hülfsmittel desselben, und auf Vor-
läge wegen Professor W., wenn derselbe vielleicht sich
igere, sein Rectorat gegen eine blofse, auch verbesserte
fessur zu vertauschen.

In Absicht des landwirthschaftlichen Instituts wolle man
h an Thaer, den wissenschaftlichsten Oeconomen Deutsch-
ds, wenden, theils um seine Rathschläge wegen Einrich-
ng desselben zu erhalten, theils um ihn zu ersuchen, ein
bject zur jetzt offnen Lehrer- und Stiftsverwalterstelle
rzuschlagen. Man erbitte sich nur von Hrn. v. E. ge-
ue Nachrichten über die Lage und Beschaffenheit des
hubert'schen Vorwerks, und die genaue Angabe der Ge-
äfte eines Stiftsverwalters. Die Stiftsverwalterstelle müsse
lange interimistisch verwaltet werden. Die Dismembra-
n des Vorwerks sey fürs Erste zu unterlassen oder an-
geben, wie das landwirthschaftliche Institut sonst Acker-
cke zu seinen Operationen erhalten könne.

Die Vollziehung des Etats wolle die Section nach von

Hrn. v. E. erhaltener Antwort auf dies Schreiben bewirken. Stimme er in den einzelnen Puncten mit ihr überein, so könnte die noch unbestimmt bleibende Summe zu künftiger Verwendung reservirt werden. Da der Etat doch nur für das künftige Kalenderjahr dienen könne, so sey noch vollkommen Zeit dazu.

2.

Thaer wäre schon vorläufig immer zu befragen:

1. über die ganze Idee des Instituts, dem man jetzt nur 700 Thlr. für den Lehrer, der noch die Stiftsverwalterstelle übernehmen muſs, und etwa noch 1000 Thlr. widmen kann. Ueber das Vorwerk, das zum Institut dienen soll, ist die Bemerkung aus dem Etat abzuschreiben. Die Dismembration werde nun unterbleiben müssen;

2) um ein Subject, das er als Lehrer empfehlen könne;

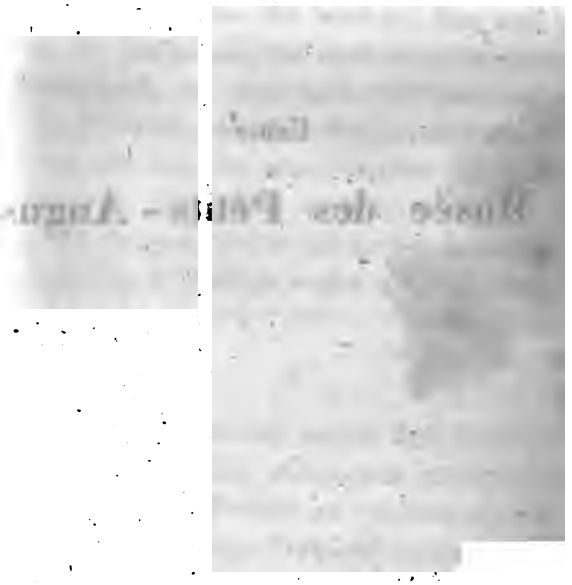
3) um genaue Vorschläge wegen der Einrichtung des Instituts.

3.

Die Anfrage an Merkel wegen des Directors müſste vorzüglich auf einen recht pädagogisch gebildeten, und der sich Vertrauen in der Provinz zu verschaffen verstehe, gehen. Denn ohne gehörige Frequenz schlummert das Institut ewig.

Ueber

das Musée des Petits-Augustins.



Erster Brief.

Unter allen hiesigen Kunstsammlungen hat mich kaum eine andre so angezogen als das Museum der französischen Denkmäler in der Straſse *des Petits-Augustins*. Sie wissen, daſs man dort alle Kunstwerke zusammengebracht hat, die bisher in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und auf Plätzen zerstreut standen, und die es möglich gewesen ist den Händen der muthwilligen Zerstörung während der Revolution zu entreiſsen. Der Aufseher Lenoir hat sie, so viel es ihm die Enge des Raums verstattete, nach der Zeitfolge geordnet; und es ist in der That ein einziger Anblick, in wenigen Sälen die Fortschritte der Kunst mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen zu können.

Für mich, gestehe ich, besitzt diese Reihe von Denkmälern noch einen andern und höheren Reiz. Bei der Beobachtung des Menschen kommt alles auf das anschauliche Bild des Gegenstandes an; das Deuten und Erklären von Handlungen, das Entsiffern von Reden und Schriften selbst ist nur wenig ohne den wirklichen Anblick der Person. Ist es nun unmöglich einen lebendigen Blick in die Vorzeit zu werfen, so führt uns die bildende Kunst wenigstens einzelne bedeutende Gestalten zurück. Die Einbildungskraft heftet sich an ihnen fest, und findet wenigstens so einige Anleitung das Bild jener Jahrhunderte zu zeich-

nen. Es ist nicht, dafs man gerade dadurch neue Angaben empfinge, vorher unbekannte Seiten kennen lernte; aber man lernt besser verstehen und vollständiger zusammenfügen, was der todte Buchstabe der Geschichte nur unvollkommen und einzeln zu liefern vermag. In den Handlungen und noch mehr in den Gedanken und Empfindungen der Menschen sind Abstufungen, Schattirungen und Feinheiten, für welche die Sprache kaum mehr Zeichen besitzt. Diese füllt der Anblick der Gestalt und der Miene aus, bringt dadurch unsre Kenntnifs der Vergangenheit der näher, die wir von der Gegenwart haben, und macht nun erst eine vollständige und zweckmäfsige Vergleichung beider möglich.

Vorzüglich also in physiognomischer Rücksicht bin ich diese Säle durchwandert, in welchen die Statuen, Büsten oder Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwigs bis zu Ludwigs XV Zeiten versammelt sind. Ich habe die einzelnen Köpfe, die mir am meisten bemerkenswerth schienen, genau betrachtet, ihren Charakter in ihren Zügen und den Ausdruck ihrer Physiognomie studirt, sie in Gedanken auf mannigfaltige Weise an einander gestellt und verglichen, bald in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, bald hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte aufgesucht.

Physiognomische Studien sollten vielleicht eher physiognomische Träume heifsen. Indefs kann doch Niemand die Thatsache abläugnen, dafs zwischen gewissen Gesichtszügen bis in die festesten Theile hinein und gewissen Charakteren eine so offenbare Aehnlichkeit liegt, dafs jeder an dieselbe erinnert wird. Die Physiognomik ist nur dadurch so verdächtig geworden, dafs man sie zu einem Mittel herabgewürdigt hat das Innere des Menschen in seinem Aeufsern zu lesen, und dadurch der eigentlichen, Zeit und Ge-

legenheit kostenden Prüfung zuvorzukommen; — ein sonderbarer Vorschlag in der That, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und selbst der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrümmter Umrisse zu vertauschen! Gerade umgekehrt ist sehr oft die auf andern Wegen erlangte Kenntnifs des innern Charakters nothwendig, um die Gesichtsbildung nur zu entziffern und zu verstehen; auf alle Fälle mufs das Studium beider immer Hand in Hand gehen: und wenigstens ist die ächte Physiognomik für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntnifs eben so zweckwidrig, als sie für die höhere unentbehrlich ist. Der gewöhnliche Menschenbeobachter, so wie ihn das thätige Leben fordert, sucht nur die auffallenden, praktisch wichtigen Eigenschaften auf, Vorzüge und Fehler, die aus mannigfaltigen Ursachen entstehen: fremd angenommen, oder in der Anlage vorhanden, nachher aber unterdrückt seyn können. Für diesen ist die Sprache der wahren Physiognomik bei weitem zu fein. Was für ihn gerade die Hauptseiten sind, davon zeigt sie ihm entweder keine Spur, oder sie zeigt sie in andern eigenthümlicheren Eigenschaften, die ihre entfernte Quelle ausmachen und aus welchen man sie nur mit Mühe ableiten würde. Er braucht daher besonders nur die Kenntnifs des Mienenspiels; und das Mehrere, was er aufser diesem Gebiete dazu erwerben wollte, brächte ihn nur in Gefahr sich zu verwickeln und zu verwirren.

So bleibt also die eigentliche, theoretische Physiognomik immer nur ein Geschäft für müfsige Grübler und gleichsam ein Luxus des menschlichen Verstandes. Dennoch können zwei Personen einen hohen und würdigen Gebrauch von ihr machen, der Philosoph und der Künstler. Der Philosoph studirt den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein, und achtet auch noch auf die Feinheiten der

Feinheiten. Denn seine Absicht ist die geistige Bildung desselben, in allen ihren Verhältnissen, in ihrer vollkommenen Einheit; und daher giebt es nichts, was er ungestraft vernachlässigen dürfte. Hier dient ihm nun die Physiognomik auf eine doppelte Weise. Sie giebt ihm eine Anleitung auf den ersten Anblick, orientirt ihn, und weist ihm ohngefähr die Cla[illegible]e das Individuum zu setzen hat; hernach [illegible]er s[illegible] eine gewissermafsen hinreichende Ken[illegible]des innern Charakters verschafft hat, wird sie ihm [illegible]thwer[illegible]r Vergleichungspunkt, und lehrt ihn vorz[illegible]ni[illegible]hr durch die Beobachtung zu trennen, w[illegible]erbunden, nicht zu übersehen, was in [illegible]r schwach angedeutet, und selbst das nicht zu verlieren, was in ihr nur in der Anlage vorhanden ist. Von dem, was er nur in Begriffen erkannt hat, giebt sie ihm ein Bild und führt dadurch alle Vortheile der Anschaulichkeit mit sich.

Allein immer, mufs man gestehen, wird die Kenntnifs des Charakters öfter dazu dienen die Gesichtsbildung, als diese jenen verständlich zu machen; und der wahre Zweck der Physiognomik sollte also kein anderer als die Kenntnifs der menschlichen Physiognomie, unabhängig von allem inneren Charakterstudium, seyn. Die Gesichtszüge und die ganze äufsere Bildung des Menschen sind einmal eben so gut ein Theil der Natur als seine innere Einrichtung; es sind Formen, in welchen, Spiele des Zufalls abgerechnet, offenbar eine gewisse Regelmäfsigkeit obwaltet. An der Aufsuchung dieser den Geist zu üben, wäre schon an sich ein hinreichender Zweck; einen Gegenstand mehr zu erhalten, der uns ein verständlicher und durchaus in Gedanken übersetzbarer Stoff ist, wäre an sich wichtig: es wäre es um so mehr, als dies Studium (wenn Sie ihm diesen Namen vergönnen) uns überall hin begleiten, jeden Augenblick ausfüllen kann, und

keine andere Beschäftigung einen einzigen zu entziehen braucht. Aber es empfiehlt sich noch mehr dadurch, dafs es uns ein neues und anschauliches Bild der Menschheit giebt. Denn mit dem Worte wie mit dem Begriff der Physiognomik ist nothwendig immer der Ausdruck und die Bedeutung der Züge verbunden; und alles, was man zu vermeiden hat, ist nur, diese Bedeutung — den Sinn der Hieroglyphe — und ihre Kenntnifs zum Endzweck zu machen. An dieses Bild reiht man und mit ihm vergleicht man den intellectuellen, aus andern Quellen geschöpften Begriff, und setzt so das ganze Individuum in seinen Gedanken aus dieser doppelten Art des Erscheinens zusammen. Es kommt nicht darauf an die innere Bildung aus der äufseren zu errathen; allein der Mensch ist höher und schöner, wenn die erstere auch seine Miene und seine Gestalt lebendiger durchstrahlt.

Wenn es mir gelingt die Physiognomik ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinüberzuziehen, so bin ich ihrer Theilnahme gewifs. Denn in diesem Gebiet, und besonders wie der Künstler dessen zu seinem Geschäfte bedarf, ist kein Punkt Ihnen gleichgültig. Auch Ihnen nun sind gewifs die Fehler, welche selbst grofse Künstler in dem physiognomischen Theil ihrer Werke begehen, nicht unbemerkt geblieben. Ich will hier nicht wiederholen, was Lavater einigemal sehr scharfsinnig gezeigt hat, dafs sie hier und da Züge in demselben Gesicht mit einander verbinden, die in der Natur nie zusammen angetroffen werden. Grobe Widersprüche dieser Art können nur den unaufmerksamsten Beobachtern der Natur begegnen, und die feineren bleiben auch dem Kenner verborgen. Allein was ich vorzüglich vermisse, ist Einheit in mehreren zusammengehörenden Physiognomien, Mannigfaltigkeit in verschiedenen, und Naturcharakter in jeder einzelnen. Kann man

auch den Künstler nur selten eigentlicher Versehen zeihen (wozu schon der Sinn der Zuschauer bei weitem mehr für diesen Gegenstand geschärft seyn müfste), so mufs man doch meistentheils gestehen, dafs er in einen, und in einen nicht unwichtigen Theil seines Werkes nicht genug Gehalt gelegt hat; und ich weifs kaum, welcher dieser beiden Mängel störender ist. Der physiognomische Theil eines Gemäldes wäre einer grofsen Wirkung fähig und bringt gewöhnlich nur eine sehr kleine hervor. Dadurch aber entsteht ein störendes Mifsverhältnifs im Ganzen, und man sucht vergebens in diesem Theil die Einheit, Mannigfaltigkeit und Wahrheit der Natur.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man in demselben Bilde, ja in derselben Familie antike und moderne Gesichtsbildungen neben einander antrifft? ein Fehler, dessen Einige, und nicht mit Unrecht, einige Gemälde David's beschuldigen. Aufserdem dafs man dadurch unmittelbar an den Künstler und sein Ideal erinnert wird, kann die Einbildungskraft nicht mehr ungestört von einer Gestalt zu der andern übergehen, von der Mutter zur Tochter hinab- und von ihr zu dem Vater hinaufsteigen. Zwar lassen sich allerdings auch in der Wirklichkeit dergleichen Sprünge aufzeigen. Allein der Künstler soll die Natur, nicht den Zufall, also nicht ihre Ausnahmen, sondern ihre Gesetzmäfsigkeit, nachahmen. Ein andrer höchst gewöhnlicher Fehler ist es, dafs fast jeder Maler seine Lieblingsphysiognomie hat, die er immer, oder wenigstens oft in verschiedenen Lagen, und nur mit unbedeutenden Abänderungen, wiederbringt. Hierzu werden Ihnen die Belege augenblicklich von selbst einfallen. Es ist nicht zu läugnen, dafs dieser Fehler besonders bei Köpfen, die an das Idealische gränzen, schwer zu vermeiden ist; aber es ist darum nicht minder

gewifs, dafs er die Wahrheit der Natur auf eine sehr unangenehme Weise stört.

Was aber, wenn man die höchste Wirkung der Kunst verlangt, am meisten Schaden thut, ist, wenn die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche Lage der Gesichtszüge von der habituellen nicht deutlich unterschieden ist. Dieser Fehler kann fast in allen Künsten statt finden; und man wird besonders in Frankreich auf denselben aufmerksam gemacht, da es der beständige und beinahe charakterische der französischen Theaterdichter und Schauspieler ist, bei denen immer der individuelle Charakter in der allgemeinen Leidenschaft untergeht. Er ist in den bildenden Künsten, die wirklich immer nur Einen Augenblick darstellen, sogar minder störend, aber er bleibt nichtsdestoweniger immer eine tadelnswürdige Unvollkommenheit. Man darf nicht lange suchen, um hierfür Beispiele aufzufinden. Ich erinnere Sie nur an Eins, an Katharina von Medicis, wie sie Rubens in dem Augenblick nach ihrer Niederkunft darstellt. Man hat gerade dies Stück vorzugsweise als ein Muster des Ausdrucks angeführt, und es ist wenigstens unter französischen Kunstrichtern Sitte geworden über diese Vermischung des Ausdrucks schmerzhafter Ermattung und mütterlicher Liebe in Bewunderung auszubrechen. Was ich aber hier vermisse, ist der Ausdruck des eigentlichen und bleibenden Charakters, der nur hier in diese Gefühle übergeht; ich vermisse ihn um so mehr, als es nothwendiger war eine Lage, die überhaupt schwer auf eine künstlerische Weise behandelt werden kann, und einen Moment, in dem die Seele nothwendig und zum Theil körperlich abgespannt ist, durch eine höhere Würde zu halten und zu erheben. Dagegen sehe ich hier mehr eine gebärende Mutter als die Königinn, die Millionen einen neuen Beschützer und Wohlthäter schenkt. Vielleicht schaden auch der Hauptfigur die

Nebenfiguren. Von lauter allegorischen, übermenschlichen Gestalten umgeben, erscheint Katharina auf ihrem Sessel hingestreckt minder grofs und erhaben. Ueberhaupt aber sollte wohl bei allen sanften oder gar abspannenden Leidenschaften der Charakterausdruck hervorstechender seyn als bei den entgegengesetzten, da diese letzteren schon für sich der Züge mehr haben und auch weniger etwas anderes neben sich ertragen.

Was ich in diesen verschiedenen Fällen tadle, ist also eigentlich Mangel an der Wahrheit und dem Reichthum der Natur. Wenn ich auf der Strafse gehe, wenn ich eine Wachparade vorbeimarschiren sehe, wenn ich mich unter einer versammelten Volksmasse befinde, so geniefse ich nicht nur eines angenehmen und ergötzenden Schauspiels, sondern das Bild der Menschheit in meiner Phantasie gewinnt auch neue und interessante Seiten mehr: besonders wenn, wie hier in Frankreich, auch die untersten Volksclassen, durch einen höheren Grad der Cultur, eine gröfsere Individualität der Gesichtszüge besitzen. Erinnern Sie Sich wohl oft dasselbe bei einem Gemälde erfahren zu haben? Ich zweifle sehr. Zum Theil entsteht dies freilich sehr natürlich daher, dafs die Handlung, die in dem historischen Gemälde das Herrschende ist, dem Ganzen eine Einheit giebt, welche selbst den Zuschauer hierauf zu achten und gleichsam müfsig unter den handelnden Personen umherzuschweifen verhindert. Aber es ist nicht das allein; untersuchen Sie nur die einzelnen Bildungen genauer, und Sie werden nur selten in Einer den eigentlichen Naturcharakter finden: den Charakter, welcher Ihnen den Menschen, wie er Ihnen im Leben begegnet, nur als ein Ganzes der Phantasie, vor das Auge bringt.

Freilich ist die Sache auch in hohem Grade schwierig. Für die Gesichtsbildung läfst sich selten ein Modell finden,

der Künstler kann also nur selten nach der Natur arbeiten. Will er erfinden, so fällt ihm, möchte ich wetten, meistentheils zuerst die Handlung, der Ausdruck ein; danach bestimmt er die Miene, nach der Miene die Züge: und so wird natürlich, was das Erste seyn sollte, das Letzte und Unbestimmteste, und entsteht, statt aus der Natur genommen zu seyn, nach einem Begriff. Ein Beweis dieses Vorwaltens des moralischen Ausdrucks scheint mir noch folgender zu seyn. Gehen Sie in Gedanken die vorzüglichsten Weiberköpfe durch, die Sie Sich erinnern auf Gemälden gesehen zu haben: und ich müfste mich sehr irren, oder Sie werden in ihnen weniger Mannigfaltigkeit finden als in den männlichen, eben so in den Jünglingsköpfen weniger als in den ausgebildeten; und am besten gerathen immer die alten. Schwerlich würden Sie dasselbe von den weiblichen Physiognomien z. B. in der Natur behaupten wollen. Der Unterschied kommt also wohl nur daher, dafs die meisten Maler ihre Gesichter mehr nach dem moralischen Ausdruck als nach den physischen Formen variiren, und diesem Ausdruck in der sanfteren und harmonischeren Weiblichkeit natürlich weniger Herrschaft einräumen können.

Nicht also als moralische Hieroglyphen, sondern als reine Naturformen (mit oder ohne Begleitung) mufs man die Gesichtsbildungen betrachten, wenn die Physiognomik dem Künstler brauchbar werden soll. Ihre Aufgabe ist nun: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läfst? und schon diese Aufgabe selbst zeigt deutlich genug, auf welchen Boden der Physiognom auftritt: nämlich auf einen solchen, wo wenigstens scheinbar der Zufall regiert.

Vielleicht wundern Sie Sich, dafs ich die Bildung der Gesichtszüge blofs der Natur zuschreibe, da doch der Geist,

der dieselben belebt, offenbar einen so grofsen und mächtigen Einfluſs darauf ausübt. Allein wenn Sie das abrechnen, was bloſs Miene (pathognomisch) ist, bloſs willkürliche Bewegung eines beweglichen und der Willkühr unterworfenen Muskels, so kann der Geist selbst seinen Einfluſs nur in Theilen zeigen, deren Umwandlungen ganz und gar den allgemeinen Gesetzen der körperlichen Natur folgen. Die Veränderungen, die er in ihnen hervorbringt, müssen jenen Gesetzen gemäſs seyn; und so kann man seine Einwirkung geradezu auch als Natur ansehen, weil sie durch die Gesetzmäſsigkeit dieser modificirt wird.

Ich darf nicht fürchten, daſs Sie auch nur die ersten Grundzüge einer theoretischen Physiognomik hier von mir erwarten. Bin ich aber auch schon zu tief in die Theorie eingegangen, so müssen Sie mir doch noch, ehe ich von meiner Abschweifung zurückkehre, Eine Bemerkung erlauben.

Der Physiognom muſs darauf Verzicht thun Gesetze aufzustellen. Er kennt nur Typen. Der Unterschied zwischen Typus und Gesetz ist freilich wohl kein anderer als, daſs wir uns begnügen müssen in seiner Gestalt das wirklich zu erkennen, was es uns unmöglich ist aus Begriffen als nothwendig einzusehen; allein er ist darum für uns nicht weniger wesentlich. Was man also zuerst zu thun hat, ist, die verschiedenen Typen der menschlichen Physiognomien aufzusuchen, und wo möglich ihre Zahl und Unterordnung zu bestimmen. Ohne auf die Unterschiede der Racen, Nationen und Familien, die immer feiner sind und denen man leicht Einbildungen beimischt, Acht zu geben, muſs man seinen ganzen Vorrath beobachteter Physiognomien nun durchgehen und ordnen, gröſsere und kleinere Classen absondern, die Individuen ausziehen, die als Muster einer oder

der andern gelten können, und die nicht vergessen, welche [redacted] zweien in der Mitte stehen.

Erst auf die so beobachtete Form darf das Studium des Ausdrucks folgen. Denn der Ausdruck läfst sich nie von der Physiognomie trennen; das, was sie recht eigentlich zur Physiognomie macht, das Ganze, liegt sogar nur darin und ist nur dadurch zu bezeichnen. Nur mufs sich der Physiognomiker nicht darum bekümmern, ob das Individuum selbst in seinem Charakter die Seiten besitzt, welche dieser Ausdruck andeutet, oder nicht. Dies ist eigentlich der Physiognomik überhaupt, und wenigstens ihm jetzt noch, schlechterdings fremd. Der Ausdruck liegt weniger in der Form als in den kleinen mit Worten nicht mehr auszudrückenden Zügen, dem Licht und Schatten u. s. f. Man mufs ihn mit der Form vergleichen, und untersuchen, ob, wenn auch an sich jeder mit jeder Form vereinbar ist, doch nicht gewisse vorzügliche Wahlverwandschaften unter beiden statt finden.

Wären die Gesichtsbildungen auf diese Weise als reine Naturformen beobachtet, so könnte man nachher die Art durchgehen, wie sie in der Wirklichkeit angetroffen werden: als Charaktere der Nationen, Familien, Stände, Beschäftigungen u. s. f.; und endlich auch ihr Verhältnifs zur inneren Gesinnung bestimmen: wobei man indefs in einzelnen Zügen mit einzelnen Eigenschaften immer nur die ganze Gesichtsbildung mit dem ganzen Charakter vergleichen dürfte, um daraus die vollständige Individualität zusammenzusetzen.

Diese allgemeinen Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu müssen, wenn Ihnen das Folgende ganz klar seyn sollte. Denn überall, werden Sie finden, habe ich auf den Typus der Physiognomien, und darauf geachtet, ob die Natur dieselben mehrere Jahrhunderte hindurch, in den-

selben oder verschiednen Familien, in einer gewissen und regelmäfsigen Folge bildet.

Aufserdem dafs der Mensch in seinem geistigen Fortschreiten einen freien, durch keine Regel zu bestimmenden Gang nimmt, entwickelt er sich zugleich nach allgemeinen Gesetzen der Natur; und wohl allein auf diese Weise entsteht das, was man den allgemeinen Charakter der Familien, Nationen und Jahrhunderte nennt. Nur die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses dieser doppelten Einwirkung kann einigermafsen den Zusammenhang erklären, in welchem mehrere Menschenalter mit einander stehen, und der Lösung der grofsen Aufgabe näher führen: auf welche Weise sich der Einzelne so auszubilden vermag, dafs er am dauerhaftesten und zweckmäfsigsten auf sein Zeitalter, seine Nation und endlich durch diese und eine Menge anderer mittlerer Stufen hindurch auf das ganze Menschengeschlecht einwirkt? Keine andere hat daher für die allgemeine Geschichte der menschlichen Bildung eine so grofse und ausgebreitete Wichtigkeit.

Allein ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Doch scheue ich mich auf diese allgemeinen Betrachtungen einige einzelne und zerstreute Beobachtungen folgen zu lassen. Ich schliefse also für heute und verspare die Beschreibung des Museums, die ich Ihnen versprach, auf ein ander Mal.

Zweiter Brief.

Das Kloster der kleinen Augustiner ist ein kleines, und zu em Zweck, zu welchem man es jetzt bestimmt hat, wenig beuemes Gebäude. Der Raum ist für die Menge der Denkäler, die man darin aufstellen will, bei weitem zu eng; ie Säle haben nicht Höhe und Licht genug, und die schönen Statuen und Monumente verlieren dadurch an Gröfse nd Würde.

In der Mitte des viereckten Klostergebäudes ist ein leiner Garten, um denselben herum gehen vier Kreuzänge, und an diese stofsen mehrere gröfsere und kleinere äle. Aufserdem hat das Gebäude zwei Höfe, und einen röfseren, zum Theil mit Bäumen besetzten Platz. Die enkmäler, Bildsäulen und Büsten sind in diesen verschieenen Abtheilungen zum Theil wirklich aufgestellt, grofsenteils aber liegen sie noch in den Kreuzgängen und besonders auf den Höfen in sonderbarer Verwirrung umher. Denn ufser dem Garten und zwei Kreuzgängen sind erst vier äle so gut als gänzlich vollendet. An den andern wird och gearbeitet.

Es war ein glücklicher Gedanke diese in so vielen m Theil abgelegenen Kirchen zerstreuten Kunstwerke usammenzubringen und in chronologischer Folge aufzuellen. Sobald sie aufhörten als historische Denkmäler

oder als Gegenstände religiöser Ehrfurcht geachtet zu wer den, konnte nur der Schutz der Kunst sie vor künftige Mifshandlungen sichern; und bei der jetzigen Einrichtun gewinnt man noch aufserdem den Vortheil alle auf einm zu übersehen. Auch mufs man gestehn, dafs für d schrecklichen Auftritte, welche Paris und die umliegend Gegend in [illegible] Jahren erlebt hat, bei we tem mehr, [illegible] denken sollte, den Händen der Ze trümmerer e[illegible]n worden ist. Desto mehr aber ist zu bedauern, dafs man die neue Aufstellung nicht glei nach einem gröfseren Plan und in einem schöneren G bäude angefangen hat. In glücklicheren Zeiten, wo es wi der möglich seyn wird gröfsere Summen auf die Kunst z wenden, wird man es schwerlich ertragen können die Denkmäler auf eine ihrer so wenig würdige Art aufgeste zu sehen; und eine Veränderung führt alsdann nur Kost neuen Zeitverlust, sogar Gefahr für die Kunstwerke selb mit sich. Indefs ist es immer unbegreiflich viel, dafs die Anstalt bis jetzt auch nur so weit gediehen ist; und d Publikum verdankt es allein dem unermüdlichen Eifer d Aufsehers Lenoir, welcher sich ganz und gar der Einrich tung dieses Museums gewidmet zu haben scheint.

Der kleine Klostergarten ist wie ein Elysium angeleg Auf Rasenplätzen erheben sich unter dem Schatten vo Cypressen und Pappeln ältere und neuere Grabmäler. De Connetable Bertrand du Guesclin an der Seite seines Freun des Léon von Lusignan, letzten Königs von Klein-Armenie und Andere ruhen hier neben einander; und in der Mit sieht man ein Ueberbleibsel von Héloisens Grabstein nebe einem Denkmal auf Rohault, Descartes Freund, und einem andern eines französischen Schauspielers, der im Anfan der Revolution starb. Wenn auch dieser Platz ganz un gar weder den feierlichen Ernst, noch die melancholisch

Ruhe verkündigt, die man ihm hat geben wollen, und man gleich gestehen mufs, dafs es nicht der Mühe werth war die Zeitfolge der Denkmäler zu unterbrechen, um diese Wirkung hervorzubringen; so machen die Statuen mitten unter dem Laub der Bäume, das sie zum Theil bedeckt, immer einen guten und überraschenden Effect. An den Wänden des Klostergebäudes ranken sich Weinstöcke herauf, und zwischen ihnen steht auf Consolen eine Reihe von Büsten. Unter diesen im Garten selbst sind Bildsäulen von Heiligen und einigen allegorischen Figuren aufgestellt, unter welchen einige gut gearbeitete sind. Auf den Rasenplätzen in der Mitte endlich befinden sich die Grabmäler. Aber ich kehre zu dem Gebäude zurück, um die verschiedenen Kunstwerke der Zeitfolge nach flüchtig zu durchlaufen.

Der Saal des dreizehnten Jahrhunderts ist der erste. Ein nicht grofses, ziemlich dunkles, in der Mitte von zwei Pfeilern unterstütztes Kreuzgewölbe enthält die Cenotaphe der Vorgänger Ludwigs IX, die meistentheils unter seiner Regierung und auf seinen Befehl gearbeitet sind. Die Verzierungen dieses Saals sollen dem Zeitalter analog seyn. Die Thüren sind in gothischer Form, mit gothischen Inschriften, die Fenster mit gemalten Glasscheiben, und in der Mitte hangen einige Grablampen. Die einzelnen Stücke, welche man zu diesen Verzierungen gebraucht hat, sind zum Theil selbst Alterthümer und aus jetzt zerstörten Gebäuden genommen. So ist z. B. die Einfassung der Thüren aus St. Denis. Obgleich diese Verzierungen im ganzen ziemlich gut angeordnet sind, so sind sie doch, wie fast alle in diesem Museum, nicht frei von kleinlichem, modern-fran- ...em Geschmack, und durchaus zu bunt: und schaden daher der Wirkung, die man hat erreichen wollen.

Die Cenotaphe sind von mehreren Königen aus den

ersten drei französischen Königsgeschlechtern von Chlodwig bis auf Philipp den Schönen. Ihre Statuen, sämmtlich (die Philipps des Kühnen und seiner Gemahlinn allein ausgenommen, welche von schwarzem Marmor sind) in Sandstein ausgehauen, liegen auf den Grabsteinen; neben ihnen ruhen meistentheils, bei den früheren zur Rechten, bei den späteren zur Linken, ihre Gemahlinnen, und zu ihren Füfsen sieht man kleine Löwen oder Hunde. Alle diese Arbeiten sind, wenn nicht von demselben Meister, doch zu derselben Zeit gemacht. Indefs scheint es beinahe, als habe der Künstler eine Art der Täuschung hervorbringen und ein Fortschreiten der Kunst andeuten wollen. Wenigstens sind die Gewänder, obgleich alle der älteren Könige dieselbe Kleidung tragen, bei den frühesten ganz einfach und gerade heruntergehend, bei den späteren hingegen reicher, feiner geschlagen, und mit mehreren und mannigfacheren Falten. Die Frauen sind fast ganz eben so gekleidet als die Männer, und der völlige Körperbau ist besonders bei den ältesten nur äufserst schwach angedeutet.

Die meisten dieser Grabmäler sind aus St. Denis hierher gebracht worden. Die Statuen sind fast alle mehr oder weniger verstümmelt und beschädigt. Doch rührt dies nicht allein aus den Zeiten der Revolution her. Zur Zeit der Ligue drangen die Ligueurs in die Abtei St. Denis ein und verstümmelten viele der Denkmäler, die sie dort fanden. Auch ist der an sich lockere Sandstein unstreitig von selbst verwittert.

Weder in Rücksicht der Arbeit, noch der Physiognomien zeichnen sich unter diesen Statuen einzelne aus. Unter allen herrscht, ob es ihnen gleich nicht an Individualität fehlt, doch im ganzen dieselbe Gesichtsform. Es sind grofse längliche, sehr knochenstarke Gesichter, mit wenigem, höchstens frommem und gutmüthigem Ausdruck. Ihr langer

Bart vermehrt noch das Sonderbare ihres Anblicks; und sie gleichen nicht wenig den steifen Königsfiguren, die man auf alten Holzschnitten und noch jetzt auf unsern Karten sieht.

Nur Chlodwig unterscheidet sich merklich von allen anderen. Seine Statue, die allein auf seinem Grabmal liegt, ist nicht aus St. Denis, sondern aus der Kirche Ste. Génévière hierher gebracht worden. Sie ist zwar gewifs nicht aus seinem Jahrhundert, aber, wie es scheint, auch nicht mit den übrigen unter Ludwig IX gearbeitet. Da diese Kirche nach der Zerstörung, die sie im 9ten Jahrhundert erlitten hatte, unter Robert dem Weisen wieder hergestellt ist, so vermuthet man, dafs sie bald nach dieser Zeit verfertigt worden sei. Der Künstler scheint gefühlt zu haben, dafs er die Bildsäule eines grofsen Mannes zu machen hatte; wenigstens treten die Züge bei weitem klarer und mächtiger als selbst in den späteren Statuen aus einander, und besonders ruht auf der Stirn, den Augenbraunen und dem Anfang der Nase (denn die Spitze ist restaurirt) eine gewisse unverkennbare Gröfse. Seine Kleidung ist wie die der übrigen Könige, nur hat er auf dem Kopf ein Diadem und im Gürtel einen Almosenbeutel.

Das Gesicht Ludwigs IX in der Statue, die in diesem Saale steht, und noch nicht die beste von denen seyn soll, welche man ehemals von ihm hier gehabt hat, trägt unverkennbare Züge der Schwäche und Gutmüthigkeit, besonders um den Mund und das Kinn herum, an sich. Wenn man sie mit den Kupfern vergleicht, die nach Siegeln und Münzen gemacht sind, so ist sie diesen sehr ähnlich, und hat nur einen bessern und angenehmeren Ausdruck.

Zwischen den Pfeilern, welche in der Mitte des Saals das Gewölbe tragen, steht das Grabmal der beiden Söhne Ludwigs IX, Ludwig und Johann, die beide jung starben. A

dem Kissen, auf welchem der Kopf des einen, wahrscheinlich Ludwigs, des ältesten, ruht (der nach seiner Grofsmutter Tode, in der Abwesenheit seines Vaters, die Regentschaft vertrat), knieen zwei Engel, wie Chorknaben gekleidet. An den Seiten des Cenotaphs sind Basreliefs, die Ludwigs Leichenbestattung vorstellen. Es sind blofs einzelne Figuren, vermuthlich aus dem Zuge, welcher der Leiche folgte, die wie in einem gothischen Bogengange, jede in einem einzelnen Bogen allein, stehen. Fast bei allen sind die Köpfe abgeschlagen; aber man sieht an dem Wurf der Gewänder, bei dem das verschiedene Costüm der Stände und Würden beobachtet ist, dafs die Arbeit für die Zeit, in welcher sie gemacht war, nicht ohne Werth gewesen seyn kann.

Noch hangen in diesem Saal drei andere Basreliefs, von denen ich Ihnen ein Wort sagen mufs.

Eins besteht aus zwei zusammengehörenden Tafeln von Sandstein, und stellt die Gründung des Klosters der heil. Katharina im *Val des Écoliers* nach dem Siege bei der Brücke von Bovines (im Jahre 1214) vor. Es ist eigentlich kein Basrelief; denn die Figuren sind nicht erhoben gearbeitet, sondern ihre Umrisse sind in den Stein gegraben, und diese Vertiefungen ehemals, wie man noch deutlich sieht, mit Farben und Gold ausgefüllt gewesen. Auf dem einen Stein stehen zwei Krieger und ein Mönch, auf dem andern wieder zwei Krieger und Ludwig der Heilige. An allen diesen sechs Figuren sind blofs die Umrisse, und diese sehr roh und ohne alle Beobachtung der Perspective, gezeichnet. Sie stehen einzeln; und es würde unmöglich seyn ihre Verbindung und den Sinn der ganzen Vorstellung zu errathen, wenn der Künstler nicht dafür durch eine doppelte Inschrift gesorgt hätte. Der Grund ist nicht leer gelassen, sondern mit bunten, aber regelmäfsigen, den Lilien ähnlichen Figuren angefüllt. Das Ganze ist daher eigent-

lich ein Gemälde, wo die Farbe in eingegrabenen Vertiefungen aufgetragen ist, nur ohne Licht und Schatten, und ohne alles, was die eigentliche Kunst charakterisirt.

Eine andere Tafel, gleichfalls in Sandstein, stellt die Statue des heil. Hippolytus vor. Der Heilige ist nackt, nur mit einem Tuch um die Lenden, zwischen zwei Reitern ausgespannt, die ihre Pferde nach verschiedenen Seiten hin sprengen. Dicht über dieser Gruppe heben zwei Engel den Märtyrer, nach überstandener Marter, in einem Tuch, aus welchem er betend und knieend mit halbem Leibe hervorblickt, zum Himmel empor. Dies Stück ist bloſs wegen der sonderbaren Symmetrie in der Composition merkwürdig. Die Reiter und die Engel bilden vollkommen ein verschobenes Viereck, in ihrer Mitte hängt der knieende Heilige herab, und auch an beiden Enden des Basreliefs sind symmetrisch gestellte Figuren. Es erinnert an einige ähnlich geordnete Compositionen auf etrurischen und andern antiken Gefäſsen.

Das dritte ist bei weitem besser als dies gearbeitet, ob es gleich noch einen vollkommenen Mangel an allem Begriff von Composition verräth. Auf derselben Tafel und ohne alle Abtheilung dazwischen sind mehrere heilige Gegenstände vorgestellt: in der Mitte die Kreuzigung, der zu beiden Seiten Märtyrer, und andere Vorstellungen. Vorzüglich zeichnet sich Graf Hubert von Thüringen aus. Er kniet, der bekannten Erzählung zufolge, vor dem Hirsch, den er gejagt hat; und da dicht hinter ihm sein Pferd steht, so macht dies eine wirklich wunderbare und charakteristische Gruppe, bei welcher man nur bedauert, daſs der Heilige, wie mehrere Figuren auf diesem Stück, seinen Kopf eingebüſst hat. Die Gewänder dieses Reliefs sind für sein Alter sehr gut gearbeitet und kommen in der Manier mit denen auf dem Grabmal der Söhne Ludwigs überein; bei weitem

weniger gut hingegen ist das Nackte, bei dem die Muskeln kaum angedeutet sind.

Die Denkmäler des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben kaum einen andren als historischen Werth. Sie sind zwar alle, nur einige wenige ausgenommen, von Marmor; aber in keinem zeicl[illegible]it so aus, dafs es besonders herausgehoben [illegible]iente. Die Form der Königsgrabmäler is[illegible]n dieselbe mit der, die wir so eben gesehen [illegible] I [illegible]atuen liegen bekleidet, nur einzeln, nicht di[illegible]nen zur Seite ihrer Gemahle, auf den Grabsteinen.

Die Physi[illegible]an, auch die Kleidung und die Nebensachen [illegible], le[illegible]ht von selbst in diese Jahrhunderte der Roheit und Unwissenheit setzen, in denen kaum ein schwacher Funke eines werdenden Lichts aufdämmert. Fast alle tragen in ihren Zügen die Spuren abergläubischer Frömmigkeit und mönchischer Beschränktheit; und da sie einzeln hinlängliche Individualität besitzen, so scheint dies nicht die Schuld des Künstlers zu seyn. Um wenigstens die Reihe der Könige, die in diesem Museum nicht alle vorhanden sind, vollständig durchzugehen, habe ich die Sammlungen ihrer Abbildungen auf dem hiesigen Kupferstich-Cabinette verglichen, unter welchen besonders eine nach alten Siegeln, Münzen, illuminirten Vignetten in Manuscripten u. s. f. verfertigte von historischer Glaubwürdigkeit ist. Auch hier habe ich den Charakter, wie ich ihn so eben beschrieb, wiedergefunden: nichts Grofses, nichts Freies, selten sogar nur die Kraft und Kühnheit, die noch neben der Roheit bestehen kann; vor allem aber Mangel an Adel und Hoheit. Die Theile, welche am sichtbarsten das Gepräge des Geistes und der Menschlichkeit tragen, die Stirn und die Augen, sind unbedeutend und kündigen sich auf keine Weise an, da hingegen die stark hervortre-

tenden Backenknochen die Hauptparthie des Gesichts ausmachen. Auch fehlt es den einzelnen Theilen an Einheit, und man trifft hier die bizarresten Formen an.

So mufs es nicht leicht eine wunderbarere Häfslichkeit geben können, als die Carls VI ist. Das Gesicht ist mager und spitz, der Stirnknochen über der Nase steht weit hervor, die Nase ist ungeheuer lang, hat einen grofsen Höcker, und geht so tief herab, dafs ihre Spitze fast auf der starken aufgeworfenen Oberlippe aufliegt. So ist nämlich die Physiognomie auf Münzen und auf einem Kupfer nach einem Stück aus dem *Cabinet de Du Val, Secrétaire du Roi ès langues Orientales.* Die Statue ist ganz anders. Indefs sieht man offenbar, dafs das Kupfer ähnlicher ist, da man noch in Carl VII dieselbe Nase, nur minder stark und häfslich, wiedererkennt.

Selbst der Enkel, Ludwig XI, kann diese Züge nicht verläugnen. Doch ist sein Gesicht in dieser Reihe das am meisten ausgearbeitete. Er hat einen eben so aufgeworfenen Mund als sein Grofsvater, aber eine kürzere, mehr vorstehende Nase: überhaupt ein kürzeres Gesicht, und tiefe, grofse und scharfblickende Augen. Ein grofser Ausdruck von Klugheit ist in seinen Zügen unverkennbar; doch ist es mehr Verschlagenheit und List als Stärke des Geistes, und das gerade Gegentheil von Gröfse und Würde. Seine Statue *) ist nicht im Museum, aber ein guter Kupferstich von ihm, nach einem Gemälde in Fontainebleau, auf dem Kupferstich-Cabinet.

Eine Carricatur anderer Art als Carl VI ist Johann der Gute: ein ungewöhnlich langes und doch dabei breites Gesicht; eine lange und dicke Nase, ganz schmale, lang-

*) In St. Denis war keine von ihm vorhanden. Eine andere, die, ich erinnere mich jetzt nicht wo, stand, ist zertrümmert worden.

geschnittene Augen dicht zusammen stehend an der Nase. Diese letzteren sind es besonders, die dem Gesicht einen ganz eigenen Charakter und einen solchen Ausdruck von Einfalt geben, als man sich schwerlich je gesehen zu haben erinnern wird, — eine im eigentlichsten Verstande reine Einfalt, ohne Gutmüthigkeit und sogar ohne Eigensinn.

Wo sich in den Formen dieser Zeit Muth und Kraft ankündigt, da ist der Ausdruck blofs derb und fest, aber ohne Feuer und ohne Gröfse; das Kraftvolle liegt allein in der Stärke des Knochenbaues und der Muskeln. So ist z. B. die Physiognomie des bekannten Grafen von Dunois, des Bastards Ludwigs von Orléans: ein kurzes viereckes Gesicht, eine gerade und kleine Nase, und stark hervorstehende Backenknochen, die Muth und Kraft, aber ohne Adel und Feuer, andeuten. Dieser Form mehr oder weniger ähnlich findet man die meisten der berühmten Krieger dieser Zeit.

Dafs indefs auch jene Zeit der Bildung einen schönen und edlen Charakter zu geben fähig war, dafs natürliche Sanftmuth und Milde, verbunden mit stiller und anspruchloser Frömmigkeit sich auf eine zugleich rührende und erhebende Weise in den Zügen spiegeln konnte: dies zeigt uns diese Sammlung wenigstens in einem weiblichen Kopfe. Sie erinnern sich vielleicht aus älteren Beschreibungen von Paris, dafs es in der Kirche der Cölestiner eine reiche Capelle gab, die man die Orléanssche nannte. Der bekannte Herzog Ludwig von Orléans, Bruder Carls VI, berüchtigt durch seine Ausschweifungen und seine Bigotterie, seine Streitigkeiten mit seinem Onkel, dem Herzog von Bourgogne, und seinen unglücklichen Tod, hatte sie gestiftet; und Ludwig XII, sein Enkel, liefs darin ihm und seiner Familie ein Grabmal errichten, welches sich jetzt, obgleich noch nicht zusammengesetzt, in dem Museum befindet. Ich sage

Ihnen nichts von der Anordnung dieses Grabmals und den Statuen des Herzogs und seiner beiden Söhne; Sie können die ausführliche Beschreibung derselben in Millin's *antiquités nationales* (Th. I. no. III. S. 77) finden, einem Werke, das jeder Freund der Kunst und der Alterthümer gern zur Hand haben wird. Nur ein paar Worte über Ludwigs Gemahlinn, Valentina von Mailand.

Ich werde nie vergessen, wie ich, bald nach meiner Ankunft hier, als die Denkmäler in diesem Museum noch ungeordneter lagen, auf diese Gestalt stiefs; in welches freudige Erstaunen ich versetzt wurde, als ich mitten unter den theils gemeinen, theils bizarren Figuren auf einmal diese wahrhaft idealischen und doch der Natur so augenscheinlich treu nachgebildeten Züge erblickte; und immer wird dieser Kopf für mich zu den Formen gehören, in welchen die Einbildungskraft einen idealisch schönen Charakter auf eine menschliche Weise und mit bestimmter Andeutung individueller Verhältnisse wiedererkennt.

Es ist eine liegende bekleidete Statue, wie alle auf den Grabmälern dieser Zeit, mit einem Hunde zu ihren Füfsen. Das Gewand, dessen Costüm ein wenig von den übrigen gleichzeitigen abweicht, ist gut gearbeitet, doch zeichnet sich weder hierin noch in den übrigen Figuren gerade etwas aus; das Merkwürdige ist allein der Charakter der Physiognomie, und gehört vielleicht mehr dem Originale als dem Künstler an.

Das Gesicht ist mehr rund als länglich, die Stirn frei und schön gewölbt, die Augenbraunen und Augenknochen sind mit wunderbarer Bestimmtheit und Reinheit gezeichnet; die Augen grofs, aber weder tiefliegend noch vorstehend, die Nase edel und gerade absteigend. Der Punkt, der Einem zuerst in diesem Gesicht auffällt und auf den man immer zurückkehrt, ist die Stirn zwischen den Augen.

Von da breitet sich über das ganze übrige Gesicht ein
begreiflicher Schatz weiblicher Reinheit, Sanftmuth
Stille aus; und nur selten erblickt man eine so sc
Symmetrie und einen so harmonischen Ausdruck, a
dieser Stirnwölbung und in diesen Augen herrscht.

Was mir aber diesen Kopf eigentlich merkwürdig n
ist gerade das, wodurch er zum Ideal des Künstlers
tauglich wird. Denn unläugbar trägt diese Physiog
Spuren des Drucks jenes Jahrhunderts an sich. In
volleren Dicke der Backen, in den schwer geschlos
Augenliedern, selbst in der vollmondartigen Rundun
Gesichts liegt etwas Phlegmatisches, Melancholisches
Ausdruck einer gewissen dumpfen Verwörrenheit des S
Es ist keine reine und schlanke Statur, wie die Alten
bildeten; der Charakter allein ist es, der sich unmitte
zuerst aus diesen Zügen hervordrängt, und darum n
rührender auf uns einwirkt, weil wir eine schöne und
Seele zu sehen glauben, welche über sich selbst nicht kla
werden, sich nicht rein zu entwickeln vermag. Es ist k
Ideal der Kunst, aber ein Ideal einer schönen Mensch
in den Fesseln und unter dem Druck eines abergläubisch
und ungebildeten Zeitalters.

Wie viel in diesen Zügen historisch wahr seyn ma
ist schwer zu entscheiden und in künstlerischer Hinsi
kaum wichtig. Der Statue selbst nach zu urtheilen, w
sie unmittelbar nach der Natur gemacht, da sie weit m
fleifsige Nachahmung dieser als Genie des Künstlers v
räth. Allein es ist historisch gewifs, dafs sie beinahe
Jahre *) nach Valentina's Tode verfertigt ist. Fragt m
die Geschichtsschreiber um Rath, so urtheilen sie nicht gi

*) Valentina starb 1408, und 1504 liefs Ludwig XII dies Grab
aufrichten.

stig über Valentina. Ihre Verbindung mit Ludwig konnte unmöglich sehr eng seyn, da sie seinen Verhältnissen mit seiner Schwägerinn Isabella von Baiern mit vieler Gleichgültigkeit zusah. Der Eifer, mit dem sie auf Rache seines Todes drang, und der Gram, welcher sie, wie sie erzählen, in Blois über ihre vergeblichen Bemühungen verzehrte, entstand vielmehr aus Hafs gegen die Herzoge von Bourgogne, und aus Eifersucht gegen die Herzoginn, die als ihre Tante den Rang vor ihr hatte. Der Hauptzug ihres Charakters war nach ihnen Stolz und Ehrgeiz. Indefs erzählen sie doch auch, dafs sie allein Mitleid mit des unglücklichen Carls VI Wahnsinn bezeigte, sie allein im Stande war ihn einigermafsen zu besänftigen, und sie allein in der fürchterlichen Krise seiner Krankheit 1405, wo er beinahe sechs Monate ohne sich ausziehen zu wollen blieb und sich heimlich ein Stück Eisen in das Fleisch gebohrt hatte, wo alle, selbst seine Frau, ihn verliefsen, oft um ihn war und ihn wartete. Wenn man die Geschichte dieser unglücklichen Regierung wieder liest, wenn man sich an die wunderbaren und fürchterlichen Vorfälle erinnert, mit denen sie angefüllt war, so begreift man, wie vorzüglich fromme und abergläubische Gemüther von dumpfem Schrecken getroffen seyn mufsten. Der plötzliche Ausbruch der Wuth des Königs, wo er mit eigner Hand drei seiner Officiere ermordete, von zufälligen, aber wunderbaren Umständen begleitet; die ferneren Anfälle derselben: wenn man sich ihm nicht anders als durch einen Harnisch gegen den Dolch, welchen er immer trug, geschützt, und in abentheuerlicher Gestalt, um ihn zu schrecken, nahen durfte; der Auftritt bei der Maskerade, wo der Herzog von Orléans unvorsichtigerweise mehrere als Satyre haarichte Pechkleider maskirte, zusammengekettete Personen und mit ihnen den König selbst in Brand steckte; die grausame Ermordung dieses Prinzen durch Meuchelmörder,

dazu das Elend des Volks, die allgemeine Verwirrung des Landes, die abergläubische Stimmung des Herzogs und Valentinens selbst, da beide viel mit Zeichendeutern und Wahrsagern umgingen, und Ersterer barfuſs die Straſsen von Paris durchwallte und sich bei den Cölestinern zur Buſse geiſselte; die fürchterlichen Ausschweifungen und Laster, denen er und die andern Groſsen sich ergaben: — wie muſsten alle diese schreckensvollen Bilder auf das Gemüth eines armen unglücklichen Weibes wirken, die mehr als einmal angeklagt wurde den König bezaubert zu haben, und der man es selbst zum Verbrechen anrechnete, daſs er sich nur durch sie besänftigen lieſs, weil sie allein ihm mit Güte begegnete! Wie natürlich ist es, daſs in einer solchen Zeit die Seele in dumpfe Verworrenheit versinkt und bei abergläubischer Frömmigkeit ihre Zuflucht sucht! wie viel, statt dem Strudel der Verderbniſs zu folgen, noch die Tugenden der Wohlthätigkeit zu üben, zu welcher die Gelegenheit sich darbietet! Wie verzeihlich wären da einige weibliche Schwächen! und wie still und sanft muſs das Gemüth, wie milde die Phantasie gestimmt seyn, die mitten im Gram über den Tod eines Gatten und den vergeblichen Versuch seinem Schatten Genugthuung zu verschaffen ein so einfaches und rührendes Denkzeichen wählt, als ein Thränengefäſs und die Worte sind:

Nichts ist mir mehr,
mehr ist mir nichts!

Wenn in Frankreich je hätte ein Shakespeare aufstehen können, so hätte das Leben Carls VI ihm eine Reihe tragischer und wahrhaft theatralischer Scenen dargeboten. Nur in jenen dunkeln Jahrhunderten schienen Gottes Gerichte unmittelbar die frevelnde Menschheit zu verfolgen, weil ihre schwarze und gespensterreiche Einbildungskraft sie ewig auf sich herabrief; nur sie sind voll von unge-

wöhnlichen und schauderhaften Auftritten, weil die Unmäfsigkeit roher Begierden, weder durch Vernunft gezügelt noch durch Geschmack geleitet, auf ungewöhnliche Befriedigungsmittel verfiel.

Gerade die Art der Schönheit und des Interesses, welche mich in dieser Statue anzieht, finde ich auch in der rohen, aber oft ausdrucksvollen Dichtkunst dieser und selbst noch der späteren Zeit bis gegen das 17te Jahrhundert hin. Diese Zeiten konnten nicht die feinen und edlen Schönheiten des Alterthums besitzen; aber sie kennen einen so naiven Ausdruck des menschlichen Gefühls und der menschlichen Schwächen, dafs sie an Tiefe und Rührung gewinnen, was ihnen an Glanz und an Gröfse abgeht.

Ich finde nirgends angezeigt, von welchem Künstler dies Grabmal der Orléans verfertigt ist. Ueberhaupt ist es wunderbar, dafs man in einem Lande wie Frankreich so wenige und unvollkommene Untersuchungen über die Geschichte der vaterländischen Kunst angestellt hat. Alle Schriften, welche ich über diesen Gegenstand habe auftreiben können, fangen nur mit Jean Cousin und Jean Goujon an; und alles, was ich von Bildhauern *) vor dieser Zeit aufgefunden habe, sind nur zwei Namen: Jean Juste und François Gentil. Beide lebten in Troyes zwischen 1540 und 1550. Mit ihnen zugleich arbeitete für Ludwig XII der Florentiner Paul Ponce, und vermuthlich rührt auch das Grabmal von diesem her.

Von Paul Ponce mufs ich noch eines Basreliefs an dem Grabmale Philipps von Commines erwähnen. Es stellt den Kampf des Ritters Georg mit dem Drachen vor. Der

*) Von Malern dieser Zeit, die indefs blofs Portraitmaler gewesen zu seyn scheinen, findet man [illegible] Verzeichnifs in dem *Abrégé de la* [illegible] S. 457.

Ritter sprengt eben auf das Ungeheuer los und durchbohrt ihm den Hals; in der Ferne kniet die Prinzessinn, die er davon befreit, und betet für das Gelingen seiner Unternehmung. In dem Ritter, seinem Streitrofs und dem Ungeheuer ist viel Charakter; das Ganze ist gut gearbeitet: und dies Stück ist offenbar das Erste, welches, wenn man der Zeitfolge nachgeht, in Absicht der Kunst Aufmerksamkeit verdient.

Dritter Brief.

Mit Ludwig XII beginnt eine neue Form von Grabmälern. Die Statuen der Könige liegen nicht mehr bekleidet, sondern nackt, als Leichname abgebildet, auf den Särgen. Nur der Unterleib ist bei den Königinnen gröfstentheils, bei den Königen nur um die Hüften herum mit einem Tuche bedeckt.

Das Grabmal Ludwigs XII, das an den Verzierungen und Nebenfiguren sehr viel gelitten hat, wird in diesem Augenblick eben wieder zusammengesetzt. Sie finden eine ausführliche Beschreibung desselben in Lenoir's Verzeichnifs der Denkmäler dieses Museums. Die Hauptfiguren sind von Paul Ponce Trebati; sie haben durch die Zertrümmerer nur ein paar Finger und Zehen verloren, die man jetzt wieder restaurirt hat.

Wer alles Schreckliche und Schauderhafte des Todes auf einmal sehen will, mufs bei diesen beiden Bildsäulen verweilen. Der Künstler hat die Natur sklavisch nachgeahmt; er hat einen Leichnam abbilden wollen, wie er, ohne allen mildernden oder erhebenden Ausdruck, das Werk und das wahre Bild des Todes, in der Wirklichkeit daliegt; die Menschheit unterliegend im Kampf mit der physischen Natur, ohne alle, auch nur die leiseste Erinnerung an ihre innere und eigenthümliche Stärke. Seine Einbildungskraft scheint ihn sogar noch über die Natur hinausgeführt zu

haben. Denn nur selten wird man in der Wirklichkeit so schreckliche, so, möchte ich sagen, von Menschen und Göttern verlassene Leichname erblicken. Leiteten vielleicht, während er arbeitete, religiöse Vorstellungen seinen Meifsel? glaubte er vielleicht die Hoheit der Königswürde lebendiger unter dem allgemeinen Loose der Menschheit niedergebeugt darzustellen, wenn er die Personen, die sie zu dem Gipfel ihrer Gröfse erhob, in diesen fürchterlichen Momenten dem Niedrigsten und Verlassensten unter den Sterblichen gleich machte? oder fand er diese Entsetzen erregenden Züge wirklich in den Originalen, welche er abbilden sollte, und entlehnte er sie unmittelbar aus der Natur? Dann mufs uns ein Jahrhundert mit Wehmuth erfüllen, in welchem auch ein wohlwollender und geliebter König dem Tode nicht mehr ruhige Heiterkeit oder standhaften Muth entgegenzusetzen wufste.

Ludwig XII trägt noch die lebhaften Spuren eines schmerzhaften Todeskampfes an sich. Sein Kopf ist ein wenig empor gegen ein Kissen gelehnt, die Hände über der Brust gefaltet. Man glaubt ihn zu sehen, wie er sich zum letzten Mal emporgerichtet hat; wie er, schon besinnungslos, mit den Augen vor sich hinstarrt und die letzten Zuckungen des Todes sein Gesicht entstellen. Der Mund ist krampfhaft geöffnet, und die hagern zurückgezogenen Lippen lassen beide Reihen der Zähne unbedeckt. Gleich krampfhafte Anstrengung ist in den übrigen Gliedern. Der Ausdruck des Gesichts ist durchaus gemein. Der Mensch, welcher so stirbt, kann gut, redlich und wohlwollend gewesen seyn, aber nie hat er einen Funken höheren Muths in der Seele getragen; sklavisch hat er einem fremden Gesetz gehorcht, aber fremd sind ihm eigene unabhängige Kraft und reier Schwung der Phantasie gewesen.

Solche die Menschheit entstellende Verzerrungen, wie

sie uns in jenen Zeiten sogar die Kunst noch zeigt, werden, wie es mir scheint, jetzt auch in der Wirklichkeit seltner. Statt dafs damals die Schreckbilder des Aberglaubens auch den Starken niederdrückten, setzen jetzt selbst gewöhnlichere Seelen dem Schicksal mehr Fassung und ruhigen Muth entgegen. Diese schönere Milde wirkt auf die Physiognomie ein; und so läfst sich eine fortschreitende Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen wie in ihrem beweglichen Mienenspiel, mit Wahrscheinlichkeit annehmen. Selbst in der Erfahrung glaube ich nicht unbedeutende Spuren davon zu erblicken.

Anna von Bretagne, Ludwigs Gemahlinn, hat einen anderen Charakter. Der Kopf ist hinten übergebeugt, das losgebundene Haar sinkt unordentlich und sträubend an dem Scheitel herab; Arme und Füfse sind starr ausgestreckt. Sie gleicht einer Unglücklichen, die an der Ecke eines Waldes von Räubern erschlagen und ausgeplündert ist. Sie giebt uns nicht mehr den schrecklichen Anblick einer Sterbenden, aber den unangenehmen eines entstellten Leichnams. Wunderbar ist es noch, dafs Arme und Füfse einen durchaus männlichen Charakter haben, dieselbe Stärke der Knochen und Muskeln, nichts Schwächeres und Weicheres. Würde man nicht durch die mit fast ekelhafter Wahrheit behandelte Brust an das Geschlecht erinnert, so hielte man es für die Bildsäule eines männlichen Leichnams.

Noch mufs ich bei beiden Statuen erinnern, dafs sie in einzelnen Theilen nur sehr wenig bearbeitet sind und kaum beendigt scheinen. So ist Anna's Kopf mehr angelegt als fertig zu nennen.

Ich würde mich nicht so lange bei diesen scheufslichen Bildern aufgehalten haben, wenn ich Sie nicht dabei hätte an einen Stil in der Kunst erinnern wollen, den man, dünkt mich, auch in der Poesie wiederfindet. Was diese Statuen

in der Sculptur sind, das scheinen mir die Meistersänger in der Dichtkunst. Es ist eine blofs handwerksmäfsige Behandlung der Kunst, in den bildenden Künsten eine blofs sklavische Nachahmung der Natur, in der Poesie der blofse Ausdruck des Gedankens in Reime gebracht. Es kann in beiden Verstand und Einsicht, Witz und sogar Empfindung sichtbar seyn; allein das Wesen der Kunst fehlt ihnen: der leise Hauch der Einbildungskraft, der auf einmal seinen Gegenstand mit einem sonst unbekannten Glanze überkleidet. Wenn man den gothischen Stil dem griechischen entgegensetzt, den Stil des Wirklichen dem Stil des Idealischen, so sind dies recht eigentlich gothische Werke: ein solches Darstellen der einzelnen Züge, als sollten sie in der That nur einzeln dastehen; ohne alle Verschmelzung, ohne die höhere des Geistes in Einen Gedanken, ohne die leibliche der Phantasie in Eine Gestalt.

Auffallend ist es, dafs wir diesen Stil noch in Künstlern finden, welche offenbar eine tiefere Einsicht in ihre Kunst und eine nicht gemeine Geschicklichkeit in der Ausübung derselben besafsen. Auch die beiden eben beschriebenen Statuen verrathen einen geübten, in der Anatomie erfahrenen Künstler. Sie sind sogar nicht blofs mit Kenntnifs und Einsicht, sondern auch mit Kraft und Kühnheit gemacht; es sind nicht die unsicheren Umrisse, die unausgearbeiteten Formen der anfangenden Kunst. Trebati stand unläugbar auf einer höheren Stufe derselben, wenn sie ihm gleich ihre holdeste und lieblichste Gabe versagt hatte. Diese Erscheinung finden wir, so viel ich weifs, nur bei den neueren Künstlern. Bei den Griechen ging freilich die Kunsterfahrenheit auch einen stufenweisen und sogar langsamen Gang; aber Geschmack und Phantasie begleiteten sie harmonischer. Selbst die älteren italiänischen Maler haben mehr Lieblichkeit als die gleichzeitigen deutschen, sind ihnen diese

auch, wie es mir offenbar scheint, an Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks überlegen.

Was man in Ludwigs Statue vermifst, das findet man mit reichlichem Gewinn in der schönen und meisterhaft gearbeiteten Franz I. Auch er ist als Leichnam abgebildet, auch bei ihm ist die Natur nicht wesentlich verschönert noch veredelt; der Anblick des Todes und das tief zurückgebeugte Haupt machen immer und auch hier, vorzüglich auf den ersten Anblick, einen unangenehmen und sogar widrigen Eindruck. Aber wie anders hat Goujon's Meifsel diesen Formen Charakter zu geben verstanden! wie edel und harmonisch ist hier, selbst noch im Tode, der Ausdruck des Gesichts und der Gestalt! Diese Statue ist in der That keiner Beschreibung fähig, man mufs sie selbst sehen und studiren. Nie ist vielleicht wieder ein Kunstwerk so bis auf die letzten kleinsten Züge fertig gearbeitet worden. Der Kopf allein, mit dem wunderschönen Barte, müfste, denkt man, Jahre erfordert haben, um diesen Grad der Vollendung zu erhalten.

Es ist ein erhebender Anblick, zu sehen, wie die Kunst gerade zu derselben Zeit einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält. Denn in der That fängt, so viel ich diesen Gang habe in Statuen und Kupferstichen verfolgen können, mit Franz I Zeitalter in Frankreich eine schönere und geistreichere Gesichtsbildung an.

Ludwig XII ist noch in Form und Ausdruck des Gesichts ganz und gar den Bildungen des zunächst vorhergehenden Jahrhunderts ähnlich; und wenn es mir nicht wichtiger geschienen hätte die verschiedenen Epochen in der Reihe dieser Denkmäler nach der Verschiedenheit ihrer Form als nach physiognomischen Grillen abzusondern, so hätte ich, statt diesen Abschnitt mit ihm anzufangen, den

vorigen mit ihm beschliefsen müssen. Eine knieende
tue, welche aufser jener auf seinem Grabmal hier von
vorhanden ist, kommt in der Aehnlichkeit der Züge
und gar mit den besten nach Originalgemälden von
gemachten Kupferstichen überein; und nach diesen ha
wie sein Vater und Grofsvater, eine sehr gewöhnliche
siognomie, ein rundes, fast eben so breites als langes
sicht, eine kleine gerade Nase, starke, aber unbedeut
Züge, die höchstens Redlichkeit und Gutmüthigkeit an
digen. Er trägt, so viel ich bemerken kann, nichts Natio
les in seiner Bildung, und das rund geschnittene, glatt
kämmte Haar giebt ihm noch einen Ausdruck schli
Einfalt mehr.

Von Franz I hingegen an gewinnen die Gesicht
dungen unläugbar mehr Würde und Schönheit. Der Ha
ausdruck liegt nicht mehr in der Knochen- und Mus
stärke, und die Backenknochen sind weniger vorsteh
dagegen werden die Stirn und die Augen bedeutender,
Nase gebogener und edler, das ganze Gesicht länger
schmaler.

Franz I selbst mufs zu den schönsten männlichen
dungen gehört haben. Geist und Edelmuth sprechen
jedem seiner Züge; und es gattet sich mit ihnen eine St
die an ein heldenmäfsigeres Jahrhundert, als das jetzige
erinnert. Der Knochenbau *) des Kopfes ist stark und
Auge fallend; das Gesicht hat ungeachtet seiner Länge
Breite, und eben so Stirn und Wangen. Es ist als hä
die festen und starken Züge seiner Ahnherrn in ihm d

*) Die Franzosen nennen dies mit einem sehr guten Ausdruc
charpente du visage. Es ist nicht unmerkwürdig die versch
nen Bezeichnungen der Mannigfaltigkeit der Gesichtbildung
verschiedenen Sprachen zu vergleichen. Unter den neueren
päischen ist die spanische vorzüglich reich an malenden und
drucksvollen Wörtern in dieser Gattung.

einen höheren eigenthümlichen Geist schönere Umrisse und eine edlere Gestalt gewonnen. Gewifs erinnern Sie Sich gute Abbildungen von ihm gesehen zu haben; und dann haben Sie unstreitig in der hohen und prächtig gewölbten Stirn, dem feurigen Blick, der langen, starken, mit einer mäfsigen Ausbeugung schön herabsteigenden Nase, in der Bestimmtheit und Schärfe der Züge überhaupt eben den Ausdruck von Festigkeit, Edelmuth und Klugheit gefunden, der mir das Gesicht vor den meisten andern werth macht. Das Einzige, was man tadeln könnte, wären die länglichen, im Verhältnifs des Uebrigen zu wenig geöffneten Augen. Die Statue hat diesen Zug nicht; dagegen finde ich ihn sehr deutlich in einer bronzenen Büste in diesem Museum, welche man Jean Cousin zuschreibt, auf einer von demselben gemalten Glasscheibe aus Vincennes und auf einem nach einem Gemälde in Fontainebleau gemachten Kupferstich: so dafs Goujon hier die Natur verlassen zu haben scheint. Das Gemälde in Fontainebleau soll von Raphael herrühren. Dies scheint mir sehr unwahrscheinlich, da Raphael und Franz nie zusammen gekommen sind; da ich es aber nicht selbst gesehen, so kann ich nicht darüber entscheiden.

Das Grabmal der Valois ist noch nicht zusammengesetzt. Katharina von Medicis liefs es bekanntermafsen nach Philibert de Lorme's Zeichnungen durch Germain Pilon verfertigen. Man findet von ihr und Heinrich II drei von diesem Künstler verfertigte Statuen in diesem Museum: eine knieende in Bronze und eine unbekleidete liegende, welche beide zum Grabmal gehören, die dritte knieend in der Königskleidung.

Heinrichs II Gesichtsbildung gleicht offenbar der seines Vaters. Doch ist das Gesicht länger und schmaler; die Züge sind weniger bestimmt und edel, haben weniger Harmonie und gehen mehr aus einander. Es fehlt ihnen

die auf sich selbst beruhende Festigkeit, und sie versammeln sich nicht so wie bei Franz I in Einen Mittelpunkt. Dadurch verliert die Physiognomie an Stärke und Geist, und erhält einen blofs gutmüthigen, frommen, beinahe leidenden Ausdruck.

Die Bildsäulen Katharina's scheinen mir nichts Vorzügliches zu haben; und eben so wenig ihr Gesicht, das länglich, fleischig und unbedeutend im Ausdruck ist. Nur die langen, nahe an der Nase stehenden Augen sind mir aufgefallen, welche hier eben das sind, was in Johann dem Guten als Carricatur erscheint.

An Heinrich II und Franz I lassen Sie mich gleich Heinrich IV anschliefsen, weil er (wunderbar genug, da er nur entfernt und nur durch seine Mutter und Grofsmutter mit ihm verwandt ist) eine offenbare Aehnlichkeit mit ihm in der Physiognomie besitzt. Es sind in dem Museum eine Büste von Prieur und einige Statuen von ihm. Unter den letzteren ist die von Francheville merkwürdig, weil sie nach Lenoir's Zeugnifs (S. 152 seines Katalogs) äufserst ähnlich seyn soll. Lenoir hatte nämlich von der Convention den Auftrag erhalten bei der Oeffnung der Gräber in St. Denis über die Erhaltung der Kunstwerke und Denkmäler zu wachen. Er sah also die Särge dieser langen Königsreihe vor sich öffnen, sah die Costüme so verschiedener Jahrhunderte, und konnte sogar noch eine und die andere Gesichtsbildung ganz oder zum Theil erkennen; — ein einziger Anblick! mehr als irgend etwas anderes dazu gemacht die Einbildungskraft in jene entfernten Zeiten zurückzuversetzen. Schade dafs die Lage und die Zeitumstände ihm nicht erlaubten die mindeste kleine Zeichnung zu entwerfen, da sich fast unstreitig über das Costüm der früheren Zeiten interessante Entdeckungen hätten machen lassen. Heinrichs IV Züge waren noch so gut erhalten,

dafs er die Aehnlichkeit mit der Statue seines Museums genau bemerken konnte; und auch Ludwig XV war noch durchaus erkennbar.

Vergleicht man Heinrichs IV Gesichtsbildung mit der Franz I, so sind die Züge kleiner, schärfer, spitziger und gedrängter. Die heroenmäfsige Stärke ist gewichen, aber es ist mehr Feinheit und Munterkeit an die Stelle getreten. In der That giebt es wohl nur wenig geistreichere und feinere Physiognomien als die seinige.

Ich erinnere mich ein paar Holzschnitte von Heinrichs Vater und Mutter gesehen zu haben, die mir sehr viel Freude gemacht haben. Anton von Navarra hat ein merkwürdiges und ausdrucksvolles Gesicht. Die Profillinie steigt sehr stark von hinten nach vorn herab; die Stirn ist knöchern und einwärts gebogen, die Nase stark an ihr abgesetzt, spitzig und mit einem grofsen Höcker versehen, die Wangen hager, das Kinn spitzig. Aber auf der Stirn und in den Augen ruht ein seltener und rührender Ausdruck einer schönen und rein menschlichen Sorge. Die Mutter ist ihrem Sohne ähnlicher. Ihr tiefliegendes Auge verräth männliche Klugheit und Festigkeit; aber ihr Gesicht ist finsterer, und zeigt nicht so lebendige Spuren geistreicher Feinheit und fröhlichen Witzes.

In wenigen Wochen befinde ich mich wahrscheinlich in den Zimmern, wo Heinrich IV geboren ist. Noch bis zum Anfange der Revolution hatte man in dem Schlosse zu Pau die Anordnung der Zimmer, die Meublen, die Familiengemälde, kurz alles, noch eben so gelassen, als es zu seiner Zeit war. Man sah sogar noch die Muschel, welche ihm (ein hübscher Einfall) zur Wiege gedient hatte.

Bei Heinrich IV darf ich seiner Freunde, Sully's und Sarrède's de Vic d'Ermenonville, nicht vergessen. Sully hat, wie schon sonst bemerkt worden ist, eine unverkennbar

Aehnlichkeit mit Heinrich IV; vielleicht noch mehr Festigkeit in dem breiten Gesicht und der stärker gewölbten Stirn, aber mindere Lebhaftigkeit. In Sarrède, der seinem Könige aus Gram in das Grab folgte, liegt ein Ausdruck tiefen Wohlwollens. Die Büsten, welche sich von beiden in diesem Museum befinden, sind von unbekannten Meistern und nicht vorzüglich.

Mit Heinrich II haben die Grabmäler mit Statuen in St. Denis aufgehört. Von seinen drei Söhnen sind, so viel ich weifs, nicht einmal je Bildsäulen oder Büsten vorhanden gewesen. Auffallend war es mir, aus ihren Kupferstichen zu sehen, dafs sie, Heinrich III ausgenommen, gar keine Aehnlichkeit mit ihrem Vater und Grofsvater zeigen. Es ist eine ganz andere, kleine und runde Gesichtsform. Franz II hat eine regelmäfsige, recht eigentlich schöne, beinahe weibliche Physiognomie. Der Ausdruck im Gesicht Carls IX ist zwar unbedeutend, aber gefällig, lebhaft und verständig. Wenn man sein Bildnifs sieht, oder an seine Liebe zur Dichtkunst und seinen Umgang mit den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit denkt, begreift man wenigstens eher, als wenn man die Begebenheiten seiner Regierung liest, wie der alte Ronsard die Stirn haben konnte ihm zu sagen:

Denn Niemand ist dir gleich,
Als Franz, dein Ahnherr nur; ja wenn's die edle Schaam *)
erlaubte, sagt' ich, dafs dein Herz ihn übertrifft,
so viel als uns Alter besser ist als seins,
die Gegenwart, mehr als die Vorzeit, Ruhm verdient.

Da Frankreich im 16ten Jahrhundert einige grofse Bildhauer besafs, so ist dieser Theil des Museums vorzüglich

*) *l'honneste honte*; ein schöner Ausdruck, der an die Homerische αἰδώς erinnert.

reich an schönen Arbeiten. Ich nenne Ihnen nur noch das Grabmal des Admiral Chabert von Cousin, eine marmorne Säule zu Ehren Timoléons de Cossé, eine andere gewundene auf Anne de Montmorency, an der Barthélemy Prieur aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter 20 Jahre arbeibeitete; endlich die Grazien, welche Katharinens und Heinrichs II Herz tragen. An dies Meisterstück Pilon's, das gleichfalls bei den Cölestinern stand, brauche ich Sie nur zu erinnern, da es allgemein bekannt ist.

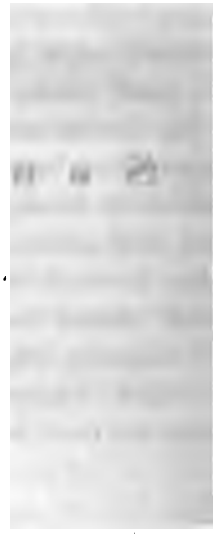
Man kann sich in der That nichts Gefälligeres und Reizenderes denken als die Gruppirung und Verbindung dieser drei himmlischen Gestalten. Der Ausdruck der körperlichen und sittlichen Grazie ist so rein und innig in ihnen versehmolzen, dafs man ihn vergebens zu trennen versuchen würde; und welche religiöse und moralische Begriffe ein Zeitalter hätte, so müfste es in ihnen das Bild der feinsten Blüthe menschlicher Veredlung anerkennen. Daher ist es thöricht, zu streiten, ob sie die Grazien der Alten darstellen oder Sinnbilder christlicher Tugenden seyn sollen; und eine Gränze zu ziehen, an die der Künstler sogar die Erinnerung vertilgt hat.

Ich habe Sie im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dafs mit Franz I eine neue Gesichtsform anfängt; und ich glaube mit Sicherheit hinzusetzen zu können, dafs das 16te Jahrhundert seine eigenthümliche, leicht erkennbare Physiognomie hat. In der ehemaligen französischen Königsfamilie ist dies offenbar; aber wenn ich es nur von dieser hier zeigte, weil von ihr gerade merkwürdigere Kunstwerke vorhanden sind, so scheint es mir darum auch übrigens allgemein wahr. Einzelne Beispiele können freilich eine solche Bemerkung weder bestätigen noch widerlegen; aber man blättere eine chronologisch geordnete Kupferstichsammlung durch, und man wird sich leicht von ihrer Wahrheit über-

zeugen. In der Form sind die Gesichtsbildungen des 16ten Jahrhunderts schmaler, länger und spitziger, mit schärferen und zum Theil auch fei Zügen. Der Ausdruck ist minder gemein und beschränk verräth mehr Geist und Munterkeit, mehr Freiheit und I ittermuth.

Ich erinnere mich besonders vier Kupferstiche aus der Familie der Thomassins gefunden zu haben, welche mir in dieser Rücksicht merkwürdig schienen. Sie gingen vom Vater zum Sohn; der Urgrofsvater war 1424 gestorben, sein Urenkel lebte bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Der Urgrofsvater hatte ein kurzes und dickes Gesicht, starke Backenknochen, eine kurze und gerade Nase; sein Sohn flachere Züge und eine längere Gesichtsform: aber bei beiden war der Ausdruck unbedeutend und gemein. Der Enkel näherte sich der Physiognomie Heinrichs II: ein sehr langes Gesicht, starke Stirnknochen, tiefe Augen, eine gerade und lange Höckernase; der Ausdruck nachdenkend und fest, aber etwas traurig und dunkel. Der Urenkel endlich hatte ein kürzeres Gesicht, gebogene Stirn und Nase, kleine näher zusammengerückte Augen, weniger Stärke, aber mehr Munterkeit und einen lebhafteren Geist im Ausdruck.

Sonette.



1.

Dichtung.

Es giebt nichts tiefer Sinniges auf Erden,
Als Dichtung, die das Herz bewegt, erzeuget.
Man fühlet sie im Menschenbusen werden,
Und zu dem Ohr sie des Olympiers steiget.

Sie weilet bei dem Hirten stiller Heerden,
Sie theilt des Kriegers Fahrnifs und Beschwerden,
Sie mild zu jedem Menschenloos sich neiget,
Und in der Brust nur des Verworfnen schweiget.

Sie fliefst aus dunkler, unerspähter Quelle,
Und hebt sich zu des Aethers lichter Helle.
Man ahndet, dafs sie Irdischem entstammet,

Und fafst nicht, wie sie her vom Himmel flammet,
Da sie so menschlich um die Brust sich schmieget,
Wie Mutterlied, das ein den Säugling wieget.

2.

Resignation.

In ruhgem Schritt durchwandr' ich die Gefilde,
Wo mir aus längst vergangnen, edlen Zeiten,
Die alle Gattungen der Gröfse weihten,
Begegnen Trümmer mächtiger Gebilde.

In Wehmuth schmilzt des Busens tiefe Milde;
Wenn, die sich solcher Gröfse stolz erfreuten,
Doch unterliegend mit Zerstörung streiten,
Was dient dann noch dem Endlichen zum Schilde

So aus der Wehmuth Milde quillt mir Strenge,
Und in dem weiblich sanft gestimmten Herzen,
Wie auch die Strenge möge bitter schmerzen,

Entsag' ich fest dem weichen Schonungstriebe;
Wenn Gröfse sinkt, kann dumpfe Wesensenge
Verlangen, dafs auf sie man Rücksicht übe?

3.

Der Wehmuth Hafen.

Den stillen Kahn, der mich hierher getragen,
Zur Rückkehr niemals wieder ich besteige;
Hier ewge Wohnung hab ich aufgeschlagen,
Wo nur der Himmel ist mein ernster Zeuge.

Hier fühl' ich endlich meine Ruhe tagen,
Und dankerfüllt ich meine Kniee beuge;
Jetzt meine sichren Schritte nicht mehr zagen,
Gesieget hab' ich, doch vom Sieg ich schweige.

Und kostet theuer er dem armen Herzen,
Das widerstrebend rang mit seinen Schmerzen,
Jetzt hat es, wie es wollte, überwunden.

Gelagert ist der Schmerz in Todesstille,
Er starr und fühllos blickt durch dichte Hülle,
Und nun in Wehmuth kann die Brust gesunden.

4.

Spes.

Der Wunsch, den täglich ich dir, Säule, sage,
Verläfst nicht meiner Lippen treue Pforte;
Zu dem durch stummen Schmerz geweihten Orte
In stiller Brust ich ihn tiefschweigend trage.

Auch fern begleitet er mich alle Tage,
Und dienet mir zum wahren Schicksalshorte;
Denn einmal kommt Erfüllung doch dem Worte,
Drum ich geduldig, wenn sie säumt, nicht klage.

Zwei Zeiten kann es für den Menschen geben,
Die eine, wo am süfsen Licht er hänget,
Die andre, wo es ihn zum Dunkel dränget,

Doch Alle beide Zeiten nicht erleben;
Mir ward es, und ich willig es gewahrte,
Weil ich geliebter Brust so Schmerz ersparte.

5.

Die Cypressen-Allee.

I.

Hochragende, nachtfinstere Cypressen,
Die ihr mich zwischen euch habt oft gelitten,
Laßt eure Länge mich auch heut durchmessen
Mit langsam sögernd unverrückten Schritten.

Wohl Seufzer den beklommnen Busen pressen;
Es fruchtet nicht, vom Himmel Huld erbitten,
Im Herzen habe Muth ich mir erstritten,
Was bringt die Stunde, macht der Tag vergessen.

Unwiderstehlich hat michs hergezogen.
Wohl fassen mich an eurer Schwelle Schauer,
Und eurer schwarzen Nadeln tiefe Trauer

Hat mich, wie dichter Schatten überflogen.
Doch werde ich zu euren beiden Enden,
So oft michs mahnt, die Schritte muthvoll senden.

6.

II.

Ich seh' euch, dunkele Cypressen, wieder,
Und banger Schauder rollt durch meine Glieder;
Erinnrung wehmuthsvoll die Brust umquillet,
Und was ihr finster droht, mit Furcht mich füllet.

Mir ists, als senkten eure Wipfel nieder
Auf mich des Tods umnachtendes Gefieder.
Allein wie so das Herz von Gram mir schwillet,
Steh doch ich da in Duldungsmuth gehüllet.

Denn wie von klarem Sonnenlicht umschrieben,
Erscheinen Andren eure zarten Zweige,
Und allgewalt'ges, nie zerstörbar Lieben

Macht, dafs zu dem ich mich, heifssehnend, neige.
Darum, ihr nachtumschauerten Cypressen,

[redacted]

III.

Ich sah euch lang nicht, finstere Cypressen,
Durch euch einst meiner Jugend Schritte gingen,
Doch wie des Schicksals Pfade sich verschlingen,
Kann ich an euch im Herzen wohl ermessen.

Der Jugend Trauer hatte ich vergessen,
Weil mir des Lebens Loose heiter hingen,
Da hört' ich plötzlich scharfe Töne klingen,
Die Seufzer meiner bangen Brust entpressen.

Zurückgedrängt ward' ich in eure Schatten,
Die ihr am Abend, weithinreichend, sendet,
Und wenn mein Blick sich zu den Wolken wendet,

Seh' ich ihr Licht an eurer Nacht ermatten.
Ich kann auf Hülfe nicht vom Himmel zählen,
Muſs mit der Erde Dunkel mich vermählen.

8.

Die Phantasiegestalten.

Ihr blüthenduftgen Phantasiegestalten,
Die mich seit meiner Kindheit zartem Streben
Begleiteten durchs reichbegabte Leben,
Habt stets in heitrer Höhe mich erhalten.

Wenn ich umlagert war von Schmerzgewalten,
Hab' ich die Prüfung schwer euch aufgegeben,
Ob ihr auch dann mich könntet schützend heben,
Und heilvoll stets erprobt' ich euer Walten.

Nur euch erwart' ich in des Todes Stunde,
Wann aus des Geistes letzter Funke glimmet;
Ob ihr mir treulos werdet dann entweichen,

Wie Bilder, zögernd sich entfernend, bleichen, —
Ob, treu dem unter uns geschlossnen Bunde,
Mich halten götterselig noch gestimmet?

9.

Freiheit und Zwang.

Der Mensch muſs oft ein Joch sich auferlegen,
Und sich aus eigner Willenskraft bezwingen;
Der Selbstbeherrschung nur kann es gelingen,
Sich frei in richtgen Bahnen zu bewegen.

Denn Freiheit ist nicht regelloses Schwingen
Des Geistes, sie, der Seele stiller Segen,
Ist nicht auch strenger Fesseln Zwang entgegen,
Wenn sie kann selbst in sich den Sieg erringen.

Doch muſs den Zügel schieſsen lassend wieder
Er auch, des Zwangs vergessend, sich erheben,
Dem Adler gleich, auf schwebendem Gefieder.

Wem Kraft Entschluſs und Selbstverleugnung geben,
Ziehn nicht des Erdenstoffs Gewichte nieder,
Er kann in Aetherhöhe sicher leben.

10.

Des Geistes Heimath.

Oft wenn der Körper krankt, der Geist sich hebet,
Er freier in das Reich der Ahndung schauet,
Und sichrer seinen Deutungen vertrauet,
Wenn nicht zu mächtig mit der Körper strebet.

Denn immer doch die Sehnsucht ihn umschwebet,
Zu wirken, nur von seinem Hauch umthauet,
Und nur was er aus eignem Stoffe bauet,
Scheint ihm aus innrer Wahrheit ächt gewebet.

Im voraus athmend in des Aethers Lüften,
Graut nicht ihm vor den nachtumgebnen Klüften,
Die dieser Erde Dasein schroff begränzen.

Er einsam kühn die neuen Pfade gehet,
Und sich begeistert zu den Sphären drehet,
Die neue Strahlen ihm entgegenglänzen.

11.

Stimmung im Schmerz.

Ich fasse schwer nicht auf des Lebens Schmerzen,
Weifs sie mit kräftgem Muthe zu bezähmen,
Gestatte nicht, dafs sie den Schlaf mir nehmen,
Noch meiner Seele heitren Himmel schwärzen.

Doch auch zu gehen mit leichtsinngem Scherzen
Durchs Leben tändelnd, würde ich mich schämen;
In Leid und Mühe still mich zu bequemen
Gewinn' ich ab dem oft geprüften Herzen.

Drum wenn auch bittren Gram der Busen fühlet,
Doch oft mir Lächeln um die Lippen spielet,
Und wenn ich Abends mich aufs Kissen lege,

So schliefs' ich unbesorgt die Augenlieder,
Und nur des Menschenschicksals Gang erwäge,
Dafs stets auf Leid folgt Ruh und Stille wieder.

12.

Macht des Geistes.

Hülflosigkeit dem Geiste Spannung giebet,
Dafs er des Wesens volle Kräfte übet;
Doch oft auch seine Kraft sie niederdrücket,
Und alle Sehnen seines Muths umstricket.

Des Starken Kraft bleibt heiter, ungetrübet,
Wenn vor dem Schicksal auch sein Glück zerstiebet;
An seiner Stärke Quell er sich erquicket,
Harrt nicht auf das, was ihm der Himmel schicket.

Von weiser Gottheit unsichtbaren Händen
Hat er, wefs er bedarf, in sich empfangen,
Und kann hervor aus sich es selbst nun spinnen.

Wenn auch des Lebens Ströme wechselnd rinnen,
Mufs doch er zum gesteckten Ziel gelangen,
An niemand Fodrung, als an sich, zu wenden.

13.

Richard.

Ich führe wohl ein mühvoll saures Leben,
Von sonnenheller Freude nie beschienen,
Und bittre Sorgen oft mich Nachts umschweben,
Das Brot mit den sechs Söhnen zu verdienen.

Doch meines Fleifses unermüdlich Streben
Läfst meine kleine Wirthschaft blühn und grünen,
Und wenn auch Kummer mir die Sorgen geben,
Ruht doch Zufriedenheit auf meinen Mienen.

Des Glückes Pfad nach aufsen geht von innen,
Nicht umgekehrt von aufsen nach dem Herzen,
Drum kann der Mensch auch mit des Lebens Schmerzen,

Wie Zauberweib mit zahmen Nattern, scherzen,
Und Ruhe auch im Schicksalsdrang gewinnen,
Wie Seidenwürmer in ihr Grab sich spinnen.

14.

Faust.

Durch alles Heiligste und Gröfste irret
Faust an des nächtlichen Gefährten Seite;
Was glänzt und strahlet in des Weltalls Weite,
An seiner Phantasie vorüberschwirret.

Der Sonne Klarheit selber sich verirret
In des Gesellen tückischem Geleite,
Und Helena, schon der Verwesung Beute,
Wie morsches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sünden
Ein rein entbrennendes Gemüth man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichstes berühren.

Man mufs das Wesen nur der Dinge finden.
Denn Tugenden entsprühn wie Steinesfunken,
Wenn Höllentücke wüthet gräueltrunken.

15.

Aphrodite.

I.

Dem Meer entblühten deine holden Glieder,
Umthaut von seiner Perlenfluten Reine,
Dann gofs des Himmels Pracht sich auf dich nieder,
So strahlest du in magischem Vereine.

Entzückt umrauschten dich der Musen Lieder,
Dich grüfste Hebe mit dem Götterweine,
Zeus Adler sänftigte sein Glanzgefieder,
Gerührt von deiner Schönheit Wunderscheine.

Dem Menschen wurdest du der Schönheit Quelle,
Du schenktest ihm die seelenvolle Liebe,
Und wie der Strand empfängt das Bild der Welle,

So bildete sich aus dem süfsen Triebe
Das, was den Menschen mit dem Gotte gattet,
Des Himmels Glanz, von Erdenreiz beschattet.

16.

II.

Das Wasser lieh mir seine dichte Hülle,
Als ich noch schlummernd lag im Meeresschaume;
Es war, ihr wifst es, Götter, nicht mein Wille,
Herauf zu steigen zu des Aethers Raume.

Wie lieblich quoll der Welle weiche Fülle
Um meine Schwanenbrust, und wie im Traume,
Genofs ich süfs balsamisch duftge Stille
Dort unter dem krystallnen Flutensaume.

Hier im Olympus und der Menschenerde
Von Zwist, wie der in Asche Ilion legte,
Durch Götterneid bedroht ich ewig werde.

Drum Liebe zu den Wellen fort ich hegte,
Und wo ich Künstlerphantasie anregte,
Sieht man mich meist in badender Geberde.

17.

Schein und Wahrheit.

Wenn in des Menschen Innrem Welt sich bauet,
Die von der äufsern nur den Umrifs nimmt,
Worin ein eigner Lebensfunken glimmt,
Und die ein Glanz, nicht irdisch mehr, umthauet;

Dann nicht die Seele mehr nach aufsen schauet,
Nicht nach den Dingen mehr sich beugt und krümmt;
Für Zauberdasein nur in sich gestimmt,
Ihr vor der Wirklichkeit Erstarrung grauet.

Dann sie im Scheine nur der Dinge lebet,
Und ist von jedem Scheine doch befreit,
Weil ihr Schein aus der tiefsten Wahrheit stammet,

Die darum nur nicht hier auf Erden flammet,
Weil sie sich leichtren Fittigschwunges freuet,
Der sie zum Himmel aus dem Busen hebet.

18.

Das Reich des Gesanges.

So wie die Sonne kehrt in festen Gleisen,
Selene regelmäfsig neu erscheinet,
Der Morgen froh entstrahlt, die Nacht sich bräun
So mir begegnen des Gesanges Weisen.

Wie Götterhauptes Haare niemals greisen,
Und Niobe in ewgem Schmerze weinet,
Mir sich, mit dem Gefühl der Brust vereinet,
Des Liedes Quellen unversiegt erweisen.

An Alles leicht sich flüchtge Reime hängen,
Und in des Lebens labyrinthschen Gängen
Gebricht nicht Stoff, den sprossenden Gedanken

Zu führen in der Dichtung luftge Räume,
Wenn man das ungemessne Feld der Träume
Vorzieht der Wirklichkeit beengten Schranken.

19.

Tod und Schlaf.

Der Tod sich und der Schlaf, wie Brüder, gleichen,
Doch sind durch mächtge Kluft sie auch geschieden,
Der Tod ist ewig milder Seelenfrieden,
Der Schlaf entfliehet bei der Sterne Bleichen.

Sobald das Licht verdrängt die goldnen Zeichen,
Die Sorge kehrt, die schlafend man gemieden;
Des Schicksalsrades Wirbeldrehn hienieden
Die innre Ruh, die göttliche, muſs weichen.

Im Schlafe noch sich um den Menschen streiten,
Das Leben, das ihn schreckt mit bösen Träumen,
Und jene Ruhe, die aus Himmelsräumen

Entzückende läſst an ihm niedergleiten.
Im Tode hat der Geist den Sieg errungen,
Und alten Erdengram in Ruh verschlungen.

20.

Der sterbende Schwan.

Wenn mit Gesang der Schwan das Leben schliefset,
Er nicht, dem Helden gleich, der jauchzend schreitet
Zur Schlacht, wo Todesnähe ihn begleitet,
Die ewge Nacht mit Jubeltönen grüfset.

Indem sein letzter Lebenstropfen fliefset,
Sein Blick begeistert rückwärts sich verbreitet;
Dann aus der Brust, die Wehmuth sanft besaitet,
Er Dank und Klag' in Abendlüfte gieſset.

Denn wie das Leben unentfaltet lieget,
Wenn sich das Kind in Säuglingsträumen wieget,
So sich in Eins im letzten Punkt es dränget.

Befreit von allem, was auf Erden enget,
In Harmonie, die sich zum Himmel schwinget,
Sich sinnvoll die Vergangenheit verschlinget.

21.

Schule der Leiden.

I.

Wie Schmerzen man den Wolken wohl vergleichet,
Die auch des Himmels heitres Blau verdecken,
Zur Erde bald die schwarzen Busen strecken,
Und bald entfliehn, wenn frisch der Nordwind streichet;

So Schmerz auch giebts, der wanket nicht, noch weichet,
Den immer neue Thränen rinnend wecken,
Der gleicht den nächtgen, düstren Nebelflecken,
Wenn Sternenglanz für ewge Zeit erbleichet.

Wer in dem tiefgeprüften Busen kennet,
Wie dieser Schmerz, am Leben zehrend, brennet,
Der willig ein sich in den bittren spinnet.

Denn wenn man leidend ihn hat durchgerungen,
Und hält mit beiden Armen ihn umschlungen,
Die Seele Frieden wehmuthvoll gewinnet,

22

II.

Wenn meine Schritte Tag und Nacht durchstreifen
Des Buchenwalds bald ebne und gerade,
Bald durchs Gebüsch verschlungne, krumme Pfade,
Im Geist mir vielerlei Gedanken reifen.

Der Mensch, was ihn umgiebt, mufs rasch ergreifen,
Sonst ihm entrollt es an der Zeiten Rade.
Wohin die wechselnde Natur ihn lade,
Mufs folgsam Eindruck er auf Eindruck häufen.

Ob Lust mir oder Schmerz die Brust bewege,
Acht' ich so hoch nicht im erprüften Herzen.
Wenn die Gedanken sind erfindsam rege,

So werden heilsam auch des Lebens Schmerzen.
Mir ist nicht immer mildes Loos beschieden,
Doch nimmer wankt mein stiller Seelenfrieden.

23.

III.

Mit Stärke wird gestählt der Sinn durch Schmerzen,
Geführet in des Busens stillen Schranken
Zu tiefbewegten, hebenden Gedanken,
Die Schwingen werden dem gepreſsten Herzen.

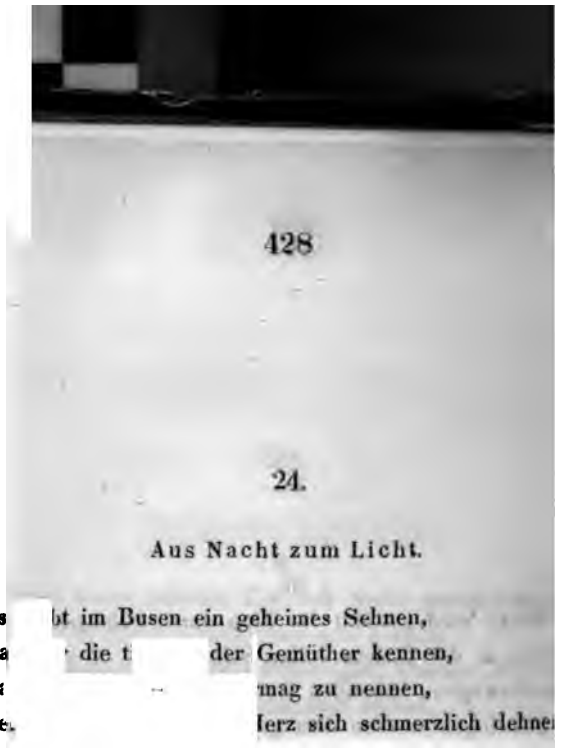
Wo Wolken nicht den heitren Himmel schwärzen,
Des Lebens Nebel alle nieder sanken,
Kein treulos Glück droht ungewiſs zu wanken,
Da gaukelt froh der Sinn in leichten Scherzen.

Doch Kraft und Tiefe auch dem Licht sich gatten,
Bedürfend nicht der scharfumschriebnen Schatten;
Was tiefer wirkt, hängt an der Seele Farbe.

Wo Freiheit schafft, muſs Glück helllachend blühen,
Wo Still' und Demuth eng die Kreise ziehen,
Da hebt und stärkt der Schmerz, und läſst nicht Narbe.

24.

Aus Nacht zum Licht.


Es [illegible]ot im Busen ein geheimes Sehnen,
Da[illegible] die t[illegible] der Gemüther kennen,
D[illegible] [illegible] mag zu nennen,
Be[illegible] [illegible]erz sich schmerzlich dehne

Doch ists kein eitel eingebildet Wähnen,
Denn plötzlich sich von ihm Gedanken trennen,
Die durch die Nacht, wie Sterne, funkelnd brennen,
Und hier entstammt, sich an den Ewgen lehnen.

Das ist des Geistes Seyn, das unverstanden
Gefangen gehet in der Menschheit Banden,
Das, wie die Frucht, vom Mutterschofs bedecket,

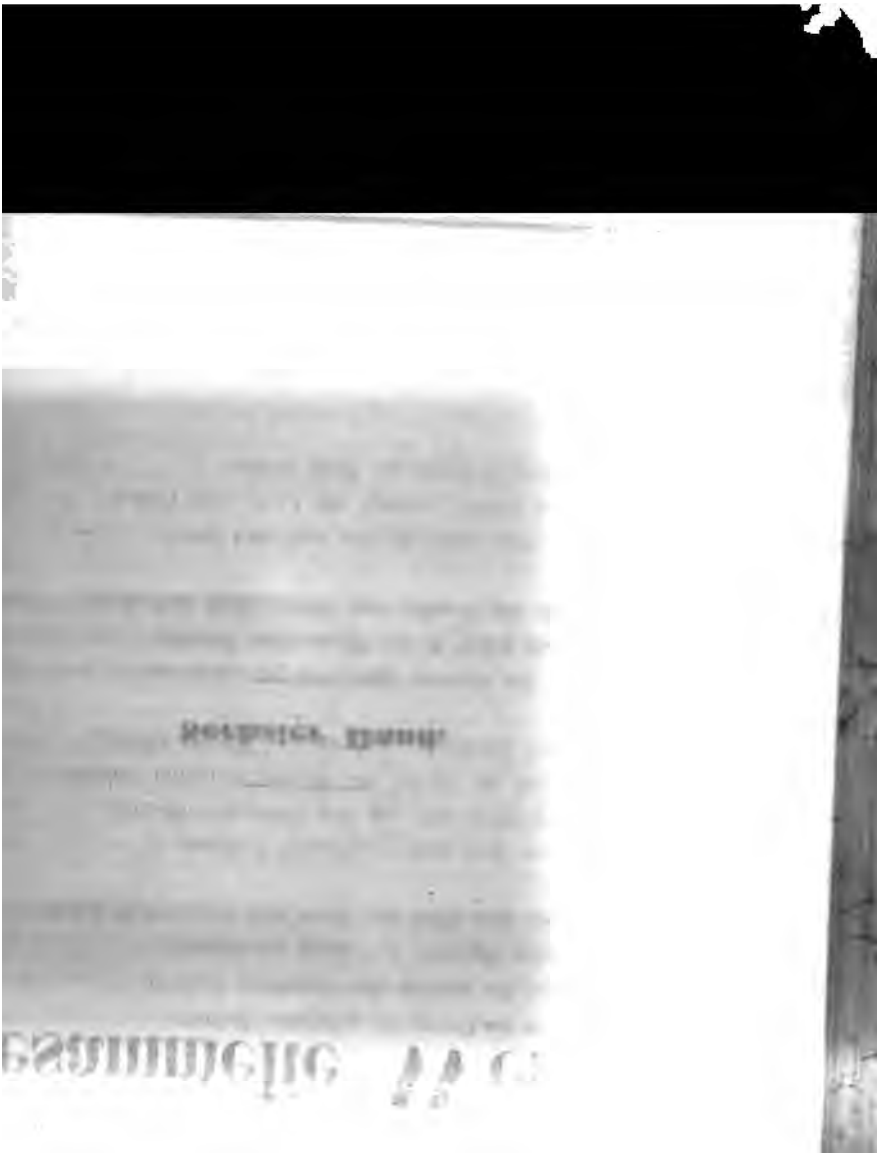
Sich in dem engen Kerker regt und recket,
Und sich befreit, gelangt ans Licht, erst fühlet,
Wenn alles Irdische die Erde kühlet.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Sechster Band.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1848.



Inhalt.

Seite

er die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts . . . . . 1—425
(Zuerst gedruckt Berlin 1836. 4.)

ode nach welcher in dieser Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind . . . . . VII—X

. Gegenstand dieser Schrift 1
. und 3. Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwickelungsganges 3. 6
. Einwirkung aufserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung 12
. und 6. Zusammenwirken der Individuen und Nationen 24. 30
. Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache . . 37
. Form der Sprachen 39
. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt . . . 49
0. Lautsystem der Sprachen. Natur des articulirten Lautes 66
— item. Lautveränderungen 73
— item. Vertheilung der Laute unter die Begriffe . 75
— item. Bezeichnung allgemeiner Beziehungen . . 82
— item. Articulationssinn 84
Lautsystem der Sprachen 85
— item. Technik derselben 89
11. Innere Sprachform 92
12. Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform . 103
13. Genauere Darlegung des Sprachverfahrens 106
Wortverwandtschaft und Wortform 109

Seite

§. 14. Isolirung der Wörter. Flexion und Agglutination . . 121

§. 15. Nähere Betrachtung der Worteinheit. Einverleibungssystem der Sprachen 135

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Pause . . . 138

— item. Buchstabenveränderung 141

§. 16. — item 161

§. 17. Einve prachen. Gliederung des Satzes 166

§. 18. Congr er Sprachen mit den grammatischen 181

§. 19. Haup en nach der Reinheit ihres Bildungs 188

§. 20. Charak 199

— item. Poesie und Prosa 230

§. 21. Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln 251

Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen . . 254

— item. Verbum 256

— item. Conjunction 282

— item. Pronomen relativum 283

Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung 285

Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen . 293

§. 22. Rückblick auf den bisherigen Gang der Untersuchung 303

Von der rein gesetzmäfsigen Form abweichende Sprachen 308

§. 23. Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues 313

Der weniger vollkommene Sprachbau. Semitische Sprachen 314

— item. Delaware-Sprache 323

§. 24. — item. Chinesische Sprache 329

Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues 3

Der weniger vollkommene Sprachbau. Barmanische Sprache 3

Seite

25. Ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei 382

Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache . . . . . 426—525

(Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues etc. [Berlin 1836. 4.] S. 415—491.)

Einleitung 426

Von der Bilderschrift 439

Über die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern 488

Über die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau . . . . . 526—561

Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1824. Berlin 1826. 4. S. 161—188.

Über den Dualis . . . . . 562—596

Ebend. Aus dem Jahre 1827. Berlin 1830. 4. S. 161—187.

Sonnette (Handschriftlich.) . . . . . 597—630

1. Das ewige Sonett 597
2. Jugendlandschaft 598
3. Mnemosyne 599
4. Der umschlossene See 600
5. Der Erde Recht 601
6. Stille Ergebung 602
7. Die Schauspielerin 603
8. Das grofse Weltenrad 604
9. Die schwarze Stunde 605
10. Resignation 606
11. Der Ring 607
12. Zwei Sterne 608
13. Kein süfsres Wort 609
14. Ocean der Zeit 610
15. Frage 611
16. Zuversicht aus den Sternen 612

17. Ueber Wolken und Sterne . . . . . (
18. Des Traumbilds Element . . . . . (
19. Poseidon . . . . . (
20. Zwiefacher Lebensweg . . . . . (
21. Das Hauskleid . . . . . (
22. Genius der Nacht . . . . . (
23. Aline . . . . . (
24. Schule des Lebens . . . . . (
25. Wesen der Dichtung . . . . . (
26. Natur und Dichtung . . . . . (
27. Anmuth . . . . . (
28. Die althellenischen Gestalten . . . . . (
29. Freiheit und Wirklichkeit . . . . . (
30. Macht der Liebe . . . . . (
31. Die beiden Welten . . . . . (
32. Der Traumwelt Schwingen . . . . . (
33. Irdische Dämmerhelle . . . . . (
34. Das Bild im Herzen . . . . . (

Methode,

nach welcher in der folgenden Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind.

1.

Sanskrit-Alphabet.

Die langen Vocale und die Diphthongen *e* und *o* bezeichne ich durch einen Circumflex,

den *r*-Vocal (ऋ) durch einen Punkt unter dem *r* und angehängtes *i* (*ṛi*),

den dumpfen Gaumen-Consonanten (च) durch *ch*,

den tönenden Gaumen-Consonanten (ज) durch *j*,

alle Zungen-Consonanten durch die entsprechenden Zahnconsonanten mit darunter gesetztem Punkt,

den ersten Halbvocal (य) durch *y*, den letzten Halbvocal durch *w*,

den Gaumen-Zischlaut (श) durch *s* mit darüber gesetztem spiritus lenis (*s̓*),

den Zungen-Zischlaut (ष) durch *sh*,

alle aspirirte Consonanten durch die unaspirirten mit hinzugesetztem *h*,

das *Anuswâra* und alle Nasal-Consonanten, mit Ausnahme des dentalen *n* und des *m*, durch ein *n* mit untergesetztem Punkte (*ṇ*). Einer weiteren Unterscheidung dieser Töne bedarf es nicht, da der Leser weifs, welche Sanskrit-Zeichen, nach Maafsgabe des unmittelbar nachfolgenden Buchstaben, an die Stelle des *ṇ* zu setzen sind.

Das *Wisarga* bezeichne ich durch *h* mit einem Punkt darunter (*ḥ*). Es kommt jedoch kaum vor, da, wo es am Nominativ der Sanskrit-Wörter steht, dieser Nominativ richtiger durch *s* angedeutet wird.

2.

Barmanische Sprache.

Von den Vocalen schreibe ich die sechs ersten, das lange und kurze *a*, *i*, *u*, wie im Sanskrit,

Die Nasenlaute der drei ersten Classen nebst dem *Anuswâra* konnten im Sanskrit durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, da ihr Gebrauch bestimmten Regeln unterliegt. Im Barmanischen ist dies nicht der Fall. Ich bezeichne daher den gutturalen durch ein Spanisches *n con tilde* (ñ), das palatine durch *ng*, die der drei übrigen Classen wie im Sanskrit, das *Anuswâra* durch *n* mit einem Punkte darüber (ṅ).

Die vier Halbvocale schreibe ich wie im Sanskrit,

den auf sie folgenden Consonanten mit *h*. Dieser Laut gehört im Barmanischen zu den Zischlauten. Die Barmanische Schrift hat keinen Zischlaut aus dem Sanskrit-Alphabet aufgenommen. In der gesprochenen Sprache findet sich aber der linguale, das Englische *sh*. Dieses wird in der Schrift durch ein den drei ersten Halbvocalen und dem *th* beigefügtes *h* angedeutet. Dies *h* schreibe ich dann vor diesen Buchstaben, so dafs *hy*, *hr*, *hl* und *hth* das Englische *sh* der Aussprache ausdrücken. Diese Aussprache scheint aber bei dem *l* nicht constant. Denn Hough schreibt die Zunge *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, dagegen *hlê*, fliegen, in der Aussprache *hle*.

Den ein und dreifsigsten Barmanischen Consonanten schreibe ich *h*, wie im Sanskrit.

Den schweren Accent bezeichne ich, wie es im Barmanischen selbst der Fall ist, durch zwei am Schlusse der Wörter über einander gesetzte Punkte (:); den einfachen Punkt, durch welchen der leichte angedeutet wird, stelle ich nicht unter den letzten Buchstaben, wie es im Barmanischen geschieht, sondern hinter denselben, etwa in halber Höhe (*a*·).

3.

Bei den anderen Sprachen, deren ich hier nicht ausführlich erwähnen kann, bediene ich mich der von den Hauptschriftstellern über jede einzelne angenommenen Schreibung, welche gewöhnlich der ihrer Muttersprache folgt, so dafs man also nament-

lich bei den Nord-Amerikanischen, einigen Asiatischen und meisten Südsee-Sprachen das Englische, bei der Chinesischen Madecassischen Sprache das Französische, bei der Tagalis und den Sprachen Neuspaniens und Süd-Amerika's das Spani Lautsystem vor Augen haben mufs.

§. 1.

Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hangen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muſs. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder
en entwickeln. Das vergleichende Sprach-

studium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliefst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältnifs derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schliefst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andern Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntnifs und zur Aeufserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmäfsiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhangenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammen-

hangenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

§. 2.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, dafs darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stöfst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läfst. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildete zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem grofsen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Betrachtung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine

so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, läfst sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschlufs, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äufseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt; und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, dafs er die Kraft des anderen zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermafsen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äufseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewifs, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe

von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, mufs schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung blofs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnifs der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie an-

gehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten *). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maafs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne mufste darin von dem Andre n werden, da die Begeisterung nur durch die Sicl verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

§. 3.

In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und geniefsen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, dafs alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, dafs jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Thätigkeit.

*) Man vergleiche weiter unten §§. 6. 7. 22.

Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, dafs ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäfsigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läfst sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung der Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so mufs man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die

einzige naturgemäfsige Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, mufs man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äufseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint: da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen gröfserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läfst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die

den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, dafs dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade erreicht werden kann; ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen: also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureifsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Mifsverständnifs geherrscht hat, und noch fortwährend

herrscht. Dafs nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfnifs der Menschheit, nicht blofs ein äufserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an; so läfst sich wohl annehmen, dafs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so mufs dieser Zusammenhang äufserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwickelung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzu-

stellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung. *) Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und mufs dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läfst. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müfste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in andern der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganzer, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemefsnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll: wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache blofs an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. In dieser Be-

*) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820—1821. S. 322. (Gesammelte Werke Bd. I. S. 24.)

trachtung der Sprachen sondre ich aber die Verände
gen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus eina
entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten,
sprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen sc
geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir
Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden,
wiederkel nen. Denn so innerlich auch die Sp
durchaus i sie dennoch zugleich ein unabhäng
äufseres, g den Menschen selbst Gewalt übende
sein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher
Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt,
vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht
denken läfst, wenn auch nicht, was noch wahrscheinli
ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine
stimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einze
Menschen, angewiesen war.

§. 4.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf
Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wa
haft schaffende Princip in dem verborgenen und gleich
geheimnifsvollen Entwickelungsgange der Menschheit,
dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sich
durch Ursache und Wirkung verketteten, gesprochen ha
Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher In
lectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche
erwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklär
hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch,
ihre Werke nicht blofs Grundlagen werden, auf denen
fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzünden
Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Le
fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die
hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ga

bens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahr-
schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst uner-
iche Natur betrachtend; sie hat nicht blofs zufällig
s ergriffen oder blofs an bereits Bekanntes angeknüpft.
ntstand die Aegyptische plastische Kunst, der es ge-
die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittel-
ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch
ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte.
ser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, In-
Poesie und Philosophie und das classische Alterthum
verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren
um Griechische und Römische Denkweise und Dar-
g. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Ro-
hen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit
ntergange der Römischen Sprache plötzlich in dem
lbstständig gewordenen Europäischen Abendlande
elte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bil-
Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch
Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das
, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht
grofses Neues zu gestalten, wie wir es an der Grie-
n Sprache und so vielen Ueberresten Griechischer
in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in
i gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form
rache wird dann zerstückt und mit Fremdem ver-
ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn
enden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen ei-
en Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes
princip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher
nungen lassen sich begünstigende und hemmende,
itende und verzögernde Umstände nachweisen. Der
knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder
eren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen

Bestrel en einen neuen Schwung verleiht, läfst sich
scharfs nige und sorgfältige Forschung zeigen, wie si
früher nd nach und nach wachsend in den Köpfe
handen gewesen. Wenn aber der anfachende Od
Geni in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlä
Hell kel dieser glimmenden Kohlen nie in leu
Flamm w renig auch die Natur dieser s
rischer sie e tl ch zu durchschauen gestal
bleibt d o viel offenbar, dafs in ihnen immer ei
mögen utet, den gegebenen Stoff von innen he
beherrs in Ideen zu verwandeln oder Ideen u
ordnen ion in seinen frühesten Zuständen ge
Mensch r den Augenblick der Gegenwart hinau
bleibt nicht bei blofs sinnlichem Genusse. Bei den r
Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Mu
Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Z
darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, U
ferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Ents
des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. J
tiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anscha
formen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht i
Welt der Vorzeit und Zukunft ausgiefst, mit welch
Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto
und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Mass
entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und imm
daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreite
Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus d
nern selbstthätig Erzeugten mit dem von aufsen Geg
jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefa
in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmal
streben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität
was Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt

so kann und so mufs man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welcher der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliefsendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gesammelt, und die Ausschliefsung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dafs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe zu grofsartigem dem Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gewidmetem Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung hier zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der erreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, dafs die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermafsen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht auf die Denk- und Vorstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüg-

lich in der Charakterbildung. Denn was aus de
zen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nich
ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt, und
sammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung
sinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten
mufs wahrnehmen lassen, dafs sie, vom Einflusse
weiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen,
ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt
Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das M
geschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung.
die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem
verschiedensten Individualitäten durch Mittheilung
Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinig
mit dem Charakter in der engsten und regsten
wirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten
baren, die eindringendsten und die am fruchtbarste
lebenden Gemüther giefsen in sie ihre Stärke und
ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fo
der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge a
Schoofse herauf. Der Charakter, je mehr er sich
und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen S
Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Ku
in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmalige
immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestal
Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft
zelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervol
bolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzuste
zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Char
dung sind nur ungleich schwerer zu berechnen als
blofs intellectuellen Fortschritte, da sie grofsentheils
geheimnifsvollen Einflüssen beruhen, durch welche
neration mit der anderen zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwickelungsgange de

schengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäufserung setzen mufs. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäufserung hervorgehen, und hat insofern immer einen verborgenen und, weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, dafs sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Ueberzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, dafs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es liefse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum anderen denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung

der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern als in Individuen offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiedenen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade; aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemefsne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilung civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch; sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben flofs, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältnifs zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land

in Amerika; gewifs wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Ueberzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, dafs sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren innern Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innern entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfnifs eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung mufs immer dem Worte, das blofs der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr mifslich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche beurtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmäfsigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Aufser-Europäischen Nationen besitzen, mufs es schon von selbst in die Augen fallen, dafs eine grofse

Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfafst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läfst; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schoofse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionaren bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, dafs sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von aufsen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt; und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden mufs. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst,

und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluſs auf die Geistesentwickelung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöheten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde; sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aufsen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel

ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der gröfsten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gest[illegible] rückgekehrt ist? dürfte man schon schw[illegible]ner Sicherheit behaupten wollen und noch w[illegible] gerade in den Nationen der Fall gewesen [illegible] welchen Verbreitung der Civilisation und einer gev[illegible] Cultur am meisten verdankt?

Die Ci[illegible] die [illegible]ermenschlichung der Völker in ihren äu[illegible]chtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnifs und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergiefst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt

zu dem sich erst unsere Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat, und alle grofsen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äufserer Mittel der Länderverknüpfung und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besafsen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und voller menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen blofs darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwickelung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Grofs-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwickelung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Römer, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stofsen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äufseren Einrichtungen, ihrem gröfseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenufs, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler

auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden als bei uns; sie konnten, was sie besafsen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einflufs die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

§. 5.

Wir haben in dem Ueberblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch die verschiedenen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden; ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f.; die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten; endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen

gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In anderer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so dafs das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, dafs die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen: wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit; der Einzelne dagegen nicht blofs, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewufstsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Dafs dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen; und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläfst. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und

liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht blofs sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andere und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiedenen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer, mehr oder minder ausschliefslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum läfst sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besonderen Einfluſs. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äufserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfafst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebauet. Denn die Sprache mufs erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgiefsen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwicklung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimnifs. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, in-

dem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrig bleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedene Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreifsende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängnifsschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder grofs, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genufs und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsere moderne Bildung z. B. beruht grofsentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von allem trennen sollten, was diesem Alter-

thum [illegible] gehört. Wenn wir den Zustand der Völk
dasselb [illegible] ausmachten, in allen ihren geschichtlichen
heiten [illegible]rforschen, so entsprechen auch sie nicht eig
dem I [illegible]de, das wir von ihnen in der Seele tragen.
auf un[illegible] die mächtige Einwirkung ausübt, ist unser
fassung [illegible] die von dem Mittelpunkt ihrer gröfsten un
sten B [illegible] ausgeht, mehr den Geist als die
lichkeit [illegible] anrichtungen heraushebt, die contrasti
Punkte [illegible] achtet läfst, und keine, nicht mit der vo
aufgen[illegible]nen Idee übereinstimmende Forderung
macht. [illegible] einer solchen Auffassung ihrer Eigenth
keit [illegible] keine Willkühr. Die Alten berechti
derselben; sie wäre von keinem anderen Zeitalter m
Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst e
Fähigkeit uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die
lichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Id
die Phantasie überging, und sie mit beiden auf d
zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht auss
lich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften
Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ru
Geiste nach beschreiben sie, wenn auch die Wirk
bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Men
in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen K
vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und
liefsen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Mer
natur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen so
und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen un
sowohl in den Gestalten des Lebens selbst als i
wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie
Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch s
fsen Einflufs früherer Völker auf sie annimmt, fehlt
solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde he
geleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst h

sie etwas Aehnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine grofse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso uns etwas Aehnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Litteratur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als dafs wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, habe ich in meiner Schrift über die Kawi-Sprache (1. Buch S. 1. 2.) Gelegenheit gehabt näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluss und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit sprachlicher Ueberschreitung unseres Erfahrungsgebiets von ihrem beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältnifs der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste der Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Volk durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe

der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einflufsreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

§. 6.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen: mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äufsere untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen, und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständnifs durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich; und die Sprache verlangt, an ein äufseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reifst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, dafs es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehn-

sucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird: da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren als eines individuellen Bewufstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dafs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als dafs er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, grofsentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne dafs ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einflufs innerer, auch nur instinctartiger Uebereinstimmung oder Abstofsung davon trennen will, so kann und mufs doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äufsren Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, dafs die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen

dar. Civilisation und Cultur heben die grellen
der Völker allmälig auf, und noch mehr gelingt d
nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer ein
edleren Bildung. Damit stimmen auch die Forts
Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach
neren, von nationellen Ansichten entfesselten Id
streben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird
doch nur in verschiedenem Geiste errungen we
die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschli
thümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, aus
vermag, geht ins Unendliche. Gerade von diese
denheit hängt aber das Gelingen des allgemein
unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, u
Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erkläre
nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirke
Es kommt daher, um in den allgemeinen Bil
fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer N
allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaft
strebungen, sondern vorzüglich auf die gesammt
nung in demjenigen an, was den Mittelpunkt de

nur mittelbar und gewissermafsen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, dafs es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch mufs man sich wohl hüten diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, dafs beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsere Unkenntnifs ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhangende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsere dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht blofs aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so

befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigene Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen; und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, dafs man diesen Punkt lieber ganz unberührt liefse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröfsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, dafs man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, mufs man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, dafs jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte gei-

sige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit allem in ihr, dem Ganzen wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht blofs passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten, und modificirt durch innere Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äufsere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äufserlich Geschiedenes angesehen werden, und läfst sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Mifsverständnifs befreiten Sinne des Worts*) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dafs jeder das Verständnifs aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es läfst sich nichts von ihr ausschliefsen, da sie alles umfafst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt als in verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit mufs aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Uebergewicht der äufseren Einwirkung oder der inneren Selbstthätigkeit. Es tritt da-

*) Man vergl. oben S. 5—6. unten §. 22.

her auch hier der Fall ein, dafs, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflöfst, dafs er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, dafs eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlichsten einzugehen; so mufs diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte mufs daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwickelungsgange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschenge-

schlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen mufs, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, dafs das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse: obgleich gerade das hier Gesagte unumstöfslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

§. 7.

Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der Litteratur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dafs, wenn die eine gegeben wäre, die andere müfste vollständig aus ihr abgeleitet werden können Denn

die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äufserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns un[illegible] verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältnifs nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als dafs sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte; so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht blofs in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen,

und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dafs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Aeufserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung betrachtet, so mufs man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen: so dafs, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

§. 8.

Es gehört aber allerdings eine eigene Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man mufs die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen: mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluſs darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, erleichtern die Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten, und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues als ihr Einfluſs auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar: in Wörtern, Regeln, Analogien und Ausnahmen aller Art; und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen,

befindet; so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, dafs dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältnifs zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Sprachcrzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, mufs man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der Form in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden: und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer einzelnen Sprache, im Gegensatz auf der einen Seite des Sprachstammes, auf der andren des Dialektes, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefafst, ist as beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. bst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine vollständige, mumienartige Aufbewahrnng, die es doch

erst wieder bedarf, dafs man dabei den lebendigen Vortr
zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*ergo*
sondern eine Thätigkeit (*energeia*). Ihre wahre Definiti
kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich d
sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirt
Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Un
mittelbar ng genom nen, ist dies die Definition de
jedesmaligen echens; r im wahren und wesentliche
Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität diese
Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreu
ten Chaos von Wörtern u Regeln, welches wir wohl ein
Sprache zu nennen pfl ist nur das durch jenes Spre
chen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemal
vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um dar
aus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ei
wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade da
Höchste und Feinste läfst sich an jenen getrennten Eleme
ten nicht erkennen, und kann nur, was um so mehr bewei
dafs die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklich
Hervorbringens liegt, in der verbundenen Rede wahrgeno
men oder geahndet werden. Nur sie mufs man sich üb
haupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendi
Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als d
Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter u
Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Z
gliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeic
nen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäqu
ter Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhau
nur in Thätigkeit und als solche denken läfst. Die zu ihre
Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues m
uns sogar sie als ein Verfahren zu betrachten, das
bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet,

sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Mifsdeutung ist schon oben*) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 33) darauf aufmerksam gemacht, dafs wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und dafs weder eine Nation noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet: nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständnifs. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht blofs der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefafst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus

*) S. 5. 6. 35. 37—39 und weiter unten §. 22.

unrichtig sein, sie auch an sich blofs als ein solches das loses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie mehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst de eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltun der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, sen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strel sondern i seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu hen, so b s auch blofs übrig, die Gleichartigkeit nes Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusamm zufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und fein Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, dafs e aus dem Gesammteindruck der Sprache Fliefsendes z durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgen men wird, dennoch aber die Versuche scheitern es in nügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestim Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch l zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hä an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes w durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irg eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich P aufzufinden, von denen sich behaupten liefse, dafs sie ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so fi man vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form un schadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteind zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Au drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Spra können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den m lichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individ tät steht unläugbar da, Aehnlichkeiten werden erkannt,

kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewifs jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so mufs beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Bearbeitung entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Uebersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen mufs. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, mufs sehr vieles, wirklich erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, dafs unter Form der Sprache hier durchaus nicht blofs die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wort-

bildung hin aus: insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorien des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar: und mufs in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, mufs man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben läfst sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z.B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, dafs die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden mufs. Gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grund-

ehandelt. Ueberhaupt wird durch den Begriff der
nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen,
n alles nur wirklich historisch zu Begründende, so
s Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff be-
nd eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelhei-
ur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt,
herheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst
übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt
in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Ele-
untersuchung; es sind aber auch lauter in sich klein-
inzelheiten, auf welchen der Totaleindruck der Spra-
eruht: und nichts ist mit ihrem Studium so unver-
, als in ihnen blofs das Grofse, Geistige, Vorherr-
aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede
tische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre
te ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen
n über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich
on selbst, dafs in den Begriff der Form der Sprache
inzelheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur
aufgenommen werden darf, als sich eine Methode
achbildung an ihr entdecken läfst. Man mufs durch
stellung der Form den specifischen Weg erkennen,
die Sprache und mit ihr die Nation, der sie ange-
n Gedankenausdruck einschlägt. Man mufs zu über-
n Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen,
in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken
er Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Na-
hält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung
elnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrach-
Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder
liegt eine solche; und durch diese zusammenfas-
inheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfah-
rlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit

mufs sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst: da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen mufs auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Dies findet sogleich eine Anwendung auf das Kawi, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen; und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall blofs von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen; von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläfst; von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten: woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb allgemeinen Uebereinstimmung, dafs man ebenso richtig n kann, dafs das ganze Menschengeschlecht nur Eine che, als dafs jeder Mensch eine besondere besitzt. Unden durch nähere Analogien verbundenen Sprachähn- n aber zeichnet sich vor allen die aus Stammver-

haft der Nationen entstehende aus. Wie grofs und
lcher Beschaffenheit eine solche Aehnlichkeit sein
m zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu
gen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe
begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen.
schäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben
elten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte
n. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem
, dafs die Form der einzelnen stammverwandten
n sich in der des ganzen Stammes wiederfinden
Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht
allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr
n in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlich-
uf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem
wird es auch eine oder die andere Sprache geben,
die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in
hält. Denn es ist hier nur von aus einander ent-
n Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegeb-
toff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärun-
iehungsweise genommen) von einem Volke zum an-
bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau
sen läfst, übergeht und umgestaltet wird. Die Um-
ng selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungs-
nd Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft,
Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen
ohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden
hen äufserlichen Einflüssen immer nur eine nah ver-
bleiben.

§. 9.

der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form be-
nd diese mit den Geistesanlagen der Nationen und
im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffas-
rchdringenden Kraft in der engsten Verbindung steht,

so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliederung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen mufs. Das Unerlafslichste hierbei ist, dafs dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner weitesten Ausdehnung, nicht blofs in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugnifs, sondern auch in ihrem Verhältnifs zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermafsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äufserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indefs auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stofse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliefst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dafs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirt

Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfinden
den, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlich
sten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nac
dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichke
ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aufse
und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittel
den Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten b
wegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlic
keit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidend
Schärfe des Sprachlautes ist dem Verstande bei der Au
fassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Din
in der äufseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigk
dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmal
zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennun
und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bi
dung immer mehr umschliefsender Einheit. Er verlangt al
auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufasse
und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu ver
treten. Dieser verdrängt aber keinen der andren Eindrück
welche die Gegenstände auf den äufseren oder inneren Sin
hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, un
fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, un
zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfa
dungsweise des Sprechenden auffafst, zusammenhangende
Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinz
Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbar
Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernde
und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen
was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem
Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht blo
den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen an
regt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der
Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie

das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich pafst die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergiefsen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein blofs empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne mufs sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reifst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches auf neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugnifs desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität

entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine not I dingung des Denkens des Einzelnen in abgeschl sankeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren v rsuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schliefst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je gröfser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnifsgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anrin-

um seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, mufs er sie sogar als etwas aufser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, mufs derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als dafs jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, ausstrahlend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äufsere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und Hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müfste etwas Andres, als blos gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern

ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fafst weit mehr in sich, als das blofse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihre alphabetisch [illegible] ig gewifs zu sein; und es wäre möglich, [illegible] es Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verfahre. So wie aber nicht blofs das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt [illegible] (und es ist viel wahrscheinlicher, dafs es auch [illegible] keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch [illegible] so schwach, nicht der Fall wäre) so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem blofsen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dafs sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern mufs als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Um-

fang und gewissermafsen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnifs, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als blofs sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtnifs hinüberzuziehen, immer weniger davon als blofsen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältnifs, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Dafs bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwickelung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, dafs, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende blofs durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so dafs ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, dafs Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unleugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, dafs die Sprache blofs ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indefs auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, dafs der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwickelung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äufseren Anregung bedarf, mufs sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel gröfsere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, dafs sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Uebers begrüfst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt?

Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie blofs die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äufsere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äufserlich auf ihn ein-

die Sprache der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müfsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfnifs überschiefsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht blofs eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäfsigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äufsere Schönheit, in welcher die Gesetzmäfsigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäfsigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständnifs des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthüm-

liche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprach
ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitse
druck der Natur; wirkt aber, auch unabhängig von ih
durch den blofsen Fall der Rede auf die Stimmung d
Seele.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, a
die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müsse
ehe wir diesen Abschnitt ve assen, noch bei der näher
Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprach
in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Lau
Verwandelte. aber der Stoff des Denkens und d
Unendlichkeit n desselben niemals erschöp
werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des
Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache d
Fall sein. Die Sprache besteht, neben den schon geformte
Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbe
des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeich
net, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten El
mente bilden zwar eine gewissermafsen todte Masse, die
Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Be
stimmbarkeit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und i
jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerad
wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze m
allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, a
eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer
noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nich
auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Be
handlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und grofs
Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit
und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem im
mer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschrei
tenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, dafs ihm
neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in

eine unendliche, allmälig weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fliefst sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läfst, dann aber sich schliefst, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurückläfst. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, wie die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Mutterspräche, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältnifs zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dafs der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache mufs nothwendig (§ 54. 55.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigen-

thum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun au
in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Gei
erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches D
sein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltu
erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhä
gig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegeng
setzten Ansichten, dafs die Sprache der Seele fremd und
angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbind
sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ih
Wesens aus. Es mufs dieser Widerstreit auch nicht so g
löst werden, dafs sie zum Theil fremd und unabhängig u
zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofe
objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv g
wirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch
der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todt
Theil mufs immer im Denken auf's neue erzeugt werde
lebendig in Rede oder Verständnifs, und mufs folglich ga
in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dies
Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; s
erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkun
des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in si
durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. D
wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit d
menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eige
lich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjec
und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in ei
ander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie
hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zu
gleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Me
schengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Un
terbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es di
Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre
Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in si

aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhangender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnifs unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermafsen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dafs er nichts als ein Ausfluſs des ganzen Menschengeschlechts ist. Weil indefs doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dafs die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, dafs aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechen-

den lie[illegible]. Erst im Individuum erhält die Sprache ihr[illegible] Bestimm[illegible]theit. Keiner denkt bei dem Wort gerade [illegible] nau das, was der andre, und die noch so kleine Ve[illegible] denheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugle[illegible] Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedank[illegible] Gefühle[illegible] ein Auseinandergehen. In der A[illegible] sich di[illegible] in jedem Individuum modificirt, o[illegible] sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenübe[illegible] Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kan[illegible] (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwend[illegible] als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ih[illegible] gehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem [illegible] ausgeübten Einflufs liegt die Gesetzmäfsigkeit der S[illegible] und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückw[illegible] ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorher den Zuständen aufzufinden vermag; und man wür[illegible] Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschic[illegible] Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erschein[illegible] von ihr ausschliefsen wollte. Ist aber auch die Freil[illegible] sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich d[illegible] vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr[illegible] gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachunterst[illegible] mufs die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren[illegible] auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

§. 10.

Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die G[illegible] lage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperl[illegible] Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und[illegible] Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es

den gleichem Drange beseelt wäre. So ganz und ausschliefslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, dafs ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es läfst sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel Körper enthält, als die äufsere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, läfst sich sogar gewissermafsen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der

Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie ver
men durch das Auge und das angestrengte Bemühen
Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch.
geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des ar
lirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch l
und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Spr
erkennen blofs angeregte Vorstellungen an Zei
oder Bild lernen reden, nicht blofs dadurch,
sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigen
dadurch, dafs sie auch Sprachfähigkeit besitzen. Uebe
stimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen,
Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und
andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn
von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied
schen ihnen und uns ist, dafs ihre Sprachwerkzeuge n
durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes
Nachahmung geweckt werden, sondern die Aeufserung il
Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umw
erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen,
tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung
Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes üb
die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirke
entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Da
jenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie i
einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, dafs beide il
Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lau
ter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen
Theile neuer Ganzen zu werden. Das Denken fordert auser
dem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Di
nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher
scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die
sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in

estimmtes Verhältnifs zu stellen vermag. Die Geschie-
eit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Neben-
en ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zu-
ientönenden Wohllauts unentbehrlich, fliefst aber auch
telbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede
achen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahr-
energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thieri-
Geschrei losmacht und als Erzeugnifs rein menschli-
Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die
assung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte
etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm
Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der
gung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Be-
ng auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien
ständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne dafs
angeben liefse, wie dies zugeht, brechen aus jedem
die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung
inander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem
lben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die
hiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen
in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervor-
icht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaf-
iten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschieden-
ler Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen,
nton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Ge-
lenheit der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt star-
Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn
Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache
gelt enthält, dafs sie vollständig und doch dem feinsten
unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbe-
enheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde
den Articulation in eine eigne Modification des Haupt-

lautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, unge
Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute
sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Lu
begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giel
dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Oe
durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne u
gen einander in festen Verhältnissen stehende Laute,
der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zw
Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In dieser ab
gen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, sc
sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich n
auf eine bestimmte Weise herausgestofsener. Die Tl
der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal
fern man sich beide als selbstständig denken will, i
eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Con
und Vocal dergestalt gegenseitig, dafs sie für das Ol
durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll
auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit beze
so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alp
thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, s
blofs als Modificationen der Consonanten zu behandeln
nau genommen, können auch die Vocale nicht allei
gesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom
eines ihn hörbar machenden Anstofses; und giebt
kein klar anlautender Consonant, so ist dazu ein, auch
so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen a
der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen.
Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gut
Consonanten verstärken, und die Sprache kann di
schiednen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Bu
ben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine G
denheit, als der Consonant, und die Sylbe mufs dies

[illegible]te an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich [illegible]r Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwie[illegible]iger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht blofs [illegible]t einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit [illegible]m ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, [illegible]er auch ein blofser Hauch, wie das Sanskritische Wisarga [illegible]d in einigen Fällen das Arabische schliefsende Elif, sein [illegible]n. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vor[illegible]glich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur [illegible]e Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal [illegible]schliefst, für das Ohr schwieriger als beim Anlaute zu [illegible]eichen, so dafs die Schrift einiger Völker von dieser Seite [illegible]r sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer [illegible]genseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, [illegible]s die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- [illegible]d Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltig[illegible]keit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Ge[illegible]gensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem [illegible]e Sprache vielfachen Gebrauch macht.

[illegible]r In der Summe der articulirten Laute läfst sich also bei [illegible]dem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch das[illegible]selbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache ein[illegible]wirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lau[illegible]ten, und das relative Verhältnifs dieser Laute zu einander [illegible]und zu der Vollständigkeit und Gesetzmäfsigkeit eines vol[illegible]lendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, [illegible]nem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buch[illegible]staben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Ver[illegible]wandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit ein[illegible]ander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von [illegible]allen den Beziehungen ausgenommen, in welchen sie statt [illegible]finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache [illegible]fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer

Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Sche
besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz
geben, und ob daher der oft nicht zu verkennende Re
thum an Lauten, nach einem dem Sprachsinne des Volk
allen seinen Theilen zusagenden Bilde, des ganzen Lau
stems gleichmäfsig vertheilt ist, oder Classen Mangel lei
indem and [illegible] ufs haben? Die wahre Gesetzmäfsigk
der das S[illegible]r That sehr nahe kommt, würde
fordern, dafs jeder nach dem Ort seiner Bildung versc
denartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin du
alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das
in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem g
zen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht si
vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs
der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keineswe
gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig o
schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Emp
dungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt l
vorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und M
nigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem unarticuli
Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefa
an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen w
den. Oft entpreſst ihn zwar, wie bei widrigen Empfind
gen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht z
Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeir
Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem fro
Gefühle des Daseins, und nicht blofs der rohen Lust, s
dern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schw
tern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufgli
mender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese v
schiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder min
stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere se
ungleich vertheilt, und verhältnifsmäfsig wenigen ist o

höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Dafs die Vögel allein Gesang besitzen, liefse sich vielleicht daraus erklären, dafs sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn mufs daher noch etwas anderes enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäfsig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen mufs, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf be-

sonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht s
wohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sp
chen unterscheiden sich noch dadurch, dafs sie von der
nen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu v
schiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentlic
Nutzen dieser Umformung besteht darin, dafs, indem d
absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit d
durch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten El
ment sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprac
wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in gröfserer Fr
heit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse u
dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwe
digen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränd
rung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und
Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichke
Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen d
bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgege
eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer se
würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Z
sammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle d
Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt ab
einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, alle
auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. D
eine ist ein blofs organisches, aus den Sprachwerkzeug
und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichti
keit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend, und d
her der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. D
andere wird durch das geistige Princip der Sprache geg
ben, hindert die Organe, sich ihrer blofsen Neigung od
Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindung
fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis a
einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie m
einander. Das geistige mufs zur Beförderung leichter un

fliefsender Aussprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, blofs organische Uebergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, dafs, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläfst, das organische das Uebergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, mufs ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fliefst; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinungen weifs eine beharrliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die

Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden mufs. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildesten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfnifs des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugnifs selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überläfst die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so

ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so mufs ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so dafs Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, dafs ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der anderen Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der blofsen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in grofser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtnifs der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich als solche, dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie

gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn
Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch
mit; und wenn die Indischen Grammatiker sagen
ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden
ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnom
sache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegeben
Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen,
die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form
Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies Syste
allgemeinerung ist auch in andren Theilen de
Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung
zeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, un
ständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig
Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier a
nen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es
Ableitungsgesetzen und Lautumformung von
Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, w
nesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sic

*) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der For
krit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllauts
nommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelv

teren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt blofs Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, dafs andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so dafs die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber blofs als eine Möglichkeit an; dafs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so dafs dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem gröfsten Umfange ausdehnt.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, aufser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und aufser der Neigung, dem Laute die gröfste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben,

ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äufseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths blofs durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen grofsentheils unerklärbare Operation. Dafs Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewifs; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läfst sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, dafs damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische *li*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliefsenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grofse, vielleicht ausschliefsliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge mufste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältnifs zu denselben Lauten treten mufsten. Vieles von dieser Art läfst sich noch heute in den Sprachen erkennen, und mufs billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines blofs die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein consti-

tutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich grofsen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewifs, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der [illegible]t; und doch kommt hierauf Alles an. S[illegible] Buchstabe nur durch organische oder [illegible]wechslung an die Stelle eines andren, wie *n* [illegible] von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtba[illegible]ll gewesen ist. Da mithin dasselbe Res[illegible]n Ursachen zugeschrieben werden kann, [illegible]e Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschliefsen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in gröfserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, dafs beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich

von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören gröfstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältnifs zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. 80) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefafste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Aehnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde nahe kommt, so dafs alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird *). Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung,

*) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akad. der Wiss. zu Berlin. 1822. 1823. Hist.-philolog. Classe. S. 413. (Gesammelte Werke. Bd. III. S. 285.)

nam ch auch zu der der Mehrheit, so wie der
g ene Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zu
auch ion im Malayischen Sprachstamme, zu sel
edle achen die Sylbenverdoppelung, indem sie
in ih autsystem verflechten, durch Wohllautsges
ände und ihr dadurch das rohere, symbolisch nach
Sylb hmen. Sehr fein und sinnvoll ist
zeicl isitiven Verba im Arabischen d
schwä ber zugleich schneidend eindringend
Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Spra
Malayischen Stammes durch die Einschiebung des
gewissermafsen mehr in dem Inneren verhaltene
lauts. Dem Nasenlaute mufs hier ein Vocal vor
Die Wahl dieses Vocals folgt hier aber wieder de
gie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen F
genommen, wo durch eine vom Laute über die Be
keit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der
Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Spr
zeuge kommende *u* vorausgeschickt, so dafs die e
bene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausn

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem
tellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich
auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes höhe
cip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck e
gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das
dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur de
lirten Lautes, dessen Wesen ausschliefslich in diese
besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Str
auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimm
um so gröfser, als das Gebiet des zu Bezeichnende
die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht i
seiner Totalität in die Klarheit des Bewufstseins tri
dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildu

also hier reiner von dem Bestreben, das Aehnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, dafs die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und dafs dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine grofse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht blofs gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 73) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältnifs der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Ge-

häuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hin-
einbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und voll-
ständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen
Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wi
nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese vor
aussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform
auf die inn ecke der Sprache aber läfst sich in mitt
leren Perio achbil ng als möglich denken. Ei
Volk könnte, du h innere Erleuchtung und Begünstigun
äufserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sel
eine andere Form ertheilen, dafs sie dadurch zu einer gan
anderen und neuen würde. Dafs dies bei Sprachen vo
gänzlich verschiedener Form möglich sei, läfst sich m
Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, dafs Spra
chen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der inner
Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfe
abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhan
dene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. I
Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der ver
wandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf dies
Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sic
im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen ver
gleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi vorbeha
tene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und au
welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als di
Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engere
Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Ma
dagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständi
aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Di
Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, de
Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in
ihr verhält sich so, dafs es Anderm, noch nicht deutlich ge-

wordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmälig, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muſs man nicht nur bei aller Sprachererklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, daſs man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reiſst gewissermaſsen gewaltsam die neue Formung an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschlieſsen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschlieſst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäſse Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, daſs die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche, wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit gröſsere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluſs entsteht

aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig mufs, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt: so mufs das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Uebergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man mufs die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Ueberwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewifsheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, dafs das innere Streben, in welchem man doch, nach einer anderen und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen mufs, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stamm-

laute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 73. 74) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen läfst, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Grofsen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluſs auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber einer entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Artikulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut an-

geht und was der innere Sprachzweck erfordert,
zeichnenden und die das zu Bezeichnende erz
Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beid
und umfafst das allgemeine Sprachvermögen. Wie
Gedanke, als Wort, die Aufsenwelt berührt, wie
Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache d
schen, der sie doch in sich immer wieder selbstthät
gen mufs, die Gewalt eines schon geformten St
gegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche
rechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung v
zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In der
schen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusamm
des organischen Unterscheidens einer reichen Man
keit von Lauten und eines zum Theil durch die A
Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Gr
diese Sprachen weit mehr eine künstliche und s
Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige un
sächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und B
heit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er
Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er d
ren, naturgemäfsen Zweck der Sprache nicht mit
Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Er
eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll u
nigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führt
natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in
gel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute
umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsw
cale. Da nun diese offenbar feiner und körperloser
Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie a
inneren Articulationssinn zu gröfserer Feinheit *).

*) Den Einfluss der Zweisylbigkeit der Semitischen Wur
hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (S. 1

Auf eine andere Weise läfst sich noch ein, den Cha-
r der Sprachen bestimmendes Uebergewicht der Laut-
, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man
den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur
chung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen,
diese Technik wieder in die phonetische und intellec-
eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort-
Formenbildung, insofern sie blofs den Laut angeht,
durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die
nen Formen einen weiteren und volltönenderen Um-
besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder
be Beziehung sich blofs durch den Ausdruck unter-
dende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik be-
dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu
scheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine
he Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora
alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der
mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.
n dieser Absicht erscheint die Sprache als ein Werk-
zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar
in geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte,
die sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit
Schärfe, so wie durch den Wohllaut und Rhythmus
, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache
ch und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die

S. 165. §. 95) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Dafs die Semitischen Sprachen dadurch, dafs sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschliefslich durch Veränderungen im Schoofse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfsinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107—113)

Begeisterung der Nationen an sich reifsen, und thut dies der That. Die Technik überwächst alsdann die Erford nisse zur Erreichung des Zwecks; und es läfst sich eb sowohl denken, dafs Sprachen hierin über das Bedürf hinausgehen, als dafs sie hinter demselben zurückbleib Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Mala sche Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen v gleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete V schiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Spra technik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Spra zweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sond zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit reichen. Auf das Uebergewicht der Technik überhaupt i im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzuk men. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich phonetische über die intellectuelle anmafsen kann. Welc alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möcht so beweist ein solches Mifsverhältnifs immer einen Man in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in s Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in ner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo Maafs nicht durchaus überschritten ist, läfst sich der La reichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Mal vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche E pfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders rück, wenn er, einem blofsen Umrisse gleich, in gröfse Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§. 11.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher La formen, auch verbunden mit dem regesten Articulationss

bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende prachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klar- it der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ih- n Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz erer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die ache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Sprach- eugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht dafs die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die gröfsten Köpfe spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese Beschaffenheit hängt von der Uebereinstimmung und Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offen- enden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des schauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das stige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner ätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der raft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen ichtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts an- es, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätig- eit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren leichnifs, als die Formen, in welchen diese die Laute aus- rägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht hätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so ief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache berginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschliefslich auf der wohlgeord- neten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müfsten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Laut- form ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfal- igkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Indivi-

duelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, dafs s
die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen lä
Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, all
auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei
Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Mensch
gleich sein zu müssen; und eine gröfsere Gleichförmigk
bewahrt di il der Sprache allerdings. Aber auch
ihm entspri us mehreren Ursachen eine bedeutende V
schiedenheit. E estheils wird sie durch die vielfachen A
stufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach,
spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem g
genseitigen Verhältnifs der in ihr hervortretenden Thäti
keiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Krä
geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Versta
und nach blofsen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie u
Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welch
wieder der individuelle Charakter der Nation hervortri
und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigke
der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedene
Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem blofs ideellen, von den Verknüpfun
gen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Ver
schiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtige
oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies z
erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatische
Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B.
welche, dem Bedürfnifs der Rede gemäfs, in dem Baue de
Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, d
sie durch blofse Ableitung von Begriffen gefunden werde
können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständi
aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man abe
hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffal
lend, dafs in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allei

nbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeu-
ng der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht
n von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er
daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und
r nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden *).
sselbe findet bei dem Infinitivus statt, der noch aufserdem,
t gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem No-
en herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerech-
n Vorliebe für das Sanskrit, mufs man gestehen, dafs es
erin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur

*) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Bd. S. 465) zuerst bemerkt, dafs der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, dafs dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur dafs die ganze Redensart elliptisch erklärt werden mufs. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens u. s. w. geschiedene Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, dafs der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

der Rede begünstigt indefs Ungenauigkeiten dieser A
dem sie dieselben für die wesentliche Erreichung
Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läfst eine
die Stelle der anderen vertreten*), oder bequemt si
Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen un
zen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche
nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und
gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache
habe schon oben (S. 88.) bemerkt, dafs hiervon bis
die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einm
gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch
Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen
Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht de
Was ich so eben von der Behandlung des Modus u
finitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf
Weise aus der Lautform erklären können. Ich weni
vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr F
thum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeic
genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist oft
eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, se
nerer, vollständig in seine verschiedenen Theile geson
Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Kl
vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mang
jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprach
wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des
mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich
gelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen and
als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zust

---

*) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mi
andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehe
grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhan
Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1822. 1823. Hist.-philol. C
S. 401—406. (Gesammelte Werke. Bd. III. S. 243—45.)

andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschliefslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwickelung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äufserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird, oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so dafs eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es mufs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äufseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Ge-

genstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heifst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden mufs, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröfstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läfst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft blofser Verhältnisse gilt, so mufs der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprach-

s in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund
beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin
omen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wich-
e Rolle; und oft läfst es sich nachweisen, wie dieselben
auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren
rnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das,
die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und
hsam instinctartig, im Geiste begründet. Der indivi-
len Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum ge-
n sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem
kte mehr blofs darauf beruhen, dafs in einigen theils ein
tbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser
e geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewufstsein
nglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das
hl und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den
rakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen
en und äufseren Gegenstände ein, da sich hier wahr-
die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich
rielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In
m Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle
nthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auf-
nd, der äufseren Natur und entwickelt, selbstthätig,
e inneren Empfindungen nach der Art, wie seine gei-
n Kräfte sich in verschiedenem Verhältnifs gegen ein-
r abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Sprach-
ugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte
egenbildet. Die grofse Gränzlinie ist auch hier, ob ein
in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr
ective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst
älig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt,
iegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zu-
menhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform

trägt da Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Kl
der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegens
und je reiner und körperloser umschriebene Bestimm
er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in
Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, unge
Eins ist zeigen sich auch die articulirten Laute, und
volltöne Sylben zu Wörtern an
der. Die ar klarer und fester Objec
und tiefe ter ectivität springt bei sorgfa
Vergleic ien mit dem Deutschen i
Augen. diesen Einfluſs der natio
Eigenth ache auf eine zwiefache W
an der ag der einzelnen Begriffe, und an dem ve
nifsmäfsig verschiedenen Reichthum der Sprache an E
fen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung
sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinn
Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand,
der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, w
dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegens
erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. N
minder deutlich ist das Uebergewicht der Ausdrücke,
einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solche
z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös pl
sophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine
dere Sprache mit ihr messen kann. Man muſs hierzu
hinzufügen, dafs diese Begriffe gröfstentheils in möglich
Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen geb
sind, so dafs der tief abstrahirende Sinn der Nation
daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dad
dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dicht
und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in
äufseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache,
teratur und Verfassung bezeugen einstimmig, dafs im h

ng auf die ersten Ursachen und das letzte
chlichen Daseins, im Aeufseren der Stand,
ieser ausschliefslich widmete, also Nachden-
eben zur Gottheit, und Priesterthum, die vor-
lie Nationalität bezeichnenden Züge waren.
ung in allen diesen drei Punkten war das
uszugehen drohende, ja nach diesem Ziele
de Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der
ch abenteuerliche Uebungen überschreiten zu

doch eine einseitige Vorstellung, zu denken,
ationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und
allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie
h grofsen Einflufs auf die Redefügung aus,
gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich,
dem Innern heftiger oder schwächer, flam-
unkler, lebendiger oder langsamer lodernde
usdruck des ganzen Gedanken und der aus-
he der Empfindungen vorzugsweise so er-
ie eigenthümliche Natur daraus unmittelbar
Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit
ische zu anziehenden und belehrenden Ver-
ie Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der
sich aber nur zum kleinsten Theile in ein-
und in bestimmten Gesetzen aus, und die
rung findet daher hier ein schwierigeres und
eschäft. Auf der anderen Seite hängt die
schen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau
zusammen, wovon wir weiter oben sprachen,
der grammatischen Formen. Denn Armuth
theit der Formen verbietet, den Gedanken
Umfange der Rede schweifen zu lassen, und
m einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten

begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, mufs doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb mufste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermafsen vorahnend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läfst sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besafs. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst

und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, dafs der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Dafs aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, dafs sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einflufs aus, der ihnen in der grofsen geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§. 12.

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, dafs

diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des sprach-
erzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und rei-
nen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an
ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren,
und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts,
wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbun-
denen Theile Ziel wird daher nur er-
reicht, wenn au der Lautform und der
inneren Gestalt nd gleichzeitig zusammen-
fliefsen. Die e de, wohlthätige Folge ist
dann die völlig des einen Elements zu dem
andren, so dafs lere gleichsam überschiefst.
Es wird, wenn icht ist, weder die innere
Sprachentwickelung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie
von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch
wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne
Bedürfnifs des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen
gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung
vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus
hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das
blofse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen
neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Ge-
danke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder
aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt.
Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile
der Sprache äufsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und
phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hin-
gegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüch-
ternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache
in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo
der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche
Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig
gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Spra-

chen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochenen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meifsel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äufseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äufsersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfol-

gen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äufsert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluſs einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoſs eine neue Geistesumformung entsteht.

§. 13.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen, in der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluſs des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muſs ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose

Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht blofs Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen derselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäfsiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, mufs die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läfst. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur

Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide fliefsen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äufseren Verständnisses. Gewissermafsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklan istigen räfte verbindet sich also mit einem musik ent das, in sie eintretend, seine Natur nicht a bt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck ver n; sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwe : ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiefst.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht blofs ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es mufs derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie mufs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, dafs sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher

bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dafs die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefafsten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte Form zu giefsen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache: nämlich die der Laute, die logische der Begriffe, und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschliefst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft läfst sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältnifs seiner Modificationen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch

seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch mufs die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie mufs das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer gröfsere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und blofs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äufseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läfst, kann man, immer das Con-

erstere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so dafs man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hindernifs gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr blofs etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorien zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, läfst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung

nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschliefslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des fortgehendes Erzeugnifs und Wiedererzeug nden Vermögens: zuerst in dem Stamme, n die Spr he ihre Form verdankt, dann in der kindischen lernt s Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal tes in dieser ist gewifs nicht blofs Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtnifs reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, dafs man sich nach und nach, sei es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganzes, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiet immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefafsten Standpunkte aus zeigt sich nun

die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker bauten ihr, gewifs zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, dafs sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, dafs sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äufseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst

versu der Mensch die Natur von der Idee aus
herrsc n. Dies zugestanden, zeugt aber jene Vorau
der l ärlichkeit des Sanskrits durch sich allein vo
richti und tiefen Blick in die Natur der Sprach
haupt Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von
Einmi ung rein geschiedene müfste wirklich einen
thatsä uweisenden Zusammenhang ihres
ten Wortvorraths in sich bewahren. Es war übe
schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes
nehmen, sich gerade mit dieser Beharrlichkeit in di
bildung, als den tiefsten und geheimnifsvollsten Th
Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wö
ruht darauf, dafs eine mäfsige Anzahl dem ganzen
vorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch
und Veränderungen auf immer bestimmtere und n
sammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wi
desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit il
bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzm
in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze ode
Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklä
der Sprache durch sich selbst, die man eine mecl
oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurz
beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachl
Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre
gung. Die grofse Anzahl derselben ist gleichsam e
der oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewe
Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Be
auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichk
andren hingegen macht gerade der Ausdruck dies
die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschli
Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer fi

Abhandlung *) richtig gezeigt zu haben, dafs die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und dafs es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben; und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äufseren Beziehung des Raumes und der inneren Empfindung. Es schliefsen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind blofse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, dafs die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und mufs genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden.

---

*) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1829 S. 1—6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827, S. 182—185.

Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äufseren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, dafs der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in [illegible] nomina und Präpositionen geben, und gi[illegible] die von ganz concreten Eigenschaftswö[illegible]omm[illegible]n sind. Die Person kann durch etwas [illegible]hrem [illegible]iff Verbundenes bezeichnet werden; die [illegible]n [illegible]e ähnliche Weise durch ein mit ihrem F[illegible]r Nomen, wie hinter durch Rücken, vo[illegible]h Brust u. s. f. Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkenntlich werden, dafs die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, dafs jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben mufs. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indefs nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet

werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, welche in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermafsen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit grofser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschliefsen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung läfst sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit युध्, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln

sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, dafs, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewufstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewifs zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott gezeigt worden, dafs mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders die, welche von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmafsungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkührlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschliefsen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäfser in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüch-

tigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwickelung selbst, dafs, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und ein lebhafter Sprachsinn reifst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Dafs die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit-* und *Unâdi-*Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst blofs mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi-*Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, dafs ein grofser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der

Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem grofsen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schliefsen sich aber an den Stammlaut, als den den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne dafs dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unâdi-

Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läfst sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maafse, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig fallen läfst.

§. 14.

Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängenden Rede übergehen, mufs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen (S. 109. 110) die Aehnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist

nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müssen sie daher so betrachten, dafs wir nach einander untersuchen, aus welcher inneren Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsert, und wie jene inneren Forderungen durch diese Aeufserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen hier zusammengefafsten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden mufs. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewufstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äufseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der äußerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbefriedigt zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äußerlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich den ursprünglichen Kategorien des Denkens aufsteigend denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorien bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung des Individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, mag aber auch aus einem Bedürfnifs der Unterscheidung der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läfst daher an sich, nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfnifs des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene Stufen zu. Es giebt Sprachen, welche den Bezeichnungen der lebendigen Geschöpfe regelmäfsig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives der Eintheilung sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, dafs hier nicht die Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen am ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen

Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, dafs gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffs ausgingen. Dafs dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, [illegible]hiedene Sphären angehört, bildet gerade hier das [illegible]sche [illegible]erkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprac[illegible] die tiefe und feste Verbindung der Selbstthät[illegible]t und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in [illegible] Une[illegible]keit von Gedankenverbindungen hervorgel[illegible] Gepräge ächter, die Forderungen der [illegible] überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schliefst in der Wirklichkeit nicht aus, dafs in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch blofs aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefafst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z. B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den blofs logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt blofs einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber

Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unab-
gig von einzelner Beobachtung aufgefafst werden könnte.
Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in
sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal
ung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst
rlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte,
dem Bedürfnifs der wechselnden Rede oder seiner
rnden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen
fachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen her-
Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den
egengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und
Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier
finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der
ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs, und
Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird.
auf diese Weise läfst sich vielleicht am bestimmte-
das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zu-
h zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art bei-
ben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Ver-
denheit dieser Absicht mufs aber aus der Behandlung
Laute selbst hervorspringen.

Das Wort läfst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung
urch innere Veränderung oder äufseren Zuwachs. Beide
unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre
elform, ohne Möglichkeit äufseren Zuwachses, ein-
fst, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung
giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich
und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist
Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung,
diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht
unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Ab-
dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe
als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten

her hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren er
das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste e
nen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt.
deutende Theil des Wortes mufs mit der in ihn
gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des
nenden auf eine andre Linie als dieser gestellt e
der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachs
ihm ein solcher beigewohnt hat, mufs in der Ab
nur andeutend zu benutzen, untergehen; und der
selbst mufs, verbunden mit dem Worte, nur als
wendiger und unabhängiger Theil desselben, nich
sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden.
dies, so entsteht, aufser der inneren Veränderung
Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der
durch Anbildung, und wir haben alsdann den wa
griff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit
stes auf den Laut verwandelt dann von selbst di
mensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein ent
setztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die
der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsame
besorgt; die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie
an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entg

habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf diese Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als sinnliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Abschleifung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, wie die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins unabtheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Innenthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem bloſsen Verstandesverfahren niederzuziehen, muſs man die hier zuletzt erwähnte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, daſs eben darum, weil sie über das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt; daſs die Einheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äuſseren Laute liegt; daſs sie aber übrigens das nicht zu Enträthselnde Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer, und nie läſst sich anders

beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einn
eines mechanischen Verfahrens kann sie nicht zu
ständnissen Anlafs geben. Für die Anwendung auf d
lichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbild
Worteinheit passender, weil die Sprache technisch
für beide besitzt, besonders aber, weil sich die An
in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und
sondern nur dem Grade nach von der wahren Zus
setzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung,
den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen
sichert schon, verglichen mit dem der Anfügung, die
Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Aechtheit der Anbildung sich vorzüglic
Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offen
besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksam
zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebung
Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in il
neren eine äufserlich bestimmt trennende Form zu
und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, b
gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen h
hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des
nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die

mer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschliefsen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die Anschliefsung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, dafs der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschliefslich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann alsdann blofs

in den Lauten liegen. Es ist aber keinesweges nothwendig, dafs dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Ueberzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden mufs, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstofsung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äufseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen, noch ganz äufserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht blofs Symbolische und blofs Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfnifs der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen mufs. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutun-

aute, es geht aber aus der in sie auf kunst-
gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn
t ist, dafs nicht blofs im Sanskrit, sondern
Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder
em Gebiete der oben erwähnten, sich unmit-
Sprechenden beziehenden Wurzelstämme, ge-
so ruht das Symbolische darin selbst. Denn
Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf
des Denkens und Redens kann keinen be-
ndruck finden als in Lauten, die unmittelbar
n Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung
kann sich hernach auch die Analogie der
wie Bopp so vortrefflich an der Sanskriti-
iv- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im
dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Le-
hunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum
lisch beigegeben; und derselbe Buchstaben-
dungen unterscheidet nun das in Handlung
den Nominativ, von dem Accusativ, dem
irkung.
ch selbstständige Bedeutsamkeit der Suf-

sere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäfs, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erfordernifs, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zasammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit

gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorien der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dafs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles

Sprachbau, und die hauptsächlichsten Aeuſserung
Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenl
einander. So haben wir die unauflösliche Verbi
Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit
Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermöge
Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nu
Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste e
und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in
kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einze
richtigen ablenkenden, allein oft von gleich groſse
sinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg
Dies äuſsert alsdann seine Wirkung auch oft auf
zelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man
flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die inne
staltung der Wörter, wo es eine solche giebt, me
von der Art, daſs sie dem inneren angedeuteten
gleichsam durch eine rohe Nachbildung des La
den Plural und das Präteritum z. B. durch materi
halten der Stimme, oder durch heftig aus der
vorgestoſsenen Hauch bezeichnet, und gerade da
gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die gröfs
des Articulationssinnes durch symbolische Veränd

sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äufsern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Ueber das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§. 15.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht blofs an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Aengstlichkeit auf, ihn wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigen-

thümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick mefsbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwickelung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwickelung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äufsren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäfsigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwickelung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Ver-

knüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, dafs sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äufseren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich blofs zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen mufs, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfnifs der Gedankenentwickelung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so mufs das Bedürfnifs des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maafsgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäfsigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut seine verschiedenen, in Berührung tretenden Mo-

dificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältnifs zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschliefst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergiefst sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach aufsen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äufseren Einheit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indefs steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund, und ebnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde

die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen*), weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschliefsen, und erkennt also dadurch schon die selbständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, dafs es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schliefsenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andren Sprache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch die Verschmelzung der Laute, so dafs, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern,

*) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gern, dafs ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschliefst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indefs stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung [illegible] er einzelnen Wörter. Diese leise Störung [illegible] im Geiste des Hörers nie wirklich aufhet[illegible] lie Anerkennung derselben bedeutend schwächen. [illegible] einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze de[illegible] erung zusammenstofsender Wörter, die Verschmel[illegible] Vocale und die Verwandlung dumpfer Consona[illegible] ende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, dafs man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, dafs es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, dafs auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, grofse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht blofs aus einer Sprache in die andre übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden mufs; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äufseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleich-

sam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene, Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst, und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit: indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert; bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, dafs sie nun blofs als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von

jedem hinzugekommenen, ausgestofsenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein mufs. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogien an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am gröfsten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewifs grofsentheils in dem zweisylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, dafs der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfnifs fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, dafs diese Behandlung eine verschiedene bei ge-

trennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei grofse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

bei zusammengesetzten Wörtern,

bei mit Präfixen verbundenen, meistentheils Verben,

bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,

bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich aufserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,

bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch giebt es hierin, wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, gröfseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluſs hat, wie wenn aus अग्नि, *agni*, Feuer,

und स्तोम, *stôma*, Opfer, verbunden अग्निष्टोम, *agnishtôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, dafs die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne dafs sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läfst es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu grofse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfafst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungs-

gesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indefs die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschliefsen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbums, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läfst.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man mufs sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden mufs. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äufsert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Ueberzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Maafse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in der-

selben Verbindung der Anfangs- und Endbuchst
Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst
mengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung
selnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich be
ren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente i
schmelzende Aussprache, und man kann daher
der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus,
dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan,
ansehen. Indefs bleibt doch der Einflufs jenes i
heitsgefühls der primitive, da es aus ihm herau
überhaupt die grammatischen Anfügungen dem
einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sp
gesondert stehen bleiben. Für die phonetische
es von wichtigem Einflufs, dafs sowohl die Cas
als die Suffixa nur mit gewissen Consonante
und daher nur eine bestimmte Anzahl von V
eingehen können, die bei den Casusendungen am
testen, bei den Krit-Suffixen und Verbalendun
ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noc
weitert.

Aufser der Verschiedenheit der Anfügungs
sich in der Wortmitte berührenden Consonante
in den Sprachen noch eine andere, seine innere E
bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des W
lich diejenige, welche seiner Gesammtbildung
die Veränderung der einzelnen Buchstaben, nam
Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Ar
mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die
Wort vorhandenen Vocale Einflufs ausübt, wenn
nender Zuwachs des Wortes Verkürzungen ode
sungen am Ende desselben hervorbringt, wenn an
Sylben ihren Vocal denen des Wortes oder dies
assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautv

oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Uebergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden mufs, den Endungen; es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäfsiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, dafs die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist *). Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaafses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Uebergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guna* und *Wriddhi* zwei so kunstvoll

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1827 S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des r-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbums कृ, *kri*, (कृतस्, *kurutas*), läfst sich anders erklären.

ausgebildete, und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, dafs sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschliefslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um*), und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständnifs im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen blofsen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, dafs bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch un-

*) Hr. Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen der *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46—49, §. 36—39, selbst nach.

terscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden mufs, und dafs daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेमि, *wêdmi*, und den, nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima*, mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht blofs gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maafse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: स्तव्य, *stawya*, ein Preiswürdiger, स्ताव्य, *stâwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar mufs man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewissermafsen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, dafs durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbin-

Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt
einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen G
tikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in G
Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr
kender Laut entsteht, und seinen Grund ausschlie
dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen di
und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu
bende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise
inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn dah

---

*) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r
erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaub
diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte
für die letztere erklären. Bei der Boppschen Anna
sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna
dhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache r
ungleiche einfache Vocale, ohne dafs es irgend auf il
oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings sch
Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur
thongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit
liegt, so ist es begreiflich, dafs Länge und Kürze
neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, ver
werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in

das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne als in den Semitischen Sprachen, wo blofs symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können *). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, aufser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen mufs, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stu-

*) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, dafs dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und dafs er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblöfst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch
weiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. V
daher auch nur in bestimmten Fällen die innere
heit begleiten, so sind sie doch immer einer der
denen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicl
dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutun
ben bedient. Es mag auch hierin liegen, dafs sie
benreichen, langen Formen der zehnten Verbalcl
der mit dieser verwandten Causalverben ganz b
eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf de
Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum d
zu läugnen, dafs sie bei den langen das abgebroch
einanderfallen der Sylben verhindern, und die Sti
thigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsa
es auch in dieser Beziehung, dafs das Guna in de
gattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wör
Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen ge
die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stamms
Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Su
bildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung

dies daraus, dafs die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen läfst. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, dafs die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermafsen als Ausnahme übersehen mufs, doch gewifs im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschliefst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der

terschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der
auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Di
hafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwend
Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte
wandlungsformen des Verbums geschöpft werden
nen. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet,
wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen ve
Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit d
lekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abw
mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige
tung in der uns vorliegenden Niedersetzung der
entsprang. In der That scheinen auf eine solche Ver
einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich
und gröfstentheils in der nämlichen Bedeutung,
ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängig
annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache d
erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letzt
schieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere ab
bei allen Verben statt, die zugleich nach der ers
sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjeni

zeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, dafs es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Präterita giebt, so dafs die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermafsen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man mufs sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältnifs geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmälig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als blofse Lautgewohnheit, den Sprachen

vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluſs des Lautgefühls, daſs nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daſs man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber flieſsen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, daſs die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daſs dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenflieſsen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt*). Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich

*) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

isirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen
ungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.
Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu
nden, äufsert sich im Sanskrit bei den consonantischen
eln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch
ı einen langen Wurzellaut, so dafs der Vorschlag vom
e übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen
ieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren
thümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund,
en Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung,
em vielförmigen Präteritum der Causalverba das eu-
ch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wieder-
gs- und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wur-
fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung
Anfangsvocals ankündigt, das Uebergewicht des Lautes
ie Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es
Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht
e angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den
en Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter gram-
cher Formen, oder doch eine, sie charakteristisch be-
nde Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der
n (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich
. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die
nthung geführt, dafs sich in einer früheren Zeit der
he Verba mit und ohne Reduplication abwandeln lies-
ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung,
Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteri-
und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe
scheiden sich blofs durch die Anwendung oder den
el der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Laut-
noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Ver-
ng der Aussage durch den Laut vermittelst der Wie-
lung kann ursprünglich nur die Wirkung der Leben-

digkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlafs geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich blofs mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte grössere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so grofses Uebergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Aufser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermafsen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbrin-

In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des
s zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der
der grammatischen Anfügungen. Zugleich äufsern
ber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandt-
und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzel-
Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in
immer von dem organisirenden Sprachsinn schön ge-
teten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die
e Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt
e Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile
Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur
ellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Ver-
ung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht.
in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen
affenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn
nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt
Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe.
Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als
icht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das
nige Präteritum der Causalverba (die siebente Bil-
bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Re-
lation, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwür-
Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses
s auf das, immer kurze Augment bei consonantisch
nden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und
Sylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache,
vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Ver-
s zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden
a pyrrhichisch (अजगदं, *ajagadam*, ∪∪∪∪, von गद्, reden) oder spondäisch (अदधार्दं, *adadhrâdam*, , von धार्द्, *dhrâd*, abfallen, welken) klingen, steigen
ntweder jambisch (अदुदूषं, *adudûsham*, ∪∪–∪, von *dûsh*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich,

was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achikalam*, ∪–∪∪, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaafs. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältnifs dieser Formen, so findet man, dafs die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, blofs das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, dafs dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stöfst, giebt sie ihr Vorhaben auf, läfst die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältnifs ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herfliefst. Sie häuft nicht zwei Ver-

längerungsmittel, und läfst also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, dafs auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten *).

§. 16.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigen-

*) Was ich hier über diese Form des Präteritums der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, dafs eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

schaften unterscheiden: die eigenthümliche Gattung ihr Laute, ihr Zeitmaafs, und ihre Betonung. Die beiden erst werden durch ihre eigne Natur bestimmt, und machen gleic sam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unt welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrisc Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden a ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht eine ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein no seelenvolleres Princip als die materielle Sprache selbst i über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der G tung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer The aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähi Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich e hält, wird dadurch die Betonung der sie unmittelbar begl tenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen ei ausdrücklich vorlauten läfst, aufgehoben, und diese Aufh bung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit d betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschend hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und d Sylbenverbindung, bedingen einander, und jede zieht unm telbar und von selbst die andere nach sich. So entste der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinhe Kein selbstständiges Wort läfst sich ohne einen Acce denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Haup accent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze un würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerding in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus de rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüanci rungen der Bedeutung entspringen *).

*) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande ab-

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluſs der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor. Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluſs wird auch diesem Erfordernifs auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das bloſse Verständniſs gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Maafs des bloſsen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaafs,

---

führen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschliessen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie οὐκ in Sophocles. *Oedipus Rex v.* 334-336. *Ed. Brunckii*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete, Betonung besaſsen. Daſs jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht lieſsen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (*περὶ τόνων. Ed. Barkeri p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben veri
dernd, mit sich fortreifst. Nur mit dem höchsten Unre
würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschr
ben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter
Nation zusammenhangende, intellectuelle Energie, bald
rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierli
keit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Elem
auch in der Aussprache über alle andren überwiegend
bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthü
lichkeit mit den, oft in grofser Reinheit und Schärfe aufg
fafsten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf B
tonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wo
bau. Wäre das Bedürfnifs starker und scharf nüancirt
Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter g
gründet, so würde auch das Bedürfnifs der öffentlichen B
redsamkeit nicht zur Erklärung der grofsen Aufmerksamk
hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in Engla
so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprac
mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nation
in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näh
und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, w
gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die B
tonung anschliefsen, ohne doch mit ihnen in eines zu ve
schmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Gri
chischen ἔγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdan
seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, a
getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Ac
cent, und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigere
Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine
den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so
verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente
annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und

schliefst dadurch das gewichtlosere an sich an *). Durch diese Anschliefsung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich. Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schliefst ein anderes an sich an. Die besondere Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einfluſs auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen, und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung **). Ich habe diese Einzelheiten nur angeführt, um hier zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

*) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (*ἀναβιβάζειν τὸν τόνον*). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, daſs das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

**) z. B. Ilias I. v. 178. *Θεός που σοὶ τόγ' ἔδωκεν.*

§. 17.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bisher i der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einhei als ein Ganzes, betrachtet haben, ist bestimmt, wieder al Element in den Satz einzutreten. Die Sprache mufs als hier eine zweite, höhere Einheit bilden; höher, nicht blofs weil sie von em Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der La benher auf sie einwirken kann, ausschliefslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschliefsen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande, theils nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, theils durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständnifs festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, welche sich dieses Mittel bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer

fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, dafs die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes dergestalt enge zusammen, dafs eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, dafs keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirecte und gröfstentheils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder loserer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine laut-

verbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere *) das Verbum, als den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt,

*) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens Mexico. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache der Spanischen, in der neuesten, noch tadel ing Mejico ganz unwiederruflich gewor urgellaut *ch* folgten. Der einheimischen icne gemäß ist der dritte Buchstabe des Namens d igottes Mex li und des davon herkommenden der Sta ce ker Zischlaut, wenn sich auch nicht gena welchem Grade derselbe sich unserm *sc* de ich zuerst dadurch geführt, dafs Cast Weise Caxtil, und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar*, wägen, *pexwi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmafsung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Weil die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechselung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Aeufserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Dafs das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: dafs die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegen-

viel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile
s Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung
rch Lautformung das Gepräge eines verbundenen Ganzen:
-*naca*-*qua*, ich esse Fleisch. Man könnte diese Verbin-
ng des Substantivs mit dem Verbum als ein zusammen-
setztes Verbum, gleich dem Griechischen *κρεωφαγέω*, an-
hen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn
nn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht
bst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Prono-
n der dritten Person, zum deutlichen Beweise, daſs sie
dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema
Construction zu haben verlangt: *ni*-*c*-*qua* *in* *nacatl*,
esse es, das Fleisch. Der Satz soll, seiner Form nach,
on im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur
hher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das
rbum läſst sich gar nicht ohne diese vervollständigenden
benbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise
ken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so
bindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in dop-
ter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbe-
mmtes Pronomen: *ni*-*tla*-*qua*, ich esse etwas, *ni*-*te*-*tla*-
ua, ich gebe jemanden etwas. Ihre Absicht, diese Zu-
mmenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, be-
ndet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein
ches, den Satz selbst, oder gleichsam sein Schema in
h fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird,
d dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an
Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, daſs

den Laute, so wie diese selbst, bezeichnen. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müſste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiener aussprechen, genauer genommen aber so, daſs der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung, hinzutritt. So ist von *ninemi*, ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ninen*, ich habe gelebt, von *maca*, geben, *o-ni-c-te-maca-c*, ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, dafs die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einverleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode mifslich das Verständnifs werden würde, und die man dah ge derselben anzusehen hat. Die Nomina legen u er nverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer begleiten, und sie als Nomina charakterisiren. Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heifst absolut *nacatl**). Von den einverleibten

---

*) Der Endlaut dieses Wortes, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermafsen zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengua Mexicana*. 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, dafs die beiden Consonanten zwar im Anfange und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht, *claclacolli* und *clamanali* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittelung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexicanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, dafs die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. Hierfür zeugt auch das in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *claco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb. Der

Pronominen wird keines in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, dafs die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständ-

---

Cora-Sprache fehlt das *l*, und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein c), so dafs *tlatoani*, Gouverneur, *tatoani* lautet. Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden Cahita-Sprache, in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist, wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatacoli* hat. (*Manual para administrar á los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos.* Mexico 1740. pag. 63.) Ich schrieb den Herrn Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, dafs die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursach darin liegt, dafs der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender ist? Auch in der Aussprache von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst erprobt, dafs diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zenteno's Aeufserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lautes hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

digen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eigenen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, dafs in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, dafs das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiedenen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschliefsen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stöfst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müfste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung; und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, aufserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach dem Assimilationsgesetz, *ni-c-chihui-lia in no-piltzin ce calli*, ich mache es für der mein Sohn ein Haus.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, daſs sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen innerhalb des Verbums stehenden Theilen aber kommt sie den letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie die ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, läſst sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern nur, wo sie nicht Alles in Eins zusammenschlagen kann, von dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniſs zum Satze gemäſs, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wollte man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offen-

bar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus Theilen allmälig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewifs immer mit jedem als Sprache ausgestofsenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht blofs, seiner Absicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältnifs des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so mufs man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äufsernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständnifs den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, dafs, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein

Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit [illegible] muſs. Man darf mich darum nicht so miſsverstehen, [illegible] schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen [illegible] näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbe- [illegible] auf die Entwickelung einer so ganz im Gebiete der [illegible] zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen lie- [illegible] menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, [illegible] immer etwas sehr Miſsliches. Offenbar ist auch die [illegible]canische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft [illegible]beitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen [illegible] allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber [illegible] durch die regelmäſsige Absonderung der verschiede- [illegible] Arten des Pronomens an eine Zeit erinnert, in welcher [illegible] klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn [illegible] Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon [illegible]sch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbil- [illegible] in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbums [illegible] ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, [illegible], was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in [illegible] schlieſsende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen [illegible]he als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und [illegible]trennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz [illegible] Hörer überläſst, die, kaum irgend durch Laute ange- [illegible]te Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere [illegible] kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner [illegible]ung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen [illegible].

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Ein- [illegible]ungssysteme, haben aber darin mit demselben eine [illegible] Aehnlichkeit, daſs sie die Richtungen, welche der [illegible] des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der [illegible]ansitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbums

angeben, und dadurch den Mangel an Beugungen für d
Verständnifs des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von i
nen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise
Verbum, so dafs sie sogar gewissermafsen daran ausdrück
ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird dal
auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeb
wie man d ren Theile des Satzes darauf beziehen s
Auch ist das bum bei ihnen nicht durchaus beugungsl
Der Mexicanischen kann man am Verbum, im welchem
Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offe
bar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein g
wisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht a
sprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsve
fahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zu
muthen, ganze Nomina in den Schoofs seiner Beugunge
aufzunehmen, allein doch an ihm nicht blofs das regierend
Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auc
hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem dies
Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache fest
gesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da ge
fordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Hand
lung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart de
Verbums mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiede
nen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Aus
bildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen
Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer
zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf.
Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ih-
rer Bildung dergestalt festgehalten, dafs das Verständnifs an
einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hin-
durchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des
Pronomens in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als

directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen gröfstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so mufs es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Mifsverständnifs vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbums. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des grofsen Delaware-Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so dafs man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomens durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, dafs das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin

immer du greifst mich und mich greift er, nicht umgekehrt, sagt. Indefs mag doch ein Grund darin liegen, dafs die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausübten, und dafs das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Uebergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend, mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, dafs in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomens in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, dafs man sich des Gedanken nicht erwehren kann, dafs auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben blofs Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's *) Para-

*) John Eliot, *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering, Boston 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau, Philadelphia 1827; und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering, 1823.

digmen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden Regelmäfsigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den gröfsten Theil der Beugungen aber führen die erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, läfst sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, dafs sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äufseren Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu grosse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, grofsentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen mufs, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als dafs ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, dafs sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbums selbst legt; allein

sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbums selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben, oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, dafs dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomens und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das blofs in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomens minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theils des

man

Haus

Man

dem ein

ist.

genommen sind im

häufiger, als die

sweise nothwen-

egriffen, z. B. denen

lieder des menschlichen

chsam unablöslich verwach-

on zu bestimmen ist, fügt man

de das unbestimmte persönliche

ssen des Körpers das der ersten

zu. Man sagt daher nicht leicht

lern gewöhnlich *te-nan*, jemandes

Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma* unsere Hand. Auch in vielen anderen Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, fafst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, dafs die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, dafs es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine blofs gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluſs der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schliefsen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den

Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbums an, weil dieses sich gar nicht ohne sie denken läfst. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbums zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die gröfsere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen, gefordert. Dafs die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den, haben, dafs dies Verhältnifs in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man streng genommen thun mufs, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlich so vor, dafs sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomens und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbst an die Composita zu erin-

nern, die, wie die *Bahuwrîhi's*, ganze Relativsätze in sich schliefsen. Die letzteren sind nur in geringerem Maafse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu grofse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen läfst, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

§. 18.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz mufs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden

sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, dafs jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewufstsein der Sprache lässt sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äusseren Anschauung, so wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorüber-

gehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles sich in dem Angeschauten Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses, und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluſs der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äuſsere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, daſs in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluſs des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, daſs

durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectums aus einer blofs verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden Einfluſs der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter

stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondre Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmälig gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, dafs das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in gröfserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

§. 19.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, grofsentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Gei-

steskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden; die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist; die andere, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äufseren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einfluss des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältnifs mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, mufs sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewufstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständnifs möglich wäre. Eben dies müsste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschliefslich vorwaltenden Princips sein. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwickelungsganges dergestalt durchlaufen, dafs an die

Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, dafs die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schliefst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch gröfserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein mufs, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit; und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmäfsigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfnifs des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so mufs, was rein aus ihrem Begriffe abfliefst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt mufs das intellectuelle Vermögen aus sich selbst Hebel seines Auf-

schwunges finden, wenn ihm eine von jenem richtigen und natürlichen Entwickelungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäfsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, dafs an eine nicht aus der Sprache nothwendig herfliefsende Lautform andere, durch sie an sich gerissen, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gedrängtheit darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf in den höchsten Principien ankommt, und dadurch die Mittel festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird er-

hellt und geebnet werden können, so begreift man die Mög-
lichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher
die Beschaffenheit ihres Baues fliefst, und sieht nun in dem eben
Entwickelten den Maafsstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer
ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte
vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit
verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes,
der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäfs, auseinan-
derwirft, so bleibt es unzweifelhaft, dafs sie ausschliefslich
das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie
jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, sei-
ner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung
auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Dop-
pelte in seinem verhältnifsmäfsigen Gewichte durch danach
zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ur-
sprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die
Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher
nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am
consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist.
Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht ha-
ben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir aber
zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in
den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkenn-
barsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisi-
rung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache
und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze
die zweisylbige Wortform, die ausschliefslich zu Flexions-
bezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammen-
setzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit
der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination ge-
rettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in
der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäfs, und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältnifs zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes läfst bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen; bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbums durch modificirende Präfixe, bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältnifsmäfsige Ausbildung. Hieraus und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auch in Sprachen entstehen, in welchen man

sonst nicht gerade den Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann läugnen, dafs das Chinesische des alten Styls dadurch, dafs lauter gewichtige Begriffe unmittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Gröfse erhält; dafs es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen ziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der zu e ehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der grofsen Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitischen Sprachen bewahren eine bewundrungswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Worte eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. Alle diese Beispiele beweisen aber nur, dafs der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Grofses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Ueber den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäfsigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läfst. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen fortbewegen kann, dafs die

Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist. Diesen formalen Maafsstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

§. 20.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Grofsen betrachtet haben, und der äufserlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichnifs erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschiefst. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind,

desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schiefst in ein
gen sichtbar über das Bedürfnifs des Gedanken über, un
mäfsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Spra
chen gleichen Stammes unter dem Einflufs reiferer Geistes
bildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist
steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist
vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu ge
brauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in de
That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich
durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe un
Charakter.

Man würde indefs sehr irren, wenn man, was ich hie
mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einan
der gesondert habe, auch in der Natur für so geschiede
halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprach
und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Ar
beit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten un
fortlaufenden Einflufs; nur ist derselbe feiner, und entzieh
sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man kein
Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes al
ausschliefslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen
Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Spre
chen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung
Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wi
ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält
wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Da
gegen ist es gewifs, dafs, je weiter eine Sprache in ihre
grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer wenige
Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen
Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwä
cher; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaff
nen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trie
und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der an

Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrach-
Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende,
re Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend
hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der In-
genz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in
oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven An-
, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört.
muſs also, um die Verflechtung des Geistes in die
che genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen
lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen
äuſseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der,
eine Seele, in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt,
welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen,
r mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist da-
auf keine Weise gemeint, daſs diese Wirkung dem äu-
en Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache
reckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt
Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam
acht werden, daſs jenes Reich der Formen nicht das
ige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten
und daſs er wenigstens nicht verkennen muſs, daſs es
etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache
, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht,
das Ahnden in sich tragen muſs. In Sprachen eines
verbreiteten und vielfach getheilten Stammes läſst sich
hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. San-
, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte
in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wort-
ung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Ver-
edenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloſs
, in der Sprache sichtbar werdende, des Charakters der
ionen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewach-
, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde

daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen, und schmeichle mir, sicher sein zu können, daſs dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloſs subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniſs des Augenblicks, mindert sich allmälig. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnen glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreiſsen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmälig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniſs behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des

Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäfsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewufstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, blofs durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber mufs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäfsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einflufs auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äufseren Bildungstriebes als

das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner grofser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwickelung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, dafs die Sprachen aufser demjenigen, den ihnen ihr äufserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschliefst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es läfst sich auch nicht behaupten, dafs die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren, und vermittelt das gegenseitige Verständnifs; den Unterschied selbst aber vergröfsert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewufstsein bringt,

wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen lässt. Sie umfafst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt blofs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dafs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben; auch nicht dadurch, dafs sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen; sondern dadurch, dafs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann

in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entsteht in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschliefst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der besonderen jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation, und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung

erklärt. In dieser liegt auch gewifs das undurchdringliche Geheimnifs der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschliefsen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnifs nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation mufs vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über

einen gleichen Erdstrich, unter dem Einfluſs gleichförmig wirkender Ursachen, entstanden ist? Welche Bewandtniſs es aber auch mit den, uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiſs, daſs die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewuſstsein gebracht, und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, daſs der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, welches sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äuſseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter

immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältnifs bedient, in welchem das Maafs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache läfst sich daher auf den Nationalcharakter zurückschliefsen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, dafs die Versuche beharrlicher Zergliede-

rung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, läfst sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren, und sie zu zuverlässiger

Kenntnifs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben mufs, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschliefslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewifs ist es wenigstens, dafs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die grofsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die Sprache beständig unter dem beherrschenden Einflufs geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfafst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne dafs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht blofs die ursprüng-

liche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äufsere Ereignifs, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jed[illegible]ung des ersteren um; nur dafs die Spuren davon [illegible] feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken [illegible], und [illegible] Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, dafs unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschliefst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln mufs, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache blofs und ausschliefslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte blofs als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun

glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es liefsen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Leuten von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Aufserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dafs der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein blofser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 60.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülfslosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülfslosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts als den bezeichneten Stamm bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschlossnen Zwecke gebraucht

wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch blofs wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einflufs höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfnifs des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läfst eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, dafs die Sprache nicht blofs ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständnifs, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen mufs, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus: ein Gefühl, dafs es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen mufs; und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, dafs das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und

ch die Sprache eigentlich beschränkt wird; dafs aber
am sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erfor-
und zu befruchten, und dafs sie gerade durch tech-
und sinnliche Vollendung einen immer gröfseren
desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stim-
ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den
hen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Rich-
, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der
e des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter
t sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie
innt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läfst in das In-
e des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache
chscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und quali-
Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles
euten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle
en seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil,
entweder nur noch jetzt verborgen ist, oder, wenn sie
er untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der
sch selbst, ein sich in der Zeit allmälig entwickelndes
ndliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle
eutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes.
erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende
ft äufsert sich unmittelbar, als solche, und eben darum
eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkun-
gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der
sch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber.
ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe
fs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände er-
und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Indivi-
lität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches,
leich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Be-
affenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit,

wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körpe
dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Sc
ligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das E
haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebe
Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft,
Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere
tische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir
vor der andren heftig, veränderlich, schneller in i
Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nenne
Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem W
und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem i
Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handel
genüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder
einzelne Sein des Individuums, sondern das allgemeine
in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede er
pfende Charakterschilderung mufs dies Sein als End
ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äufsere
tigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpu
verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die W
lichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie
er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig
ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf w
Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt
das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner Indivi
lität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sei
nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, d
keine die andre ganz zu entbehren vermag, von eina
zu trennen versuchen, oder sich mit einander in versc
denen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, dafs ein solcher Ma
stab blofs bei schon intellectuell gebildeten Nationen
wendbar sei. In den Aeufserungen der Freude eines Hau

von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der blofsen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Aeufserungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, dafs sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften mufs, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnifsmäfsige Würdigung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach, obenan stehenden vor dem Bewufstsein liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins, und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück; und

je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne schiefst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes, über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, u[illegible] Ausdruck in der Sprache in den andren [illegible] eingeladen wird, in seiner Auffassung da[illegible]ende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. [illegible] der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache n[illegible]haft [illegible]m vollen Ausdruck ungenügend, da im [illegible]s Fall kaum die Ahndung entsteht, dafs ün[illegible]n [illegible] hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äufseren Wirklichkeit.

Die Griechen, welche in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Dafs sie dies aber nicht blofs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, dafs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im Dialekte mufsten sich einer und ebenderselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Aeolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu be-

leben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schoofse dieser Begeistrung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschliefst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschiefsendem, ihm selbst Mangelndem, sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte, und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf

das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung wär daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äufsere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, dafs nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und dafs das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit hinstrebenden Tacts geordneten, Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmälig fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne dafs sie je zu einer blofsen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, dafs die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit, wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellec-

tualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht blofs das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Vertheilung in einzelne in Dialekt und Sinnesart verschiedene Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschlofs das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Aeufserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, dafs keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum blofsen Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde, und dafs dies gleiche Aufspriefsen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus

bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in [illegible] auch der Sprache ein*). Das blofs Volksmäfsige genommen, Laute und Formen wurden [illegible] Dialekte geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unterworfen. So veredelt, erhielten sie [illegible] eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, [illegible] sich ergänzenden Gegensätzen ideal [illegible] eben. Ich brauche kaum zu bemerken, dafs ich hier, was die Dialekte und die Dichtung

*) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst, und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und grofsentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch faslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, dafs dieser die ausgedehnteste Kenntnifs der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschlufs ausführte, dem Einflufs des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeufserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom.* I. *de metris Pindari* p. 253 *nt.* 14, besonders aber p. 279.

betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeufserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einflufs der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröfse entwickelt sich auf einem anderen, dem Gepräge, das sie ihren äufseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen, aus, nur dafs, so wie diese die äufsere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, dafs alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausflufs Einer Kraft, ein grofses Ganzes ausmacht, und dafs das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen mufs, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Aeufserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursache aller Geisteserzeugungen, zum Bewufstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein andres, als das menschliche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste

Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten.
auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vo
setzt, entstehen aus der Verschiedenheit der indiv
Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inner
pfindung und dem abgezogenen Denken verschiede
scheinungen. In jeder derselben strahlt die den M
umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn auf
men, in verschiedener Form aus ihm zurück. In
fseren Natur, um einen solchen Zug hier herausz
bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor den
auf einander folgend in der Entwicklung der Zustä
einander. Ebenso sehr ist dies in der bildenden Ku
Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, im
vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, ä
Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistig
tigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Z
Scheu vor allem Uebermäfsigen und Uebertriebenen,
wohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freil
Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit d
pfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthstimmun
Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen üb
hen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestalt

des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen bieten daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, die Neueren dar.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmefsbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, dafs ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äufsert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeufserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einflufs desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache läfst sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeufserungen überall in Verbindung bringen. Es mufs das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen, und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in

den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einflufs modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äufserlich gleich bleibende, Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einflufs, indem jene äufsere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein mufs, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammenhang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läfst. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (*η*) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden Sprachen verschiedener Stämme setzen müs-

sen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewufstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht den Einflufs der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermafsen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewifs am mächtigsten und einflufsreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäfsigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfnifs nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äufserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewifs liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewifs aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint

zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, dafs jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorsprieſsen zu lassen. Gewifs wenigstens scheint es mir, dafs man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden mufs, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäfsiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäfsigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Ei-

genthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, dafs man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Ge-

dankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dageget hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschlei- fung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, s dafs bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschau- lichkeit und gröfseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. I der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und grofse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegos- sen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr au die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestal- tete wohl kein so üppiges und freies Aufspriefsen der Laute Den Griechischen grammatischen Formen kann man, al Folge der grofsen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, gröfsere Leich- tigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maafs, in welchem die Nationen von den

als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht wer-
von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in
Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher ge-
au behaupten, dafs in jedem etwas nicht wieder mit
ten zu Unterscheidendes liegt, und dafs die Wörter
rerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Be-
e bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine
nition kann sie, genau und streng genommen, nicht um-
fsen, und oft läfst sich nur gleichsam die Stelle an-
en, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, ein-
nen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen
perlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls
n erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgel-
g aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt
n ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den glei-
mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir,
bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von
feineren Nüancen der Wörter keinen Begriff haben,
nt uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein
f andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerk-
eit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es
sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke
lben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie
on einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei
nen von grofser Geistesregsamkeit bleibt aber diese
ng, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen ver-
, gleichsam im beständigen Flusse. Jede Zeit, jeder
ständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder
t ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität
eine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürf-
s Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen
lehrreich, eine doppelte Vergleichung, der für den im
n gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchli-

chen Wörter, und derjenigen derselben Sprache, welche
der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letz
teren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihr
Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die
den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erke
man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von v
schiedenen Seiten aufgefafst wird, und lernt dadurch gle
sam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf
schichtlichem Wege kennen. Diese kann durch eine
Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert wer
In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die
schieden angespannte und zusammenwirkende Geistesth
keit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen,
welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht,
Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der F
des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Re
nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Sch
welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschrä
Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Fe
stellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wiss
schaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Fa
chen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wis
ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise
die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. D
oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestan
und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven u
Klarheit des Bewufstseins, und zeigt, wie beide immer wec
selsweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Ve
edlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zu
menwölbung der Erkenntnifs gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige od
mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen
blieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschi

en Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen
ben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auf-
ung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen
idualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber
rlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten
r Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der
ffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber
nicht nothwendig, verbundene in einer Sprache in dem-
Worte zusammengefafst werden, so kann es an einem
Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Bei-
findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken
Vollen, Wünschen und Werden. Des Einflusses
eistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach
gabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleich-
er Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei ge-
hten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch
ders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeich-
ch die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in
fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den
zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Grän-
u erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre
les Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die
lie Rede nicht wahrhaft anzuschliefsen vermag, wenn
die Sprache den gehörigen Reichthum und die begei-
le Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Ar-
les Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint hier
r Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere
k. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Ein-
, was die Wirkung hervorbringt, läfst sich nicht immer
und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch
rgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser
h, über dem Ganzen.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprache berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermafsen der Einfluß des Ganzen offenbart, dafs selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muß sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft grottartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäfsigem Verhältnifs giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium, nicht nur in ihrem Verhältnifs zu einander überhaupt, sondern auch insbeson-

f intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache
iffe mit Begriffen, und strebt nach einem objectiven
nhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist
ezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im
ch ausspricht. Sieht man blofs auf die mögliche
ng in der Sprache, und auch in dieser nur auf
der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt
hgültige Seite derselben, so kann die innere pro-
ichtung in gebundener, und die poetische in freier
geführt werden, meistentheils aber nur auf Kosten
) dafs das poetisch ausgedrückte Prosaische weder
akter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich
d ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poeti-
alt führt gewaltsam auch das poetische Gewand
nd es fehlt nicht an Beispielen, dafs Dichter im
lieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen
haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem
Vesen zurückzukehren, ist die Spannung und der
ler Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen
gung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines
usammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfor-
die Sammlung des Gemüthes auf die consequente
g des bestimmten Pfades. Doch mufs diese wie-
fgefafst werden, dafs sie die Verfolgung des ent-
etzten im Geiste der Nation nicht ausschliefst, son-
nehr befördert. Beide, die poetische und prosaische
;, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen,
chen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu
ber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher
n ein freieres Element erheben kann. Die Poesie
kes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn
in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmei-
res Schwunges zugleich die Möglichkeit einer ent-

sprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen mufs, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei blofser Darstellung des Wirklichen und bei ganz äufserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermafsen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der N-

Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstel-
der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende
che Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der
meinen Erhebung durch ihren besondren Zweck gebo-
wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläfst,
macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. In-
nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa
mmenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige
ehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit sei-
Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der
nke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt
dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit
Dichtung nach.

Aus allem diesem ergiebt sich, dafs Poesie und Prosa
dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In
en mufs ein von innen entstehender Schwung den Geist
n und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigen-
lichkeit mufs sich mit dem Gedanken nach der äufse-
und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes
st, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das
ze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln
Wirkens sind beide verschieden, und können eigent-
nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf
Sprache ist auch besonders zu beachten, dafs die Poesie
rem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die
a dagegen sich ausschliefslich der Sprache anvertraut.
genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik
unden war, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der
chen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung
verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gespro-
worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein
e, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt,
t auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der na-

türliche Bund zwischen grofsen Dichtern und Componisten obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkte Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läfst sich nie sagen, dafs die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch*) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, dafs die Prosa aus einem durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürf-

n in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen
d Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzeln-
iten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen ge-
ündeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis
s Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch
seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht
les in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht
ine ursprüngliche Natur läfst; der durch keine äufsere
rm gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung
ch allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auf-
sung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der all-
meinen Idee. Insofern liegt das Bedürfnifs zur Ausbildung
r Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellec-
alität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geisti-
n Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine
dre Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe
schmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhält-
sen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung
seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum
Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von
eser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Ein-
idung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer
nzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch
lbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine
inen Aeufserungen entstellend, abhold sein, und sich nach
nem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium
lmen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ih-
s Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung,
der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt,
rem Wesen nach, immer auch eine äufsere Kunstform an
ch. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur,
Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, dafs
m Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt

bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewifs wenigstens, — und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äufsere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiednen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äufseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluſs haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung

der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakspeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfnifs, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, dafs auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden mufste, liefs für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaafse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein, und gab auch ihr eine äufserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der grofsen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeufserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnafs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indefs nicht zu läugnen, dafs, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener grofsen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein.

Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefafst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntnifs zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einflufsreich auf die Sprache sein. Von der sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 228) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In dieser

Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem blofsen Zwecke der Darstellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich, anschliefsen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmälig waren, so schlofs es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und zwischen der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben, und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit, und bemühte sich, dem einigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich trachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmäfsiger Geist umfafste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntnifs gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins ausgezeichnete, mufste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeit-

genossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der
nicht in dieselbe Entwickelungsperiode stellen, und
Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht
der erstandenen, die Aristotelische als eine neue Ep
beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallen
Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der phi
phischen Erkenntnifs. Man irrte gewifs sehr, wenn
Aristoteles, mehr von Anmuth entblöfste, schmucklose
unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchter
und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben w
Musik und Dichtung hatten einen grofsen Theil seiner
dien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man sehe
den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Ge
sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Nei
konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt h
Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Sch
ges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften,

cher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden grofsartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu grofsen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewufst ist, seinem angeborenen Triebe gemäfs, nach jener grofsen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken eines gebildeten Volkes von dem Geiste verlassen wird, dem sie n ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, eht nie eine grofsartige Prosa, oder zerfällt, wenn sich Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeufserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äufseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fliefsen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne dafs auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit grofsen und bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluſs fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äufsere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen

Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mäfsigen Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Gröfse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergiefsen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebhafte Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurde und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verband, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines grofsen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und eines ideenreichen aufserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus

der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen mufste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmäliges Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so dafs zugleich ein grofser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer gleichen, aber durch äufsere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läfst sich, unserer Kenntnifs der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtsschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich, und würde in der höheren prosai-

schen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêśa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äufseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäfse Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluſs jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die grofse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschliefsenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbnifs. Sie hat viel weniger eine blofs intellectuelle Farbe, und mufs, aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, welche bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, dafs ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit

wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa mufste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstofsenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neueren Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, dafs die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und dafs beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als dafs ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich

überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch blofs natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine gröfsere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenufs loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch grofsentheils überflüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läfst sich zwar, meiner Ueberzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtnifs anzuvertrauen. Es giebt gewifs bei den Völkern auch blofs nationelle, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, denen man es ansieht, dafs sie gewifs nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern *).

*) Mariner. Th. II. S. 377.

Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeic
bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Bew
dafs auch, und ganz vorzüglich, die äufsere Form dabei
obachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen,
ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertrag
in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen derge
ergeben, dafs sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene C
sen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, uns
Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, er
len; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verän
Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer
nen, dem Lande vorliegenden Insel*) die Geschichte H
und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte ü
tragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der
danke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht,
dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar,
ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem
sprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder
gestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas
jectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche
hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forsch
gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verst
die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stöfst also
erst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Sch
rigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfnifs da
in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Alls
keit des überall hin forschenden und verknüpfenden
standes eine die Sprache nach einem bestimmten Ge
einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird
hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünsch
werth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und s

*) Izaro in der Bucht von Bermeo.

der Gang der Forschung mufs in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Vereinigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwickelung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der Geschichtsschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa mufs daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen*), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeistrung ohne Absicht und Bewufstsein der Kunst entströmende, und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch

*) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Râmâyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sie nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stöfst dann auch, so lange sie ohne Bewufstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewifs in den grofsen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewifs mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtsschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andren, als ihren Verfassern, gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, dafs diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewifs ebenso wie jene Poesie nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Grofses und Herrliches das Genie der Red-

ner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches mufste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

§. 21.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmäfsigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwickelung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbnifs und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besafs.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische

Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äufseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einflufs dieser Weltherrschaft auf unsere bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innere Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, dafs man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch mufs jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes aus-

gehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, dafs eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, dafs es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, dafs die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen mufs, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in anderen Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäfse, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der Aufsenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäfsigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeu-

gende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmäfsigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stöfst auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§. 12) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der gröfsten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen läfst.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Be-

haffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern
n wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Han-
eln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen
den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zei-
en zu finden, würde schon an sich den Mangel der wah-
n Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur
urkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muſs
eichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man
uſs inne werden, daſs sie, gleich einem Blitze, dieselbe
rchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine
uth aus unbekannten Regionen, in einander verschmolzen
t. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispie-
s zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch
n Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das
ffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs
f die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber,
rch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes,
ese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in
em Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern
in Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängig-
eit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmol-
en sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber
us dem nämlichen Bestreben flieſsende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe,
nn man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen
etzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er
hrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und
enbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in
n durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, end-
h überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem
ute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas
ues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich
stehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das

Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und läfst
als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht, aus der si
im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr, d
ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchten
Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärk
dieses Actes das ganze, eine bestimmte Sprache durch al
Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen un
praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, vo
der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nach
forscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue er
kennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an wel
chen er haftet, und bei denen man den Mangel seiner ur
sprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben au
anderem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch
hier äufsert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals
zurückgekommen sind, dafs das richtige Verlangen der
Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der
Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer
so durchgreifend lebendig ist, dafs es sich auch wieder im
Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äufseren
grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende
Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch
hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthe-
tischen Actes im Sprachbaue an, die nicht blofs seine Wirk-
samkeit im Geiste, sondern seinen wahren Uebergang in
die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das
Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum;
und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augen-
blicke verweilen.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen
unterscheidet sich vom Nomen und von den andren, mög
licherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheile

mit schneidender Bestimmtheit dadurch, dafs ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden; es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, dafs das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das blofs als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blofs den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht blofs den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläfst durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbums liegt, so mufs die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ih-

nen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbums, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist? *) äufsert; und diesen Punkt läfst man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren inneren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Aeufserlichkeiten des Sprachbaues stehen, ohne zu bedenken, dafs diese erst dadurch Bedeutung erlangen, dafs zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles, und läfst, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als dafs das Nomen ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil, erfährt dabei mehrfache Aenderungen. Auch kommt gewöhnlich, aufser der

*) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe काम्य, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, dafs sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Dafs Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Ueberhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbums, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, welche wirklich die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu

bemerken, dafs es wohl niemandem einfallen kann, die C
sensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen V
bums als den Grundformen des Nomens entsprechend an
sehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Cl
ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede
wird, so bleiben nur Vocale, mit oder ohne eingeschob
Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze
der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen
innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes La
zeichen durch die symbolische Lauteinheit der gramm
schen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behau
ten, dafs diese Einheit in den Sanskritischen Verbalform
noch viel enger, als in den nominalen, geschlossen ist.
habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, d
das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stamm
cal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steig
Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung

iehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichför-
, und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewah-
g der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Be-
hnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben
einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer
bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich
nn schon oben (S. 153-156.) bei Gelegenheit des Aug-
nts und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft be-
ndrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen
Sprache eine so ungemein grofse Mannigfaltigkeit der
rbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben
aber nur eben dadurch möglich, dafs alle Umänderungen
Laute, sie mögen blofs phonetisch oder bezeichnend
n, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und
die besondere unter diesen vielfachen Combinationen
einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch
fs dadurch, dafs er gerade diese Stelle im Conjugations-
hema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit
rade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Perso-
endungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Aug-
ät und Reduplication, die, wahrscheinlich blofs auf den
ng bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbal-
ssen andeutet, sind die hauptsächlichen Elemente, aus
lchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Aufser
selben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo
nicht auch blofs phonetischen Ursprungs sind, als wirk-
he Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des
rbums gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders
ner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeut-
ner Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so
rweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit grofsem Scharfsinn und unbestreit
rer Gewifsheit das erste Futurum und eine der Forma-

tionen des vielförmigen Augment-Präteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as* sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, इ, *i*, oder या, *yâ*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt ohne dafs die Gegenwart des Verbums *as* in seiner eigenen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten, ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Aehnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammenset-

rolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade zu spielen, dafs die erstere, wenn auch der Laut von ausging, dabei ganz in Schatten gestellt wurde. Denn dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlt, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* rmehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung r Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat hen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu materieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verms sein läfst sich nicht dasselbe, aber doch auch Aehnhes sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht rd, und seinen Laut nach Maafsgabe des ihm vorangehenn Vocals verändert*).

*) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu, Th. I. S. 329) eine gröfsere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, dafs dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmafsung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivums zu thun gewesen wäre. Denn man mufs offenherzig gestehen, dafs der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivums an sich, sondern erst dann einigermafsen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch, nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem den Uebergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische γίνεσθαι, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur dafs sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare, divenire, devenir, to become*. Im Sanskrit mufs daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivums in der neutralen Conjugation (der des *Atmanêpadam*) liegen, und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen, auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht

Wie in den Sprachen eine Entwickelung immer aus der andren, so dafs die frühere dadurch bestimmend wird,

nach aufsen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, dafs die Intensiva nur im *Atmanêpadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, dafs sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, dafs das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und dafs die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum, pafst der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es

vorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden
ser Entwickelungen hauptsächlich an den Lautformen
spinnen läfst, davon ist das Passivum der Sanskrit-Gram-
tik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammati-
en Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Cor-
tum des Activums, und zwar eine eigentliche Umkeh-
g desselben. Indem aber, dem Sinne nach, der Wirkende
n Leidenden, und umgekehrt, wird, soll, der grammati-
en Form nach, dennoch der Leidende das Subject des
bums sein, und der Wirkende von diesem regiert wer-
. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische
menbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefafst,
sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo
Infinitiv des Passivums ausgedrückt werden soll. Zu-
ich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person
rgehendes, sich auf sie, mit Ausschliefsung ihrer Thätig-
, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache
ittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach aufsen
das Erfahren im Innern in der ganzen Abwandlung des
bums von einander zu trennen, so fafste sie, der Form
h, auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch
stand es wohl, dafs diejenige Verbalclasse, die vorzugs-
ise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kenn-
be des Passivums die Veranlassung gab. Ist nun aber
Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die
einigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden
unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so
es in der Zusammenschliefsung mit der im Subjecte
st befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und
m von Nebenbegriffen rein zu erhalten. In der ersteren
ziehung sieht man, wie einige Sprachen, z. B. die Ma-
schen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische,
hsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzu-

bringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, daſs der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffaſste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und läſst es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommner Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbums die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht bloſs einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern bemerkt, daſs wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste

sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pronomens ist so lose, dafs man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, dafs wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstöfst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige, durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen fassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheils sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht blofs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröfserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, dafs im Javanischen, durch die blofse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselsweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung; ich habe aber im zweiten Buche meiner Abhandlung über die

Kawi-Sprache gezeigt, dafs diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche jener Schrift von mir ausführlich erörtert worden ist.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommene Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, mufs, als Verbum sein, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbums da, wo einer Sache blofs eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbums nichts zu schaffen, sondern ist blofs eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen, welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen, diesen Constructionen eine besondere Form, und ziehen dieselben dadurch gewissermafsen in den Bau des Verbums hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomens mit dem Stamme des Verbums, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht*)

*) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassenen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach

enthalten, doch in der Rücksicht Participia heifsen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik*) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müfste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, dafs derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomens und eines Nomens mit ausgelassenem Verbum sein, ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermafsen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomens erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, dafs sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die, gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem

---

welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivums (nicht eines blofs qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardy, meiner Ueberzeugung nach, richtig begründet und erwiesen.

*) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico 1673. S. 6.

Substantivum anhängend, bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Redetheile. Im ersteren muſs das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen - *naha quadza*, die böse Frau, *quadza naha*, die Frau ist böse*).

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbums zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen läſst, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbums haben muſs, und wieder nur die Verbindung des Seins mit

…n, wo die Function des Hülfsverbums (der Hinzufügung …s Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, …lich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise …getheilt ist.

In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Ca…nare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation …f die einfachste Weise durch die Verbindung des Prono…mit den Partikeln der Tempora gebildet. Diese Ver…bungen machen für sich das Verbum sein, und einem …rte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein …ner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den …mpus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum sein gänzlich; …l da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen …. Personen desselben blofs aus den Personen des Prono…s selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbst…digen Pronomen unterscheiden*). Die drei Personen …s Singulars des Verbums sein heifsen daher *que, mé,* …), und in buchstäblicher Uebersetzung blofs ich, du,

…

*) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar gröfser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qua*; und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, dafs der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleifs des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten …welche sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so dafs hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben,

er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di* Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri di*, er afs. Hiernach also bedeutete *que* ich bin, und diese Form des Pronomens drückte eigentlich die Function des Verbums aus. Indefs kann diese Verbindung des Pronomens mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, dafs dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que, di* heifsen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ui di* es ist Wasser, *jura-n-di*, mit euphonischem *n*, er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbums sein bei der Zusammenstellung des Pronomens mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein

sonst unveränderlich mit ihm verknüpften, Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re, ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbums sein auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomens bestimmt, mit welcher beständig und ausschliefslich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, dafs nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz*, ich war, *tâtâ-itz*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andere Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als dafs sich entscheiden liefse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschliefslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um

Heftigkeit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinn als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte s wohl nach und nach zur ausschliefslichen Charakteristik d Zeiten der Vergangenheit geworden sein*).

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucat gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem w hier reden, rein und vollständig**). Sie besitzt ein Pron men, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Ve bum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdi Sorgfalt, die wahre Function des Verbums immer durch e eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeige Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattu desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die ande besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber au mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt si in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutu des Seins nur in Verbindung mit einem andren Worte hi

und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin r, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex*; dagegen *ten*, bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein ständiges Pronomen, aufser den hier genannten drei ungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und t durchaus keinen andren, als den angeführten Geh. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomens hrt, verbindet es sich regelmäfsig mit der zweiten. nn aber findet sich in den Formen desselben ein Ele- (*cah* und *ah*, nach bestimmten Regeln abwechselnd), es bei der Zergliederung desselben, wenn man alle Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *cah* *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch imso, dafs eine dieser Sylben die übrigen ausschliefst, us schon für sich hervorgeht, dafs alle Ausdruck der alfunction sind, so dafs eine nicht fehlen kann, dagegen den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird blofs intransitiven Verbum, und auch bei ihm nicht im Präund Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten ucht; *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transi- Verben; *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jenur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Geheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die erhält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, m Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine minalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun

des wahren Verbums sein, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken mufs ich noch, dafs in dieser Vorstellungsweise der Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand aufser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische *αἰκοδομεῖν*, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, dafs die beiden Unterarten der ersten Pronominalgattung sich blos durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, dafs es den Wurzellaut eines Verbums ausmache, so dafs, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum sein, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Da *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als blofs selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser*). In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbums, sondern des Pronomens selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular für beide das Verbum sein ausdrückende Gebungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende

*) Adelung's Mithridates Th. III. Abth. 3. S. 20, wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

attung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut es Verbums, so liefse sich dies auf keine Weise erklären. aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die te Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom monstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffal- erscheinen, dafs die beiden ersten Personen einen nur en eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen be- en durch mehrere oder alle Personen des Pronomens chgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren let sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz, den beiden ersten wieder, gleichsam als hiefsen, wenn dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die bei- ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den haguas haben alle drei Personen des Pronomens die che Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwi- n dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomens ist in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in ren herrscht dagegen grofse Verschiedenheit. Das *t* et sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der eutung des Seins verbundenen Pronomens ist gänzlich dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht sich führenden, Pronomens übergegangen. Da aber e Sylben hier der zweiten und dritten Person des Sin- ars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnom- dem andren blofs als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den gefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wah- Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsver-

bum sein bildet. Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, daſs die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Daſs *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomens in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, daſs *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, daſs es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniſs hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars

schiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemäfsen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbums ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbums, und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Mifskennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, welche sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomens selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefafst wird; und dies ist, wie ich glaube, hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständnifs ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei grofsen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem anderen Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Uebergang in die Lautbezeichnung erfordert.

Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andre Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomens, an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomens beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbums begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heifst *ran tucu* mein Haus, aber *humasoi-rrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. In letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pronomens findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut, und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Ac-

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *tak*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders ficht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbums ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurums, oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewifsheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomens hervorruft, und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbums durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomens in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die bloſse Vorausschickung des selbstständigen Pronomens nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbums (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem

Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbums charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, dafs in den Malayischen Sprachen, in gewisser Aehnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Werden alle Modificationen des Verbums wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder träger als agglutinirend erweist.

Gleich stark, als das Verbum, beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehun-

ander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten*). Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschliefslich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, dafs du fertig bist, so ist das gewifs nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur dafs das richtige grammatische Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dafs der eine einen blofsen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, mufs daher zugleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, dafs das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer sein

*) Demetrius *de elocutione* §. 11-13.

möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefafst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomens entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erfordernifs abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben; wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, dafs nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermafsen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz,

auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so dafs die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt; aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomens und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz,

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es, nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältnifs setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht mifslingen, wenn sie die gröfsere Schwierigkeit der satzbildenden

Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind eigen sein. Sachausdruck und Beziehung müssen, in richtigem Verhältnifs stehenden Ausdruck finden; die Worteinheit mufs, unter dem Einflufs des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äufseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten

lk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, dafs es in
su ganz anderem Gedankenschwunge geeignetes
ug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und
Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue
. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht,
t man dies zwar seltener auf die Weise, dafs eine
zwei verschiedene und nicht mit einander zusammen-
de Blüthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer
ng kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein
Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen
eit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem so-
ı ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst,
ime der kräftigen Entwickelung schon gleichsam
nernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze
r von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewifs
ie Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebil-
ht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher
mus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft,
iem Worte alles das, was die Grundlage und den
ires Baues ausmacht, war ihr gewifs schon eine un-
abare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf
gegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Be-
r edelsten Sprachen, ohne dafs sich, unsrer Kennt-
h, jemals in denselben eine dem entsprechende Lit-
entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in man-
n Anstofs oder hemmenden Umständen. Ich erinnere
fs an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie
viel glücklicher, als andere ihrer Schwestern, getreu
ene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden
dernden Einflüsse äufsere und zufällige, oder besser
che nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirkli-
ewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit aus-
llkommen richtig. In der Sache selbst aber kann

die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muſs ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen, geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, daſs man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Innern heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloſs als rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, daſs, was er dem Geiste ertheilt, er erst selbst von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch bloſse Gedankenzergliederung erreichen

rengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlafst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben berührten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie läfst sich aber die hier ausgeführte Behauptung, dafs das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, dafs der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am gröfsten ist, im Laufe der Zeit aber allmälig abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, dafs gerade das einbüfsende Princip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn läfst sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschliefslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewifs mehrere Uebersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühldem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die

Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung liefse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst; und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständnifs bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Ueberhaupt mufs die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, nach ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läfst nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmälig ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, dafs auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsere heutige und die Eng-

lische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die l
tere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung
Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da
auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen
flufs ausübt. Dafs aber hieraus eine Einwendung g
den fruchtbaren Einflufs der Flexionsnatur, auch auf
späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen we
könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine
skritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen W
Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der R
theile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dem
immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau l
wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollk
menheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem V
eigenthümliche, Gewohnheit der Isolirung der Laute,
sammentreffend mit zu geringer Stärke des inneren,
Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns,
Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen h

die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden liefsen. Ein auf diese Weise entstehender geringerer Formenreichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keineswegs hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewifs, ohne Schuld der Sprache, aus tieferen inneren Ursachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die lateinischen Töchtersprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erfordernifs zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, dafs auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge fafst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewifs; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, gröfstentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine grofse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend eutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie

den Gedanken zu gieſsen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muſs man, ihren Ursachen nach, schon viel früher, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Gröſse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zuliefs. Die Volkseigenthümlichkeiten muſsten überwie-

heit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen, blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfnifs, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, mufs man die Erklärung der Erscheinung suchen, dafs das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Uebereinstimmungen überrascht. Es sanken Formen, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgofs.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Präposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen sein, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung blofs als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der inneren Sprachansicht, welche rein und energisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herflofs, und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall.

Die Präpositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen bezeichnete sie das Verhältnifs. Diese schöne Uebereinstimmung nahmen die, ihrem Ursprunge nach, entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präposition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutsamkeit gegen nicht mit unter; und dies ist keine blofs willkührliche Annahme. Es ist auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammmutter, selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbums. Wie mangelhaft seine Formen sein mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht, dem Gefühl nach, dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbums und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Ueberhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomens mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomens führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Ueberall kehrt daher dieselbe Erscheinung zu-

ick. Die zertrümmerte Form ist in 'ganz verschiedener
Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über
ir neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare
auer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter
prachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umge-
ildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen
n Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein
esonderes Princip in der individuellen Auffassung zum
runde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch
r Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen
ederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen
rden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese
nn, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des mensch-
ben Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch
in, dafs ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auf-
sung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird,
t eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo
e Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwäl-
gen erfährt, mufs sie die veränderten oder neuen Ele-
nte durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben
n von dem Momente im Leben der Nationen geredet,
welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache,
bhängig von äufserem Gebrauche, zum Aufbau eines
nzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn
h das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem
entlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten
llendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmälig
aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch
Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von
heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens
Form der Sprache und der individuellen des Geistes,
welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt,

bei Gelegenheit des Charakters
tert worden.

Bei dem Uebergange der I
neueren, aus ihr entstandenen, is
lung der Sprache sehr deutlich
der letzteren, die Rhäto- und D
wissenschaftlichen nicht theilhaft
sagen läfst, dafs ihre technische
zurückstände. Vielmehr hat ger
am meisten Flexionen der Mutte
nähert sich aufserdem in der Beh
lienischen. Der Fehler lag also
ständen, am Mangel von Ereigniss
Schwung veranlafsten, die Sprach
gebrauchen.

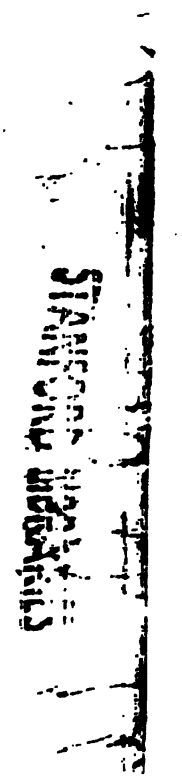
Dasselbe war, wenn wir zu
übergehen, unstreitig die Ursach,
des Griechischen nicht eine durc
hervorstechende Sprache erzeugte.
dung des Neugriechischen in Viel
Sprachen sehr ähnlich. Da diese

e blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche
n Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bil-
nder innerer und äusserer Verhältnisse erzeugte. Mit
m neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen
ufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfall-
m Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräf-
ger und muthvoller Völkerstämme, mufsten die abendlän-
schen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des
harakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus her-
rbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbin-
ng religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit
ch, welche auf die Sprache den glücklichsten und ent-
hiedensten Einflufs ausübte. Es blühte diesen Nationen
ne neue poetisch schöpferische Jugend auf, und ihr Zu-
nd hierin wurde gewissermafsen dem ähnlich, der sonst
rch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewifs man aber auch diesem äufseren historischen
nschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen
rachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in
r sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zu-
hreiben mufs, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz
sentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. 294.)
Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren Erwägung, da
besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die
ihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung,
lche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Ver-
ich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die,
lche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren
rtrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den
hranken blofs einzelner Verstümmelungen und Formen-
flösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine,
ch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, dop-
lte Möglichkeit des Ueberganges einer formenreichen

Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende, Wunden geschlagen, es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen liefs, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, dafs der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die

oder weniger, von jedem Ausdrucke, Worte oder Form aus
h eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren
größtentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie
nnen sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb
rer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In
eser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne,
ie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen
nächlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden,
f der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke
ren daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meisten-
eils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltun-
n, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst
dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen ver-
chten, grammatischen Theil läfst sich die Consequenz
Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer
r mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun.
s tiefere Verständnifs dieser Sprachen, ja selbst der Ein-
ck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische
mmenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie
bst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner
rvollständigung eines dem Volke, das sie spricht, unzu-
nglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann
n genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man
lt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied
nau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der
nen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund
d Boden, und im Französischen auf Römischen führt.
enbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren
le mehr durch äufsere Einwirkung entstandene Willkühr
, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich
dings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraus-
ng jener äufseren Einwirkung. In dieser, hier von den
anischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun



eingedrungen sind. Sein Wi
griechische, kann auch dem
nen. Wenn sich das Volk
seines kunstvollen Baues hin
es doch die Elemente zum
Sprache angehörend erkenne

In Absicht auf die Nati
hier erwähnte Unterschied ge
auch auf den Geist und den
bedeutenden Einfluſs ausübt?
nen. Man kann mit Recht d
über den jedesmal gegenwärti
ausgehende Betrachtung dem
die auf sich selbst ruhende Ei
in sich geschlossenen Spracl
bleibt, und daſs jede aus eine
es immer sei, entstandene, abe
fortgebildete Sprache eben da
längliche, auf die Nation wirk
läſst sich in der That denken,
uns als Muttersprachen erschei
Art, als an die Pa

m Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedan-
n und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig
n, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die
innung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und
mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen ha-
n, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wir-
ngen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine
ne Consequenz bildet sich auch hier allerdings, und die
t hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen
müthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch
ht vergessen, dafs diese Consequenz nur allmälig wieder
steht, und dafs die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, leben-
n Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die
ihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als
flufslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der
pfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine
n auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein or-
nischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet,
r nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Na-
nen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht uner-
ht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einflufs
r Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen
f andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht
der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer
ng gewonnen worden ist?

§. 22.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche
gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht be-
, um das bis hierher Erörterte, so weit es die Anknü-
ng des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtnifs zurück-
fen, wesentlich darauf, dafs dieselbe zugleich die noth-

wendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der blofs physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewufstseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewufstsein und Freiheit begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität, und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewufst, den treibenden Anstofs ertheilt*). Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich den den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einfluſs ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwir-

*) S. oben S. 6. 35. 37-39.

kung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, dafs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständnifs aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, dafs die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen mufs. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den blofsen Lauten, so dafs dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen blofs formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er mufs in allen den richtigen und gesetzmäfsigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch

den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmäfsigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder

Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, dafs
rm nothwendig diejenige ist, welche dem allgemei-
ge des menschlichen Geistes am meisten zusagt,
chsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit
t, und das verhältnifsmäfsige Zusammenstimmen
ner Richtungen nicht blofs erleichtert, sondern durch
irkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige
ät hat aber nicht blofs den Zweck ihrer inneren
g. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch
dig zu dem äufseren hingetrieben, ein wissenschaft-
ebäude der Weltauffassung aufzuführen, und von
Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch
en wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich
nbar gezeigt, dafs diese Erweiterung des mensch-
esichtskreises am besten oder vielmehr allein an
faden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir
er in diese genauer eingegangen, und ich habe ver-
ie Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nach-
n, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur
baren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammen-
. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den
n im einfachen Satze und in der, viele Sätze in
flechtenden Periode darzustellen, schien hier die ein-
Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung, zugleich
ren inneren und äufseren Zwecken hin, darzubieten.
sem Verfahren liefs sich aber zugleich auf die noth-
Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn.
n vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine
Sprache eines solchen durchaus und in allen Punk-
der vollkommenen Sprachform übereinstimme, läfst
ht erwarten, und findet sich wenigstens nicht in dem
unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen
hern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich

die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmäfsigen, hinstreben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, aufser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unter-

s der Kenntnifs mehrerer Sprachen befinden, die Empfin-
ng die sein, dafs, insofern diese letzteren auf gleichem
ide der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge
ühren, ohne dafs einer der entschiedene Vorzug über
andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht
in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte An-
t in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um
zurückstofsender erscheinen, als das Bemühen eben die-
Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den regen und
rennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und
n geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Das-
e zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint
er auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch
er genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen
on bemerkt, dafs die Vorzüge der Sprachen zwar allge-
in von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen,
efs doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen
neigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch den
at. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zu-
hst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der
ion, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge der-
ben zu entscheiden. Ueberall sind wir zuerst rein von
n Baue der Sprachen ausgegangen, und zur Bildung
es Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen ge-
ben. Dafs nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüg-
er in der einen als in der andren sei, im Sanskrit mehr
im Chinesischen, im Griechischen mehr als im Arabi-
en, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich ge-
gnet werden. Wie man es auch versuchen möchte,
rzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch
ner gestehen müssen, dafs ein fruchtbareres Princip der
ltesentwickelung die einen, als die anderen dieser Spra-
n, beseelt. Nun aber müfste man alle Beziehungen des

Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es läfst sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, dafs einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und dafs die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen mufs doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf. Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, dafs die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedanken herausstellt, und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschliefslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Ueberzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürfte doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten, dafs sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäfsiger und einer von jener reinen Gesetzmäfsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach, wird dadurch blofs eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt; man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht blofs als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen mufs, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, dafs sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, dafs jede Sprache, aufser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt

die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Kraftерhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen läfst? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, dafs ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewifs gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich

genthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau gelegt zu werden; ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf ausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

§. 23.

Die von der durch die rein gesetzmäfsige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete liegenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien schöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber richtig ist, dafs der naturgemäfse Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer auf der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maafsstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwickelung finden lassen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemäfsen Bahn. Dieser läfst sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen, die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus blofs darin liegt, dafs der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können, und daher die Formen bil-

dende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht blos auf diese Weise erklären lassen. Dennoch muss man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, dass die

en Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem
stamm, und Consonant und Vocal enthalten nicht zu-
nen die Bedeutung der Wörter, sondern Bedeutung und
ehung sind ausschliefslich, jene den Consonanten, diese
Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthüm-
keiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem
n billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des
nskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten
er Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die
xion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute.
n mufs also doch, meiner Ueberzeugung nach, von diesen
ten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der an-
nessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichenden
nen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen die-
Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den na-
ellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwer-
zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelan-
. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von
n beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungs-
nd der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in
innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten
gliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die man-
altigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel
ndeuten; und wenn man die Vocale ausschliefslich hierzu
immen wollte, so konnte man den nothwendigen Reich-
n an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in
nselben Worte erreichen. Die hier geschilderte Wech-
virkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammen-
g der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern,
zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen.
Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die
sen Vocale läfst sich nicht füglich als erster Bestim-
ngsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natür-

lich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschliefsung der Vocale von derselben erklärt werden müste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; weiter aber tritt uns die Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen, entgegen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Aehnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiedenen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden*). Hieraus folgt schon von selbst

näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, dafs sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten, und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschliefsen, hinzutritt. Indefs ist von diesem allem doch ihr ausschliefslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, dafs dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch vermuthlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in gröfserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsilbiger zum Grunde. Vielleicht aber läfst sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Uebergange zu den zweisylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, herleiten. Diese einsylbigen Formen hatten zwei Consonanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm deshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwickelung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen gröfseren Spielraum zu

geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber mufs doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der innern Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwickelung ist es, dafs es dem inneren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so dafs dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr lief. Zuerst mufs ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen

lform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion
en Semitischen Sprachen einen anderen Sinn, als wel-
n dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die
rzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre ver-
nbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede
heint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen
chen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern
vollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der
rüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem
e im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden
t, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des
eutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird
r dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger,
die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller
richtiger Bemerkung, passender, als in irgend einer and-
Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr
tige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt
Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zu-
h Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts
rösser und energischer, wenn die verschmolzenen Ele-
te in reiner Selbstständigkeit geschieden werden kön-
und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt
verbindet, und der Natur des Denkens selbst ange-
sen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen
n des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man
Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider
Durch den Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht
eine ganze Classe von Beziehungsbezeichnungen, die
systematisches Ganzes bilden und sich in einem voll-
digen Schema darstellen lassen. In den Semitischen
chen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt,
für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbe-
e eigene Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine

Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, dafs, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomens, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht blofs durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner allgemein anwendbarer Verkältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, und zwar solcher Buchstaben oder Sylben,

erbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und ptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische iehungen, den Unterschied des Nomens und Verbums, transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen rba u. s. w. Die Aenderung der ursprünglichen Bedeu-g, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe tehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, o dafs darin eine Vermischung des Beziehungs- und deutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. ein der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der en Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der and- der inneren Verbalflexionen) und ihre verschiedene Be-chnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in dem-en eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit Fälle. Da, wo der Begriff keine Aenderung erleidet, die Beziehung nur äufserlich; dagegen innerlich, am mme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, blofs auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung ert. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausma-en, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten e von dieser Art, und können, wenn wir beim Verbum en bleiben, schon auf die blofsen Participien angewen-werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. der Barmanischen Sprache geschieht dies wirklich, und die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen be-reiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in er Bezeichnungsart. Denn in der That lassen sich alle e derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes ückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tem-s, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch ge-eht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie blofs die

Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewifsheit. Dagegen erscheint es sonderbar, dafs gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, welche am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinnes der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung fliefsenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung grammatischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmäfsig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermafsen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, welche in der Sprache überhaupt die naturgemäfseste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so mufsten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lie-

ber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau *) gegebenen Beispiel mufs man sogar schliefsen, dafs es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter zusammenzufügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, schön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *schis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, in der Anrede an eine kleine Katze, *k-uligat-schis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollständig conjugirt. *Nad-holineen*, von *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem schliefsenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals, heifst: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Flufs. Man sieht schon aus diesen Beispielen, dafs die Veränderungen der diese Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beispiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola***). Auch die Abkürzungen sind bisweilen sehr gewalt-

*) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia 1827. 4. S. 20.)

**) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society.* Philadelphia 1819. Vol. 1. S. 405. u. flgd.

sam. Von *awesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, blofs die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt, aufser der Endung *es*, nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch die Verdoppelung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein blofses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht, oder von *medhick*, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn*). Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit, sehr hart getadelt. Man müfste aber eine tiefere Kenntnifs der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Dafs dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem

*) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, dafs *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den grofsen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen sein. Ueber den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht blofs zufällig, ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. meine Schrift über die Kawi-Sprache 1. Buch. S. 75.)

Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem grofsen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weifsen Menschen Gekommenen. *Ape* heifst aufrecht gehen*). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Dafs hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter grofsentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntnifs der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, dafs der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, dafs das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten läfst. Es hängt genau mit der, oben schon

*) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions* I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* blofs Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chsin* für vierfüfsige Thiere.

als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere fliefst natürlich schon aus dem oben (§. 17) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Aengstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die Theile des Satzes für das Verständnifs recht enge zusammenzufassen.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung läfst sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heifst *wunach-quim*, die Nufs der Blatt-Hand (von *wumpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nufs), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in

der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von grofser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschliefst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei läfst. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewifs zu ihren gröfsten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschliefsen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dafs es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende, Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der Bilder an einander reihenden Einbildungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung ha-

ben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguſs der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

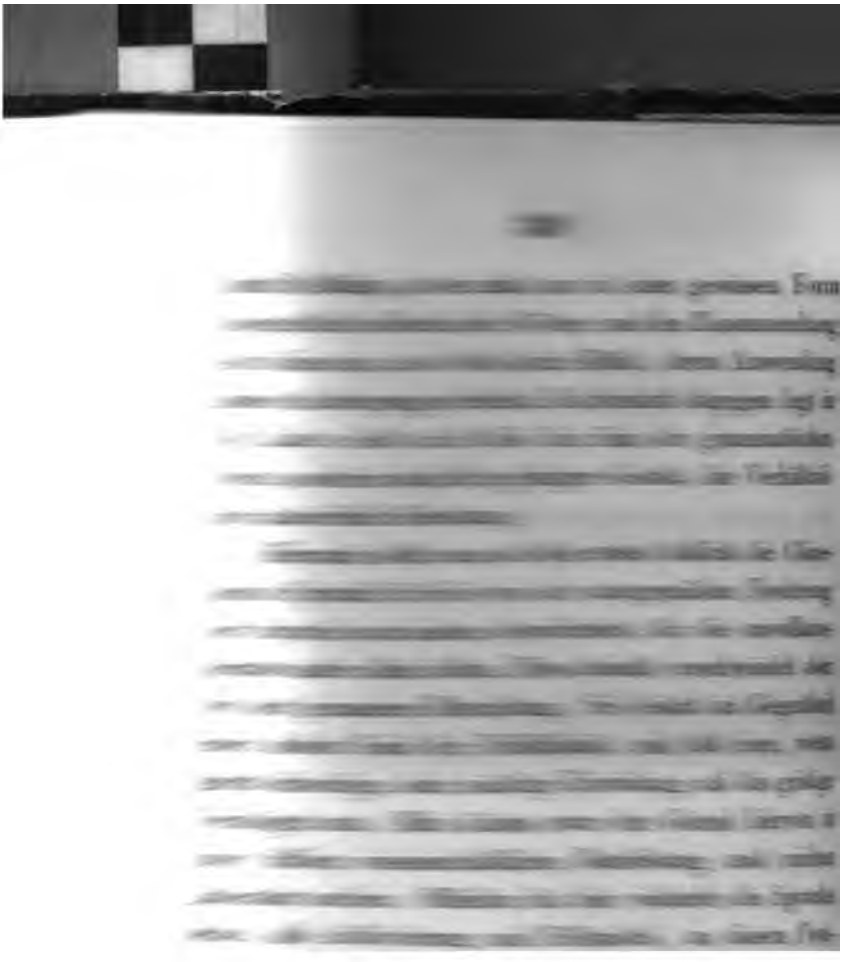
Es scheint mir nicht unmerkwürdig, daſs diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne daſs ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müſste. Gewiſs aber ist es, daſs wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine gröſsere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die groſsen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwickelung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluſs aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigen-

thums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren.

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, dafs wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, dafs diese Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutung der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

§. 24.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne



ck der formellen Beziehungen aber an den Lauten
eder als Verhältnifs, in Stellung und Unterordnung,
Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung
mellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische
e, soweit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen
er inneren Form Verschiedenheit zuläfst, von allen
bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn
gend einen ihrer Theile in die Form der letzteren
ingen versucht, wie einer ihrer gröfsten Kenner, Abel-
at, eine vollständige Chinesische Declination aufge-
hat*). Sehr begreiflicher Weise mufs es in jeder
e Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehun-
s Nomens geben. Diese aber kann man bei weitem
mmer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wor-
rachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus
ei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vor-
gt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben
sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren
en abweichenden, Systeme, wenn sie gleich eben
dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und
gs, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den
itischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der
l einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen
er nicht in ihr allein genommen werden. Man mufs
h, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge
welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist
, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere
mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigent-
sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu ent-
n. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es den-
für ausgemacht, dafs im Chinesischen gerade die

*) undgruben des Orients. III. 283.

scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell samen eher verdunkeln.

Dieser nesische Bau rührt wohl unstreitig von nlichkeit des Volkes in den frühesten Zeiten tte, die Sylben stark in der Aussprache a ten, und von einem Mangel an der Bew ner ein Ton auf den andren umändernd e se sinnliche Eigenthümlichkeit mufs, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur den sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblöfst von der, dem Verständnifs zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Dafs aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschichtlich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen Schrift.

Es läfst sich wohl allgemein behaupten, dafs, wenn der Geist anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der

Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen mufs dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andere Völker, durch die Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. Es ist aber erklärlich, dafs die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn weil die Verstandesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vorherrschte, so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen von Begriffen, als von Lauten, nur dafs jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblöfsung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der

festen Anschliefsung der dieselben bezeichnenden Laute
hern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die
xicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung
alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese
ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt
oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese
tiven Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeich
zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben
mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts
einander gemein, und können daher nur auf ganz
stimmte Weise in
orfen werden.

Hiernach frag
nicht in der Sprach
dung (nicht in d
tamm, aber überha
stufenartige Erhe
r vollkommnerer
sollte? Man kann
der wirklichen Spr
entstehung thatsäc
als habe es in vers
denen Epochen d
chlechts nur succe
Sprachbildungen v
nder in ihrer Entste
voraussetzender u
rade gegeben. Als
wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jün

Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus vers
denen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon
oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Haup
punkt meiner Sprachansichten aus, dafs die vollkommn
die Frage blofs aus Begriffen betrachtet, nicht auch
spätere zu sein braucht. Historisch läfst sich nichts dar
entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden
schnitte dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factis
Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen P
noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber
ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden
fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen,
ihrem Baue nach, zu einander wie solche stufenartige

hebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maafsstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch Lautveränderungen verschlingt; dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, dafs jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf anderem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, dafs es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmäfsige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, dafs durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen In-

tuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken
aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen
der That ist der wahrhaft gesetzmäfsige Sprachbau nur
möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme,
die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen
heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmälig ein
kenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen aber
nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so
doch alle Völker
und dieselbe Ten
mäfse und daher
in ihnen entfalte
thun, und es ist
absichtlich z. B.
die grammatisch
entzöge. Da in
im Vorigen geb

bildung nur immer
n das Richtige, Natur
bewirkt die sich an
selbst und ohne ihr
fs eine Nation gleich
e Bedeutung bezeich
ber der Lautbezeich
lie, um hier einen
k zu wiederholen,

Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie
selbst hervorgehenden, Entwicklungen mit einer Art
digen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände,
welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen
dingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Z
sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in
selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber, de
ungeachtet immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genüg
treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke
nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht
concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprach
und enthält, insofern sie vom gesetzmäfsigen Baue abweic
daher immer zugleich einen negativen, die Schranke
Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unv
ständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführend
Theil. In dem negativen liefse sich nun wohl eine stufe

artige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäfsigen Baue zugleich vorhanden ist, mufs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmäfsige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergiefsen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen mufs.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit eines, sie von innen aus gleichmäfsig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, dafs jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar; und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem

inneren und äufseren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogien aus, in dem sich das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Sprache[illegible] in sich zu fassen vermag, und lassen folglich an [illegible]er erschöpfenden Classification der Sprac[illegible]. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilung[illegible]nde annimmt, ausführbar; verwickelt dagegen in una[illegible]e Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindrin[illegible] die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müfste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Spra-

che sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf
ufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, dafs
l-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte,
grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben
er bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur
l verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen
l zwischen Nomen und Verbum feststellen. Be-
ie auch einige einzelne Gattungen des ersteren,
ıt dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe
stimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer
ıg durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht sel-
edes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum ge-
verden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion
ls Participium gelten kann. Sprachen nun, die
ıder gleich sind, unterscheiden sich dennoch wie-
h, dafs die einen das Verbum mit gar keinem,
thümliche Function der Satzverknüpfung charak-
ı Ausdruck ausstatten, die anderen dies wenig-
h die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen
Pronomina thun, den schon im Obigen öfters
Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson
. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die
ıe Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen
ı die Siamesische, die Mandschuische und Mon-
nsofern sie die Pronomina nicht zu Affixen ab-
e Sprachen der Südsee-Inseln, und grofsentheils
ibrigen Malayischen des westlichen Archipelagus,
e die Mexicanische, die Delaware-Sprache und
ıerikanische. Indem die Mexicanische dem Ver-
egierende und regierte Pronomen, bald in con-
ld in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie
ıf eine geistigere Weise seine nur ihm angehö-
ction durch die Richtung auf die übrigen Haupt-

theile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, dafs man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbums sein andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe blofs hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heifst, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbums, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbums ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen mufs. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmäfsiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne grofse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen mufs, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbums leiden, der Nachtheil dadurch verringert,

dafs bei einem grofsen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, dafs Wörter, welche beide Functionen, des Nomens und des Verbums, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder dafs sie ihre Bedeutung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt aber so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der Barmanischen *). Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik, dafs in der Barmanischen Sprache Verba nicht anders, als in Participialformen, gebraucht werden, kann, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab **). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz

*) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ. Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben, und Byammâ ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heifst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus Asia. Gotha 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat res* X. 232.)

**) *A Grammar of the Burman language.* Serampore 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William

...ung von zwei ein...
Einem Worte, oder der Wiederh...
Uebergang des dumpfen Anfangsc...
den unaspirirten tönenden. Auch ...
k, *t* (sowohl das linguale, als d...
der Wörter zu *g*, *d* und *b*. Der ...
im Tamulischen der Consonant d...
doppelt in der Wortmitte befindet ...
nischen die Umwandlung auch da...
erste beider Stammwörter mit ein...
Das Barmanische erhält daher in ...
Einheit des Wortes durch die gröf...
zutretenden Consonanten**).

Carey, des Lehrers mehrerer Indis...
in Fort William, dem wir eine R...
tischer Sprachen verdanken, zum ...
leider schon im Jahre 1822. (*Jour*...
ter ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

*) Anderson's Grammatik in der Tafel ...

**) In beiden Sprachen ändert sich ...
Aussprache der Buchstabe in der ...
Barmanische, was der Fall der Tam...
für alle tönenden Buchstaben besitz...
sprache sich von der Schrift ...

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen

---

tung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, dafs die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, dafs man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Rariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dafs es nicht füglich anders damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von Hrn. Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, dafs nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, dafs die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Dafs im Barmanischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, dafs die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, dafs die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thaung* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nämlich so, dafs *ee* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20), bald *thee* (S. 36. §. 105), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14) lautet, so dafs die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte läfst sich historisch beweisen, dafs die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren,

Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *ê*, kühl sein, erhalten, *kû*, umgeben, verbinden, helfen, *mâ*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yê**)), das Wasser, *lû*, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit

---

bewahrt. Das Verbum sein wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi*; und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

*) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta* S. 369) schreibt das Wort *ji*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so dafs man nach der, am Ende dieser Schrift gegebenen Erläuterung über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, dafs Hough die Aussprache angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375 für Zunge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyà*, in der Aussprache *shyà*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besonderes alphabetisches Verzeichniſs gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine groſse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herfliefst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht, und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht bloſse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt, und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus gröſseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern bloſse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum gröſsten Theil nichts, was sie von ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln.

Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivums, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heifst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nê* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauñ*, zur Verstärkung, hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Dafs blofs die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva, gebildet: *a-châ*, Speise, Nahrungsmittel, von *châ*, essen; *a-myak* (*amyet* H.), Aerger, von *myak*, ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chî*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewifs keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Aenderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ*. Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines

Modus des Verbums, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln blofs zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung läfst sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heifsen *pan*, *pan-krâ:* und *pan-kwâ* Erlaubnifs fordern, bitten; *krâ:* (*kyâ:*) heifst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher: so heifst *prach-hmâ:* gegen etwas sündigen, übertreten, und *prach* (*prîch*) allein nach etwas hinwerfen, *hmâ:* irren, auf falschem Wege sein, daher auch für sich allein sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Aehnliche Fälle finden sich in der Sprache häufiger, und zeigen deutlich, dafs dieselbe die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, dafs die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder blofs auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt*). Ich werde auf diese, für

*) Carey's Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint Judson auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er v. *paũ* bemerkt, dafs dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher

den Sprachbau überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden,

---

Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chi: und *chi-nañ:*, auf etwas reiten oder fahren, *nañ:* (*nei* [illegible] was treten;

tup (*t* [illegible] wie im Englischen *yoke*, nach Hou[illegible] *go* ausgesprochen) und *tup-kwa* [illegible]: niedrig sein;

nà und *na* [illegible] *ñ* (*nā-ge* [illegible]), horchen, aufmerken, *hkañ* für s[illegible] en;

pañ ([illegible] *an:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* [illegible] Den gleichen Sinn hat *pañ-hrà:*; [illegible] ch heifst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;

rang (*yi*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pè:* dasselbe als das Vorige, *pè:* für sich: geben;

hrà (*shà*), suchen, nach etwas sehen, *hrà-kraṅ* (*shà-gyaṅ*) dasselbe, *kraṅ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;

kan und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschliefsen, Gränzen festsetzen;

chang (*chi*) und *chang-kà:*, zahlreich, in Ueberflufs vorhanden sein, *kà:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;

ram: (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Taù* heifst auch für sich, und mit *hcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht;

pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel

auch wenn sie erste Glieder eines Compositums sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tun.*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositums, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tun.*, allein in verstärktem Sinn; auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, dafs nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, dafs der Ueberrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weifs sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, dafs Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, dafs dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch blofs die Wurzel im Sinne eines Adjectivums genommen, und dann entsteht

---

schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch würde sich bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwâ:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu*, Menschenmenge, von *lû*, Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, dafs es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter *), mit Wegwerfung des *a*, zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositums die Bedeutung des Grofsen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva, eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, dafs das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall ent-

*) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami*.

stehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, dafs das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, dafs es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende mufs sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied mufs man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann; überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht, und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefafst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, dafs der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung, oder in

ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden läfst. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen läfst, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung der Affigirung beweist sich auch dadurch, dafs, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals aufser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird; ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbums, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:* *). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum enthält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chê,* senden, *chê-hkyañ:* (*chê-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heifst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivums ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das

*) Carey S. 144. §. 8. schreibt *hkrañ*, und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt er erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, mufs sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschliefsen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser mufs das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen gröfseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivums mit einem Substantivum hat aber jenes den gröfseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heifst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur dafs im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lû* der gute Mensch heifst, so würden, für sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositums er ist gut heifsen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, dafs man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines bloſsen Adjectivums, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als

letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, dafs diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indefs ist dies nicht einmal immer der Fall, und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch den Indicativ des Verbums. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñâ-thang pru-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und wir werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchauk-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte blofs der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche

Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die grofse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomens ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, dafs Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache fremd, die blofs in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomens, die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Uebrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und stöfst dadurch sichthar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen läfst sich indefs nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tô·* (*do* H.) nur dann, wenn man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tô:,* vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständi-

ger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das bloſse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, daſs es nicht zur Form des Verbums gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden, Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschlieſslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbums oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, daſs das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von ihm unabhängig stehenden, Subject durch ein hinzugedachtes Verbum sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbums, daſs das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig*), unmittelbar nach sich; und die Sprache beweist

*) Hough schreibt *a-kun*:. Die Bedeutung dieses Wortes kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, dafs einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist, gröfstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich blofs nach der materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus, und ihre Zahl wird gewissermafsen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, dafs die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden, und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch untrennbare Präpositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritums, und zwei ausschliefslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurums auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbums, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Dafs jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Aeufserung, dafs zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thé:* merkt Judson an, dafs es anzeigt, dafs die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Aufser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln blofs euphonische, oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln; und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man mufs die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, dafs in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei

Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet, und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *prî:* in der Angabe der Aussprache *byî:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbiger Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *ché* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *an·* des Futurums werden zu *chim·**). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurums *lim··mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lé* mit *an·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurums, *mang,* hinzugesetzt wird. Aehnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müfste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen decliniren, dergestalt, dafs das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, dafs die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora mufs man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einfluſs ausübt, aber auch dem Nomen angehört, und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, dafs ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang*

*) Carey S. 116. §. 112. Judson v. *chim·*.

als die erste der Präsensformen des Verbums bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu*), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich; es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschliefst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständnifs leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, dafs, bei der Declination des Nomens, *thang* blofs das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participiums (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, dafs seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmäfsigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus;

*) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 96. §. 34. S. 110. §, 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besäfse gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

ind auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt s hinweg. Nach Carey dient es, die Participialformen mit inem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit einer Behauptung übereinkommt, dafs es eine Abgränzung ner Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn nan das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gerauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man ald, dafs dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile rklärt werden kann, sondern dafs man, wie bei den Chineischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zuückgehen mufs. In dieser drückt es nun den Begriff: dieses, also aus, und wird in der That von Carey und udson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gerauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden unctionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. ogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von llgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung erwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso ein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichnifs ufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser edeutung*). In demselben Sinne scheint es mir nun als eitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. ndem der Redende einige Worte, die er genau zusammenenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, läfst er auf sie: dies! also! folgen, und rendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, m es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder uch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die voll-

*) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

endete Rede zu beschliefsen. Auf diesen Fall pafst Carey's Erklärung von *thang*, als einer Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag seine Aeufserung kommen, dafs die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbums hat, wenn sie sich am Schlufs eines Satzes befindet*). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schlufs eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch am Schlufs eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Aehnlichkeit eines Participiums modificirte. Die eigentliche Verbalkraft mufs in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbums grofse Aehnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschliefsen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *éng* (*î* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Mifsverständnifs vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schlufs gebracht; *pru-éng* heifst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-prî:-éng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigent-

*) S. 96. §. 34.

liche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey noch Judson an. Der Letztere sagt blofs, dafs dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, dafs es zur Conjugation dieses Verbums selbst gebraucht wird*). Nach Carey und Hough ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht**). Dieses Schlufszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Uebersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmäfsigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Uebersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, dafs die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen läfst***). Die Barmanischen Uebersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Aequivalent dieses Hülfsverbums suchen, und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Uebertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, dafs dieses Schlufswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurums gebraucht werden kann.

---

*) S. im Evangelium Johannis 21, 2. *hri-kra-êng* (*shi-gya-t*), sie sind oder waren.

**) Carey S. 79. §. 1. S. 96. §. 37. S. 44. 46. Hough S. 14. Judson *v. êng*.

***) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali* S. 136. 137.

Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurums liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbums wendet, bemerkt, dafs die befehlende und fragende Form des Verbums die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben *). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, dafs die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schliefsen die Form, und das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinne etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, dafs zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach,

*) S. 109. §. 88.

er mir gab. Die Stelle des Verbums in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, dafs das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schlufssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, dafs die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, dafs dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schlufsstein eines ganzen in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger mufs die Sprache sein, die einzelnen Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschliefsen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und läfst immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reis mit Butter gekocht; sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reis gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmäfsig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Uebersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis 21, 2. heifst: *and Nathanael of Cana in Galilee*, so dreht die Barmanische Uebersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositums, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Funktion betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschliefst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmäfsigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten mufs. Nur beim Hören mufs die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, dafs der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen mufs. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, dafs du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, läfst in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbums ver-

kaufen folgen, und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schliefst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, dafs sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern wahrhaft in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört. Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, dafs jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstofsen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden*), haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstofsen. Diese Eigenschaft also mufs man als die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesischen, ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im

*) *Asiat. res.* X. 222.

Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden: die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache, besitzen eine so grofse Menge derselben, dafs es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter *). Diese Accente geben zugleich zu noch gröfseren und zahlreicheren Dialektverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben, Veranlassung; und man versichert, dafs in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und dafs benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen **). Die Barmanische Sprache besitzt zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so läfst sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pô·*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas gewor-

*) *A Grammar of the Thai or Siamese Language* S. 12-19.
**) *Asiat. res.* X. 270.

fen werden; *ñâ*, ich, *ñâ:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, dafs sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhangen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schliefsen läfst, dafs die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfnifs der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, dafs diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen; dafs, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und dafs eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten*). Von der Barmanischen

*) Ueber die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch ungleich belehrender werden, wenn

Sprache mufs man zuerst zugestehen, dafs sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt, und die grammatischen Kategorien nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, dafs sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbums verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, dafs nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schliefsen läfst, welche beider Kategorien gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen überein*). Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende; denn die Aehnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchi* in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als dafs sie verkannt werden könnte**). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich,

---

man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210 vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln, blofs Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Ueber die Anamitische Sprache habe ich blofs Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158) vor mir.

*) Mein Brief an Abel-Rémusat S. 31.

**) *l. c.* S. 31 34.

die es sehr wesentlich ist, sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort mufs qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andrem abhängig, oder selbst andres leitend, begränzt werden*). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie läfst das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier läfst sich nicht eigentlich sagen, dafs das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite läfst sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermafsen ein dem im Vorigen entgegengesetztes

*) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivums, und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältnifs beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende, und müfste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei grofsen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbums auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so dafs sie Adjectivum, Adverbium und Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen liefse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende, Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbiums nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der blofsen Anordnung des Satzes selbst, der Uebereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen; und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest, welche in allen Sprachen, mehr oder weniger, Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die Barmanische Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein Constructionsgesetz, und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie läfst blofs das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als

eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbums betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt, und den Satz beschliefst. Dafs Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst, und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der Barmanischen und Chinesischen Construction entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des Verbums und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die Chinesische Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbums. Sie drückt dadurch, dafs sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, dafs es ihn beherrscht, und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblöfst, gieſst sie durch die blofse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar, oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben. Im Barmanischen verhält sich dies alles durchaus auf andere Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere, und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, dafs in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbums mangelt. Bedenkt

man auf der andren Seite, dafs die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische, durch Partikeln charakterisirt, und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, dafs sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unläugbar aber ist es nicht blofs so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, dafs die Sprache das Verbum blofs nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hangende Form an. Man könnte sagen, dafs, je weniger sie äufsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein, und sie mufste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, dafs auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen, und dafs die Barmanische die Casus des Nomens durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, dafs ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern dafs sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen, Grunde

dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, dafs sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbums durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen läfst, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständnifs des zunächst Folgenden anwendet. Dafs hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher ausserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen mufs, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen insofern überein, als sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine grofse Anzahl, die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständnifs hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor

und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, dafs die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies mufs man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, dafs Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten mufs. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, läfst die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine grofse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das als zweites Glied hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet: bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer anderen Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivums dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivums gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe voraus: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen

werden können, so müſste eigentlich tödten vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, daſs hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältniſs angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Uebereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, daſs sie einige dieser Partikeln dergestalt bloſs zur Andeutung der Construction bestimmen, daſs dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verläſst, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in gröſsere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen. Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, daſs in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schlieſsen die endenden Partikeln *thang* und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier

Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, dafs selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. In Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Pluralpart ne, bald die andere Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem ch die Barmanische Sprache von dem Chines ue fernt, nähert sie sich dem Sanskritischen überflüssig sein, noch im speciellen zu vahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht blofs in der mehr oder weniger engen Anschliefsung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind gröfstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Ueberhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Uebergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere die-

der Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch gröfserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemäfsen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen fliefst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt; und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion

einstimmen: gerade also da und dahin,
reicher grammatischer Andeutung mit fas
gel derselben am gröfsten ist. Ich kann
beistimmen, dafs die Barmanische Sprac
Gestalt, und soweit sie der Nation selbst
wesentlich durch das Pali anders gemode
mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus de
Hange zur Zusammensetzung entstanden,
des des Pali bedurft zu haben; und ebens
der sich den Formen nähernde Partikelg
Pali-Kundigen haben die Sprache nur mi
schen Gewande äufserlich umkleidet. I
der Vielfachheit der Casuszeichen und a
zusammengesetzten Wörter. Was sie hier
Karmadhâraya gleichstellen, ist gä
schieden, da das Barmanische vorausg
immer einer anknüpfenden Partikel bedar
scheinen sie, nach Carey's Grammatik
Terminologie nicht einmal anzulegen
Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu lä
fortgesetztes Studium des Pali der Styl
der Charakter der Sprache zur Annähe

und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertrautheit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmälig die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, dafs der Sprache doch eine ganz verschiedene Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, dafs der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weifs ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die grofse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Spra-

chen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tô* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchi* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum sein, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi*. Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she*. Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so dafs seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte Stück ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko* *). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch grofs und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, dafs sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

§. 25.

Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schliefst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein, dem Grade nach, relativer ist, und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet, oder die

---

*) S. meine Schrift über die Kawi-Sprache 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

Einsylbigkeit nur ein Uebergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen geradehin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft; und Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen *). Diese Ansicht schien aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten; und man kann wohl mit Grunde behaupten, dafs man jetzt, und nicht mit Unrecht, zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indefs mehrere Mifsverständnisse zum Grunde; und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus; und es kann wohl kein Zweifel sein, dafs Zusammensetzung ganz etwas anderes, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit, ist. In der Zusammensetzung entsteht auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren, mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches; und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu sein, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser, Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer ge-

*) Fundgruben des Orients III. S. 279.

Abel-Rémusat allerdings ni
gehabt, und darum in der Th
des Chinesischen in der oben a
kannt*). Von einer andren S

*) Hr. Ampère (*de la Chine et de*
in der *Revue des deux mondes*
dies richtig gefühlt. Er erinn
jene Abhandlung in die ersten
Abel-Rémusat's fällt, bemerkt je
ter diese Ansicht nie ganz verli
Rémusat wohl zu sehr dahin, d
weniger abweichend von dem a
er wirklich ist. Hierauf mochte
chen Ideen geführt haben, die z
ner Studien noch vom Chinesisch
dasselbe zu erlernen, herrschend
nicht genug, dafs der Mangel ge
Bezeichnungen zwar wohl im Ein
überhaupt, nie aber für die bes
danken im Ganzen unschädlich i
zuerst das wahre Wesen des Chin
lernt erst jetzt den grofsen Wer
kennen, da die, in ihrer Art auc
Vaters Prémare (*Notitia linguae*
Malaccae 1831.) im Druck ersch
beider Arbeiten zeigt unverkenn

émusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig esehenes. Er blieb nämlich bei der Eintheilung der Spra-hen in ein- und mehrsylbige stehen, und es entging seinem charfblicke nicht, dafs diese, wie sie gewöhnlich verstanden ird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon n Vorigen bemerkt, dafs eine solche Eintheilung nicht auf r blofsen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehr-lbiger Wörter beruhen kann, sondern dafs ihr etwas viel Vesentlicheres zum Grunde liegt, nämlich der doppelte mstand des Mangels der Affixa, und die Eigenthümlichkeit r Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe ver-ndet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die rsache des Mangels der Affixa liegt tiefer, und wirklich n Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeits-erhältnifs des Affixums zum Haup'begriff empfindet, so ann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung i einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier ver-hiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine noth-endige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rému-at scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, dafs er, natt die Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht ielmehr zu zeigen versuchte, dafs auch die übrigen Spra-hen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen, und nur, theils uf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils uf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden, der Zu-ammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, la ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten

Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das grofse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt, und aufserdem das Studium der-selben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigent-lich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen, und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in den meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin; und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel gröfserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage blofs aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, dafs ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äufseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne dafs dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der, in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeteren, sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu: entweder blofse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks; oder Anzeigen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung

vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, dafs sie nicht als einzelner Körper, sondern, gleichsam als Fläche, überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschliefslich, den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen, Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absichtliches Vertheilen der Laute unter die Gegenstände, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursache sein, dafs man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergifst, dafs die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist, und dafs die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntnifs, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung, bei ganz gleichem Laute, Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Dafs dies aber selten ist, und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewifs nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig sein konnten; sondern daraus, dafs sowohl der Eindruck des Objects, als der durch ihn hervorgelockte Laut, immer individuell war, und keine Individualität vollständig mit der andren übereinkommt. Von einer andren Seite aus wurde allerdings der Wortvorrath auch durch Erweiterung der einzelnen vorhandnen Bezeichnungen

desselben Objects. Aufs höchste kön
sprüngliche Bezeichnung anbetrifft,
dafs die Stimme blofs aus sinnlichem
der Töne ganz bedeutungslose hinzug
blofs auslautende Hauche bei mehr
zu wahren Sylben geworden wären.
That ohne alle Bedeutsamkeit sich in
lich erhalten, möchte ich nicht in Abr
ist nur darum der Fall, weil ihre B
gegangen ist. Ursprünglich stöfst die
lirten Laut aus, den nicht eine Emp

Im Verlaufe der Zeit verhält es
anders mit der Mehrsylbigkeit. Man ka
in den ausgebildeten Sprachen nicht
streitet sie nur bei den Wurzeln, u
Kreises, beruht sie durch ihren, im G
und sehr häufig im Einzelnen nachz
auf Zusammensetzung, und verliert dad
liche Natur. Denn nicht blofs weil u
einzelnen Wortelemente fehlt, erschein
tungslose, sondern es liegt der Ersche
positives zum Grunde. Die Sprach

des Aeltern oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung, noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter pafst. Waren nun einige solcher Begriffe wegen der, durch ihre gröfsere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden: so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende, ist; oder wo man frei gestehen mufs, dafs gar keine wirkliche Beziehung vorliegt, und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts aufgeht. Diese Erscheinung, dafs die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, dafs in mehreren Flexionen der Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, dafs aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden läfst, warum gerade dieser, und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu sein scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefafste Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblöfst, und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, dafs, für uns, selbst ihr Dasein verloren geht. Der Einverleibung fremder mehrsylbiger Wörter aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist, und die Be-

deutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, blofs eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade, auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äufseren Ursachen entspringendes Streben nach reiner Mehrsylbigkeit, ohne Rücksicht auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache verlangt alsdann Lautumfang als Ausdruck einfacher Begriffe, und läfst in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbegriffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dann die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Denn wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt, und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung gröfserer Wortganzen hin, und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die blofse, lediglich durch die Rede entstehende Zusammensetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst blofs sinnlich scheinende, Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende, dies Ziel wirklich erreichen, oder, als agglutinirende, auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen,

aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äufseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto gröfser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine gröfsere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschliefst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äufsere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlafst, einige blofs in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit, als der so zusammengesetzte Begriff blofs seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt, oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewifsheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende, oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt, und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Fälle, wo wirklich

aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heifst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Mifstrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks, oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich, ihrem Baue nach, einer gewissen Unbestimmtheit bewufst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform; und wie seine Macht über die Sprache wächst, und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einflufs, und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur dafs in ihnen das innere Bedürfnifs nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, mufs in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefafst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Räsonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, dafs ihre Zusammen-

setzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, dafs die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen mufs darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten, zu bezeichnen, und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode mufs allmälig an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode tritt bei Völkern von grofser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück, und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine grofse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende, Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft, gleich Räthseln, verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter*). Eine andere Classe dieser letztren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nämlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden, Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt

*) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläuftiges Studium erfordert, und ohne ein solches zu den gröfsten Mifsverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst blofs grammatische, Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt de[illegible]n mufs, wird sie nicht mit Unrecht den l[illegible] Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkom[illegible] *sthâwara-jangamam.* Im Chinesisch[illegible]ch der Umstand hinzu, dafs die Sprache in[illegible]ille für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt, und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen mufs. Die Bedingung des Alters z. B. läfst sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen, und man kann nur ältere und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein, sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Verschiedenheiten unter sich befassenden, Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegengesetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, dafs die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur

der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschliefsenden, Schrift Einfluſs hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten, und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältniſs so bestimmt, als das des reinen Gegensatzes, ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen*). Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sei nun, daſs man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war, oder daſs dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewissermaſsen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschloſs.

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.

In den Malayischen Sprachen bleibt, nach Ablösung der Affixa, sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils, ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer, Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich, verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indeſs bis jetzt, soviel ich weiſs,

*) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes, Verzeichniſs hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's groſsem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht; und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, dafs in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann, und dafs die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntnifs der Fall ist, so läfst sich wohl auf eine gröfsere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schliefsen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisaŷ*, von der Wurzel *lis* (s. unten), in blofse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, dafs man, der Mehrzahl der Fälle nach, die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern dafs sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch theils als erste Sylben jener Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme mufs man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden, und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdopplung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht blofs intellectuell, ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen, wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet.

Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Dafs das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besäfse, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden, oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt, meinem Urtheile nach, den Malayischen Sprachbau in seinem gröfsten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschliefsen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu sein, oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschliefslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdopplung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit gröfser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme blofs in Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu sein scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, dafs man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Dafs ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf

Beispiele aus der T
bag-sàc, etwas mit G
oder gegen etwas andrängen;
gerathen, ein Saatfeld aufbre
Stofsen oder Werfen gebrauch
legen, eindrängen, hineinstopfe
embutiendo algo, atestar, h
den Koth, Abtritt werfen, vom
lab-làb, Sumpf, Kothhaufen,
und dem gleich weiter unten v
sammengesetzt *lab-às, semen*
Wahrscheinlich gehört auch hier
Nacken, die Hand oder den Fuf
deutung des zweiten Elements
Steinchen abfeilen, wenig hierh
yòr, Heuschrecken fangen, w
ment nicht zu erklären weifs. I
Zeuge, bezeugen, nicht hierher
unbezweifelt das Sanskritische
als ein gerichtliches, mit Indisc
gekommen sein kann. Dasselbe
der gleichen Bedeutung

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc*, und *las-làs*, Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heifst auch *bac-lìs*, von *lis-lìs*, jäten, Gras ausreifsen (s. unten).

ás-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as*, und *al-àl*, also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abfeilens.

it-ìt, einsaugen, und *im-ìm*, verschliefsen, vom Munde gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-ìm*, schwarz (Malayisch *ētam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschlofsnem zu vergleichen ist.

tac-lìs, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen grofsen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, dafs dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lis-lìs* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides pafst sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pìs, mit dem Präfix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lìs*, und von *pis-pìs*, abkehren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*), und davon, als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-bay*, gehen, und zwar an der Küste

des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut paſst.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von groſsen hölzernen Nägeln (*estacas*) gebraucht, und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt*). *lis-lis*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreiſsen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen, und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà*, sind die kleinen Nisse der Läuse, und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes, kommt auch die Anwendung des Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lis*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach, noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, sprieſsen, von Pflanzen (*nacer*), *bo-bò*, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen bloſs metaphorische Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig sein, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung, und

*) Siehe meinen Brief an Hrn. Jacquet *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 496. Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte 15, 20), und auf den Sandwich-Inseln *palapala*. (Marcus 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heiſst *tui*: schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weiſs, den glücklichen Gedanken gefaſst, daſs bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *tuinga*, Handlung des Schreibens, sagt man auch *tiwinga*; und *tiwaua* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

davon *toto* Flut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *tooboo*) dieselbe Bedeutung des Sprieſsens, als das Tagalische *tóbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heiſst: schneiden, trennen, und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupu*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen, und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Daſs in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache.

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren, Missionarien-Arbeiten dieser Art, bloſs zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-pày* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-pày*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cá-pay*, mit den Armen, in Ermanglung der Ruder, rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem vom Professor Lee in Cambridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's, mit Zuziehung zweier Eingebornen, sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seelän-

dischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann*). Man geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit, und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt, oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indefs hat Lee dieselbe doch gewifs aus den Angaben der Eingebornen geschöpft; und es ist nicht zu läugnen, dafs man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o*, Bewegung, und auch ganz besonders: Erfrischung; *ra*, Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ha*, Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha*, das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma*, klar, wie weifse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne; *marama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit; *po*, Nacht, die Region der Finsternifs; *noa*, frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

mutu, das Ende, endigen; *mu*, als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt; *tu*, stehen.

---

*) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A, signifies universal existence, animation, action, power, light, possession, cet., also the present existence, animation, power, light, cet. of a being, or thing.*

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa*, fähig, etwas zu sein oder zu thun; *chi*, klein, das Neu-Seeländische *iti*.

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch: Gemüth, Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto*, das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Präposition, in heifst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro*, Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch blofs durch das vieldeutige *matter*, Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen mufs, und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschlofsnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte, schon bei *tó-bo* gesprochen worden, und ich bemerke nur noch hier, dafs es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen, gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heifst nämlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to*, da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes pafst. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *ótac* und dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden,

deren Wurzeln ich also nicht in diesen Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft sein. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn, und werden daher oft, oder sogar gewöhnlich, durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *otèche* als Mark, und als Gehirn *otèchendoha*, Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha* schreibt, und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso ondola*, und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc, tsoco*. Ob *ondola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französischen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *ondola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichniſs heiſst Gehirn *tsokou loha* und Jacquet bemerkt dabei, daſs er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet*). Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan bloſs für eine Entstellung des Malayischen *ūtac* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t*, und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *otèche*, das noch mehr an das Tagalische *ótac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen

*) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 108. No. 13 u. S. 126. No. 13.

Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen des Buchs der Richter in der Lateinischen Vulgata vor, und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehen) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen, und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einflufs derselben die Rede ist, nicht aufser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, dafs auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares, gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm, anerkannt, und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden*). Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben, und doch in der Bedeutung, wenigstens im Hauptbegriffe, übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern

*) Gesenius hebräisches Handwörterbuch I. S. 132. II. Vorrede S. XIV, desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift S. 125, ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache S. 183 u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache S. 166. 167.

einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschliefsenden Consonanten bestehende Wurzeln zum Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt, und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt*). Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder gröfstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, dafs eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, dafs man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da, gerade meiner Ueberzeugung nach, mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nämlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen, müfste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollstän-

*) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's, unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828) erschienen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Meriansche Schrift, bald nach ihrem Erscheinen, aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen und erforderte einen neuen Abdruck.

dig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint es mir sogar nothwendig, anzunehmen, dafs dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sei. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenigsten so theoretisch denken, dafs ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehlte, dem Volke (denn das heifst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle, und in ziemlicher Anzahl, vorhanden sein, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewifs im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer, ist, allgemein gemacht werden sollen. Blofs des allgemeinen Satzes wegen, dafs eine Wurzel immer einsylbig sein mufs, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so dafs zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, dafs nämlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederung der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war, und dafs man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit an-

sah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreifsen. Ueber das Verhältnifs der Vocale zu den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben*) geäufsert. Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden sein. Der Flexionssinn läfst das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift; und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schoofs des Wortes selbst zu legen, mufste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keinesweges gezwungen erscheinen, liefse sich sogar die Ansicht auch ursprünglich gröfstentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Dasein einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige auszuschliefsen. Zu bedauern ist es, dafs die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewifs höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, dafs diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen, ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes

*) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle S. 314-318 dieser Schrift.

Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, dafs Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern blofs in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich widerspricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar gewifs früher eigne Wörter gewesen, und nur darum als solche aufser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie, bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten, gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. Man sieht hieraus deutlich, dafs dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den demselben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern, mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit, Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen, und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen, nach der Theorie der Indischen Grammatiker, aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. 119 f.) erwähnt worden, dafs die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so dafs unter den nicht auf natürliche Weise aus den

Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung, noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur dafs sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtnifs des Volks verlore r Laut nach und nach eine, sie blofsen St ıende, Abschleifung erfahren hat. Zu Beider t sell ıach und nach der von den Grammatikern aufgestellte ındsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einige sammensetzung wirklich erkennbar. So द्, *s'arad*, Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus शर्, *s'ara*, Wasser, und द्, da, gebend, und andere *Unâdi*-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen*). Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden sein, dafs die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind अण्ड, *aṇḍa*, und अङ्ग, *aṇga*. Substantiva würden sich nun zwar, den Gesetzen der Sprache nach, nicht als Endglieder eines Compositums mit einer Wurzel vereinigen lassen, und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle müfste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen, noch einer

*) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache r. 646. S. 296.

andren Wurzel, nach natürlicher Herleitung, beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, dafs die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit gröfserem Rechte den Krit-Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen; und ich wüfste keinen andren als den, in der einzelnen Anwendung gewifs oft schwankend bleibenden, anzugeben: dafs die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unâdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne dafs sich diese Bildung aus Begriffen erklären liefse, erzeugen. Im Grunde gesagt, sind die Unâdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Ueberall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht, und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlafst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu sein, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unâdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

अण्ड, *aṇḍa*, Ei, selbst ein Unâdi-Wort, aus der Wurzel अण्, *aṇ*, athmen, und dem Suffix ड, *ḍa*, ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unâdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung, oder der runden Gestalt pafst mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst

zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In वरण्ड, *waraṇḍa*, in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen, der Menge, und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges, sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen*). Das Unâdi-Suffix अण्ड, *aṇḍa*, verbindet sich, nach den mir bekannten Beispielen, blofs mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist, und nimmt alsdann immer

*) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613. nr. 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487. nr. 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831 S. 65.) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig sein? Nicht abzuläugnen ist, dafs *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6. Abtheil. 2. S. 381) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen, und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sei. Wilson und Colebrooke, Letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, dafs ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen sein sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu sein. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico.*) *burandu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed.* Todd) dasselbe *a word adopted from the East.*

Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Dafs nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *aṇḍa* in ein langes *a* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen sein mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte; und immer läfst sich schwer annehmen, dafs die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschiedne sein sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sei.

Von dem Unâdi-Suffix अङ्ग, *aṇga*, liefse sich ungefähr dasselbe, als von *aṇḍa*, sagen, ja vielleicht noch mit gröfserem Rechte, da das Substantivum अङ्ग, *aṇga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f., eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende, Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indefs auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum, indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht, und die letzte von गा, *gâ*, ableitet, zerstört, dafs ich nicht, im Widerspruche mit ihm, auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *aṇga*, auf ähnliche Weise, als, der gewöhnlichen Vorstellungsart nach, im Sanskrit, gebraucht, in der Kawi-Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, dafs ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem meine Schrift über die Kawi-Sprache ausführlich handelt, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzu-

gegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1, *a.*), Held (शूर, *s'ûra*), auch *suranga* (97, *a.*), neben *rana* (82, *d.*), Kampf (रण, *raṇa*), auch *rananga* (83, *d.*), *ranangana* (86, *b.*). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluſs zu haben, da die handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische, sich sowohl Abkürzungen als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Uebereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven अङ्ग, *aṇga,* und अङ्गन, *aṇgana,* welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als daſs man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene, Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüſste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum, und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert, und zugleich als Substantivum und als Endung, *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, daſs auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sei. Javanisch ist *hanggé:* die Art und Weise, wie etwas geschieht; und der Umstand, daſs dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga:* Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des Machens, besonders des gemein-

schaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von Seele und Gemüth. Die wahre Aehnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefafst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem Gliede einer Zusammensetzung so häufig, dafs es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi*, sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga*, eine Umwälzung; *rongo*, hören, *rongonga*, die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono*, befehlen, *tononga*, Befehl; *tao*, ein langer Speer, *taonga*, mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa*, ein herzhafter, kühner Mann, *toanga*, das Erzwingen, Ueberwältigen; *tui*, nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga*, das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Sprösling, hervorsprieſsen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, dafs *nga*, und nicht *anga*, die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber blofs, des vorhergehenden Vocals wegen, abgeworfen. Denn man sagt auch, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, statt *udinga*, *udi anga*, und die Tongische Sprache läfst das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga*, das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen,

beweisen. Inwiefern das Madecassische *manghe*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Präfix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpräfix sein kann. Froberville*) leitet *magne*, wie er schreibt, von *maha aigne*, oder von *maha angam* ab, und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher **).

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es, nach Ablösung aller Affixe, im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so mufs man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes, Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indefs ist die Einfachheit dieser Wörter gewifs nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit, fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere, verdeckte, vorhanden ist? Es kann nämlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln, die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen ge-

*) Er ist der Verfasser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102. Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

**) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust, to put right* übersetzt.

worden sind. Ich habe in einer früheren Schrift*), bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache, diesen Gedanken geäufsert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch grofsentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste; und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache, oder eines primitiveren Zustandes der nämlichen sein. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe, oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann, nach dem verschiedenen Genius der Sprachen, entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification, oder eine wirkliche Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa दद्, *dad*, ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtnifs haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung, indem sie, wie कक्, जज्, श्वश् (*kak, jaj, s'as'*), heftige Bewegung, wie लल्, *lal*, Wunsch, Begierde, oder wie सस्, *sas*, schlafen, einen sich gleichmäfsig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden, कक्क्, खक्ख्, घग्घ् (*kakk, khakkh, ghaggh*), kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe, denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege

*) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500-506.

viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln; und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich blofs auslautend gewesen sein. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung, und wahrscheinlich auch in andrem Sinne, ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lepsius*) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfsinnigen Systeme daraus abgeleitet, dafs im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht, und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine untheilbare Sylbe aus sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nämlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwickelungen der Wurzel, nicht aber als, gleichsam willkührliche Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen; und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in बोधामि, *bôdhâmi*, das *â* als den Endvocal von बुध, *budha*, oder als einen der Wurzel बुध्, *budh*, nur in der Conjugation äufserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äufsert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich bemerke daher nur, dafs, wenn

*) Paläographie S. 61-74. § 47-52. S. 91-93. nr. 25-30. und besonders S. 83. Anm. 1.

man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden, Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum, bei richtiger Ansicht, doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäfs und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dafs in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird; und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige Wörter entstehen können, so mufs ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w., sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an; und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtigte. Es ist nämlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Aehnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie, wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f., verbunden wird, so dafs die verschiedenartigsten Gegenstände, blofs insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut als des Meifsels, dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem, bald das Verständnifs erleichtern-

den, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heifst, ist für uns, bis auf wenige Ausnahmen, blofs ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Uransicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften, bleibt uns fremd. Gerade hierin aber kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesische *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tseoû*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object, hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, dafs man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag, mit Hinzufügung von *tseù*, durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, dafs die eben genannten Ausdrücke nur dem neuern, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen, nach dieser Erklärungsart, enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, dafs diese in der Absicht gebildet worden sind, Mifsverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend sein, und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines blofsen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt, und daher den Tag

anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff, unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten blofs aus Schriften, und grofsentheils nur aus philosophischen. Von der geredeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nun nicht Manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuern Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache, im Schwange gewesen sein? Eine Thatsache scheint hierfür wirklich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wén* enthält, wenn man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mäfsige Anzahl von Partikeln; der neuere, *koûan hoá*, eine viel gröfsere, besonders solcher, welche grammatische Verhältnisse näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden, mufs man den historischen, *wén tchang*, ansehen; und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl, zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen, ist diese verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, dafs die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die gröfsere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstöfst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch

als jener, nicht aber den nämlichen Be
zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu
für ernste Leser, aber in einfacherer F
verständliche Gegenstände. Von diese
es herstammen, dafs historische Schr
Gebrauchs der gewöhnlichen Schlufspar
gängen von einer Materie zur andre
neuere Styl des Theaters, der Roman
Dichtungsarten mufste, da er die Gesel
hältnisse selbst darstellte und redend
ganze Gewand ihrer Sprache und dahe
tikelvorrath annehmen*).

Ich kehre nach dieser Abschweifun
Hinzusetzung eines generischen Aus
scheinbar zweisylbigen Wörtern in eins
rück. Sie können, insofern man dar
einfache Begriffe, an deren Bezeichnun

---

*) Ich freue mich, hier hinzufügen zu kön
Klaproth, welchem ich die in dem O
verdanke, dem von mir geäufserten Zw
nifs der verschiedenen Chinesischen
seiner ausgebreiteten Belesenheit im C

ben, nicht als solche, sondern nur verbunden, Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen: nämlich relativ für das spätere Verständniſs, oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtniſs der Nation entschwinden, und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, daſs er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen läſst. Der Zusatz selbst aber kann auch, bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung, durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten; mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so daſs er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft desselben, daſs die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Daſs beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Uebergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische. Gewiſs giebt es aber deren mehrere, und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser,

unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Maafs angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie, wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt, oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder, Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische, ausgedehnt. Aufser einer grofsen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke, kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände unter sich befassende, Aehnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen; und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hku*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, dafs, von der Gröfse der Zahl abhangende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel-, und der generische Ausdruck das Endglied ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt sein mufs, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der bloſse Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels, sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen*). Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei

*) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf: *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21. 66-70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120-141. §. 10-56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50. nr. 113-115. S. 116. nr. 309. 310. *Asiat. res.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann, oder die auch wohl, aufser diesem Gebrauche, ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich, für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, dafs, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äufsersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältnifs im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

Ueber den

Zusammenhang der Schrift

Einleitun

Es giebt bei der Betrachtung d
zwei Gegenstände, auf welche alle
als auf den letzten und wichtigsten
Verbreitung und die Steigerung der
Beide stehen zwar in nothwendigem
nehmen nicht durchaus denselben V
immer gleichen Schritt, da es Zeite
Erkenntnifs an Einem Punkte eine u
reichte, andere, wo sie, wenig übe
hinausgehend, sich allgemeiner verthe
gann erst mit Alexanders des Grofse
Bestand durch die Erweiterung des
hört aber im vollsten Maafse nur der
Erstere ist gewifs dieser nicht fremd

hängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die blofs nachdenkende Forschung, die dadurch den Umfang des menschlichen Geistes auszumessen sucht, und nicht in dem Kreise örtlichen Strebens befangen bleibt, mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung.

Dagegen weckt diese, der Einfluſs klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, stärker das Mitgefühl und die im Leben wirksame Thätigkeit, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die bloſse Verbreitung des schon in der Erkenntniſs Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Der Wachsthum in geistiger Bildung ist zwar dem Menschen natürlich, da gerade in der Fähigkeit zu dieser Vervollkommnung, und in der Erzeugung des Begriffs aus sinnlichem Stoff das Unterscheidende seiner Natur liegt. Aber er ist in sich schwierig, wird oft auch von auſsen gehemmt, und nimmt daher einen verwickelten, nur in wenigen Punkten leicht auſzuspürenden Weg.

Zuerst muſs das geistige Streben im Einzelnen erwachen, und zur Reife gedeihen; und die Gesetze, nach welchen dies geschieht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Aehnliche Gesetze muſs es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, läſst sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man nicht, auſser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch

gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewifs weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewufstsein der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen, wächst an Stärke, oder Ausdehnung, erfährt Hindernisse, besiegt dieselben oder erliegt ihnen, gewinnt oder verliert an Kraft, bildet und empfängt ihr Schicksal durch sich selbst, und unter der Herrschaft der leitenden Ideen, welchen alle Weltbegebenheiten untergeordnet sind. Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.

Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält, und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerlafslich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich, und sinkt zu einer Befriedigung der blofsen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Litteraturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todtes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besonderen Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben. Sie wirkt nicht blofs auf die Sicherung und Verbreitung der gemachten Fortschritte, sondern befördert sie selbst, und steigert den Grad der erreichbaren Vollkommenheit, weshalb es mir zweckmäfsig schien, gleich im Anfang dieser Untersuchung auf diese doppelte Richtung aufmerksam zu machen. Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntnifs selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, dafs sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erkenntnifs und Sprache wirken dergestalt wechselweise auf einander, dafs, wenn von einem Einflufs auf die eine die Rede ist, die andere nie davon ausgeschlossen werden kann.

Bei dieser grofsen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache, habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigne Untersuchung zu widmen, die zwar vorzüglich durch Prüfung der verschiedenen Schriftarten und der sie begleitenden Sprachen, zugleich aber auch, da die Thatsachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus Ideen geführt werden mufs. Auf diesem Wege wird es auch unvermeidlich sein, einige geschichtliche Punkte gerade aus den dunkelsten Zeiträumen zu berühren. Denn es ist gewifs eine merkwürdige, und hier die genaueste Beleuchtung verdienende Erscheinung, dafs wahre Bilderschrift allein in Aegypten einheimisch war, und die nächst vollkommne, nach ihr, unter den Aztekischen Völkern in Mexico, dafs die Figurenschrift sich auf den Osten Asiens beschränkt, und ein schwaches Analogon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, dafs es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und dafs

Europa ursprünglich gar keine Schrift besafs, aber sehr früh gerade diejenige empfing und bewundernswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert.

Unter Schrift im engsten Sinne kann man nur Zeichen verstehen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeuten. Nur eine solche kann wirklich gelesen werden. Schrift im weitläuftigsten Verstande ist dagegen Mittheilung blofser Gedanken, die durch Laute geschieht.

Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt eine unbestimmbare Menge von andren in der Mitte, je nachdem der Gebrauch die Beschaffenheit der einzelnen Zeichen mehr oder weniger an eine bestimmte Reihe bestimmter Wörter, oder auch nur Gedanken bindet, und mithin die Entzifferung sich mehr oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert.

Gegen die obige Bestimmung des Begriffs der Schrift könnte man einwenden, dafs sie auch die Geberde in sich schliefst, und man doch immer Geberdensprache, nie Geberdenschrift sagt. Allein in der That ist die von Lauten entblöfste Geberde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung, ohne Laute, gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Geberdenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.

Wollte man jede Mittheilung von Gedanken Sprache, und nur die von Worten Schrift nennen, so hätte dies zwar auf den ersten Anblick etwas für sich, brächte aber in die gegenwärtige Materie grofse Verwirrung, und stiefse noch

viel mehr gegen den Sprachgebrauch an. Denn man müfste dieselbe Schriftart, z. B. die Hieroglyphen, zugleich zur Sprache und zur Schrift rechnen, je nachdem sie in unvollkommenem Zustande Gedanken, oder im ausgebildetsten Worte anzeigte. Es ist daher richtiger und genauer, Sprache blofs auf die Bezeichnung der Gedanken durch Laute zu beschränken, und unter Schrift jede andere Bezeichnungsart der Gedanken, so wie die der Laute selbst, zusammenzufassen. Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, dafs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermafsen bestimmte Worte in einigermafsen bestimmter Folge zum Grunde liegen. Denn die Schrift, auch da, wo sie sich noch am wenigsten vom Bilde unterscheidet, ist doch immer nur Bezeichnung des schon durch die Sprache geformten Gedanken. Die einzelne Geberde, die sich, als Schriftzeichen betrachtet, am meisten hiervon zu entfernen scheint, entspricht doch der Interjection. Der Unterschied zwischen verschiedenen Schriftarten liegt nur in der gröfseren oder geringeren Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform, und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind.

Daher ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache, oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.

Die Wirkung der Schrift ist, dafs sie den, sonst nur durch Ueberlieferung zu erhaltenden Gedanken, ohne menschliche Dazwischenkunft, für entfernte oder künftige Entzifferung aufbewahrt, und die allgemeinste Folge hieraus für die Sprache, dafs durch die erleichterte Vergleichung des in

verschiedenen Zeiten Gesagten, oder in Worten Gedachten nun erst Nachdenken über die Sprache und Bearbeitung derselben eigentlich möglich werden.

Wo die Schrift in häufigeren Gebrauch kommt, tritt sie auch im Reden und Denken nothwendig in Verbindung mit der Sprache, theils nach den Gesetzen der Verbindung verwandter Ideen, theils bei tausendfachen Veranlassungen, die eine auf die andere zu beziehen. Die Bedürfnisse, Schranken, Vorzüge, Eigenthümlichkeiten beider wirken daher auf einander ein. Veränderungen in der Schrift führen zu Veränderungen in der Sprache; und obgleich man eigentlich so schreibt, weil man so spricht, findet es sich doch auch, dafs man so spricht, weil man so schreibt.

Aus jener allgemeinen Wirkung der Schrift und dieser Ideenverknüpfung müssen sich alle einzelnen Einflüsse herleiten lassen, welche sie auf die Sprache ausübt, die aber erst bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten geprüft werden können. Die Macht dieser Einflüsse scheint, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, nur gering sein zu können. Denn da die meisten Nationen die Schrift erst spät zu empfangen pflegen, so hat ihre Sprache dann meistentheils schon eine Festigkeit des Baues angenommen, die keinen bedeutenden Aenderungen mehr Raum giebt. Bei mehreren geht schon ein Theil ihrer Litteratur der Einführung der Schrift voraus; und man kann sogar annehmen, dafs dies bei allen der Fall ist, welche zu höherer geistiger Bildung Anlage haben Es dauert lange, ehe die, auch schon bekannte Schrift in allgemeineren Gebrauch kommt; und ein grofser Theil jeder Nation bleibt der Schrift ganz, oder doch gröfstentheils fremd. Durch alle diese vereinten Umstände entzieht sich also die Sprache der Einwirkung, welche die Schrift auf sie ausüben könnte. Nun ist zwar keine Sprache von so fest gegliedertem Bau, dafs nicht noch Veränderungen

vieler Art in ihr vorgehen sollten; gerade der kleinere Theil der Nation, welcher sich vorzugsweise der Schrift bedient, ist auf den übrigen gröfseren, auch in Beziehung auf die Sprache, von unverkennbar bildendem Einfluſs. Allein dennoch mag es in jeder Sprache nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten Veränderungen geben, von denen sich mit Bestimmtheit nachweisen läſst, daſs sie durch bestimmte Eigenthümlichkeiten der Schrift entstanden sind.

Dagegen ist ein anderer Einfluſs der Schrift auf die Sprache unläugbar von der gröfsten Wirksamkeit, wenn er sich auch nur mehr im Ganzen erkennen läſst, nämlich der, welchen die Sprache dadurch erfährt, daſs überhaupt für sie eine Schrift, und eine die Ideenentwicklung wahrhaft fördernde vorhanden ist. Denn wenn die Nation nur irgend Sinn für die Form der Sprache besitzt, so weckt und nährt diesen die Schrift, und es entstehen nun nach ihrer Einführung und durch sie diejenigen Umbildungen der Sprache, die, indem sie den mehr in die Augen fallenden grammatischen und lexicalischen Bau unverändert lassen, durch feinere Veränderungen die Sprache doch zu einer ganz verschiedenen machen.

Auf diesem Wege entsteht die höhere Prosa, wie schon sonst scharfsinnig bemerkt worden ist, daſs das Entstehen der Prosa den Zeitpunkt anzeigt, in welchem die Schrift in den Gebrauch des täglichen Lebens trat [1]).

Man muſs aber auch die Einwirkung der Sprache auf die Schrift in Anschlag bringen; und dadurch wird man auf einen viel tieferen Zusammenhang beider, und in Zeiten zurückgeführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist.

---

[1]) Wolf *Prolegomena ad Homerum* LXX-LXXIII. *Scripturam tentare et communi usui aptare plane idem videtur fuisse, atque prosam tentare, et in ea excolenda se ponere.*

Es kann nämlich schwerlich geläugnet werden, dafs die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröfstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen, und den fördernden oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. Ich habe zu einer andren Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht, dafs man daraus den bestimmteren und klareren grammatischen Bau einiger Sprachen herzuleiten hat, und dafs es irrig sein würde, zu glauben, dafs alle einen gleichen Gang der Vervollkommnung, ohne jenen Einfluſs der Nationaleigenthümlichkeit, genommen haben. Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergiebt, in welcher sie gesprochen werden, so mufs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht bloſs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinne versehen, wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäfsiger für die Sprache benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommneren umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letzteren Einfluſs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.

Zwar ist es hier, wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirksamkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innren Natur wird durch äufsere, zufällig schei-

nende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommenen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommneren eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Ersteren beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstofsen würde. Indefs darf, dieser Unterbrechungen ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur dann gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht. Auch wird niemand den Einflufs abzuläugnen vermögen, den eine Schrift in dem Gebrauche mehrerer Jahrhunderte insofern auf den Geist, und dadurch mittelbar auf die Sprache ausübt, als sie mehr, oder weniger Gleichartigkeit mit dieser besitzt; und zwar kommt es dabei auf eine doppelte Gleichartigkeit an, auf die mit der Sprache in ihrem vollkommensten Begriff, und auf die mit der besonderen Sprache, mit welcher die Schrift in Verbindung tritt. Nach Maafsgabe dieser verschiedenen Fälle müssen auch verschiedene Bildungsverhältnisse entstehen.

Ohne nun die zuerst erwähnte Einwirkung auszuschliefsen, welche die erfundene, oder eingeführte Schrift auf eine vorher mit keiner versehene Sprache ausübt, ist es doch vorzugsweise meine Absicht, in der gegenwärtigen Abhandlung von dem zuletzt geschilderten innern, in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift zu reden. Ich habe mich im Vorigen begnügt, diesen nur im Ganzen anzugeben, und mich sowohl der Ausführung des Einzelnen, als der Belegung mit Beispielen, enthalten, weil beides nur bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten genügend geschehen kann. Ich wünsche überhaupt nicht, dafs man das Obige für entschiedene Behauptungen halten möge, da solche fester be-

gründet sein müfsten. Es ist nichts anderes, als, was sich aus der blofsen Vergleichung der reinen Begriffe der Sprache, der Schrift und des menschlichen Geistes ergiebt. Es kommt nun erst darauf an, es mit der geschichtlichen Prüfung der Thatsachen zusammenzuhalten, und, wenn diese verschiedenartig ausfallen sollte, zu sehen, worin der Grund dieser Verschiedenheit li

Wohin
es nie u
die sich
s J: un

suchung führen möge, so
den merkwürdigsten Völ-
Schriftarten seit den frühe-
en, Sprache, Schrift und
vergleichen, und auch die
Betra g
es geistigen Zustandes derer

daran zu knüpfen, bei welchen man keine Spur irgend wahrer Schrift angetroffen hat. Sollte es auch mifslingen, dadurch über die Erfindung und Wanderung der Schriftarten helleres Licht zu verbreiten, so mufs doch die Natur der Sprache und der Schrift klarer werden, wenn man gezwungen ist, nach einem gemeinschaftlichen Maafsstabe ihrer Vorzüge und Mängel, und deren Einflufs auf die Entwicklung und den Ausdruck der Gedanken zu forschen.

Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen, nach einander von der Bilder-, Figuren- und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln. Vorher aber wird es nothwendig sein, einige Worte über diese verschiedenen Schriftarten im Allgemeinen zu sagen.

Alle Schrift beruht entweder auf der wirklichen Darstellung des bezeichneten Gegenstandes, oder darauf, dafs die Erinnerung an denselben durch ein mehr, oder weniger künstliches System an den Schriftzug geknüpft wird. Sie ist Bilder-, oder Zeichenschrift. Ihre Grundlagen sind also entweder die, allen Nationen beiwohnende, Neigung zur

bildlichen Darstellung, welche nach und nach zur Kunst aufsteigt; oder das Bemühen, dem Gedächtnifs eine Hülfe, und dem Entziffern eine Anleitung zu geben, womit die bei den Alten vielfach, bei uns neuerlich sehr kleinlich und spielend bearbeitete Mnemonik, und die Zifferkunst zusammenhängt. Die Anfänge der Bilder- und Zeichensprache fallen daher mit Gemälden und rohen Gedächtnifshülfen, wie z. B. die Kerbstöcke sind, zusammen, und sind oft schwer davon zu unterscheiden. Die Bilder- und Zeichenschrift können Gegenstände, Begriffe und Laute angeben. Wo aber die erstere zur Tonbezeichnung dient, wird sie zur Zeichenschrift. Sie nähert sich dieser auch dann, und kann ganz in dieselbe übergehen, wenn die bildliche Gestalt so verzerrt, oder den Bildern eine so entfernte und gesuchte Bedeutung untergelegt wird, dafs nicht mehr das Auge den bezeichneten Gegenstand dargestellt erkennt, sondern Gedächtnifs und Verstand ihn aufzusuchen genöthigt sind.

Die Schrift stellt hiernach entweder Begriffe, oder Töne dar, ist Ideen-, oder Lautschrift.

Zu jener gehört in der Regel Bilder-, und ein Theil der Zeichenschrift. Alle Ideenschrift ist natürlich eine wahre Pasigraphie, und kann in allen Sprachen gelesen werden. Für die Nation aber, die sich ihrer täglich bedient, kommt sie zum Theil einer Lautschrift gleich, da diese jeden gehörig bestimmten Begriff doch auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet. Hierin liegt nun ein merkwürdiger Unterschied der Bilder-, und der Chinesischen Figurenschrift. Die Bilderschrift kann den Eindruck einer Lautschrift niemals rein und ganz hervorbringen, da auch der Roheste durch das Bild auf eine von dem Ton durchaus verschiedene Weise an einen bezeichneten Gegenstand selbst erinnert wird. Bei der Chinesischen Figurenschrift aber wäre dies

insofern möglich, als jemand, wenig oder gar nicht mit dem Systeme bekannt, nur mechanisch gelernt hätte, dafs gewisse Figuren gewisse Wörter bezeichnen.

Die Lautschrift kann Buchstabenschrift, oder Sylbenschrift sein, obgleich dieser Unterschied sehr wenig wichtig ist. Fruchtbarer für die gegenwärtige Untersuchung ist es, daran zu erinnern, dafs es auch eine Wortschrift geben könnte, und dafs eigentlich jede vollkommene Ideenschrift eine Wortschrift sein mufs, da sie den Begriff in seiner genauesten Individualisirung, die er nur im Worte findet, auffassen mufs.

Ich habe bei dieser Eintheilung der Schriftarten vorzüglich dahin gesehen, die Punkte bemerklich zu machen, in welchen die Art der Verbindung vorleuchtet, in der sie mit den verschiedenen Geistesanlagen stehen. Auch würde die gewöhnliche Eintheilung in Hieroglyphen-, Figuren-, und Buchstabenschrift nicht alles, z. B. nicht die Knotenschnüre umfassen, die aber, zugleich als Zeichen- und Ideenschrift, unmittelbar ihre richtige Stellung erhalten. Der Ausdruck Figurenschrift ist bisher, soviel ich weifs, nicht gebraucht worden; er scheint mir aber passend, da die Chinesischen Schriftzeichen wirklich mathematischen Figuren gleichen, und alle Züge, die nicht Bilder sind, kaum einen andren Namen führen können. Bezeichnet man die Chinesische Schrift mit dem Ausdruck einer Begriffs- oder Ideenschrift, so ist dies zwar richtig, insofern man darunter versteht, dafs dem Zeichen nichts, als der Begriff, folglich nicht das Bild, zum Grunde liegt. Gewöhnlich aber nimmt man dieses Wort so, dafs die Zeichen nicht Laute, sondern Begriffe bezeichnen; und dann unterscheidet der Name nicht mehr diese Schrift von den Hieroglyphen, die sich, wenigstens zum Theil, in dem gleichen Falle befinden.

Von der Bilderschrift.

Die einfachste und natürlichste Mittheilung der Gedanken vor Entstehung der Schrift ist die durch Gemälde, wirkliche Darstellung des Vergangenen. Nennt man diese Hieroglyphenschrift, so wird es kaum eine so rohe Nation geben, bei der man sie nicht angetroffen hätte. Sie fehlt alsdann wohl nur denen, von deren rohestem Zustand man keine geschichtliche Kunde besitzt.

Der zweite, sich der Sprache mehr nähernde Grad ist das symbolische Gemälde, welches die Gestalten durch einzelne ihrer Theile, und unkörperliche Begriffe durch Bilder bezeichnet.

Zur Schrift werden diese Darstellungen eigentlich erst, wenn sie, wie oben bemerkt, eine Rede in ihrer Folge bestimmt darzustellen im Stande sind; allein auch ehe sie dahin gelangen, verdienen sie diesen Namen schon durch die mit ihnen verbundene Absicht der Gedankenmittheilung. Diese sondert sie gleich von der Kunst ab; und der Grad, in dem sie erreicht wird, bestimmt den Grad der Vollkommenheit der Schrift.

Das geschichtliche und symbolische Gemälde unterliegt sehr häufig einer gewissen Zweideutigkeit. Schon im Alterthum, wie Diodor [1]) von einem Basrelief erzählt, von dem noch heute ein ähnlicher vorhanden ist, war man zweifelhaft, ob ein Löwe, der dem Osymandyas zur Seite stritt, einen wirklichen abgerichteten Löwen, oder figürlich den Muth des Königs bezeichnen sollte, so wie dies Thier sonst wohl den Abbildungen der Könige, mit andren Symbolen, zur Seite steht [2]). In der Nähe dieser Vorstellung war, nach

---

[1]) I. 48.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 11.* Text. *Descriptions* T. I. Chap. 9. pag. 47. Ich bemerke hier ein für alle-

Diodor [1]), eine andre, von Gefangenen, denen, um ihre Feigheit und Unmännlichkeit anzudeuten, die Hände und Zeugungstheile fehlten. Auf dem merkwürdigen grofsen geschichtlichen Basrelief am Peristyl des Pallastes in Medinet-Abou legen Krieger, die Gefangene führen, vor einem Sieger Hände und Zeugungsglieder nieder, und sie werden gezählt und aufgeschrieben [2]). Die Herren Jollois und Devilliers erklären dies [3]) von den Gliedmafsen, die man den in der Schlacht Gebliebenen abgehauen hätte, und deren Zahl nun bestimmt und aufgeschrieben würde; und diese Erklärung gewinnt dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, dafs ganz ähnliche Verstümmlungen von Gefangenen sowohl, als Gebliebenen, noch jetzt in einigen Theilen Afrika's im Gebrauch [4]) sind. Wenn aber an der angeführten Stelle Diodor und seine Gewährsmänner beschuldigt werden, die von ihnen auf die Gefangenen gedeuteten Vorstellungen flüchtig angesehen zu haben, da so verstümmelte Gefangene sich nicht hätten dem Könige vorführen lassen können, und wenn dem

---

mal, dafs ich die Kupfertafeln im gröfsten Format, zur Bequemlichkeit des Aufsuchens, da sie nicht mit den andren zusammengebunden werden können, mit einem Sternchen bezeichne.

[1]) I. 48.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 12. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 41. 42. 148. Bei Hamilton, *Remarks on several parts of Turkey* pl. 8. sind, aufser den Händen, auch Köpfe und Füfse gezeichnet, und im Text (l. c. p. 145.) heifst es *heaps of hands, and other limbs.* Die blofse Ansicht der beiden Kupfertafeln entscheidet für die Genauigkeit der Französischen. Sollte aber die Originalvorstellung durch die Zeit undeutlich genug geworden sein, um nur einen solchen Irrthum möglich zu machen? Hamilton bezieht die Verstümmlungen auf die Gefangenen. Vergl. hierüber Champollion *Système hiéroglyphique* p. 274. 275.

[3]) *Descript. de l'Egypte.* Text. *Ant. Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 130 und 148.

[4]) Salt *Voyage to Abyssinia.* London 1814. p. 292. 293. Burckhardt *Travels in Nubia* p. 831. nt.*

iodor die Behauptung aufgebürdet wird [1]), dafs die Aegyp-
r ihre Gefangnen so grausam behandelt hätten, so ist das
tztere unrichtig und das Erstere zu weit gegangen. Dio-
r spricht offenbar von einer symbolischen Darstellung und
deutung der Verstümmelung. Er hatte gewifs kein Bild,
ie das in Medinet-Abou, konnte aber doch eines vor Augen
ben, wo den vorgestellten Gefangenen diese Theile fehl-
n, wenn auch jetzt kein solches mehr sollte gefunden
rden [2]).

---

[1]) *l. c.* p. 42. nt. 2.

[2]) Es scheint mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein, Diodor's Glaubwürdigkeit in diesem Stück zu bezweifeln. Er beschreibt an derselben Stelle zwei Bildwerke. Von dem einen, wo der Löwe den König begleitet, findet sich noch heute ein ähnliches. *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text. *Descriptions* T. 1. p. 148. Hamilton *Remarks on several parts of Turkey* P. 1. p. 116. In der letzteren Stelle ist von einem Basrelief am Pallast von Louqsor, in der ersten von einem am sogenannten Memnonium (Grab des Osymandyas nach dem Französischen Werk) die Rede. Vorstellungen dieser Art wiederholen sich aber öfter. Immer zeigt der Umstand mit dem Löwen, dafs Diodor das eine Bildwerk richtig beschrieb. Warum soll nun die Schilderung des andren, an derselben Stelle gesehenen, falsch sein? Es ist richtig, dafs in der Nähe des von Hamilton beschriebenen Basreliefs eine Vorstellung von Gefangenen ist, denen keinesweges die Hände zu fehlen scheinen. Allein wenn auch nicht andre Umstände so für die Meinung der Französischen Erklärer sprächen, das Grab des Osymandyas nach dem sogenannten Memnonium zu versetzen, so würde dieser hinreichen. An der letzteren Stelle sind die Bildwerke der Wände, welche Diodor die zweite und dritte nennt, zerstört. Hamilton's Meinung, dafs Diodor von allen Nachrichten über jene Gebäude ein phantastisches Grabmal des Osymandyas (*l. c.* p. 113) zusammengesetzt habe, scheint doch noch strengere Beweise zu verdienen. Doch giebt auch Hamilton Diodor's Genauigkeit in den einzelnen Schilderungen das günstigste Zeugnifs. *Yet there is scarcely*, sagt er, *any one circumstance, that he mentions, that may not be referred to one or other of the temples of Luxor, Carnack, Gournou, Medinet Abou, or the Tombs of the Kings among the mountains.* Damit stimmt eine

Diese Unvollkommenheit der symbolischen
gen müssen die Aegyptier früh gefühlt haben,
Denkmälern, die bereits zu Herodot's[1]) Zeiten
alten gehörten, schon Bild, Symbol und Bilde
einander verbanden, den Eroberer, in seiner gan
und Bewaffnung gebildet, ein Zeugungsglied, die
art des besiegten Volkes andeutend, und die heilig
zeichen[2]). Gerade ebenso finden wir es noch
auf unsre Zeit erhaltenen Denkmälern. Fast
die wirklichen Bilder von Bilderschrift begleitet
durch Kleinheit, Anordnung und Stellung als von

---

so wesentlich falsche Schilderung eines Basreliefs
ein. Schliefslich mufs ich darauf aufmerksam
einige Theile der Gebäude in Medinet-Abou na
(Letronne *Recherches pour servir etc.* p. XXIX. nt.
sten Periode gehören. Sollten dies aber auch die
stehenden sein, so konnte man alte Bildwerke an
derholen. Nur fordert dieser Umstand immer
Bildwerke, welche auch ganz solchen, die Diodo
gleich scheinen, nicht darum gleich für dieselbe
zu halten.

[1]) II. 102. 106. Diodorus Sic. I. 55.

[2]) Dafs man unter diesen wirklich Hieroglyphen, u
sogenannte enchorische Schrift zu verstehen hab

verschieden auszeichnet. Viel seltner ist die, unstreitig auch ältere Manier, wo die Hieroglyphe dem Bilde selbst beigestellt ist. So hält auf einem, schon im Vorigen erwähnten Denkmal der über dem Hauptheldeu schwebende Falke Hieroglyphen in seinen Klauen, und in einem nicht abgebildeten Basrelief gehen Hieroglyphen aus dem Munde eines Belagerers [1]).

Die meisten auf uns gekommenen Bilder enthalten symbolische Figuren, und grofsentheils eben solche Handlungen. Oft aber, wie bei den Festzügen, lagen die Symbole, z. B. die Thiermasken [2]), schon in dem abgebildeten Gegenstand, so dafs das Symbolische in diesem und nicht in der Abbildung zu suchen ist. Es finden sich aber auch von allem symbolischen Zusatz freie Vorstellungen, theils geschichtlicher Handlungen [3]), theils blofser Beschäftigungen [4]), so wie eben solche, aber mit wenigen und einzelnen Symbolen, wie der schwebende Falke oder einzelne Göttergestalten sind, verbundene [5]).

Diese so entschiedene Absonderung der Bilderschrift von den Bildern scheint mir überaus merkwürdig. Es liegt in dem gewöhnlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, dafs ein Volk, auf demselben, einmal betretenen

---

[1]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 11.* Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 48. 130.

[2]) Dafs die thierköpfigen Figuren oft nur Masken sind, geht aus einigen Vorstellungen in der *Descript. de l'Egypte* deutlich hervor. Bei den Mexicanern findet sich dieselbe Sitte, nur dort zu kriegerischem Gebrauch, um sich dem Feinde furchtbarer zu machen. Diesem ganz ähnlich ist Diodor's (I. 18) Erzählung von Anubis und Macedo, Osiris Begleitern, und von dem Kopfschmuck der Könige. *l. c.* c. 62. Vgl. Champollion *Système hiéroglyphique* p. 293.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 3. pl. 38. nr. 32. pl. 40.

[4]) *l. c.* T. 4. pl. 45. 65. 66.

[5]) *l. c.* T. 2. pl. 10.* T. 3. pl. 32. nr. 4.

Wege fortschreitend, stufenweis Verbesserungen erreicht; und so konnte die symbolisirende, der Sprache nacheifernde Kunst immer klarer und bestimmter werden. Bei den Aegyptiern aber, sieht man, ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo man einsah, dafs dieser fortschreitende Gang, da der Weg einmal nicht der rechte war, nie zur Schrift führen konnte, und hat einen neuen eingeschlagen. Die Hieroglyphenschrift wurde nun nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Uebergang in ein ganz neues System. Es scheint mir dies ein Beweis mehr, dafs man den Ursprung grofser Erfindungen nicht blofs in stufenweisen Fortschritten suchen, und die plötzliche Entstehung ganz neuer und mächtig einwirkender Gedanken ausschliefsen darf. Die ägyptische Verwandlung der Bilder in Schrift konnte nicht vor sich gehen, ohne wirkliche Reflexion über die Natur der Sprache, oder ohne plötzlich erwachendes richtiges Gefühl derselben; sie war aber um so schwieriger, als man im Gebiete der Bilder blieb, und sich daher schwerer von den Fesseln losmachen konnte, womit jede Vorstellung durch Bilder, als der Sprache in vielfacher Beziehung gänzlich entgegengesetzt, den Geist befangen hält. Dennoch geschah die Trennung bei den Aegyptiern so fest und entschieden, dafs auch die bildliche Vorstellung fortfahren konnte zu symbolisiren und nach ihrer Art zu erzählen, wie dies in den Aegyptischen Basreliefen wirklich der Fall ist, da sie in einem ganz andren Sinne zusammengesetzt sind, als die aus dem Griechischen Alterthum. Das Symbolische in ihnen liegt nicht immer in wirklichen symbolischen Gestalten, sondern oft nur in der Art der Stellungen und Handlungen gewöhnlicher. So sind die Menschengruppen, die ein Priester an den Haaren, wie im Begriff sie zu opfern, hält, bei denen das Symbolische schon zum Theil in der sich immer gleichen Menschenzahl von 30 gesucht

wird [1]). In einem ähnlichen, aber doch etwas verschiedenen Basrelief scheint die drohende Figur kein Priester, sondern ein Fürst zu sein. Es sind zwei Gruppen, eine von bärtigen Fremden, eine andre von Einheimischen, und der allegorische Sinn soll sein, dafs der Herrscher ebensowohl die äufseren, als die inneren Feinde zu züchtigen weifs [2]). Auf einem andren Bildwerk verfolgt ein Held auf seinem Wagen zwei Löwen, deren einen er getödtet, den andren verwundet hat. Indem die Rosse immer den Löwen nacheilen, schiefst er, rückwärts gewendet, Pfeile auf einen mit Aegyptiern kämpfenden Feindeshaufen ab [3]). Die Französischen Erklärer deuten diese Vorstellung mit vielem Scharfsinn, nach Diodor's [4]) Erzählung, auf Sesostris Jugendaufenthalt in Arabien, wo er die Jagd übte, und die damals noch unbezähmten Bewohner bezwang. Sollte man aber nicht hinzusetzen können, dafs durch das Umwenden des Helden, und die sonderbare Verbindung von zwei, nach entgegengesetzten Seiten hin vorgehenden Handlungen symbolisch bezeichnet werden sollte, dafs Sesostris sich zu gleicher Zeit mit der Jagd und dem Kriege beschäftigte?

Indem auf diese Weise bei den Aegyptiern zwei Hieroglyphensysteme neben einander hinlaufen, von denen das eine, wie mein Bruder, bei Gelegenheit des Mexicani-

---

[1]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 1. pl. 15. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 1. p. 25.

[2]) *l. c.* Chap. 9. p. 30.

[3]) So nach der Beschreibung; auf der Kupferplatte ficht er mit der Lanze. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 9. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 53, 54, 60. Hamilton (*l. c.* pl. 8. p. 147) giebt auch nur die Jagdscene, und erwähnt in seiner sehr flüchtigen Beschreibung nicht einmal der zurückgewandten Stellung des Helden.

[4]) I. 55.

schen, treffend gezeigt hat[1]), den Hieroglyphen viel roherer Völker ähnlich ist, wurde dieses in den Gränzen edlerer Kunst nicht blofs durch wirklich höheren Kunstsinn, sondern auch dadurch gehalten, dafs man nicht in der Nothwendigkeit war, die Schönheit der Deutlichkeit aufzuopfern, weil immer noch die Hieroglyphenschrift da war, die etwa gebliebenen Dunkelheiten aufzuklären. Es fielen daher in dem Bilder-Hieroglyphensystem alle Vorstellungen des Ganzen durch einen einzelnen Theil, die in dem Schrift-Hieroglyphensystem so häufig sind, hinweg, und ebenso die roheren Bezeichnungen, wie z. B. auf den Mexicanischen Bildern die Richtung der Bewegung der Personen durch Fufsstapfen angedeutet ist[2]). Der Rang der Könige, Helden, Priester wurde bei den Mexicanern durch ihre Tracht angezeigt, was die Figuren mit Kleidung und Farben überlud[3]). Der feinere Geschmack der Aegyptier liefs diese Personen vor den übrigen hervorragen[4]), wodurch nicht blofs der Gestalt ihre Reinheit erhalten, sondern der Künstler in den Stand gesetzt

---

[1]) A. v. Humboldt *Vues des Cordillères et Monumens des peuples de l'Amérique* p. 63-65. Ich werde dies für die erste Völkergeschichte, und die Verbindung der Asiatischen mit der Amerikanischen so ungemein wichtige Werk künftig, der Kürze wegen, blofs unter dem Titel *Monumens* citiren.

[2]) Humboldt *Monumens* p. 55. pl. 59. nr. 6.

[3]) In Purchas *Pilgrimes* p. 1111 A-F. ist eine ganze Reihe von Abbildungen zu sehen, wo ein Priester, je nachdem er mehr Gefangene im Kriege machte, mit andrem Waffen- und Kleiderschmuck geziert ward. An diesen Auszeichnungen sind sie dann auf allen Vorstellungen zu erkennen. S. ferner Humboldt *Monumens* pl. 11.

[4]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 55. *Planches* T. 1. pl. 51.* T. 2. pl. 10.* 11.* und auf vielen andren. Vulcan's Zwerggestalt (Hirt, über die Gegenstände der Kunst bei den Aegyptiern. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. in Berlin. Hist.-philol. Classe p. 115) hat eine besondre Beziehung.

wurde, sie noch vollkommner auszuführen. Diese Manier ging für die Göttergestalten auf das Griechische Alterthum über; und Visconti bemerkt, ob er gleich der Aegyptischen Sitte dabei keine Erwähnung thut, sehr scharfsinnig, bei Gelegenheit eines der Basreliefs am Fries des Parthenons, dafs Phidias das Abstechende übermenschlicher Gestalten dadurch künstlerisch milderte, dafs er sie sitzend neben den vor ihnen stehenden Sterblichen darstellte [1]). Dies geschah aber bei weitem nicht immer auf Griechischen Bildwerken dieser Art [2]). Wenn auf einigen Mexicanischen Gemälden die Besiegten auch kleiner, als die Sieger, erscheinen, so kann dies leicht nur Folge fehlerhafter Zeichnung sein. Dagegen zeichnen sich vornehmere Personen neben dem Schmuck ihrer Kleidung häufig durch die Gröfse der Nasen aus [3]).

Da die Aegyptische Kunst in den geschichtlichen und symbolischen Bildwerken immer ein eignes, vom Einflusse des Zwanges und der Flüchtigkeit der Schrift freies Feld behielt, so trifft die Aegyptier nicht die, sonst sehr wahre Bemerkung [4]), dafs der Gebrauch der Hieroglyphen dem Fortschreiten der Kunst nachtheilig ist. Vielmehr ging der höhere Schönheitssinn von den Bildern auf die Bilderschrift über, die wir, wenige Fälle ausgenommen, mit einer Reinheit und Bestimmtheit der Züge ausgeführt finden, welche eine bewundernswürdige Richtigkeit des Auges und Sicherheit der Hand voraussetzt. Dies gilt nicht blofs von den in Stein gehauenen Hieroglyphen, sondern auch grofsentheils von den Papyrusrollen, auf denen es schon merkwürdig ist,

---

[1]) *Lettre du Chev.* A. Canova *et deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection de* Myl. Cte d'Elgin par Visconti p. 61, 62.

[2]) *Museum Pio-Clementinum* T. 5. p. 52, 53. Pl. 27.

[3]) Humboldt *Monumens* p. 49.

[4]) *l. c.* p. 69.

wohl die nothwendige Ursach war, dafs alle Aegyp
reliefs fast nur den Schattenrissen gleichen.

So wurden daher die Aegyptier von zwei
der, soviel wir wissen, allein von ihnen vorge
Absonderung der Bilderzeichnung und der Bilde
trieben; einmal von der der Sprache, welcher je
lich lange zu genügen im Stande war; dann von
die sich ein eignes Gebiet zu schaffen strebte. V
wie ich glaube und weiterhin zu beweisen suc
annehmen darf, dafs diese merkwürdige Nation
Anlage und Talent zur bildenden Kunst als zur
der Sprache besafs, so konnte wohl der zuletz
Antheil an jenem Erfolge der mächtigere gew
Immer aber mufsten beide zusammenwirken; den
Gedanke einer Schrift durch Sprache einmal g
bedurfte es des Nachdenkens über diese, um ihn
auszuführen. Die Sprache, und mehr oder we
die, noch mit dem eigentlichen Bildwerk zusamm
Bilderschrift gehören der ganzen Nation an; da
die Absonderung der Schrift von dem Bilde v
das Werk einzelner Erfinder und Verbesserer, u

wenn es vorher keine besonders auf Wissenschaft und Erkenntnifs gerichtete Classe gegeben hätte, unfehlbar eine solche hervorbringen. Dies aber bildet in der Geschichte aller Sprache und Schrift immer einen höchst merkwürdigen Abschnitt.

Gewisse Eigenschaften sind der malenden und schreibenden Bilderschrift, wenn mir diese Ausdrücke, die, nach dem Vorigen, nicht mehr dunkel sein können, erlaubt sind, gemeinschaftlich. Von dieser Art ist, wenigstens grofsentheils, die Bezeichnung der Gegenstände, sowohl die eigentliche (kyriologische), als die symbolische. In diesen kann also die erstere sich der letzteren nähern. Dagegen giebt es zwischen beiden einen wesentlichen und hauptsächlichen Unterschied, der Ursache wird, dafs, welche Fortschritte man ihr beilegen möge, die erstere niemals in die letztere übergehen kann, so lange sie nämlich ihrer Gattung getreu bleibt. Dieser Unterschied liegt darin, dafs bei der malenden Schrift der Gegenstand, wie er ist, die Sache, wie sie erscheint, die Handlung, wie sie vorgeht, das Unkörperliche, wie man es auf Körpergestalt zurückgeführt hat; bei der mit Bildern schreibenden der Gegenstand, wie man ihn denkt, bezeichnet wird. Das Eigenthümliche beider Methoden liegt also in der Objectivität und Subjectivität; die Sache mufs, auf welchem Wege es geschehen möge, zum Worte herabsteigen. Dies erfordert eine Zerlegung des Bildes, damit nicht ein Vorgang oder ein Gedanke überhaupt, sondern jedes Wort, durch welches ihn die Rede ausdrückt, bezeichnet werde. Die malende Bilderschrift steht in ähnlichem Verhältnifs zur Ideenschrift (sie sei Bilder- oder Figurenschrift), wie diese zur Buchstabenschrift. Die letztere kann man nur mit den gleichen Wörtern, die Ideenschrift auch mit andren Worten in andrer Folge, ja zum Theil mit anders modificirten Begriffen lesen. Zu dieser Stufe waren die

Aegyptier unläugbar gelangt; die Hieroglyphenschrift besteht aus wahren Elementen der Rede; dies beweist schon ihr Anblick. Dafs der Schritt, welcher von dem Malen zu dem Schreiben mit Bildern führte, wahrhaft ein Uebergang in eine neue Gattung war, läfst sich leicht an einem Beispiel versinnlichen. Wenn man malend einen Jäger, der einen Löwen erlegt, vorstellte, so konnte man durch mannigfaltige Abstufungen das Bild in allen seinen Theilen sowohl bestimmen, als vereinfachen, und dadurch dem Begriff Genauigkeit und Klarheit geben; aber man blieb dabei immer in dem Gebiet des Malens. Auf den Einfall, die Vorstellung zu zerlegen, das Abschiefsen des Pfeiles von dem Schiefsenden zu trennen, konnte man nicht auf jenem Wege gerathen; er konnte nur durch ein sich vordrängendes Gefühl der von der bildlichen Darstellung ganz abweichenden Natur der Sprache entstehen, die eine solche Trennung verlangt. Die Aegyptier waren aber in ihrer Hieroglyphenschrift durchaus dahin gekommen; ihre Hieroglyphen gehen nicht wieder in das Malen über, sondern folgen, wie wiederum der Anblick beweist, darin einem consequenten System. Dies ist ein zweiter wichtiger Punkt. Einzeln findet sich ein solches Uebergehen in wahre Bilderschrift wohl auch bei roheren Völkern, namentlich bei den Mexicanern. Gewöhnlich wird in ihren Handschriften die Handlung der Eroberung, ganz malend, durch die Gefangennehmung eines Menschen vorgestellt. Man sieht daher zwei handgemein, von welchen der Eine sichtbar unterliegt [1]). Es kommen aber auch in demselben Sinn ein sitzender König, ein auf Pfeilen ruhender Schild, seine Waffen, und die Namens-Hieroglyphen der von ihm eroberten Stadt vor [2]). Dies ist

[1]) Humboldt *Monumens* p. 109. pl. 21. Purchas *Pilgrimes* p. 1110, 1111.

[2]) Purchas *l. c.* p. 1071.

nicht mehr Gemälde, läfst sich nicht, als vorgestellte Handlung, von selbst erkennen, kann aber, als wirkliche Schrift, gelesen werden: der König erobert die Stadt. Das Verbum ist durch eine Sache (wie es auch Sprachen giebt, die zwischen Verbum und Substantivum nicht überall unterscheiden) angedeutet, und die Vorstellung ist ganz und gar der bekannten Aegyptischen gleich: die Gottheit hafst die Schaamlosigkeit, wo das Verbum hassen auch, nur viel dunkler, durch einen Fisch angedeutet ist[1]). Allein in demselben, äufserst merkwürdigen Mexicanischen Gemälde wird das Verbrennen, oder Zerstören einiger Schiffe wieder ganz durch die Handlung selbst vorgestellt. Vermuthlich wurde für den Begriff der Eroberung hier nur die Darstellung der Handlung selbst darum nicht gewählt, weil auch die eroberten Städte hier nicht personificirt sind. Da die Aegyptische Bilderschrift nun die Bilder nach dem Bedürfnifs der Rede zerlegt, und dies ohne Ausnahme und ohne Rückfall in das entgegengesetzte System that, so entfernte sie auch von den in Schriftzeichen umgeformten Bildern alles Ueberflüssige, und behielt nur das Unterscheidende des Begriffs bei. Das Wort thut dasselbe, und insofern vollendete dieser dritte Punkt die Uebereinstimmung der Schrift mit der Sprache.

Sollte nun auch diese Schrift niemals wahre Vollkommenheit erreicht haben, so mufste doch schon ihr System selbst den Geist auf eine ganz andere Linie setzen, als die Beschauung und Entzifferung blofser Gemälde; und ein Volk, welches ein solches System besafs, mufste, von dieser Seite wenigstens, sich zu einer höheren Bestimmtheit und Genauigkeit der Gedanken und der Rede erheben können, als

[1]) Plutarchus *De Iside et Osiride* c. 32. Clemens Alexandrinus *Strom.* l. 5. c. 7. Zoëga (wenn ich ihn auf diese Weise anführe, meine ich immer das Werk über die Obelisken) p. 439.

das, welches noch ganz in malend bildlicher Vorstellungsart befangen lag. Es gehörte aber auch eine glücklichere Anstrengung höherer Geisteskraft dazu, um nur überhaupt den Gedanken eines solchen Systems festzuhalten.

Immer aber blieb man innerhalb des Kreises der Bilder, und entfernte dadurch die Schrift noch um einen Schritt mehr, als es jede Ideenschrift thut, von der Sprache. Denn immer auf die Subjectivität dieser zurückkommend, sieht man leicht, dafs, wenn die, als wirkliche Schrift behandelte Hieroglyphe sich zwar derselben unterwarf, doch die Vorstellung eines Bildes immer ein Natur-Individuum giebt, und kein Gedanken-Individuum, die Sprache aber sich höchstens mit diesem begnügen kann, da sie eigentlich ein Laut-Individuum fordert. Denn bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie vergessen, dafs die Wörter zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Zeichen sind, allein im Gebrauch, als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäfs ist, begränzt werden. Da mithin alle Sprachthätigkeit im eigentlichsten Verstande eine innerliche ist, so entspricht ihr eine Bilderschrift weniger, als eine, wo, nach bestimmten Gesetzen, willkührlich geformte Figuren nicht sowohl den Gegenstand selbst, als den abgezogenen Begriff desselben, anzeigen. Es ist unmöglich, Schriftzeichen, die Bilder sind, einen der Verwandtschaft der Begriffe entsprechenden Zusammenhang zu geben; und die Nothwendigkeit, sie in ideale Classen zu theilen, findet in den wirklichen, zu welchen ihre Vorbilder in der Natur gehören, beständige Hindernisse. Schon dafs diese beiden Arten von Classification, so wie der eigentliche und symbolische Sinn, immer neben

einander hinlaufen, belästigt den Geist, und stört das reine und freie Denken.

Es ist daher eine der wichtigsten Fragen, ob, und in welcher Art, die Aegyptier nicht nachahmende Zeichen, bloſse Figuren, den Hieroglyphen beigemischt haben? Hr. Jomard, dessen beabsichtigtes Werk über die Hieroglyphen, wenn er es nach dem neuerlich dargelegten Plane [1]) ausführt, unstreitig das vollständigste über diesen Gegenstand sein wird, und der wenigstens einen ungemein gründlichen und vorsichtigen Weg einschlägt, räumt den nicht nachahmenden Figuren ausdrücklich zwei Classen in seiner Eintheilung aller Hieroglyphen ein [2]). Zoëga läugnet dagegen alle Aehnlichkeit der Hieroglyphen mit den Chinesischen Charakteren, deren Natur er sehr richtig bestimmt [3]). Sein Zeugniſs aber ist, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, und des geistvollen Gebrauchs, den er von derselben macht, hier weniger gültig, da er zu wenig Hieroglyphen gesehen hatte, und die groſse, zuerst von Cadet, nachher in dem Französischen Aegyptischen Werk herausgegebene hieroglyphische Papyrusrolle zur Zeit der Herausgabe seines Werks noch in den Gräbern von Theben verborgen lag [4]). Indeſs muſs

---

[1]) *Descript. de l'Egypte.* Text. *Mémoires* T. 2. p. 57-60.

[2]) *l. c.* p. 60.

[3]) p. 456.

[4]) *Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé à Thèbes, publiée par* M. Cadet. Paris 1805. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. 1812. pl. 72-75. Text. *Descriptions* T. 1. 1809. Chap. 9. p. 357-367. In der kurzen Erläuterung der Kupferplatten ist gesagt, daſs Hr. Simmonel sie aus Theben gebracht hat. Es ist wunderbar, daſs Hr. Jomard, in seiner Beschreibung, der Herausgabe des Hrn. Cadet mit keinem Worte gedenkt. Daſs beide Abbildungen dasselbe Original darstellen, zeigt die Vergleichung beider. Daſs die letzte Seite der Cadetschen Beschreibung mehr Columnen angiebt, als das groſse Französische Werk, beruht auf Druckfehlern, oder irriger Zählung. Es sind in der Cadetschen Abbildung, wie in der andren, 515.

man gestehen, dafs Zeichen von so vielfachen Linien, als die Chinesischen, nicht vorkommen, so dafs die Mexicanischen Handschriften sich auch darin von den Hieroglyphen unterscheiden, dafs sie den Chinesischen Coua's sehr ähnliche Zeichen enthalten[1]). Auch ist es, bei der Kleinheit der Abbildungen, und bei unsrer, doch immer noch mangelhaften Kenntnifs der Einrichtungen der alten Aegyptier, schwer, mit Gewifsheit zu behaupten, dafs ein Zeichen gewifs kein nachahmendes ist. Als ganz entschieden darf man die Sache also wohl noch nicht annehmen. Auch würde wohl immer ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen, und den Chinesischen Zeichen sein, da Hr. Jomard ausdrücklich bemerkt, dafs die meisten von der Geometrie entlehnt waren[2]), so dafs sie, ihren geometrischen Eigenschaften nach, wie andre Bilder, symbolisch auf Gegenstände bezogen werden konnten. Figuren dieser Art waren vermuthlich vorzugsweise für gewisse Classen von Gegenständen bestimmt. Zu diesen sollte man wohl zuerst die Zahlen rechnen. Auch scheinen unter den von Hrn. Jomard scharfsinnig entdeckten Zahlzeichen[3]) die für 1 und 10, ohne alle Naturnachahmung, blofs linienartig; das für 5 ist eine geometrische Figur[4]), aber das für 100 vergleicht Hr. Jomard selbst mit einem Stück aus dem Hauptschmuck der Götter und Priester, und das für 1000 erklärt er geradehin für ein auf dem Wasser schwimmendes Lotusblatt, weil die Frucht dieser Pflanze beim Aufschneiden Tausende von Körnern

---

[1]) Humboldt *Monumens* p. 267. pl. 45.

[2]) Dafs von diesen viele vorkommen, giebt auch Zoëga p. 440 zu. Jedoch läugnet er gleich p. 441 ausdrücklich alle Zeichen ab, welche nicht wirkliche Gegenstände ganz, oder durch Abkürzung (*per compendium*, die sogenannten *kyriologumena*) ausdrücken.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text. *Mémoires* T. 2. p. 61-67.

[4]) *l. c.* T. 1. p. 714-716.

zeigt. Dem Wesentlichen nach beruhte daher die Aegyptische Hieroglyphenschrift doch immer nur auf einer Beziehung der eigenthümlichen Gestalt des Zeichens auf die Eigenschaften des Gegenstandes, und malte daher den Gegenstand selbst, wirklich, oder vermittelst irgend einer Anspielung. Insofern ist Zoëga's Ausspruch vollkommen wahr. Einzelne Ausnahmen willkührlicher Zeichen mag es gegeben haben. Allein von einem System, dafs man durch absichtlich in die Zeichen gelegte Verschiedenheiten, wie im Chinesischen durch die Zahl der Striche, Gegenstände wirklich bezeichnet habe, finde ich weder in den Hieroglyphen, noch in dem bis jetzt über sie Gesagten die mindeste Spur.

Sehr wunderbare und blofs linienartige Zeichen auf einem Fragment einer in Theben gefundenen Jupiterstatue aus Basalt sind in dem neuesten Theile des grofsen Aegyptischen Werks abgebildet [1]). Nichts aber würde die Voraussetzung rechtfertigen, dafs dieselben zu den Hieroglyphen gehören.

Fand nun die Aegyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen, und einen auf ganz andren Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang, so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden, und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen? Denn darauf, ob diese Verknüpfung so gemacht werden kann, dafs über keines der drei zu verknüpfenden Dinge Zweifel zurückbleiben kann, und ob dies ohne zu grofse Schwierigkeit, ohne Gefahr des Mifsverständnisses, und ohne zu grofse

[1]) *Antiquités. Planches* T. 5. pl. 60. nr. 5.

Störung durch Nebenbegriffe möglich ist? beruht der Einfluſs jeder Schrift auf den Geist der Nation, wenn ihre Wirkung Jahrhunderte lang fortgesetzt wird.

Die groſse Menge der möglichen Zeichen, und ihrer Beziehungen scheint es nothwendig zu machen, sie einem einfacheren System unterzuordnen; indeſs war ein solches, das gewisse allgemeine Zeichen, unter welche sich die übrigen, wie unter die Chinesischen Schlüssel, bringen lieſsen, zu Grunde legte, der Natur der Sache nach, nicht leicht möglich. Wenn daher bei den Alten von ersten Elementen (*πρῶτα στοιχεῖα*) der Hieroglyphenschrift die Rede ist [1]), so können darunter nur die unveränderten Abbildungen der Gegenstände (die sogenannten kyriologischen Zeichen) verstanden werden [2]). Rechnet man mit Zoëga zu diesen diejenigen, wo der Gegenstand theilweis, oder abgekürzt (ein Kreis statt der Sonne u. s. w.) vorgestellt wird, die bei Clemens von Alexandrien *kyriologumena* heiſsen, so umfaſst diese Classe eigentlich alle Zeichen der ganzen Schrift, die willkührlichen Figuren abgerechnet, und bildet keine Abtheilung der Hieroglyphen, sondern ihrer Bedeutung, da den kyriologischen Zeichen die symbolischen gegenüberstehen. Wichtig ist Zoëga's Bemerkung [3]), daſs ein einmal in vollständiger Abbildung (kyriologisch) vorkommender Gegenstand nie in nur angedeuteter (als *kyriologumenon*), oder umgekehrt, dargestellt wird. Es hob dies wenigstens Eine groſse Quelle von Verwirrungen auf, und zeigt auch die Befolgung fester Bezeichnungsregeln. Dagegen blieb in der Schrift, wie in den Gemälden, die Zweideutigkeit zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung. Von dem Zeichen eines Weibes, welches die Isis und das Jahr anzeigte, be-

[1]) Clemens Alex. *Strom.* l. 5. c. 4. p. 657. ed. Potteri.
[2]) Zoëga p. 441.
[3]) p. 440.

merkt Horapollo [1]) dies ausdrücklich. Daſs man auf andre Weise gewisse Classen von Gegenständen gewissen Classen von Begriffen gewidmet hätte, ist kaum wahrscheinlich, da z. B. Gemüthsbeschaffenheiten unter dem Zeichen von Thieren aller Art, und auch von leblosen Gegenständen gefunden werden, Muth als Löwe, Haſs als Fisch, Gerechtigkeit als Straufsfeder, Unterthanengehorsam als Biene, Schwachsinn, der sich bevormunden läſst, als Muschel, in welcher ein Krebs sitzt, in die göttlichen Geheimnisse eingeweihte Frömmigkeit als Heuschrecke, vereinigende und herzengewinnende Gesinnung als Leier u. s. f. [2])

Es scheint daher nicht, daſs sich die Hieroglyphenschrift, als ein Schriftsystem, unter allgemeine Gesetze fassen, und auf diese Weise erlernen lieſs. Man muſste, wie in der Sprache selbst, die Bedeutung jedes Zeichens einzeln dem Gedächtniſs einprägen; und es ist sehr zu bezweifeln, daſs dasselbe bei dieser Arbeit in den Beziehungen der Zeichen auf ihre Bedeutung und auf sich unter einander dieselbe Hülfe fand, welche die, in der Sprache herrschende Analogie gewährt. Vermuthlich gab es daher ehemals hieroglyphische Wörterbücher, obgleich eine bestimmte Erwähnung derselben nicht vorkommt. Die von Zoëga darauf gedeutete Stelle bei Clemens von Alexandrien sagt eigentlich nur allgemein, daſs der Hierogrammateus die hieroglyphischen Bücher des Hermes kennen muſste [3]). Da von diesen Bü-

---

[1]) l. 1. c. 3.

[2]) Horapollo l. 1. c. 17. Plut. *de Isida et Osiride* c. 32. Horapollo l. 2. c. 118. l. 1. c. 62. l. 2. c. 108. 55. 116.

[3]) Clemens Alex. *Strom.* l. 6. c. 4. p. 757. Zoëga scheint mir vollkommen Recht zu haben, wenn er, gegen Fabricius, die Verbindungspartikel vor *ἱερογλυφικὰ* beibehält, und die Stelle so nimmt, daſs einige der Bücher, welche der Hierogrammateus wissen muſste, nicht aber alle, die hieroglyphischen genannt werden; und alsdann ist es allerdings wahrscheinlich, daſs diese

chern nichts auf uns gelangt ist, so bleibt uns nur die Vergleichung der von den Alten erwähnten Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen übrig. Dieser giebt es aber verhältnifsmäfsig nur eine kleine Anzahl. Die meisten finden sich in der unter dem Namen des Horapollo auf uns gekommenen Schrift. Diese hat aber, aufser den wichtigen Einwürfen[1]), welche man gegen ihre Glaubwürdigkeit erheben kann, für den gegenwärtigen Zweck noch die Unbequemlichkeit, dafs der Verfasser vorzüglich darauf ausgegangen zu sein scheint, solche Zeichen zu erklären, deren Bedeutung gesucht, weit hergeholt war, oder auf sonderbare, wahre oder angebliche Erscheinungen in der Thierwelt hinwies. Statt also das Leichte und Gewöhnliche anzutreffen, findet man meistentheils nur das Schwere und vermuthlich Seltnere, und hat, indem man ein brauchbares Lexicon sucht, gleichsam eine Erklärung von Glossen. Hierzu kommt noch, dafs, wie man aus mehreren Stellen sieht, das Wort Hieroglyphe im weiteren Sinn genommen ist, so dafs vieles darin blofs symbo-

---

von den Hieroglyphen und ihrer Bedeutung handelten. Die ganze Stelle von dem Hierogrammateus scheint aber noch einiger Verbesserung zu bedürfen. Denn nachdem offenbar immer von Büchern die Rede ist, und also die Bezeichnung ihres Inhalts entweder durch ein Adjectivum (*τὰ ἱερογλυφικὰ*) oder mit *περὶ* geschieht, tritt plötzlich ein Substantivum im Accusativ und ohne Präposition (*χωρογραφίαν*) dazwischen, auf das wieder ein Genitiv (*τῆς τοῦ Νείλου* u. s. w.) bezogen wird. Auch hatte Clemens schwerlich *χωρογραφίαν τῆς διαγραφῆς* geschrieben. Um diese Schwierigkeit zu heben, braucht man nur *τῆς χωρογραφίας* zu lesen, das dann von dem vorhergehenden *περὶ* regiert wird. Dafs die Eintheilung der Bücher des Hierogrammateus in zehn sowohl bei Zoëga, als bei Fabricius (T. 1. p. 84. §. 5. n. A.), sehr viel Willkührliches hat, fällt in die Augen.

[1]) Fabricii *bibliotheca* T. 1. p. 98. nt. 1. Zoëga (p. 459. nt. 102) urtheilt über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit der, ihm so vorzüglich eignen Billigkeit und Mäfsigung.

lisches Bild gewesen sein kann, ohne gerade in die eigentliche Schrift überzugehen. Der Begriff einer zu bezeichnenden Sprache hat dem Verfasser nirgends vorgeschwebt, und man sucht daher vergebens bei ihm Spuren ihres lexicalischen oder grammatischen Systems.

Fruchtbarer für diesen Zweck müfste die Entzifferung der Hieroglyphen selbst sein, und ich habe daher die hierin gemachten Versuche vor allen Dingen zu Rathe gezogen. Man kann freilich, was darin bis jetzt geleistet worden ist, nicht durchaus für schon entschieden wahr und gewifs ansehen; aber der Weg, auf dem Hr. Jomard, Young und Champollion der jüngere vorgehen, ist ein so gründlicher und vorsichtig gewählter, dafs man sich der Hoffnung nicht erwehren kann, dafs er nach und nach zum Ziel führen werde; sie versäumen auch nicht, selbst die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptungen zu bestimmen. Wenn auch daher Einzelnes ungewifs bleibt, läfst sich im Ganzen schon sehr viel aus ihren Arbeiten über die Einrichtung der Hieroglyphenschrift entnehmen. Diese neuen Entzifferungen bestätigen nun in einigen Fällen den Horapollo. Wenn Hrn. Champollion's Entdeckungen über die nicht phonetischen Hieroglyphen werden bekannt gemacht sein, dürften sich hiervon mehr Beispiele finden. In dem bis jetzt Bekannten finde ich nur die Zeichen: Sohn, Schrift, und die der Zahlen 1, 5 und 10 übereinstimmend. Das Zeichen des Sohnes [1]), eine Fuchsente mit einem daneben stehenden Kreise (dessen jedoch Horapollo nicht neben dem Thiere erwähnt), erscheint so häufig zwischen Namen tragenden Schilden, dafs man schon daraus seine Bedeutung

[1]) Horapollo l. 1. c. 53. Young *Hieroglyphical Vocabulary* (dies sind die Platten 74-77. zu den Supplementen der *Encyclopaedia Brit.* Vol. 4. Part. 1) nr. 129. *Egypt.* (dies ist ein Artikel in den eben erwähnten Supplementen) p. 31.

schliefsen konnte, ehe noch die Entzifferung einiger dieser Namen die Vermuthung bestätigte. Für Schrift giebt zwar Horapollo an einer Stelle einen Cynocephalus, nach Erzählungen von einigen zum Lesen abgerichteten Thieren dieser Art [1]), an, allein an einer andren die Werkzeuge des Schreibens, welche Hr. Young ebenso auf der Rosettischen Steinschrift erklärt [2]). Die Zahlzeichen hat Hr. Jomard nach ihren Bedeutungen überzeugend festgestellt, und scharfsinnig in Horapollo nachgewiesen [3]). Die übrigen der, überhaupt nur sehr wenigen Fälle, wo Horapollo und die neuesten Entzifferer derselben Begriffe erwähnen, geben durchaus verschiedene Zeichen, was nicht auffallen darf, da man auch sonst Vielfachheit der Zeichen für denselben Begriff antrifft [4]). Wenn Hrn. Young's Bezeichnung des Begriffs der Festigkeit durch einen Altar, als einen sicher gegründeten Stein [5]), richtig ist, so beweist die bei Horapollo durch einen

---

[1]) Horapollo l. 1. c. 14. Aelianus *De nat. anim.* l. 6. c. 10.

[2]) Horapollo l. 1. c. 38. Young *Hierogl. Vocab.* nr. 103. *Egypt.* p. 29.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Mém.* T. 2. p. 61. 62. Horapollo l. 1. c. 11. 13. l. 2. c. 30.

[4]) Man vergleiche die Zeichen für Gott bei Horapollo l. 1. c. 6. 13. und Young *Egypt.* nr. 1. 2. 4.; für Isis bei Horapollo l. 1. c. 3. und Young nr. 14. Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 18. pl. 2. nr. 52-55; für Liebe bei Horapollo l. 2. c. 26. und Young nr. 162. Champollion *l. c.*; für Monat bei Horapollo l. 1. c. 4. und Young nr. 179; für Priester bei Horapollo l. 1. c. 14. und Young nr. 142. 144; für Sieg bei Horapollo l. 1. c. 6. und Young nr. 117; für Stärke bei Horapollo l. 1. c. 18. und Young nr. 115; für Stern bei Clemens Alex. *Strom.* l. 5. c. 4. p. 657. und Young nr. 86; für Vater bei Horapollo l. 1. c. 10. und Young nr. 127.

[5]) Horapollo l. 2. c. 10. und Young nr. 113. Es ist sehr zu bedauern, dafs Hr. Young, dessen Erklärungen sehr sinnreich, und oft wahrhaft überzeugend sind, nicht gesucht hat, sie durch genauere Angaben der Monumente und mehr ausgeführte Beweise noch besser zu sichern. Hr. Jomard ist hierin musterhaft.

Wachtelknochen, weil dieser nicht leicht Schaden leide, das oben von diesem Erklärer Gesagte. Jahr und Monat unterscheidet Horapollo durch einen ganzen Palmbaum, und einen einzelnen Zweig, weil die Palme in jedem Monat einen Zweig verliere[1]); Hr. Young[2]) sieht in dem Zweige, den er aber nicht gerade als Palmzweig bestimmt, das Zeichen des Jahres. Der Weg der Entzifferung, auf dem die Schrift nothwendig wie eine Sprache behandelt werden muſs, konnte nicht anders, als auch auf lexicalische Zeichenbildung und grammatische Verbindung führen. Auch theilt Hr. Young mehrere solcher Zeichen mit, und Hr. Champollion[3]) glaubt bald im Besitz einer wahren Hieroglyphen-Grammatik zu sein.

Betrachtet man nun die Bezeichnung der Begriffe, soviel sich davon aus den eben beschriebenen Quellen entnehmen läſst, so lassen sich folgende allgemeine Bemerkungen machen.

1. Die Zeichen sind, fast ohne alle Ausnahme, nur bestimmte Arten, nicht allgemeine Gattungen von Dingen. In keiner Stelle des Horapollo, und, soviel ich bemerkt habe, eines andren alten Schriftstellers finden sich Thier, Vogel, Baum u. s. f. als Hieroglyphen angegeben, sondern immer Löwe, Habicht, Palmbaum u. s. f. Nur der Fisch kommt allgemein vor in der schon oben berührten Stelle bei Plutarch, und bei Horapollo[4]). Auch wäre es kaum möglich gewesen, die einzelnen Arten in den kleinen Abbildungen kenntlich zu machen. Doch geschieht des wiederkäuenden Scarus, als Bezeichnung eines Gefräſsigen, und des Krampfrochen, für einen Menschen, der viele aus dem Meere er-

[1]) l. 1. c. 3. 4.
[2]) *l. c.* nr. 180.
[3]) *Lettre à Mr. Dacier* p. 1. 2.
[4]) l. 1. c. 44.

rettet, besondre Erwähnung [1]). Aus dieser Sitte erklärt sich auch die von Hrn. Jomard in den kleinsten Hieroglyphen bemerkte Sorgfalt, jede Figur erkenntlich zu charakterisiren. Die allgemeinen Begriffe mufsten allerdings auch ihre Zeichen haben; allein bei der Unmöglichkeit allgemeiner Bilder, und der Schwierigkeit, den Leser zu unterrichten, wo von der bestimmten Art abgesehen werden mufste, sollte man glauben, dafs dies nur figürlich geschehen sei.

Es ist daher eine auffallende Erscheinung, dafs, nach Hrn. Champollion, fünf, und nach der von ihm gegebenen Kupfertafel sogar sieben Vogelarten den Vocal *a* bedeuten. Wenn dem wirklich so ist, so darf man es wohl nicht von dem Wort Geflügel, ϱaλнт, ableiten, wie er es versucht [2]), sondern man mufs annehmen, dafs alle, durch diese Vogelgattungen angedeuteten, eigentlich oder figürlich gebrauchten Wörter mit einem *a*, oder dem Hauchbuchstaben anfingen.

2. Die wirklichen Gegenstände scheinen nicht häufig durch sich selbst, kyriologisch, sondern mehr durch andre, figürlich, angedeutet worden zu sein.

In Horapollo sind die Beispiele wahrhaft kyriologischer Bezeichnung sehr selten: ein Tuchwalker, angedeutet durch zwei in Wasser stehende Füfse, die Nacht durch einen Stern, der Geschmack durch Mund und Zunge, das Gehör durch ein Ohr, jedoch eines Stiers [3]). Nach der Analogie der beiden letzten Bezeichnungen, sollte man nun für das Gesicht ein Auge erwarten. Er giebt aber, statt dessen, einen Geier an. Das Auge ist, mit der Zunge, bei ihm Zeichen der Sprache [4]). Clemens von Alexandrien aber re-

[1]) l. 2. c. 109. 104.

[2]) *Lettre à Mr. Dacier* p. 11. 38. pl. 4. Der Hauchbuchstabe im Anfange würde sonst dieser Ableitung nicht im Wege stehen, da er bisweilen ausgelassen wird.

[3]) l. 1. c. 65. l. 2. c. 1. l. 1. c. 31.

[4]) l. 1. c. 11. 27.

det von Augen und Ohren aus edlen Metallen, die als Symbole des göttlichen Allsehens und Hörens den Tempeln geweiht wurden [1]).

Es lag indefs in der Natur der Sache, dafs selbst ein wahres Hieroglyphen-Wörterbuch kyriologischer Zeichen, da sie von selbst verständlich waren, kaum zu erwähnen brauchte. Mehr beweist es dagegen, wenn man körperliche Gegenstände durch ganz andre, kaum entfernt an sie erinnernde, den Mund durch eine Schlange, den Schlund durch einen Finger, die Milz durch einen Hund, einen essenden Menschen durch ein Krokodil mit geöffnetem Mund, einen Stundenbeobachter durch Einen, der die Stunden ifst, Wespen und Mücken durch Dinge, denen man ihre Entstehung zuschrieb, das Herz durch einen Ibis bezeichnet findet [2]). Dagegen wurde das Bild des Herzens gebraucht, um, verbunden mit einem Rauchfafs, Eifersucht, und, wegen des heifsen, fruchtbaren Bodens des Landes Aegypten, an die Kehle eines Menschen gefügt, den Mund eines guten, wahrheitsliebenden Mannes anzuzeigen [3]). Bei Hrn. Young kommen zwar mehrere Thierbilder als Zeichen derselben Gattungen vor; er gesteht aber die Ungewifsheit ihrer kyriologischen Deutung zu [4]), und bestätigt auch, wie schon früher Zoëga, die Seltenheit dieser Gattung der Zeichen [5]). Es versteht sich aber von selbst, dafs hierdurch nicht das Dasein kyriologischer Hieroglyphen auf den noch vorhandenen Monumenten geläugnet werden soll. Ein Beispiel einer solchen

---

[1]) *Strom.* l. 5. c. 7. p. 671.

[2]) Horapollo l. 1. c. 45. l. 2. c. 6. l. 1. c. 39. l. 2. c. 80. l. 1. c. 42. l. 2. c. 44. 47. l. 1. c. 36.

[3]) *l. c.* l. 1. c. 22. l. 2. c. 4.

[4]) *Egypt.* nr. 72–79.

[5]) *l. c.* nr. 161. Zoëga p. 441. Auch in der *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text T. 1. Chap. 9. p. 163 wird die Anzahl der Zeichen, *„dont la configuration représente bien les objets"*, klein genannt.

ist die steinerne Tafel auf dem Rosettastein [1]). Zum Theil konnte diese Erscheinung zwar von der Neigung der Sprache zu Bildern, oder einem im Gebrauch der Hieroglyphen zur Sitte gewordenen bilderreichen Styl herkommen; sie ist aber noch aus zwei andren Gründen von der gröfsten Wichtigkeit. Denn einmal zeigt sie, worauf schon im Vorigen hingedeutet ist, dafs das Aegyptische Hieroglyphensystem sich durchaus von der Malerei unterschied, die man bei beginnenden Nationen antrifft, und die dem Auge unmittelbar erkennbare Gegenstände darlegt. Dies geht, wie Zoëga in einer sehr merkwürdigen Stelle richtig bemerkt, aus den Zeugnissen des ganzen Alterthums über dasselbe hervor [2]), und beruht nicht etwa blofs auf einzelnen Beispielen von Zeichen, wie die oben berührten. Zugleich aber führt die Seltenheit der einfachen Bilder auf eine noch ganz andre Ansicht der Hieroglyphenschrift, auf welche ich erst in der Folge, nach dem über die Schrift selbst zu Sagenden, aus-

---

[1]) Zeile 14. Hr. Champollion (*Rev. encyclop.* T. 13. 1822. p. 517.) erklärt dies für die einzige Form dessen, was man, wenn von Aegyptischen Denkmälern die Rede ist, στήλη nennt. Den Obelisken spricht er diese Benennung gänzlich ab. Zoëga (p. 33. 129. 151. 571) nimmt den Begriff weiter, und dehnt ihn auch auf Obelisken, jedoch nur auf kleinere, aus. Hr. Letronne stimmt hiermit (*Recherches* p. 333) so sehr überein, dafs er, gegen Hrn. Champollion's Meinung, glaubt, dafs der, nicht grofse Obelisk von Philae wohl die in der Sockel-Inschrift erwähnte στήλη sein könne. Es fehlt aber doch wohl bis jetzt eine Stelle eines alten Schriftstellers, in welcher στήλη von einem Obelisken gebraucht wäre, und in der man das Wort nicht blofs von einer Denktafel, oder Säule verstehen könnte. Vergleicht man viele Stellen mit einander, so scheint sich mir wenigstens ein viel bestimmterer Unterschied zwischen ὀβελός, ὀβελίσκος und στήλη zu finden, als Zoëga zugeben will.

[2]) *Quis enim veterum unquam dixit hieroglyphicam scripturam notis tantum constare, quae res, quales sunt, imitarentur omnibusque essent noscibiles? Quis veterum qui hanc rem attigere, non ea dixit quae illi sententiae e regione sunt opposita?* p. 428.

führlicher kommen werde. Sie beweist nämlich, dafs diese Schrift nicht blofs durch ihre Bedeutung, den in der Rede in sie gelegten Sinn, sondern auch das einzelne Zeichen für sich, als Hieroglyphe, belehren sollte, theils wie es auch die Sprache hier und da durch sinnvolle Wortbildung thut, theils auf eine noch andre, tiefere und mystische Weise. Von diesen beiden Seiten her zeigt sich ihre wahrhaft ideale Richtung, der man genau folgen mufs, wenn man die Eigenthümlichkeit des Aegyptischen Geistes, und den Zustand seiner Bildung erkennen, und diesem wunderbaren Volke nicht sichtbar Unrecht zufügen will. Für jetzt wünsche ich nur so viel festzuhalten, dafs man irren würde, wenn man die Hieroglyphenschrift blofs und ausschliefslich wie eine Schrift, wie eine Bezeichnung der Rede ansehen wollte.

3. Es kommen bei Horapollo Zeichen vor, von denen man nicht begreift, auf welche Weise sie sich überhaupt, oder wenigstens erkennbar für das Auge, darstellen liefsen.

Ein Stier- und ein Kuhhorn, für Werk und Strafe, mochten sich noch allenfalls unterscheiden lassen; wie aber stellt man einen blinden Käfer, für einen am Sonnenstich Gestorbenen, dar? wie eine wachende Schlange, für einen schützenden König? einen gesunden Stier, für die Verbindung von Enthaltsamkeit mit Stärke? wie die Stunden, die in der oben angeführten Hieroglyphe der Stundenbeobachter afs? das Ende, für Aegyptische Schrift; Reden, für das am längsten Vergangene[1])? Es läfst sich allerdings denken, dafs man in den ersten Fällen den Zustand des Thiers durch Stellung, oder Zeichen nach einmal hergebrachter Sitte, bestimmte, in den andren das nicht an sich Darzustellende wieder durch Hieroglyphe andeutete, so dafs z. B. eine Zunge[2]) über einer Hand, das Zeichen der Rede, nun auch,

[1]) Horapollo l. 2. c. 17. 18. 41. l. 1. c. 60. 46. 42. 38. l. 2. c. 27.
[2]) l. c. l. 1. c. 27.

als Bild zweiter Stufe, das Vergangene bezeichnete; und wenn Horapollo's Angaben richtig sind, und er sich nicht vielleicht in diesen Stellen verleiten liefs, abgehend von den Schriftzeichen, mehr Symbole für den Geist, als das Auge, zu beschreiben, so mufste es sich wohl auf diese oder ähnliche Art damit verhalten.

Wirklich führt Horapollo ein Beispiel einer solchen zwiefachen Figürlichkeit an. Denn ein Palmbaum ist, nach ihm, Symbol der Sonne, und deutet dann Wasserfluth an, weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet[1]).

Welche Methode man aber auch gewählt haben mag, so beweist diese Gattung der Zeichen immer, wie weit die Hieroglyphen sich von Abbildungen der Dinge entfernten, und wie künstlich ihre Entzifferung durch die Unterscheidung solcher nicht eigentlich darzustellender Zustände, und eine solche Steigerung der Figürlichkeit werden mufste.

4. Ein Zeichen hat mehrere Bedeutungen, und Ein Begriff mehrere Zeichen.

In dem ersteren Fall waren vorzüglich gewisse sehr heilig gehaltene Zeichen, wie der Käfer, der Falk, der Geier, das Krokodil, in dem letzteren gewisse allgemeine Begriffe, die man von sehr verschiedenen Seiten ansehen konnte, wie Gott, Welt, Sonne, Zeit. Eine Eigenschaft eines Thiers, wie die Schnelligkeit des Falken[2]), wurde auf mehrere Gegenstände, auf welche dieser Begriff pafst, den Wind, die Gottheit, Höhe und Tiefe, welche dieser Vogel, gerade auf- und abwärts schiefsend, auf dem kürzesten Wege erreicht, Hervorragung, Sieg angewandt. Ebenso war es mit dem Käfer, dem Symbol der männlichen Kraft, und dem Geier, dem der weiblichen Empfänglichkeit[3]). In anderen

[1]) *l. c.* l. 1. c. 34.

[2]) Diodorus Sic. l. 3. c. 4. Horapollo l. 1. c. 6. l. 2. c. 15.

[3]) Horapollo l. 1. c. 10-12. Zoëga p. 446-453. vorzüglich at. 43. 47

Fällen wurden aber auch verschiedene Eigenschaften desselben Thiers auf verschiedene Begriffe übergetragen, wie die Raubsucht, die Wuth und die Fruchtbarkeit des Krokodils auf die gleichen menschlichen Eigenschaften [1]). Das Verständnifs mufste dadurch allerdings erschwert werden, indefs kaum mehr, als es auch in der Sprache durch vieldeutige Wörter geschieht; und zur Vergleichung der Schrift mit der Sprache kann hier daran erinnert werden, dafs diese Vieldeutigkeit sich vorzüglich in sehr alten Sprachen findet. [2])

Die Verschiedenheit der Zeichen für denselben Begriff war vermuthlich, wie die der Wörter in den Sprachen, mit kleinen Veränderungen des Begriffs nach der Natur des Zeichens, und der Art seines Gebrauchs verknüpft. Die Zeit unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, eines Sternes, oder einer ihren Schwanz unter ihrem Leibe verbergenden Schlange, oder, in Bezug auf eine heilige Erzählung, unter dem eines Krokodils [3]) erregte nothwendig andre Nebenbegriffe, wenn diese auch für den Sinn der jedesmaligen Rede vielleicht gleichgültig sein mochten. Die Welt wurde bald in dem Bilde einer in ihren Schwanz beifsenden Schlange gleichsam hingemalt, in den Schuppen der gestirnte Himmel, in der Schwere des Thieres die Erde, in der Glätte das Wasser, in dem jährlichen Abwerfen der Haut die, auch jährliche, Verjüngung in Keimen und Blüthen, in der in sich zurückgewundenen Gestalt die Idee, dafs, wie auch Alles in ewigem Wechsel wachse und abnehme, die Welt doch diesen ganzen, ewig in sich zurück-

[1]) Horapollo l. 1. c. 67. Man vergl. auch l. 1. c. 35. 68-70. l. 2. c. 80. 81.

[2]) Auch der Koptischen ist diese Vieldeutigkeit nicht fremd. Vgl. Lacroze Lex. v. ⲟⲩⲱ. In welchem Grade sie aber dieselbe ehemals besessen habe, liefse sich nur dann beurtheilen, wenn sich mehr und ältere Schriften in ihr erhalten hätten.

[3]) Horapollo l. 1. c. 1. l. 2. c. 1. Clemens Alex. l. 5. c. 7. p. 670.

kehrenden Kreislauf umschliefst; bald aber erinnert das Bild des Käfers an die zeugenden, bald, mit dem Bilde des Geiers vereint, an die zeugenden und empfangenden Kräfte der Welt [1]). Die Sonne theilt, aus leicht begreiflichen Gründen, das Zeichen des Käfers und Falken [2]), sie erscheint aber auch als ein Mann in einem, auf einem Krokodil ruhenden Boot, um ihren Lauf durch die leicht trennbare, wasserähnliche, und, gleich dem durch das Krokodil vorgestellten Nilwasser, heilsame Luft anzudeuten [3]); ferner als Dattelpalme [4]), wegen des verwandten Begriffs des Jahres, dem dieses Zeichen angehört [5]); endlich, ohne alle figürliche Deutung, blofs als angedeutetes Bild (*kyriologumenon*), in einem einfachen Kreise [6]). Für die Gottheit geben die neueren Entzifferer andre Zeichen, als die alten Schriftsteller, nämlich eine Art Streitaxt, und menschliche stehende und sitzende Figuren [7]). Bei den Alten kommen der Falk, ein Stern und ein Auge auf einem Stab vor [8]). Die Zeichen sollen aber

verschiedene Eigenschaften darstellen, der Stern die Lenkung der Weltkörper bei Horapollo [1]), die stehende Gestalt, ohne Hände, das Richteramt bei Hrn. Young [2]).

Wie aber war es in diesen Fällen mit dem Laut? Dafs Ein Wort mehrere Zeichen hatte, konnte das Lesen und Verstehen nicht zweifelhaft machen. Gab es aber für dieselbe vieldeutige Hieroglyphe auch nur Ein oder mehrere Wörter?

Es scheint mir unläugbar, dafs man nur das Letztere annehmen kann, wenn man nicht die Sprache als nach den Hieroglyphen geformt ansehen, und den ganzen natürlichen Lauf der Sprach- und Schrifterfindung umkehren will. Die Hieroglyphenschrift mufste zwar, da sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war, auf die geredete einen mächtigen Einfluſs ausüben, und sehr leicht konnten Wörter, indem sie, dem Schall nach, dieselben blieben, nach Maafsgabe des Zeichens, anders bestimmte Bedeutungen empfangen. Dies konnte aber nur feinere Nüancen der Begriffe treffen. Im Ganzen mufste die vor den Hieroglyphen dagewesene Sprache, welche auch nachher noch das Band zwischen den gebildeten Ständen und dem Volk war, dieselbe bleiben. Noch abentheuerlicher wäre es wohl, anzunehmen, dafs die eigentliche Bedeutung der Hieroglyphen wäre in Worten abgelesen, und das Zeichen, nicht sein Begriff, wäre in Laut übergetragen worden. Solche tönenden Hieroglyphen hätte wenigstens nur der Eingeweihte verstanden; und doch las man bei öffentlichen Versammlungen

---

[1]) Horapollo l. 1. c. 13. Es ist schwer zu glauben, dafs *τὴν νίκην* in dieser Stelle die richtige Lesart sei.

[2]) Wenn der Mangel der Hände das Richteramt beweist, wie kommt es dann, dafs das Zeichen der Göttin bei ihm auch ohne Hände erscheint, als wäre mit deren Begriff der des Richtens, ohne Ausnahme, verbunden?

auch dem Volke vor. Aber auch für den Eingeweihten wäre daraus Verwirrung entstanden; und da man einmal nur vermittelst der Sprache denken kann, so hätten doch diese in Laute umgelesenen Zeichen wieder in wahre Sprache verwandelt werden müssen. Nach eignen und ganz verschiednen Gesetzen geformt, können sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch die, unabhängig von ihnen vorhandene Sprache auf den Begriff beziehen. Der bloſse ihnen gegebene Laut verändert darum nicht ihre Natur. Im Chinesischen giebt es allerdings auch mehrdeutige Charaktere, aber sie erlauben keine Anwendung auf die Hieroglyphen. Denn bei ihnen entsteht die Verschiedenheit der Bedeutungen aus dem Wort, und geht mit ihm auf die Figur über, welche an sich, die lose Verbindung mit dem Schlüssel ausgenommen, leer an Bedeutung und Inhalt ist. Hier aber wird die Hieroglyphe, nach ihr beiwohnenden Eigenschaften, auf mehrere Begriffe, und mithin auch auf mehrere Wörter übergetragen. Hatte Ein Wort mehrere Bedeutungen, so konnte und muſste es wohl auch mehrere Zeichen haben. Die mehrdeutigen Hieroglyphen beweisen daher unläugbar, daſs nicht jedem Zeichen bloſs Ein Wort entsprach, sondern daſs der Leser bisweilen zwischen mehreren, dem Sinn nach, zu wählen hatte.

5. Der in Einer einfachen oder zusammengesetzten Hieroglyphe ausgedrückte Begriff ist häufig durch Nebenbegriffe so ins Einzelne hinein bestimmt, daſs nothwendig die Frage entsteht, ob dem Zeichen in der Sprache gleichfalls Ein Wort entsprochen habe?

Schon bei den Alten ist angemerkt, daſs die Hieroglyphen nicht bloſs Wörter, sondern auch ganze Redensarten andeuteten. Bei Horapollo kommen viele solcher, mit Bestimmungen des Begriffs überladener Zeichen vor; die meisten seines zweiten Buches gehören zu dieser Classe. Man

kann sich nicht der Bemerkung erwehren, daſs man bei dem Lesen des Horapollo hierin eine ähnliche Empfindung, als bei den Wörterbüchern der Sprachen noch sehr ungebildeter Nationen, hat. Auch in diesen findet man die Begriffe so durch Besonderheiten bestimmt, daſs man oft groſse Mühe hat, zu dem reinen und einfachen zu gelangen. Horapollo hat über zwanzig Artikel von Menschen in allerlei Zuständen, Zeichen für eine Wittwe, ein schwangeres, ein säugendes, ein einmal Mutter gewesenes Weib u. s. f.; allein ein einfaches Zeichen für Mensch und Weib überhaupt sucht man vergebens bei ihm. Wie die Alt-Aegyptische Sprache hierin beschaffen gewesen sein mag, läſst sich in der Koptischen nicht erkennen, da wir in derselben bloſs nicht mehr in ihrem ursprünglichen Geist verfaſste Schriften haben, und dadurch, und durch die Vermischung mit Griechischen Wörtern alles verdunkelt wird, was den Charakter der Sprache im Ganzen sehen lieſse.

Einige der oben erwähnten Zeichen lassen sich nun zwar sehr gut in Einem, danach modificirten Worte ausgedrückt denken, und können in einer reichgebildeten Sprache gelegen haben. So die Verbindung der Stärke mit der Enthaltsamkeit durch einen Stier mit gefesseltem rechten Knie; eines schwachen und doch muthwillig unternehmenden Menschen durch eine Fledermaus; eines schnell, aber unbedachtsam Handelnden durch einen Hirsch und eine Viper u. s. f.[1])

Wenn man sich aber Vorstellungen, wie die Eines, der sich selbst nach einem Orakelspruch heilt (in der Hieroglyphe eine wilde Taube, die einen Lorbeerzweig im Schnabel hält), oder eines Menschen, der, von Natur ohne gallichte Gemüthsart, durch einen andren dazu gebracht wird (in der

[1]) Horapollo l. 1. c. 46. l. 2. c. 78. 52. 87.

Hieroglyphe eine zahme Taube, welche das Hintertheil in die Höhe hält), eines Clienten, der bei seinem Patron Schut sucht, und nicht erhält (in der Hieroglyphe ein Sperling und eine Eule), Eines, der sein Vermögen einem verhaßten Sohne hinterläßt (in der Hieroglyphe ein Affe mit dessen hinter ihm hergehenden Jungen), Eines, der aus Armuth seine Kinder aussetzt (in der Hieroglyphe ein Falke, der eben legen will), oder Eines, der viele aus dem Meere er rettet (in der Hieroglyphe ein Krampfroche [1]), denen man noch viele andre hinzufügen könnte, in Rede ausgedrückt denkt, so erscheint es nicht natürlich, jede derselben in ein Wort zusammenzufassen. Sie gleichen vielmehr Bildern welche nur den Gedanken gaben, den jeder im Entziffern frei in Worten umschrieb.

Dennoch möchte ich hierauf kein entscheidendes Ge wicht für die Beantwortung der wichtigen Frage legen, ob jeder Hieroglyphe ein bestimmtes Wort entsprach, und dies Schrift mithin gelesen, oder nur entziffernd erklärt werden konnte? Denn es läßt sich nicht allgemein behaupten, wie

Was aber diese Vorstellungen mit Gewifsheit beweisen, was auch auf die andren, einfacheren Schriftzeichen, n es auch bei ihnen nicht immer gleich in die Augen nd ist, trifft, ist der Gang, welchen der Geist bei der eichnung durch Bilder nahm. Jedem, der irgend mit achen vertraut ist, und auf die Art Acht gegeben hat, dieselben den Theil der Begriffe bestimmen, welchen Wort umfassen soll, oder wie sie den, gleichsam in unlicher Ausdehnung hinlaufenden Gedanken durch die rtbildung in einzelne Stücke prägen, mufs es auffallend , dafs viele Hieroglyphenzeichen hierin eine ganz andre heilung machen, als die Sprachen in den Wörtern. Am sten leuchtet dies freilich bei denjenigen Zeichen ein, denen wir hier reden, allein diese Verschiedenheit der lenkeneinschnitte ist doch auch bei andren, einfacheren tbar. Dies bestätigt nun, was, wie ich in der Folge gen werde, auch das ganze Wesen der Hieroglyphen antet, dafs man nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für griffe, noch weniger malerische Darstellung für etwas gangenes suchte, mithin nicht von dem zu Bezeichnen-, sondern vielmehr in der, nach Symbolen suchenden stesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und lich dem Worte überging. Mochte dies auch nicht imr geschehen, so machte es offenbar einen wesentlichen, den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems , womit auch die oben berührte Seltenheit kyriologischer chen zusammentrifft. Dem symbolisirenden Geiste war ganze Natur Eine grofse Hieroglyphe, jeder Gegenstand lerte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriff hzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher Bild; und wenn er, was er in ihm zu entdecken glaubte, Einem Begriff zusammenfafste, so mufste dieser sehr nalich anders ausfallen, als, wenn er in nicht symbolisiren-

dem Denken an der Hand der Sprache zu ihm gelangt wäre. Bei einigen Zeichen springt diese Erscheinung ordentlich unwillkührlich ins Auge. Der Elephant soll einen Menschen andeuten, der, zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert. Die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur des Elephanten gerechtfertigt; allein auf die besondre Bestimmung der Art der Klugheit, als einer ausspürenden, von fern ahndenden, und auf die Metapher des Riechens, auch im Begriff, konnte man, wie auch Horapollo thut, nur von dem Anblick des Rüssels aus gerathen, der zugleich Waffe und Geruchswerkzeug ist. Gegen diese Hieroglyphe läfst sich einwenden, dafs sie, da das Aegyptische Alterthum sonst von Elephanten schweigt, zu den Einschiebseln des ausländischen Schriftstellers gehören könnte [1]). Allein der Ibis bietet ein andres, und zu

[1]) l. 2. c. 84. Andre Beispiele, wo der Elephant bei Horapollo, als Hieroglyphe, erwähnt wird, sind l. 2. c. 85. 86. 88. Man darf hier nicht vergessen, dafs seit den Zeiten der Ptolemäer

sinnreiches Beispiel dar, als dafs man es nicht sogar in das hohe Alterthum hinaufsetzen sollte.

Die weifsen und schwarzen Federn dieses Vogels wurden zugleich auf den Mond, wegen seiner Licht- und Schattenseite, und auf den Hermes, und die Sprache bezogen, welche, erst im Gedanken verborgen, durch die Zunge hervortritt [1]). So bildete man also durch dies Zeichen den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man, ohne das Symbol, wohl schwerlich gekommen wäre. Auf diesem Wege begreift man auch noch mehr, wie dasselbe Zeichen mehreren Begriffen diente. Die Hieroglyphen waren nicht blofs Zeichen, sondern wirkliche Wörter für das Auge. Wie nun die Sprache ein Wort auf einen verwandten Begriff hinüberzieht, so wurde die Hieroglyphe, wegen einer neu beobachteten Eigenschaft, einem andren Begriffe gewidmet. Dies traf selbst die berühmtesten und am allgemeinsten aufgefafsten Hieroglyphen, welche dadurch Bedeutungen erhielten, die ihrem Grundbegriff durchaus fremd waren. So bezeichnete der Geier, das Grundsymbol der empfangenden und mütterlichen Kräfte der Natur, zugleich wegen seines scharfen Gesichts das Sehen, wegen der ihm beigemessenen Vorhersehungskraft, mit der er bei zwei schlagfertig stehenden Heeren sich das Feld seines Raubes unter den zu Besiegenden ausersah, die Begränzung [2]). Immer stand also in erster Linie das Bild, der Begriff nur in zweiter. Dieser, nach dem Zeichen gebildet, erhielt dann

---

den Elephanten (Indische Bibl. B. 1. S. 130. 186), die unter einem sehr anspruchslosen Titel, und in dem Gewande einer blofs unterhaltenden Erzählung höchst wichtige Untersuchungen und Aufschlüsse enthält.

[1]) Clemens Alex. l. 5. c. 7. p. 671. Aelianus *De nat. anim.* l. 10. c. 29. Der Ibis hatte aber auch andre Beziehungen zum Monde. Aelianus *l. c.* l. 2. c. 35. 38.

[2]) Horapollo l. 1. c. 11.

Theile erfahren die Sprachen a
auch noch in späterer Zeit; un
zu ekler Geschmack, wie wir
Französischen Sprache sehen, d
mindert, so lehrt das Beispiel de
bildung fremder Sprachen, die,
Gedankeneinschneidens in jeder,
Aehnlichkeit hat, dieselben verm

6. Die Gesetze aufsuchen z
Begriffe hieroglyphisch bezeichn
gebliches Bemühen sein. Es ka
ren, so, wie Zoëga gethan hat, d
Ausdrücke unter Classen zu brin
belegen [1]). Bemerkenswerth ist
wo wir den Zusammenhang des
bei den Alten angegeben finden
Fällen, mit Uebergehung des si
unerwarteter und gesuchter ist.
hierbei sehr viel auf die Berichts
nifs wohl gerade in diesem Stüc
den Angaben der Zeichen selbst

kann, daſs entweder die wahren nicht mehr bekannt waren, oder daſs spätere Deutelei ihnen absichtlich falsche unterschob. Nicht unmöglich wäre es auch, daſs die Priesterstifte selbst exoterische und esoterische gehabt hätte. Zum Theil aber mag uns auch manches hierin mehr auffallen, als es sollte. So gehen die häufigsten Fälle sonderbarer Zeichenerklärungen auf Eigenschaften der Thiere hinaus, die wir an ihnen nicht zu bemerken gewohnt, oder die auch augenscheinlich fabelhaft sind.

Die Alten stellten aber, wie ihre Schriften beweisen, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens viel mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen an, und legten einen viel gröſseren Werth darauf, als wir zu thun pflegen. Die Aegyptier mochten aus Gründen, die in ihrem Gottesdienst lagen, noch mehr in diesem Fall sein. Daſs alsdann auch eine Menge falscher Beobachtungen, und wirklicher Erdichtungen mit unterlief, war natürlich; und so mögen wir oft die Berichtsteller beschuldigen, wo sie getreulich das selbst Gehörte niederschrieben. Wie viel man aber auch auf ihre Rechnung, oder die ihrer, vielleicht schon nicht mehr hinlänglich unterrichteten Gewährsmänner setzen mag, so brachte es die Natur der Hieroglyphen, welche doch wesentlich auf dem Forschen nach Aehnlichkeiten zwischen Körperlichem und Unkörperlichem beruhn muſste, mit sich, daſs die subjective Nationalansicht einen sehr groſsen Einfluſs darauf ausübte. In der Nation selbst muſste dies ihr Verständniſs erleichtern; allein unmöglich hätte die Hieroglyphenschrift so leicht auf eine fremde Nation übergehen können, als dies bei der Chinesischen Figurenschrift möglich ist; und da das Symbolisiren der Hieroglyphensprache nothwendig den ganzen Geist der Nation befangen hielt, so muſste dies vorzüglich zu ihrer Absonderung von andren Nationen beitragen.

Verwandte, oder zu einander in gewisser
stehende Begriffe sollten, wie es scheint, durch gl
auch verschieden dargestellte Hieroglyphen bezeic
wie es im Chinesischen, dort aber, weil die C
Schrift hierzu andre, besser zum Zweck führen
besitzt, mit Recht nur selten, doch z. B. bei den
von rechts und links, geschieht [1]). Ich finde indes
rapollo nur sehr wenige Zeichen dieser Art.
wurde durch einen Palmbaum, der Monat durch
zelnen Zweig desselben, eine Mutter, je nachdem
Töchter oder Söhne geboren hatte, durch einen
sich links oder rechts umwandte, auf ganz ähnlic
durch eine sich rechts oder links umdrehende
seinen Feind besiegender, oder von ihm besiegte
ein als Beherrscher der ganzen Welt betrachtet
durch eine ganze, ein König, der nur einen Theil be
durch eine halbe Schlange bezeichnet [2]).

Bei weitem das merkwürdigste Beispiel bietet
Bezeichnung derjenigen Gottheiten bei den Aegyp
welche die weibliche und männliche Natur zugleic
vereinten. Denn indem sie dieselbe durch einen
Geier darstellten, setzten sie bei Hephästos, dem M
jenen, bei Athene, dem Weibmanne, diesen voran [3]).

Nach der Bezeichnung der Grundbegriffe
Wichtigste, zu erforschen, inwiefern die Hierogl
Anwendung eines lexicalischen Systems erlaubte
in den Sprachen durch Ableitung und Zusamm
angetroffen wird.

---

[1]) Rémusat's Grammatik p. 2. §. 5.

[2]) Horapollo l. 1. c. 3. 4. l. 2. c. 43. 71. l. 1. c. 64.

[3]) Horapollo l. 1. c. 12. Die Griechischen Namen k
dacht gegen diese Stelle erregen, allein die Vorst
darum nicht weniger Aegyptisch. Vergl. Creuzer's
B. 1. S. 672. 673 und besonders nt. 383.

Unmöglich wäre dies nicht gewesen; es käme nur darauf an, Beispiele dafür aufzufinden. Bei den Alten giebt es kaum einige, die sich dahin rechnen lassen. So kommen bei Horapollo natürlich oft verneinende Begriffe, bisweilen auch zugleich ihr Gegensatz vor. Nie aber ist alsdann dasselbe Bild, nur mit einem verneinenden Zusatz, gebraucht, sondern das Zeichen des verneinenden Begriffs ist ein verschiedenes, und in sich positives [1]). Es scheint nicht einmal, dafs die neueren Entzifferer auf den reinen und allgemeinen Begriff der Verneinung in den Hieroglyphen gestofsen sind. Hr. Young erwähnt einer Hieroglyphe, die im Bilde, und auch dem Begriff nach, einem mit einer Präposition verbundenen Verbum entspricht: aufstellen, auf die Beine bringen, einrichten, errichten (*set up, prepare*); einer auf einem Stiel ruhenden Leiter [2]) (was auch als Kopfputz vorkommen soll) folgt ein ausgestreckter Arm über zwei Beinen. Diese Gruppe kommt in der Rosetta-Inschrift vor; aber die von Hrn. Young befolgte Methode, meistentheils nur die in der Griechischen Inschrift stehenden Worte, nachdem man sie in der enchorischen aufgefunden zu haben glaubt, auf die hieroglyphischen Zeichen anzuwenden, mag allerdings bis jetzt die einzige brauchbare sein, sie bleibt aber zu ungewifs, um für so bestimmte Fälle, als der gegenwärtige ist, mit Sicherheit darauf zu fufsen. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, dafs die Zeichen in dem Wörterbuch (Nr. 164. 165) nicht vollständig so, wie sie in der Rosetta-Inschrift vorkommen, eingetragen sind. Nr. 164. findet sich allerdings ganz so in der 13. Zeile, allein in der 14. ist, statt der Leiter auf einem Stiel, eine blofse Gabel,

[1]) Man vergleiche bei Horapollo l. 2. c. 55 und 56. — l. 2. c. 118. und l. 1. c. 44. — l. 1. c. 43. und 49.; ferner l. 1. c. 58. und andre Stellen mehr.

[2]) Young *Egypt.* nr. 164. 165 und p. 35.

ohne dafs Hr. Young etwas andres über diese Verschiedenheit bemerkt, als dafs er *a fork or ladder* sagt, da das Zeichen doch schlechterdings keine Leiter sein kann [1]). Nr. 165. hat die Rosetta-Inschrift nirgends so, wie es in dem Wortverzeichnifs mit einer Leiter gezeichnet ist.

Dafs die Hieroglyphen einfacher Begriffe zusammengestellt wurden, um den aus jenen zusammengesetzten zu bilden, davon haben wir oben an Hephaestos und Athene ein Beispiel gesehen, allein es ist mir auch kein andres, wenigstens nicht bei den Alten, bekannt. In mehreren zusammengesetzten Zeichen bei Horapollo entsprechen zwar die beiden Zeichen zwei in dem Begriff vorkommenden Gegenständen, wie in der Bezeichnung eines von einem Stärkeren Verfolgten durch eine Trappe (ὠτὶς) und ein Pferd, aber ohne dafs diese einzelnen Zeichen nun auch, aufser der Zusammensetzung, Hieroglyphen der einfachen Begriffe wären [2]). Sehr oft aber führt er zusammengesetzte Zeichen für einfache Begriffe, und umgekehrt, an. So Himmel und die

im Vorigen erwähnten Saitischen Inschrift schliefsen, so standen die Hauptbegriffe zwar in der Ordnung, in der sie gedacht werden mufsten, aber ganz abgesondert, ohne alle grammatische Kennzeichen und Verbindungen, da. Es fragt sich aber, ob die in dieser Inschrift zusammengestellten Zeichen wirklich einen Spruch, eine bestimmte Wortreihe vorstellen sollten. Die Inschrift gehört vielleicht zu derjenigen Gattung von Hieroglyphen, die nur bestimmt waren, eine Wahrheit, oder Lehre symbolisch dem Geiste vorzuführen, wie die sogenannten τέσσαρα γράμματα bei Clemens von Alexandrien. Ich werde von diesen weiter unten sprechen, man mufs sie aber sorgfältig von der eigentlichen Schrift unterscheiden. Sehr leicht konnte sich aber auch in verschiedenen Zeiten, oder für verschiedene Gegenstände in dem sparsameren und häufigeren Gebrauch grammatischer Zeichen eine Verschiedenheit in dem Hieroglyphenstyle finden. In den Chinesischen Schriften ist dies bekanntermafsen der Fall, und es zeigt sich in denselben, dafs es wohl möglich ist, wenn Schriftsteller und Leser sich einmal in diese Art, unverknüpfte Begriffe hinzustellen, hineingedacht haben, der Grammatik bis auf einen gewissen Grad zu entbehren.

Hr. Champollion und Hr. Young glauben mehrere blofs grammatische Zeichen in den Hieroglyphen gefunden zu haben. In dem jetzigen Zustande der Hieroglyphenentzifferung wäre es voreilig, auf die gemachten Entdeckungen schon andre Folgerungen gründen zu wollen, allein gewifs noch mehr unrecht, sie, wenn sie auch nur glückliche Vermuthungen sein sollten, zurückzuweisen, und dadurch der weiteren Untersuchung vorzugreifen. Was mir in der That die Behauptung grammatischer Zeichen sehr zu unterstützen scheint, ist die Häufigkeit, in der gewisse Hieroglyphen in wenigen Zeilen erscheinen. Unter diesen fällt, auch dem Ungeübten, am leichtesten die wagerechte in lauter spitzen

Winkeln auf- und abwärtsgehende Linie ins Auge. Hr. Young und Hr. Champollion erklären sie für die den Genitiv bildende Präposition, ohne jedoch andre bestimmte Beweise davon zu geben, als dafs sie dem Koptischen gleichbedeutenden ⲛⲧⲉ oder ⲛ entsprechen soll, weshalb sie, nach Hrn. Champollion, auch den Buchstaben *n* bedeutet[1]). Dafs in der Hieroglyphenschrift ursprünglich das Wasser dadurch angedeutet werde, wie man nach der Aehnlichkeit mit den Vorstellungen dieses Elements in den Bildern[2]) schliefsen sollte, läugnet der Letztere gänzlich. Dieses Zeichen nun findet sich in den 14 Zeilen Hieroglyphenschrift des Rosettasteins über sechzig Mal, in Verbindung mit verschiedenen andren Zeichen, wo es denn auch andre Bedeutungen haben mag[3]), und bestätigt daher allerdings dadurch die Vermuthung, dafs es keinen Hauptbegriff, der nicht so oft wiederholt sein könnte, sondern blofs eine grammatische Bestimmung anzeigt. Auch in andren Hieroglyphen-Inschriften ist es häufig; dagegen kommt dies Zeichen in den 515 Columnen der oben erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle auch nicht ein einziges Mal vor, wie ich mich durch sehr genaue Durchsicht derselben überzeugt habe. Ueber diese auffallende Erscheinung, die vielleicht dadurch zu erklären ist, dafs in dieser Rolle an der Stelle dieses Zeichens ein andres, gleichbedeutendes gebraucht ist[4]), darf man wohl

---

[1]) Young *Egypt.* nr. 177. Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 36.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 90. Ueber die Hieroglyphe des Wassers s. oben S. 447. Anm. 4.

[3]) z. B. einer Substantivendung nach Young *Egypt.* nr. 93.

[4]) Eine einfache wagerechte Linie kommt in dieser Rolle ungemein oft vor, und ich habe einen Augenblick geglaubt, dafs der eckige Strich auf diese Weise vereinfacht sei, da diese Rolle die Zeichen überall nur in den äufsersten Umrissen giebt. Dieselbe gerade Linie findet sich aber auch, neben der im Winkel gebrochenen, auf dem Rosettastein, und beide konnten daher wohl nicht, ohne Zweideutigkeit, zusammengeworfen werden.

erst von den ferneren Arbeiten der oft genannten Französischen und Englischen Gelehrten Aufschlüsse erwarten, vorzüglich von Hrn. Jomard's angekündigtem Verzeichniſs aller bekannten Hieroglyphen, aus dem sich auch unstreitig ergeben wird, welche dieser oder jener Art der Denkmäler eigenthümlich sind.

Die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts scheint durch vielfache Analogie begründet, und dürfte wohl als gewiſs angenommen werden können [1]). In der Regel steht sie den Zeichen des Subjects nach; doch will Hr. Young sie auch, nach Analogie des Koptischen Artikels, an dem allein das Geschlecht in der Sprache kenntlich ist, vor demselben gefunden haben. Das männliche Geschlecht wird nicht angedeutet. Im Koptischen sind Sonne und Mond (letzterer ⲡⲓⲟϩ) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen. Daſs auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andre Untersuchungen bekannt [2]).

Den Dualis und Pluralis findet Hr. Young durch zwei- oder dreifache Wiederholung des Gegenstandes, oder durch zwei und drei Strichelchen bezeichnet [3]). Nach Hrn. Champollion wird, statt der Hinzufügung der Zahl, der Gegenstand auch so oft, als sie erfordert, wiederholt [4]). Dies erklärte den Dual, der dem Koptischen fremd ist. Die Bezeichnung unbestimmter Mehrzahl durch drei wäre merkwürdig, selbst wenn die Zweideutigkeit, wie Hr. Young be-

[1]) Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 9. 12. 46. pl. 1. nr. 21. Young *Egypt.* nr. 3. 38.

[2]) Hirt in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wissensch. Hist.-philol. Classe Jahrg. 1820. 1821. S. 133. Creuzer Symbolik B. 2. S. 8-10.

[3]) *Egypt.* nr. 4. 11. 57. 187-196.

[4]) *Panthéon Egyptien* Heft. 1. p. 2. pl. 1.

hauptet, durch die Stellung vermieden war; und es ist mir in keiner Sprache aufgestofsen, dafs die Charakteristik des Plurals mit drei etymologisch zusammenhinge. Dagegen gilt fast in allen Sprachen diese Zahl, als eine Art Superlativus, für viel. Hrn. Young's Behauptung hat unläugbar das für sich, dafs auf dem Rosettastein keine einzige Hieroglyphenzeile ist, in welcher diese zwei- und dreifachen Strichelchen, oder Zeichen sich nicht wiederholten, und auch auf dem grofsen Hieroglyphen-Papyrus selten einer Columne ein Beispiel dieser Art fehlt. Fast unmöglich kann die Zahl drei dort so oft nöthig gewesen sein. Bei der grofsen Leichtigkeit, die Zweiheit dergestalt auszudrücken läfst sich das Entstehen eines Dualis in der Schrift denken, wenn auch die Sprache keinen kannte; und kann er nicht im Koptischen mit der Zeit ebenso, als dies fast ganz in der Griechischen Prosa der Fall ist, verloren gegangen sein?

Sehr viel hat auch die Bemerkung für sich, dafs die Ordinalzahlen durch ein über die Cardinalzahlen gesetztes

mit ihm in gleichem Geschlecht stehen mufs, und wohl eins mit ⲙⲉϥ, der volle, von ⲙⲁϥ, anfüllen. Im Saitischen Dialekt lautet auch das Zahlaffixum ⲙⲉϥ.

Andere grammatische Bemerkungen bei Hrn. Young, die Bezeichnung einer Substantivendung [1]), des Koptischen Präfixums ⲙⲉⲧ [2]), des Superlativs [3]), des Verbums durch Verdoppelung [4]), scheinen mir ungewisser.

Substantiv, Adjectiv und Verbum bedurften wohl keiner besondren Bezeichnung. Sinn und Stellung machen sie kenntlich, und in mehreren Sprachen fliefsen sie grammatisch in einander, noch weniger haben alle Sprachen wirkliche Bildungsgesetze für die Steigerung der Begriffe. Sehr viele behelfen sich mit Hinzufügung von Adverbien. Der Natur der Hieroglyphe nach, mufste auch der Grad höherer, oder geringerer Vollkommenheit, selbst oft das Adjectivum, ohne eines besondren Ausdrucks zu bedürfen, in dem danach gewählten Zeichen des Hauptbegriffs liegen. Horapollo hat viele solche Fälle [5]), dagegen allgemeine Eigenschaftsbegriffe, wie bei Hrn. Young gut [6]) ist, beinahe gar nicht. Auf gleiche Weise in das Zeichen des Hauptbegriffs gelegt, erscheinen bei Horapollo Activum, Passivum [7]) und Medium [8]). Ob die Hieroglyphenschrift aber auch abgeson-

[1]) *Egypt.* nr. 93.
[2]) *l. c.* nr. 143.
[3]) *l. c.* nr. 120. 121.
[4]) *l. c.* nr. 113. 114. Ich bin durch Hrn. Prof. Tölken darauf aufmerksam gemacht worden, dafs, was hier Hr. Young einen Altar nennt, die den Leichnam des Osiris einschliefsende Säule vorstellt. Creuzer Symb. B. 1. S. 261. Daher erklärt es sich, dafs diese Säule heiliger Bedeutung auch als einzelne Hieroglyphe von glasirter Erde vorkommt, wie Hr. Young sagt.
[5]) Grade der Vollkommenheit l. 1. c. 31. l. 2. c. 27. 68. Eigenschaften, in den Begriff verflochten l. 2. c. 4. 52. 78. 100. 101.
[6]) *Egypt.* nr. 152.
[7]) l. 2. c. 71.
[8]) L. 2. c. 46. 65. 76. 88. 93.

treten. Häufig ist dieses Zeicl
Papyrusrolle.

Bei Gelegenheit der von
Hieroglyphen für Präpositionen
zwar ein glücklicher Einfall, (
Präposition ϵϫω, über, zu b(
beim Kopf heifst[3]). Allein d
andren Zeichen zusammen, wel
Beziehung wieder ins Dunkel s

Aus allen diesen Angaben
denen ich absichtlich länger ve
Ueberzeugung hervor, dafs, \
Bestimmung der einzelnen Zei
der Hieroglyphenschrift wirklic

Dafs aber der Gebrauch d
regelmäfsig gewesen sein mag,
schrift, läfst sich nicht nur sch
zeigt sich auch an Beispielen.
den Beinamen des Geliebten e
chen für geliebt und für die

ten möchte) immer ohne ein verbindendes Präpositions- oder Casuszeichen [1]).

Ich bin bis hierher die Bildungsart der Hieroglyphen auf ähnliche Weise durchgegangen, wie man es mit der einer Sprache thun mufs, habe zuerst die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe, dann die lexicalische Analogie, endlich die grammatische Verbindung betrachtet. Ich habe dabei immer die Frage vor Augen gehabt, inwiefern sich die Hieroglyphen als wirkliche Schrift, d. h. als durch jedes Zeichen an einen bestimmten Laut erinnernd, lesen liefsen?

Wir sind nun wesentlich nur auf zwei Dinge gestofsen, welche dies zweifelhaft machen, nämlich die doppelte, eigentliche und figürliche, und die auch sonst mehrfache Bedeutung einiger Hieroglyphen, so wie die Häufung von Bestimmungen in dem Begriffe des Zeichens, die ein Wort nicht leicht in sich vereinigt.

Der aus dem letzteren Umstand herzunehmende Einwurf ist schon oben entkräftet worden, der in dem ersteren liegende hebt sich grofsentheils durch die Seltenheit des Gebrauchs kyriologischer Hieroglyphen, die gerade diesen Grund haben mochte, und durch die geringe Schwierigkeit, wenn eine Hieroglyphe mehreren Wörtern entsprechen konnte, das in jeder Stelle gemeinte ebenso zu errathen, als

---

[1]) Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 46. pl. 22. 23 bis. Das Zeichen für geliebt oder vielmehr für den Begriff der Liebe überhaupt ist eine Kette, also eine natürliche Metapher, bei Horapollo (l. 2. c. 26) eine Schlinge (*παγὶς*), also auch ähnlich. Hr. Young (*Egypt.* nr. 162) rechnet zu dem Zeichen noch ein Viereck, und einen Zirkelabschnitt, die sich auch bei Champollion (*l. c.* pl. 1. nr. 23 bis) finden. In nr. 22 bei ihm fehlen sie, aber nur durch einen Fehler des Kupferstechers. Denn die Cartouche nr. 22. ist aus der Rosetta-Inschrift genommen, und diese hat das Zeichen in diesem Ausdruck (der dreimal darin vorkommt) immer.

man in Sprachen den eigentlichen und figürlichen Sinn eines Wortes erkennt.

Dafs aber eine Hieroglyphe mehr als Ein Wort in der Sprache haben konnte, und einige in diesem Fall sein mufsten, fanden wir auf nicht abzuläugnende Weise.

Hiermit scheinen aber die neuerlich aufgefundenen phonetischen Hieroglyphen, die nämlich keinen Begriff, sondern einen blofsen Laut andeuten sollen, in Streit zu sein. Denn wenn man an einer, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Hieroglyphe den Anfangsbuchstaben erkennen soll, so mufs es nur Ein mit derselben immer untrennbar verbundenes Wort geben. Es ist also hier der Ort, in diese Gattung der Hieroglyphen genauer einzugehen.

Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern.

Hr. Young sprach, seit der Auffindung des Rosettasteins, zuerst von dem Hervorgehen alphabetischer Schrift aus

dem Namen Arsinoe, gab in seinem hieroglyphischen Wörterbuch einen unrichtigen dafür, und deutete seine Ungewifsheit selbst, seiner Wahrheitsliebe gemäfs, durch ein Fragezeichen an [1]).

Hr. Champollion der jüngere setzte sein System phonetischer Hieroglyphen in einer kleinen, an Hrn. Dacier gerichteten Schrift aus einander, nahm in jedem Zeichen nur Einen Consonanten an, es sei nun, dafs der nicht besonders geschriebene Vocal blofs in der Aussprache hinzugesetzt, oder als mit dem vorhergehenden Consonanten von selbst zusammenhangend gedacht wurde, und entzifferte auf diese Weise eine sehr bedeutende Anzahl in Hieroglyphen geschriebener Namen. Der Erfolg war, dafs man jetzt auf einer Menge Aegyptischer Denkmäler Griechische und Römische Namen von den Zeiten der Ptolemäer an bis auf die Antonine herunter findet [2]).

Bei einer Thatsache von dieser Wichtigkeit kommt alles darauf an, ob sie auf einer sicheren Grundlage beruht; und deshalb, und weil der Gebrauch der Hieroglyphen, als Laute, zur Bezeichnung fremder Namen, die für den Aegyptier keine Sachbedeutung haben konnten, sehr innig mit den Fragen über das Alphabet der Aegyptier überhaupt zusam-

---

[1]) Wenn Hr. Young die Inschrift nr. 58. genau nach einem Urbilde gegeben hat, so hätte ihn schon der Mangel des Zeichens des weiblichen Geschlechts erinnern sollen, dafs der Name nicht Arsinoe sein kann. Nach Hrn. Champollion's Alphabet heifst das Wort Autocrator, aber die Zeichen sind nicht regelmäfsig gestellt.

[2]) Die wichtigen Schlüsse, die sich hieraus, verbunden mit den Griechischen Inschriften und der Beurtheilung des Styls der Gebäude und Bildwerke, auf das verschiedene Alter der Aegyptischen Denkmäler machen lassen, hat Hr. Letronne in seinen *Recherches sur l'histoire de l'Egypte* mit scharfsinniger Kritik zusammengestellt. Man sehe besonders *Introduction* p. 12-40. p. 459 und andre Stellen dieses gehaltvollen Werks.

Es liegt nicht allein in der Natur der Sache, wenn Ideenzeichen als Lautzeichen gebraucht werden sollen, sondern Hr. Champollion weist auch an mehreren Beispielen nach, dafs das Koptische Wort der als phonetische Hieroglyphe gebrauchten Sache mit dem Buchstaben anfängt, für welchen die Hieroglyphe gilt [1]). Indefs hätte er hier die Schwierigkeit zeigen sollen, welche diese Bezeichnungsart durch Hieroglyphen darin fand, dafs es nothwendig viele derselben gab, für die, nach Verschiedenheit des Gebrauchs mehrere Wörter galten. Denn bei dem hieroglyphischen Zeichen kamen sehr häufig figürliche und eigentliche Bedeutung zusammen; Einem Zeichen entsprachen auch mehrere Begriffe, die nicht immer unter einander, sondern jeder mit dem Zeichen in Verbindung standen. Diese verschiedenen Bedeutungen derselben Zeichen konnten nun in der Sprache, die natürlich der Schrift voranging, nicht dieselben Laute mit sich führen. Dies ist im Vorigen an dem ganzen Ideengange der Bezeichnung durch Hieroglyphen gezeigt, und mit Beispielen belegt worden. Einer Hieroglyphe konnten daher mehrere Wörter entsprechen; und aus dem Zusam-

---

Denkmälern finden, die Rede sei. Nachdem gesagt ist, dafs ein sehr schlechter König durch eine, ihren Schwanz in dem Mund haltende Schlange angedeutet wird, heifst es: τὸ δὲ ὄνομα τοῦ βασιλέως ἐν μέσῳ τῷ εἱλίγματι γράφουσιν. Man sieht aber aus dem Gegensatz im folgenden Capitel, wo die Aegyptier ἀντὶ δὲ τοῦ ὀνόματος τοῦ βασιλέως φύλακα ζωγραφοῦσιν, dafs nicht der Name, sondern das Wort König, entgegengesetzt dem Wort Wächter, gemeint ist. Auf den Unterschied der Wörter γράφουσι und ζωγραφοῦσι darf man hier kein Gewicht legen. Der Verfasser dieser Schrift braucht sehr häufig γράφειν für das Zeichnen der Hieroglyphe, so l. 1. c. 27. 29. 54. 56. l. 2. c. 1 u. s. f., obgleich, diese Ausnahmen abgerechnet, er gewöhnlich γράφειν mit dem auszudrückenden Begriff, ζωγραφεῖν mit der Hieroglyphe verbindet, wie l. 1. c. 52. γνώσιν δὲ γράφοντες, μύρμηκα ζωγραφοῦσιν.

[1]) *Lettre* p. 12. 35-37.

ganze Art, Namen zu schreiben, doch unvollkommen war, und den, noch über den Inhalt ganz ununterrichteten Leser bisweilen über die wahre Geltung eines Zeichens in Ungewifsheit lassen konnte. Dafs die letztere Folgerung von beiden die wahrscheinlichere ist, zeigen auch andre vielfache Mängel dieser Bezeichnungsart. Zugleich aber ergiebt sich hieraus, und hierauf ist es wichtig, aufmerksam zu machen, dafs die etwanige Uebereinstimmung der phonetischen Geltung eines Zeichens mit einem Koptischen Worte nicht für einen Beweis der Richtigkeit der aufgefundenen Bedeutung dieses Zeichens dienen kann, und dafs in der Champollionschen Schrift auf diese Beweisart noch immer zu viel Gewicht gelegt worden ist. Wenn auch die Koptische Sprache im Ganzen die Alt-Aegyptische war, so ist dies bei weitem nicht von jedem ihrer einzelnen Wörter (auch wenn es kein uns sonsther bekanntes ist) ausgemacht.

Die Andeutung der Vocale wird bei dieser Entzifferungsart sehr mangelhaft angenommen. Es finden sich wenige Zeichen dafür, und diese auch dienen mehreren Lauten zugleich. Oft sind sie ganz ausgelassen, so dafs man sich alsdann die Geltung der Consonanten als syllabisch denken kann [1]).

Jeder Buchstabe hat, oder kann wenigstens mehr als Ein Zeichen haben. In Hrn. Champollion's Alphabet giebt es bis auf funfzehn und mehr für einen. Doch hat er auch sein Alphabet, ohne Noth, mit Zeichen überladen, indem er die Verschiedenheit der Richtung, die kleinste Veränderung der Form als eigene Zeichen giebt, unter *r* einige für *l*, unter *l* einige für *r* wiederholt, so wie unter *γ* und *δ* einige für *k* und *t*. Rechnet man dies ab, so bleiben zwischen 40 und 50. Indefs hat seine Arbeit gewifs nicht alle erschöpft,

[1]) Champollion *Lettre* p. 51.

und es kann sogar hierin gar keine Gränze gezogen werden. Denn, und dies ist ausnehmend wichtig für andre, später zu berührende Untersuchungen, diese Bezeichnungsart ging gar nicht von der Idee eines Alphabets, d. h. der Andeutung aller nothwendigen Laute durch die möglichst kleinste Zahl von Zeichen, aus, sondern nur von der Nothwendigkeit, bedeutungslose Laute durch Hieroglyphen auszudrücken. Dieser Zweck nun wurde durch jedes Zeichen, dessen Wort nur an den beabsichtigten Laut mit hinreichender Bestimmtheit erinnerte, erreicht, und man sieht daher auch durchaus dieselbe Erscheinung bei den Chinesen [1]). Indefs finden sich doch bei denselben Namen meistentheils dieselben Zeichen, da sich natürlich hierin eine gewisse Gewohnheit bildete. Man braucht nur die 3 Kupfertafeln Hrn. Champollion's anzusehen, um sich zu überzeugen, dafs die erste, welche blofs Griechische Namen enthält, meistentheils dieselben Zeichen giebt, und die auffallend neuen erst bei den Kaisernamen auf der zweiten und vorzüglich der dritten

hauptung [1]), dafs es leere Ovale (*cartouches*) nur an nicht fertigen Denkmälern giebt, vereinigen läfst. Denn auf dem Barberinischen Obelisk [2]) finden sich zwei, auf dem Alexandrinischen (*Aiguille de Cléopatre*) ein leeres [3]), wo man doch demungeachtet die übrige Hieroglyphenschrift fortgesetzt hat, und daher die Namen nachtragen wollte. In diesen Fällen nun mufste der Name, wie er auch war, in den Raum gebracht werden.

Bei der Lesung der Namen nach dem Champollionschen Alphabet findet man bisweilen, jedoch selten, die Stellung der Zeichen sehr stark versetzt [4]). Um *a o t o* zu schreiben, steht fast regelmäfsig das *a*, der Sperber, zwischen dem *o* und *t o*, so dafs man eigentlich *o a t o* lesen müfste [5]). Die beiden zusammen η bedeutenden Federn sind bisweilen, vermuthlich der Symmetrie wegen, durch einen andren Buchstaben getrennt. Im Folgenden werde ich einiger Fälle erwähnen, wo man erst in einer, dann einige Zeichen in der entgegengesetzten Richtung lesen mufs. Allein in der Regel liest man, wie bei den Hieroglyphen überhaupt, von oben herab, und von der Seite in der den Köpfen entgegengehenden Richtung. In jenen Fällen kann daher schon darum die Lesung verdächtig scheinen.

Ich mufs bei dieser Gelegenheit bemerken, dafs Hr. Champollion meistentheils nur die regelmäfsigen Inschriften für seine Kupferplatten gewählt, und einige angeblich fehlerhafte stillschweigend ergänzt hat, und überhaupt der von der ge-

---

[1]) *Recherches* p. xxxv.

[2]) An der dritten Seite. Zoëga pl. 8.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 5. pl. 33.*

[4]) Champollion *Lettre* pl. 3. nr. 72. c. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 1. pl. 60. nr. 9. pl. 80. nr. 7. T. 4. pl. 33. nr. 5.

[5]) Mehrere Beispiele bei Champollion *Lettre* pl. 2. Ferner *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T.4. pl. 28. nr. 29. 31. 35.

durch Unregelmäfsigkeiten irre zu machen, welche, seiner Meinung nach, doch dem System keinen Eintrag thun. Ich

---

nach *Lettre* p. 21 steht zwischen den beiden *s* ein Mund, der *r* anzeigen soll. Im Original aber ist ein deutliches Auge (nach Hrn. Champollion's Alphabet ein *a*). Von dieser Inschrift werde ich unten weitläuftiger handeln. Hier bemerke ich nur Folgendes. Im Original steht *χησας*, und Hr. Champollion will hierin Caesar erkennen. Es tritt aber hier gerade ein Fall ein, wo dies Wort sich nicht, aus andren sichren Gründen, erwarten läfst. Denn stände sonst fest, dafs der Name das Wort Caesar enthalten müfste, so könnte, wenn man einmal Auslassungen annimmt, *χησας* für *χησαρας*, *i. e. καισαρος*, stehen. Denn Hr. Champollion hat pl. 2. nr. 52. aus *Descript. de l'Egypte* T. 4. pl. 28. nr. 9. *χησαρατ* (nach ihm Caesar Autocrator), und T. 4. pl. 28. nr. 12, steht in einem eignen Schilde *χησατ*, was man ebenso, mit ausgelafsnem *ρ*, erklären könnte. Die Lesung verliert aber, wo solche Voraussetzungen nothwendig sind, immer an Gewifsheit.

4) Pl. 2. nr. 61. aus *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 20. nr. 8. nach der Beschreibung des Basreliefs *Lettre* p. 26. Hier ist in dem Schilde, welches Caesar gelesen werden soll, das erste *σ* (Hr. Champollion hat *χησρς*, das Original *χηρς*) und eines der beiden Zeichen des weiblichen Geschlechts unter dem Thron, der ideographisch die Isis anzeigt, hinzugesetzt. Man sieht aber, dafs hier der Kupferstecher gefehlt hat. Denn da die letzte Ergänzung punktirt ist, war es gewifs die Absicht des Verfassers, auch die erste punktiren zu lassen. Nur sollte der Text diese Verbesserungen angeben.

5) Pl. 3. nr. 72. aus *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 27. nr. 12. nach *Lettre* p. 30. Hier hat das sechste Zeichen einen deutlichen Henkel, als *k*, von dem im Original jede Andeutung fehlt. Ich habe gefunden, dafs diese henkellosen Gefäfse ( ) sehr häufig auf den Inschriften sind, indem andre, sonst ganz gleiche Gefäfse einen deutlichen Henkel haben. Hr. Champollion sagt nichts hierüber, und nimmt die Abweichung nicht in sein Alphabet auf, scheint aber beide Zeichen für gleich zu halten.

Hr. Champollion citirt selten seine Originale anders, als blofs nach dem Gebäude, wo sie waren; und man kann daher nicht behaupten, wenn man auch an denselben Gebäuden ganz gleiche

ten ihm auf diese Weise Abweichungen als unbedeutend erscheinen, auf welche der, blofs diese Schrift, und eine beschränkte Anzahl von Denkmälern vor Augen habende Leser, aus seinem Standpunkt nicht mit Unrecht, Gewicht legt.

Hr. Letronne bemerkt sehr richtig [1]), dafs man nur durch Hülfe der Griechen das alte Aegypten kennen zu lernen hoffen darf; und hierauf, auf eine Vergleichung der Hieroglyphen mit entsprechenden Griechischen Inschriften, gründet sich ursprünglich auch das System der phonetischen Hieroglyphen. Auf dem Rosettastein ergab die Vergleichung mit dem Griechischen Text viermal (zweimal ohne Anhängung ideographischer Zeichen) den Namen Ptolemaeus, auf dem Obelisk von Philae, dessen Griechische Sockel-Inschrift auch einen Ptolemaeus, und zwei Cleopatren nennt, fand sich in der Hieroglyphenschrift derselbe Name Ptolemaeus mit denselben Zeichen, und ein zweiter, dessen Zeichen zum Theil mit jenem übereinkamen, und an dessen Ende sich die Hieroglyphen des weiblichen Geschlechts fanden [2]). Durch die Griechischen Inschriften stand also fest, dafs der erstere Name gewifs Ptolemaeus, der zweite wahrscheinlich Cleopatra war, allein allerdings auch nicht mehr. Ob die Zeichen nur zusammen eine untrennbare Gruppe ausmachten, oder ob die einzelnen, und welche Geltung sie hatten? blieb ungewifs. Wenn man aber hypothetisch annahm, dafs die Zeichen alphabetisch waren, worauf in beiden Namen die Vielheit, in dem ungewisseren die genaue Uebereinstimmung ihrer Zahl mit der Zahl der Buchstaben in Cleopatra führte, so fand sich nun, dafs von den, beiden Namen gemeinschaftlichen Buchstaben *p*, *o*, *l* in ihnen in regel-

[1]) *Recherches* p. 9.

[2]) Diese Inschriften des Obelisks in Philae habe ich nicht Gelegenheit gehabt selbst zu sehen. Ich kenne sie nur aus Hrn. Champollion's Nachbildungen pl. 1. nr. 23. 24.

mäfsiger Ordnung (wie es die Lesung der Buchstaben und der Hieroglyphen forderte) mit denselben Zeichen vorkamen, *e* in Cleopatra auf analoge Weise mit *η* oder *αι* in Ptolemaeus, *t* aber mit einem verschiedenen Zeichen; dafs ferner von den Buchstaben, welche nur einer der beiden Namen hat, keiner in dem anderen war, und endlich dafs genau an der Stelle, wo in Cleopatra derselbe Buchstabe (*a*) wiederkehren mufste, auch pünktlich dasselbe Zeichen wirklich wiederkehrte. Dies, gestehe ich, kann ich nicht für das Spiel eines Zufalls halten, sondern die alphabetische Geltung der Zeichen in diesen beiden Namen, so wie die richtige Deutung des weiblichen, scheinen mir so sicher und vollständig erwiesen, als Beweise bei Dingen möglich sind, die einmal, ihrer Natur nach, nichts andres, als mit allen Umständen zutreffende Hypothesen, zulassen.

Gegen die Wirklichkeit blofs als Laute geltender Hieroglyphen, und einer Bezeichnung von Namen durch sie läfst sich, meines Erachtens, schon hiernach kein andrer, als der

dafs jene aus dieser erklärt werden kann, wie wir oben voraussetzten? ist nicht als ganz ausgemacht anzusehen, jedoch höchst wahrscheinlich [1]). Dafs die beiden Inschriften nicht Uebersetzungen, eine der andren, sind, darüber ist man einverstanden [2]). Die Griechische Inschrift enthält eine Bitte der Priester an den König Ptolemaeus Euergetes 2., gewissen, sie drückenden Mifsbräuchen abzuhelfen, und ihnen zu erlauben, zum Gedächtnifs hiervon eine Stele zu errichten [3]). Es fragt sich nun, ob der Obelisk selbst diese Stele ist? Hrn. Letronne scheint dies nicht unmöglich. Hr. Champollion ist aber aus den beiden, mir überwiegend scheinenden Gründen dagegen, dafs ein Obelisk nie eine Stele genannt werde [4]), und dafs dieser Obelisk noch einen zu ihm gehörenden, der noch unter Trümmern daliege, neben sich gehabt habe. Er geht sogar so weit, allen Zusammenhang zwischen dem Obelisken und der Sockel-Inschrift abzuläugnen, doch nennt er den Obelisken einen von einem Ptolemaeus errichteten [5]). Von dieser, in einer eignen Abhandlung in der *Revue encyclopédique* geäufserten Meinung scheint er in seinem Brief an Hrn. Dacier [6]) zurückgetreten zu sein. Denn ob er sich gleich zweifelhaft ausdrückt, so zieht er doch den möglichen Zusammenhang beider Inschriften mit in seine Beweisgründe für die Entzifferung des Namens Cleopatra. Indefs geschieht dies nur beiläufig. Denn seine Hauptbeweise nimmt er immer von der Uebereinstimmung

---

[1]) Hr. Letronne nennt es sogar gewifs. *l. c.* p. 333.

[2]) Letronne *Recherches* p. 338-340. Champollion in der *Revue encyclopédique* T. 13. p. 517.

[3]) Letronne *l. c.* p. 300.

[4]) Ueber den Begriff von στήλη habe ich mich schon oben S. 444 Anm. 2. ausführlich erklärt, und verweise daher auf das dort Gesagte zurück.

[5]) *Revue encyclop.* T. 13. p. 512. 517. 518.

[6]) p. 6. 7.

her, die, unter Voraussetzung seines Alphabets, zwischen allen von ihm angeführten, vermöge desselben lesbar gewordnen Inschriften herrscht. Wenn man bedenkt, dafs in der Hieroglyphenschrift deutlich und mit den ganz gleichen Buchstaben der Rosetta-Inschrift Ptolemaeus vorkommt, und dafs die Griechische Inschrift von einem Ptolemaeus redet, so wird der Zusammenhang beider Inschriften wahrscheinlich. Der Obelisk braucht darum nicht die auf dem Sockel verheifsne Stele zu sein. Oft waren Obelisken ursprünglich (wie noch mehrere in Rom) von Hieroglyphen leer, und konnten nachher Inschriften erhalten. Des Namens Cleopatra habe ich hier nicht erwähnt, obgleich die Sockel-Inschrift zwei Cleopatren, Mutter und Tochter, und beide Gemalinnen Euergetes 2., nennt, weil die Deutung der hieroglyphischen Zeichen desselben mit auf dem Zusammengehören des Obelisks und des Sockels beruht.

Die Beweise aus Inschriften in bekannten Sprachen gehen nun über das bis jetzt Gesagte nicht hinaus. Die

an den mit Punkten bezeichneten Stellen. Diese ergänzt Hr. Champollion durch..κ..ν..ς. Man kann allerdings nun nicht mit Gewifsheit behaupten, dafs nicht vielleicht andre Laute einen ganz andren Namen bezeichneten [1]).

Zweitens, und das ist das Wichtigste, wird man auf diese Weise von einem Zeichen zum andren fortgezogen, die Grade der Gewifsheit der einzelnen sind nicht dieselben, ohne dafs doch Hr. Champollion sie unterscheidet, oder nur eines solchen Unterschiedes erwähnt. Es kann, und mufs daher der Verdacht entstehn, dafs man vielleicht, auch von einer wahren und richtigen Grundlage ausgehend, zu ganz falschen, oder wenigstens ganz unsichren Behauptungen gelangt, indem die Ungewifsheiten allmälig zunehmen.

Drittens kann die häufigere Wiederkehr derselben Inschriften, insofern man sich darauf berufen sollte, nichts für die Richtigkeit der Lesung beweisen. Nur wo, bei der Wiederkehr, die Zeichen verschieden sind, und, nach der früher angenommenen Geltung, doch denselben Namen geben, sind sie wirklich beweisend.

Dieser Einwendungen ungeachtet, halte ich die beobachtete Methode im Ganzen, wenn sie nur mit Behutsamkeit, und mit Beachtung der verschiedenen Wahrscheinlich-

---

[1]) Champollion *Lettre* p. 10. pl. 1. nr. 25. Er sagt, nachdem er den Namen αλχσεντρς, mit ε zum fünften Zeichen, geschrieben hat: *qui est écrit ainsi, lettre pour lettre en écriture démotique dans l'inscription de Rosette et dans le papyrus du cabinet du roi.* Diese Papyrusrolle kann ich nicht beurtheilen; aber auf der Rosetta-Inschrift (Zeile 2) steht deutlich und nach Hrn. Champollion's eigner Lesung (p. 45. pl. 1. nr. 1) αλχσαντρς, mit α zum fünften Zeichen, und so schreibt er auch p. 14 und 15. Es fällt also entweder der Beweis der Uebereinstimmung mit der demotischen Schrift hinweg, oder der Name hat nicht drei, sondern vier neue Zeichen. Denn die einzelne Feder, die hier das fünfte Zeichen ist, bedeutete im Namen Cleopatra ε, und mufs hier α sein.

keitsgrade der Geltung der einzelnen Zeichen angewendet wird, durchaus nicht für verwerflich; man darf vielmehr den Scharfsinn bei ihrer Auffindung nicht verkennen. Sie ist künstlich, auch wohl gefährlich; allein ich möchte fragen, ob man durch andre, als sehr künstliche Methoden stumme Hieroglyphen zum Reden bringen kann?

Die neuen Zeichen, wo sie jenen ersten beigemischt sind, für Buchstaben anzusehen, kann ich nicht mehr eine blofse Vermuthung nennen, da jene als Buchstaben erkannt sind, und die übrigen Namenschilde durchaus Gleichheit der Anordnung mit denen auf dem Rosettastein und dem Obelisken zu Philae zeigen, und jene ersten Zeichen bald vor, bald hinter, bald zwischen den neuen erscheinen, mithin die Idee einer Geltung, als zusammenhängender Gruppen, ganz wegfällt. Hiermit aber ist sehr viel gewonnen; denn es fragt sich nun blofs, welche Buchstaben man darunter zu verstehen hat?

Die Grade der Wahrscheinlichkeit der Deutung sind bei

hangen also mit der Vergleichung mit den Griechischen Inschriften funfzehn Zeichen zusammen, ein Drittel des Champollionschen Alphabets. Der Grad der Gewifsheit der übrigen kann nur auf der Häufigkeit der Fälle, und der Verschiedenartigkeit ihrer Mischung, in welcher sie, unter der einmal angenommenen Geltung immer lesbar, vorkommen, beruhen. Ich möchte indefs, ungeachtet dieser Unterscheidung der Wahrscheinlichkeitsgrade, bei weitem die meisten dieser Zeichen nicht für weniger gewifs ansehen, als jene funfzehn.

Denn erstlich findet man die hier in Classen gesonderten Zeichen so mit einander untermischt, dafs man weit mehr sie wie sich gegenseitig haltend, als wie die einen, weniger gewissen, sich auf die andren, sichreren, stützend ansieht.

Zweitens wird (die Verwechslung des *l* und *r*, und die Nichtbeachtung des Unterschiedes einiger harten und weichen Laute abgerechnet) jedes Consonantenzeichen nur in Einer Geltung angenommen, und giebt in dieser die behauptete Lesung.

Drittens kehren die Namen gar nicht immer in denselben Zeichen wieder, sondern sehr häufig mit einigen verschiedenen, und die Geltung der einzelnen ist doch immer dieselbe. Dies zeigen besonders die Reihen der Wörter: Autocrator, Cäsar, Tiberius, Domitianus bei Hrn. Champollion.

Viertens finden sich eins, oder das andre der elf ersten

---

34. 36. *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 11. Dies Zeichen gilt auch ideographisch für dasselbe mit Champollion's *p*, nr. 1., wie *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 9. zeigt, wo es vor dem Zeichen geliebt ebenso steht, als sonst jenes. Nachgesehen zu werden verdient T. 3. pl. 69. nr. 17., wo statt des *t* das Zeichen umgekehrt (also *k* ohne den Henkel) und ein neues Zeichen statt des *m* steht. Bedeutet dies auch Ptolemaeus? Ein Ptolemaeus ähnlich kommender Name ist T. 5. pl. 30. nr. 3.

Zeichen auf allen von Hrn. Champollion angeführten Inschriften, und einige, auch der auf weit spätere Römische Kaiser gedeuteten, bestehen ganz, oder so weit aus denselben, als sie gleiche Buchstaben enthalten, so Autocrator[1]) hier und da, Tiberius[2]), Domitianus[3]); dagegen ist mir Caesar nie so vorgekommen, sondern immer mit einem oder dem andren der später aufgefundenen Zeichen.

Hiernach glaube ich, dafs Hrn. Champollions oben beschriebene Methode wirklich haltbar ist, nur allerdings in der Anwendung Vorsicht erfordert, dafs man bei weitem nicht alle Zeichen für unsicher ansehen kann, welche sich nicht mehr auf die Inschriften des Rosettasteins und des Obelisken von Philae stützen, und dafs sogar die in diesen enthaltenen durch die später entdeckten neue Bestätigung erlangen. Indem nämlich, unter der vorausgesetzten Bedeutung, alle diese Zeichen zusammen Reihen articulirter Laute geben, welche bekannte Namen dadurch zu lesen erlauben, stützen sich die Theile des Gebäudes gegenseitig, ohne dafs

Hrn. Champollion's System der phonetischen Hieroglyphen hängt mit einem weitläuftigeren auch über die ideo-

---

2) *b*, nr. 1. Champ. pl. 1. nr. 32. pl. 2. nr. 64. pl. 3. nr. 73. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 10. 19. 20.

3) *b*, nr. 2. Champ. pl. 2. nr. 62. 63 bis. pl. 3. nr. 77. 77. b. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 22. nr. 1. pl. 23. nr. 19.

4) *b*, nr. 3. Champ. pl. 3. nr. 70. 72. c.

5) *η* oder *αι*, nr. 8. 9. Champ. pl. 3. nr. 69. 70. 76. 77.

6) *k*, nr. 5. Champ. pl. 2. nr. 45. 46. 49.

7) *k*, nr. 6. Champ. pl. 3. nr. 72. c. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 8. 9.

8) *k*, nr. 7. 8. Champ. pl. 3. nr. 72. c., wo die Form noch dazu in etwas verschieden ist.

9) *k*, nr. 11. Champ. pl. 1. nr. 32.

10) *k*, nr. 14. Champ. pl. 3. nr. 60. 67.

11) *l*, nr. 3. 4. scheint bloſs der Verwechslung des *l* und *r* wegen gesetzt. Ich kenne wenigstens kein Beispiel, wo diese Zeichen nicht *r*, sondern *l* bedeuteten.

12) *m*, nr. 4. Champ. pl. 3. nr. 67. 68 b. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 30. 32.

13) *s*, nr. 6. Champ. pl. 1. nr. 32. 77. b.

14) *s*, nr. 9. 10. Champ. pl. 3. nr. 71. 72.

15) *s*, nr. 11. auſser den Beispielen bei Champ. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 30. 32.

16) *s*, nr. 12. Champ. pl. 3. nr. 70. bis. 71. 72.

17) *s*, nr. 13. Champ. pl. 2. nr. 57. pl. 3. nr. 66. 76.

18) *s*, nr. 14. läſst mich sehr zweifelhaft. In zwei Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 3. 4., beidemale im Namen Ptolemaeus, vertritt dies Zeichen die Stelle des *m*. Bei Hrn. Champollion findet es sich zweimal, pl. 3. nr. 75. a. aus *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 27. nr. 16. (σβσ(ῆ)τ), und pl. 3. nr. 76. von dem Barberinischen Obelisk (Zoëga pl. 8), eine Inschrift, über die ich weiter unten sprechen werde. Soll man nun in den beiden ersteren in allen andren Buchstaben deutlichen Fällen *Ptolsäs* lesen, oder hier, in den weniger deutlichen, das Zeichen nicht für ein *s* halten? Es wäre zu wünschen gewesen, Hr. Champollion hätte sich hierüber erklärt, und jener beiden Inschriften wenigstens erwähnt. Sonderbar genug ist es, daſs dies Zeichen sehr leicht sowohl aus dem gewöhnlichen *m* (nr. 1. 2. bei Hrn. Champollion), als aus

graphischen, und die hieratische und demotische Schrift zusammen; und da er diese verschiedenen Schriften nur als Abkürzungen, eine von der andren, betrachtet, so stützt er sich auch bisweilen darauf, dafs zwei verschiedene hieroglyphische Zeichen, die jedoch denselben Buchstaben bedeuten, nur Einen und ebendenselben entsprechenden in der hieratischen Schrift haben [1]). In diesen Beweisen habe ich ihm jedoch nicht folgen können, da man hierzu das Ganze seines Systems mehr kennen müfste, seine Citate zu unbestimmt sind, und gewifs nur ein an dies System schon gewöhntes Auge in der Abkürzung leicht die Hieroglyphe entdeckt.

Wenn aber auch in einer Inschrift die Buchstaben feststehen, so kommt es darauf an, ob diese die von Hrn. Champollion angegebenen Namen bedeuten, oder überhaupt, bei dem Mangel vieler Vocallaute und der Vieldeutigkeit der Vocalzeichen, eine sichre Lesung, oder blofs ein schwankendes Rathen erlauben. Die wenigen Griechischen Namen

pollion, da den Aegyptiern die Griechischen Namen natürlich geläufiger waren.

Der Name Ptolemaeus kommt, da es so viele Könige dieses Namens gab, sehr häufig vor, und, die wenigen oben angeführten Beispiele ausgenommen [1]), immer mit denselben Zeichen, als auf dem Rosettastein [2]), bisweilen auch abgekürzt, oder fehlerhaft: *Ptolc, Ptoleäs, Ptoles, Poläs* [3]).

Cleopatra habe ich nur ein einzigesmal mehr gefunden, als es Hr. Champollion hat, und zwar als Claoptra [4]) (einmal [5]), wo Hr. Champollion Cleopatra liest [6]), steht, wenn man nicht in entgegengesetzter Richtung der Zeichen lesen soll, *κλεοαπτρα*), Berenice, aufser den beiden Beispielen dieses Namens bei Hrn. Champollion, welche beide dieselbe Inschrift, nur in umgekehrter Ordnung, sind, und Alexander gar nicht. Arsinoe [7]) ist hieroglyphisch bis jetzt nicht vorgekommen.

Die Römischen, von Hrn. Champollion entzifferten Namen und Benennungen sind Autocrator (*αοτοκρτρ, αοτκρτρ, αοτακρτρ, αοτοκλτλ, αοτοκρτλ, αοτρκρτορ, αοτκρτλ, αοτκρστορ, ατ*), Caesar (*κησρς, κησλς, κησρ, κεσρς, κσρς, κης,*

---

[1]) Siehe S. 475. Anm. 1.

[2]) Neunmal wiederholt (einmal darunter mit einem neuen, oder fehlerhaften Zeichen) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 52, zweimal pl. 61, ferner pl. 69, nr. 11, auch T. 1. pl. 16. nr. 1. pl. 59. nr. 4. 5. pl. 60. nr. 7. 8. pl. 63. nr. 5, endlich die Abbildungen bei Hrn. Champollion.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 69. nr. 70. T. 1. pl. 12. nr. 10. 11. pl. 23. nr. 8 (mit einem neuen Zeichen, das hier, nicht aber an andren Stellen, ein *m* zu sein scheint). Ich brauche hier wohl kaum daran zu erinnern, dafs die Namen auf den Münzen auch bei weitem nicht immer vollständig sind.

[4]) *l. c.* pl. 43. nr. 11.

[5]) Champ. pl. 1. nr. 36. aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 16.

[6]) *Lettre* p. 47. pl. 1. nr. 36.

[7]) Siehe oben S. 463.

κσρ), Tiberius (τβρς, τβλς, τβρες), Domitianus (τομτηνς, τομητνς, τμητιηνς, τμητενς), Vespasianus (οσπσηνς), Trajanus (τρηνς), Nerva (νροα, νλοα, νρο), Claudius (κλοτης, κροτης, κρτιης), Hadrianus (ατρηνς), Sabina (σαβηνα), Antoninus (αντονηνς, ατονηνς), Germanicus (κρμνηκς, κρμηνκς, κλμνηκς), Dacicus (τηκκς), Sebastos (σβστς), Sebaste (σβστη) [1]).

Von allen diesen Namen darf man, wie man aus dem eben Gesagten sieht, regelmäfsig und richtig geschrieben, nur die Consonanten erwarten; die Vocale fehlen theils, theils steht einer für einen andren. Hierdurch werden einige Namen allerdings sehr entstellt. Da man aber mit diesen Namen die Benennungen Caesar, Autocrator, und Beinamen, wie Germanicus, Dacicus, und zwar auf denselben Cartouchen, verbunden findet, nicht blofs auf neben einander stehenden, so unterstützt dies die Richtigkeit der Lesung. Was aufserdem für dieselbe spricht, ist, dafs bisweilen die Schreibung der Vocale verschieden ist, und eine den wahren Lauten näher kommt, als die andre; so τμητιηνς mehr [2]),

In einigen Namen, Caesar, Autocrator, Tiberius, Germanicus, steht nicht selten *l* für *r*, eine Verwechslung, die allerdings, wie in mehreren Sprachen, so in demjenigen Dialekt der Koptischen gefunden wird, welchen man wohl den Baschmurischen zu nennen pflegt, und den Hr. Champollion für die alte Landessprache von Mittel-Aegypten hält [1]).

Wenn aber in demselben Namen von zwei *r* eins richtig, und eins in *l* verwandelt steht [2]), so fällt dies immer sehr auf.

Dafs *γ* und *κ*, *δ* und *τ* für dieselben Laute gelten, ist schon bemerkt worden. Dagegen finde ich *β* und *π* nicht verwechselt.

Bei den Kaisernamen stützt sich Hr. Champollion mit Recht auch auf die Uebereinstimmung der hieroglyphischen Inschriften mit denen der Münzen [3]).

Ich habe jedoch schon oben bemerkt, dafs, wenn man auch alle Voraussetzungen Hrn. Champollion's zugiebt, die Entzifferung aller Namen bei weitem nicht gleich deutlich und gewifs ist. Ich werde hier die Schwierigkeiten, die sich bei einigen finden, um so mehr zusammenstellen, als einige dieser Fälle nicht unwichtige Thatsachen betreffen.

Unter den vier Beispielen für den Namen Alexander ist nur eins, wo die Consonanten vollständig und zweifellos sind [4]): *αλχσεντρς*; das fünfte Zeichen hier schwankt zwischen *α* und *ε*. Im zweiten, *αλχσνρες* (hier ist das vorletzte

---

[1]) *Lettre* p. 21. Es heifst: *Je persiste à considérer etc.* Hr. Champollion hat also vermuthlich diese Meinung schon öffentlich irgendwo ausführlicher geäufsert.

[2]) Wie Champ. pl. 2. nr. 56 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 35.

[3]) *Lettre* p. 27. 28.

[4]) Champollion pl. 1. nr. 25 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 38. nr. 15.

Zeichen der schwankende Vocallaut), fehlt das τ [1]). Hr. Champollion giebt diese Inschriften entschieden als aus Karnak (Theben) stammend, und Alexander dem Grofsen zugehörend an [2]). Allein die Erklärer des Französischen Werks sagen nur: *Légendes que l'on croit avoir été recueillies à Karnak;* und dafs gerade Alexander der Grofse gemeint sei, ist wenigstens nicht gewifs, obgleich es wahrscheinlich sein mag. Die beiden Inschriften des Ptolemäus Alexander [3]) haben *αρχοντος*. Hier kommt mehreres zusammen, was Bedenken erregen kann. Der Anfangsvocal ist nicht der Falke, der immer bestimmt *a* anzuzeigen scheint, sondern das zwischen *a* und *e* schwankende Zeichen; für *l* ist *r* gesetzt, was auch sonst nicht vorkommt; und eine dieser beiden Inschriften ist die oben [4]) erwähnte, stillschweigend stark von Hrn. Champollion ergänzte [5]), wofür sich jedoch sagen läfst, dafs die andre Inschrift die veränderten Buchstaben deutlich hat.

Der Name Caesarion's, des Sohnes der Cleopatra, soll sich, als Ptolemaeus Neo Cäsar, auf einer Inschrift im Dar-

das Original ein *a* hat, folglich nicht, wie er sagt, *νηο κησρς*, sondern *νηο κησας* steht[1]); dann mufs das *η*, welches nur einmal steht, zweimal, zu *ν* und zu *κ*, gelesen werden. Dies nun wäre nicht so wichtig, da, nach Hrn. Champollion, dies auch sonst vorkommt[2]), und Caesar auch in andren Beispielen ohne allen Vocal geschrieben steht[3]). Wichtiger ist, dafs, um deutlich *νηο* lesen zu können, das *η* doch zu dem *ν* gehören müfste. Nun aber giebt die Lesung der Inschrift, wenn man das *η* schlechterdings zu dem *ν* ziehen will, eigentlich *νοη*, und nur wenn man der übrigen Hieroglyphen-Richtung auf dem Stein entgegen liest, *νηο*. Mit ungezwungener Anwendung der gewöhnlichen Regeln, lautet die Inschrift *νοκησας*, und die Frage ist nun, ob man dies für *νου Καισαρος* nehmen soll? Hr. Champollion führt von derselben Kupfertafel des grofsen Französischen Werks den Namen Cleopatra, als des der Mutter Caesarion's, an, und stützt sich auch auf zwei Inschriften Ptolemaeus und Caesar[4]), die er *deux cartouches accolés* nennt. Aber gerade dieser Hauptumstand ist sehr zweifelhaft. Die angeführte Kupfertafel des Französischen Werks giebt kein Gebäude, an dem man die Stellung der Inschriften sehen könnte, sondern jede einzeln in vermuthlich willkührlicher Ordnung. Es ist nicht einmal gewifs, ob jene beiden sich in demselben Tempel befinden. Die Erklärung sagt blofs, von allen diesen In-

[1]) Siehe oben S. 496. folg. Anm. 1. nr. 3.

[2]) Er citirt seine pl. 3. nr. 71 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 27. nr. 2, wo dies aber nur dann statt findet, wenn Sebastos einen Vocal haben soll, was, streng genommen, nicht nöthig ist. In dieser sowohl, als der daneben stehenden Cartouche hat Hr. Champollion in seiner Zeichnung richtig scheinende Ergänzungen gemacht.

[3]) Champ. pl. 2. nr. 59 und pl. 3. nr. 72. c. aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 80. nr. 9.

[4]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 25. 26. Champ. pl. 1. nr. 43.

schriften: *dessinées dans les temples de Denderah.* Gründet sich Hrn. Champollion's Behauptung auf andre Thatsachen, so wäre es gut gewesen, sie anzuführen [1]). Hat aber Caesarion wohl jemals den Namen *νέος Καῖσαρ*, oder Ptolemaeus Caesar getragen? Mir ist keine Stelle eines alten Schriftstellers bekannt, aus der sich der eine, oder andere Name rechtfertigen liefse. Bei Dio Cassius [2]) heifst er deutlich Ptolemaeus, mit dem Beinamen Caesarion, nicht Caesar. Man mufs daher annehmen, dafs er sich den Namen seines angeblichen Vaters so zugeeignet habe, als ihn August durch Caesar's Testament empfing. Für den ersteren Namen würde Hr. Champollion vielleicht anführen, dafs Cleopatra sich *νέα Ἶσις* [3]), Ptolemaeus Auletes *νέος Διόνυσος* [4]) nannten, und dafs Nero auf einer Aegyptischen Münze (*νέος Ἀγαθοδαίμων* (ΝΕΟ . ΑΓΑΘ . ΔΑΙΜ.) [5]) heifst. Allein diese Fälle erlauben hier nur insofern Anwendung, als man annimmt, dafs Cäsar, nach seinem Tode, göttliche Ehre in Aegypten genofs. Die Sache in sich ist aber nicht unwichtig, da es

durch unsicher, dafs Hr. Champollion auf ihr hat ein Zeichen ergänzen müssen, und ohne dasselbe Caesar, in einer sehr ungewöhnlichen Abkürzung, *κηρς*, vorkommt [1]).

Die Inschrift auf dem Zodiacus von Denderah [2]) lautet, wenn man der bei den Hieroglyphen sonst gewöhnlichen Richtung folgt, da der Kopf des Falken (*a*) nach der Linken sieht, und man daher nach der Rechten lesen mufs, je nachdem man die beiden ersten Zeilen senkrecht, oder wagerecht liest, *οκατρτρ*, oder *οακτρτρ*. Um, wie Hr. Champollion thut, *αοτκρτρ*, oder, wie es senkrecht möglich wäre, *ακρτρ* zu lesen, mufs man die Buchstaben entgegengesetzt, also der Richtung des Kopfs folgend, ordnen [3]).

Diese Bemerkungen mögen kleinlich scheinen, und die darauf angeführte Inschrift mag dennoch Autocrator heifsen. Indefs vermifst man immer mit Bedauern, dafs diese Inschrift gerade nicht eine so klare und deutliche Lesung, als andre, besitzt, da es hier auf die Zeitbestimmung eines wichtigen Denkmals ankommt. Ich läugne dabei aber keineswegs die Wichtigkeit der von Hrn. Champollion versuchten Er-

---

[1]) Champollion *Lettre* p. 27 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 20. nr. 8. Siehe oben S. 507. Anm. nr. 4.

[2]) Champollion *Lettre* p. 25. pl. 2. nr. 50. *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 21.*

[3]) Mit denselben Zeichen, aber in streng richtiger Folge, steht das Wort Champ. pl. 2. nr. 45 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. nr. 18. — nr. 61 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 20. nr. 8. — nr. 62 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. Auch in den übrigen Inschriften kann man beim Lesen des Worts die Ordnung richtig beobachten. Wie schon oben bemerkt ist, steht wohl *onto* für *aoto*, dies hat aber auf die Consonanten keinen Einfluss. Dafs Hr. Champollion sonst streng der Ordnung der Zeichen folgt, beweist pl. 2. nr. 46 aus *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 17. Hier sind zwei *a*, von denen man das eine gern zwischen *κρ* und *τ* setzen möchte. Er liest aber, streng nach der Zeichenrichtung, *αοταχρτρ*.

klärung. Sie erschüttert vollständig den Glauben an das hohe Alterthum dieses Thierkreises.

Auf dem Barberinischen Obelisk hat Hr. Champollion die Namen Hadrianus Caesar und Sabina Sebaste [1]) entdeckt; und hiermit stimmt sehr wohl überein, dafs Zoëga auch den Barberinischen Obelisk für neuer hielt, obgleich er ihn, nach den damals herrschenden Ideen, immer in die Zeiten des Psammetichus versetzt [2]). Vergleicht man aber, was er von dem Styl der Bildwerke desselben sagt, mit seiner Beschreibung einer Marmortafel, die er bestimmt den Zeiten Hadrian's zuschreibt [3]), so wundert man sich, dafs ihm nicht selbst die Uebereinstimmung aufgefallen ist. Für Hrn. Champollions Entzifferung spricht ferner, dafs das Wort σεβαστη auch in den Hieroglyphen deutlich weibliche Endung in η hat. Uebrigens aber ist die Lesung der beiden Namen gar nicht ohne Schwierigkeit, da in jedem ein durchaus neuer Buchstabe vorkommt, den auch Hr. Champollion sehr richtig, weil die Geltung nur auf diesem Einen Beispiel beruhen

geschrieben wäre. In Sabina, *σαβηνα*, ist das *ν* ein neues Zeichen, oder dieser Buchstabe fehlt ganz. Ueber der Hieroglyphe, welche ideographisch Göttin bedeutet, steht nämlich das Bild eines Kopfschmuckes, welcher dem sogenannten Pschent[1]) ähnlich sieht, und nur einfacher, als dieser, ist. Wenn hier ein *ν* sein soll, mufs dies Zeichen diesen Buchstaben vorstellen. Hr. Champollion sagt: *ce cartouche contient en toutes lettres le nom de l'Impératrice Σαβηνα*, ohne des mangelnden, oder neuen *ν* zu gedenken. In *σεβαστη* ist das erste Zeichen ein Vogel, das, als *s*, auch, soviel ich habe finden können, keine andre Autorität für sich hat, als die beiden Inschriften der Berenice, *βρνηκς*[2]). In Hrn. aber kann es ebenso gut einen Vocal bedeuten, wie sonst in Hrn. Champollion's Alphabet mehrere Vogelgattungen einen solchen anzeigen.

In den beiden Inschriften[3]), welche Hr. Champollion Autocrator (*αστοκρτρ*) Caesar (*κης*) Nerva (*νλοα*) Trajanus (*τρης*) Germanicus (*κρμνηκς*) Dacicus (*τηκκς*) liest, bleiben

[1]) Ueber diese Kopfbedeckung vergleiche man Champollion *Lettre* p. 26. Als ideographisches Zeichen kommt sie sehr häufig in der Rosetta-Inschrift vor, so dafs dadurch Young's Meinung, der sie für eine Partikel hält (*Egypt.* nr. 177), Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sehr merkwürdig ist gleichfalls das häufige Erscheinen der gebrochenen Linie (in den Namenschilden das *n* Hrn. Champollion's) auch in den fortlaufenden, nicht phonetischen Hieroglyphen. Auf der Rosetta-Inschrift findet er sich über sechzigmal. Dagegen steht es auch nicht einmal weder in der langen hieroglyphischen Papyrusrolle in der *Descript. de l'Egypte Ant. T.* 2. pl. 72-75.*, noch in den beiden ähnlichen, jetzt hier aufgerollten Papyrusschriften aus der Sammlung des Grafen Minutoli. Ich habe mich hierüber schon oben (S. 482 und daselbst Anm. 4) ausführlich geäufsert, und auch der in jener Papyrusrolle so häufig wiederkehrenden, aber sich auch auf dem Rosettastein, neben der gebrochenen, findenden, einfachen wagerechten Linie erwähnt.

[2]) Champollion *Lettre* pl. 1. nr. 32. 33

[3]) pl. 3. nr. 74 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 41. nr. 56.

hinter Nerva zwei Zeichen unerklärt übrig, die nicht ideographisch scheinen, und nach dem Alphabet *ai* heifsen; ebenso zwischen Germanicus und Dacicus ein unerklärtes *n*.

Hr. Champollion hat natürlich nur eine Auswahl von Inschriften seinen Lesern mitgetheilt. Ich habe, soviel ich konnte, auch andre, von ihm übergangene, nachgesehen, nicht um eine Nachlese zu halten, was ich billig schärfer blickenden und geübteren Entzifferern überlasse, sondern um mich zu überzeugen, von welcher Art diejenigen Inschriften wären, die Hr. Champollion entweder nicht errathen konnte, oder die er aus andren Gründen unerwähnt liefs. Ein vollständiges Urtheil über die phonetischen Hieroglyphen schien mir nur insofern möglich, als man das Ganze derselben zu umfassen suchte. Die Auffindung hieroglyphisch geschriebener Namen wird dadurch erleichtert, dafs dieselben, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Ausnahme, doch so gut, als immer, in ovale Schilde eingeschlossen sind. In diesen vermuthete schon Zoëga [1]) Namen, und neuerlich hat wohl Hr. Young zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Bemerkenswerth scheint es mir, dafs auf der grofsen, oft erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle im Französischen Werk kein einziges dieser Ovale zu finden ist [2]). Sollte darum in derselben gar kein Name vorkommen?

Diese Namenschilde enthalten aber auch Beinamen, und

---

[1]) p. 465. Er nennt sie *schemata ovata sive elliptica plana* haud *insidentia*.

[2]) T. 2. pl. 75.* col. 129 ist zwar ein Viereck mit einem kleineren in einer seiner Ecken, das Hieroglyphen einschliefst. Allein diese Vierecke dürfen wohl nicht mit jenen Ovalen verwechselt werden. Sie finden sich auch mit Ovalen zugleich; so T. 5. pl. 74. nr. 1, und etwas verschieden T. 1. pl. 59. nr. 3. Bei Hrn. Young (*Egypt.* nr. 16) bedeutet ein Habicht in solchem Viereck die Horus-Amme **Bato**, doch nach blofser Vermuthung.

nicht blofs phonetische, sondern oft auch ideographische Zeichen, dergleichen, wie man nicht vergessen mufs, die phonetischen ursprünglich auch sind. Wenn man, wie ich glaube, annehmen darf, dafs Hrn. Champollion's Alphabet, wenn es auch bei weitem nicht vollständig sein mag [1]), doch einen grofsen Theil der phonetischen Zeichen enthält, so kann man, immer im Sinn seines Systems gesprochen, hierauf die Vermuthung gründen, dafs die Schilde, in welchen nur wenige, oder keine dieser Zeichen vorkommen, blofs ideographische, und andre die wenigen, bisweilen phonetisch gebrauchten, nur in ideographischer Geltung enthalten.

Diese Schilde mögen nur die einheimischen Namen umfassen. Denn wie würden die Aegyptier, deren ganze Schrift ideographisch war, darauf gekommen sein, Namen alphabetisch, blofs nach den Lauten, zu schreiben, die in ihrer Sprache eine leicht erkennbare Bedeutung hatten?

---

[1]) Hr. Champollion glaubt, dafs seinem Alphabet nur wenige Buchstaben fehlen. Wenn man die von ihm nicht erklärten Namen durchgeht, findet man Zeichen mit so vielen der seinigen verbunden, dafs man sich nicht erwehren kann, sie auch für phonetische zu halten; so auf dem Pamphilischen Obelisk (Kircher 434) eine Schlange, vielleicht als *t*, so ferner anderswo einen kleinen Krels (○), und den Strich, der den obern Theil der Sylbe *to* bei Hrn. Champollion ausmacht. Doch ist es mir nicht gelungen, die beiden letzteren in den verschiedenen Stellen, wo ich sie gefunden, gleichmäfsig zu erklären. Der Kreis scheint *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. nr. 8 ein *m*, T. 4. pl. 28. nr. 30 ein *n*, T. 5. pl. 49. nr. 19 ein *a*, und T. 1. pl. 36. nr. 8 ist mir die Bedeutung zweifelhaft geblieben. Der Strich ist, wie es auch die Zusammensetzung *to* angiebt, ein deutliches *t* T. 1. pl. 22. nr. 6. pl. 23. nr. 19. p. 27. nr. 17, scheint aber ein *k* pl. 80. nr. 8. T. 5. pl. 49. nr. 19 ist ein Zeichen, das nichts andres, als *k*, sein zu können scheint, und vielleicht dasselbe, als Champollion's *k* nr. 14, nur anders gewandt, ist. Ein neues Zeichen für *r* geht aus der Vergleichung von T. 5. pl. 49. nr. 10 und 20 hervor.

dafs mir die Prüfung vieler andren Namenschilde die Ansicht gegeben hat, dafs frühere Namen wenigstens nicht mit den Champollionschen Buchstaben zu lesen sind. Ist dies richtig, so mufs doch ein andres System in ihrer Schreibung vorherrschend sein. Soll man die von Hrn. Champollion nicht angeführten Namen-Inschriften blofs nach dem Eindrucke schildern, den ihre ungefähre Vergleichung mit seinem Alphabete macht, so enthält ein Theil wenig, oder gar keine Buchstaben aus demselben, ein zweiter mehr, aber mit fremden Zeichen vermischt, ein dritter so wenige von diesen, dafs jemand, mit Talent zum Entziffern begabt, sie wohl sollte lesen können [1]). Die ersten will ich, ohne jedoch darum das Mindeste über sie behaupten zu wollen, ideographisch nennen. Als Beispiele führe ich die des La-

[1]) Zu diesen rechne ich eine an der mittäglichen Seite des Pamphilischen Obelisks (Kircher 434), in der τιητιης (Domitianus) deutlich zu erkennen, das Uebrige aber mir dunkel ist. Am Ende stehen die Zeichen des weiblichen Geschlechts, die sich, nach der Analogie von der Inschrift der Sabina (Champ. pl. 3. nr. 77. a), nicht auf das ideographische Zeichen der Göttin am Ende zu beziehen scheinen. Hr. Champollion erwähnt p. 29 der Inschriften auf der östlichen und mittäglichen Seite, allein so, als wären sie gleich. Seine Abbildung pl. 3. nr. 69 stimmt nur mit der ersteren, bis auf eine kleine, wohl richtige, Abänderung im vierten Zeichen, überein. Ferner *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 22. nr. 6; es steht vor einem deutlichen Caesar ein andrer Name. pl. 27. nr. 8. 19-22. pl. 36. nr. 8. pl. 80. nr. 10. T. 3. pl. 69. nr. 14. 37. 54; auf allen diesen kommt ein fremdes Zeichen zwischen *e* und *n* als Anfangssylbe vor, und diese Gruppe kehrt auch sonst oft wieder pl. 69. nr. 38; das vorletzte Zeichen findet sich auch auf dem Obeliscus Campensis mit einem *p*, einem *s*, und einem *m* vor, und einem *k* hinter sich. T. 5. pl. 26. nr. 3 vom Obelisken zu Heliopolis, wo die lesbaren Buchstaben auf der Kircherschen Abbildung (Oedipus T. 3. p. 332) gar nicht würden zu erkennen gewesen sein. pl. 49. nr. 8 mit einem deutlichen Autocrator. nr. 11, wo die Ordnung der Buchstaben schwer herauszufinden, sonst nur Ein Zeichen (eine Schlange. Siehe S. 519. Anm.) neu ist.

Entziffern, kein bloſses und einfaches Lesen; und die Furcht, bloſsen Einfällen Raum zu geben, schreckt sogar vom Rathen ab.

Der fünfte Theil des groſsen Französischen Werks liefert die Inschriften mit dem Namen des Kaisers Claudius, deren Hr. Champollion, ohne sich aber weiter, als über die drei nicht in seinem Alphabet befindlichen Buchstaben, darauf einzulassen, erwähnt [1]).

Für das Ganze des Systems des Hrn. Champollion, wie ich es hier zu prüfen versucht habe, muſs ich noch an einen sehr für dasselbe sprechenden Beweis erinnern, den nämlich, daſs gerade Denkmäler, auf welchen er spätere Namen zu finden glaubte, auch durch ihren Styl, oder andere Kennzeichen einen späteren Ursprung verrathen. Zu den in dieser Beziehung schon von Hrn. Letronne [2]) angeführten kann man noch den Pamphilischen und Barberinischen Obelisken [3]) rechnen. Daſs der Sallustische Obelisk, den Zoëga in die Zeiten nach den Antoninen setzt, und dessen Bildwerke er in Rom gemacht glaubt, keine Namen Römischer Kaiser zu enthalten scheint, mag wohl daher kommen, daſs seine Hieroglyphen, absichtlich, aber schlecht, älteren Werken, namentlich dem Flaminischen Obelisken, nachgeahmt sind [4]). Dieser und der Lateranensische, und vermuthlich ebenso viele andre unter den Obelisken, sind, soviel ich urtheilen kann, von späteren Inschriften frei, und ebenso finden sich ihrer wenige, wie es scheint, in den Gebäuden des alten Thebens, ob es gleich sehr vom Zufall abhängt, wie viel und welche gerade von Reisenden abgeschrieben, und uns auf diese Weise bekannt wurden.

---

[1]) p. 50. *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 10. 19. 20. Siehe S. 519. Anm.

[2]) *Recherches* p. XXXVII.

[3]) Siehe oben S. 516.

[4]) Zoëga p. 591. 616. 617.

Es ist bei weitem leichter, gegen ein aufgestelltes System Zweifel zu erheben, und zwischen den Gründen dafür und dagegen herumzuschwanken, als ein bestimmtes Urtheil darüber auszusprechen. Indefs ist ein solches Ende einer im Einzelnen sehr ermüdenden Arbeit wenig erfreulich. Ich stehe daher nicht an, meine Meinung hier zusammenzufassen.

Ich glaube, Hrn. Champollion's Behauptung über die beiden Namen auf dem Rosettastein und dem Obelisken von Philae von den ferneren trennen zu müssen. In den ersteren finde ich überzeugende Beweise für den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen bei den Aegyptiern in der Art, wie Hr. Champollion ihn angiebt. Sie würden auch stehen bleiben, wenn man das ferner auf sie Gegründete, als blofse Hypothese, bei Seite setzte.

Dieses, und besonders die Erklärung der Römischen Namen und Benennungen, ist nun zwar scharfsinnig und kunstreich mit jenen Behauptungen in Verbindung gebracht, und stützt sich zum Theil auf sie. Strenger beurtheilt aber, bilden doch nur diese Behauptungen mit jenen ein Gebäude, das sich selbst gegenseitig tragen mufs, und, um nicht in der leeren Luft zu schweben, darauf beruht, dafs die Befolgung der aufgestellten Regeln eine Reihe von Inschriften hervorbringt, welche mit sich, und äufseren in Betrachtung kommenden Umständen übereinstimmt. Auf diese Weise betrachtet, finde ich in Hrn. Champollion's Erklärungen einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und gewifs einen hinreichenden, um ihm den Dank und die Theilnahme aller Sprach- und Geschichtsforscher zu gewinnen, und das Bemühen zu rechtfertigen, auf dem eröffneten Wege weiter zu gehen. Immer aber wird, meines Erachtens, die gröfste Aufmerksamkeit darauf zu wenden sein, ob, bei fortgesetztem Forschen, vermittelst des schon vorhandenen oder neuen Stoffes, auch noch, so wie es jetzt scheint, alle erforderlichen

Bedingungen zusammentreffen? Um diese Art der Prüfung möglich zu machen, müfste man suchen, häufig alle Namenschilde Eines Gebäudes, oder wenigstens Eines abgesonderten Theiles desselben, vollständig mit einander zu vergleichen. Jetzt, wo man gröfstentheils nur einzelne Schilde vor sich hat, ohne ihre Stellung gegen einander zu kennen, läfst sich zu wenig entscheiden, ob nicht vielleicht Inschriften neben einander stehen, die, nach Champollionscher Weise gelesen, zu einander nicht gehörende Namen und Benennungen geben. Vorzüglich wünschenswerth aber bleibt es, dafs das System, aufser der auf dem eben beschriebenen Wege zu erreichenden Bestätigung, auch noch eine neue in entsprechenden Griechischen Inschriften finden möge.

Ich mufs es andren überlassen, ob sie diesem Urtheil, zu welchem meine Prüfung mich führt, beitreten werden oder nicht? Immer aber hoffe ich, dazu beigetragen zu haben, diese Untersuchung dem nachtheiligsten Standpunkte zu entreifsen, auf dem sich wissenschaftliche Forschungen befinden können, dem nämlich, wo die, auch gegründete Behauptung nicht vollkommen gesichert ist, und der auch ungegründete Zweifel immer noch Anhaltspunkte findet.

Ueber die

Buchstabenschrift und ihren Zu dem Sprachbau.

Es hat mir bei dem Nachdenken i hang der Buchstabenschrift mit der Spr nen, als wenn die erstere in genauem Vorzügen der letzteren stände, und als und Bearbeitung des Alphabets, ja selb leicht auch die Erfindung desselben, v Vollkommenheit der Sprache, und noch Sprachanlagen jeder Nation abhinge.

Anhaltende Beschäftigung mit den A chen, Studium der Alt-Indischen und wandten, und die Betrachtung des Bau schienen mir diesen Satz auch geschich Die Amerikanischen Sprachen, die man recht mit dem Namen roher [illegible]

anderen bedient hätten. Wenn die Chinesen beharrlich die ihnen seit so langer Zeit bekannten Alphabete der Europäer zurückstofsen, so liegt dies, meines Erachtens, bei weitem nicht blofs in ihrer Anhänglichkeit am Hergebrachten, und ihrer Abneigung gegen das Fremde, sondern viel mehr darin, dafs, nach dem Maafs ihrer Sprachanlagen, und nach dem Bau ihrer Sprache, noch gar nicht das innere Bedürfnifs nach einer Buchstabenschrift in ihnen erwacht ist. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie durch ihre eigene, ihnen in hohem Grade beiwohnende Erfindsamkeit, und durch ihre Schriftzeichen selbst dahin gekommen sein, nicht blofs, wie sie jetzt thun, Lautzeichen als Nebenhülfe zu gebrauchen, sondern ein wahres, vollständiges und reines Alphabet zu bilden.

Auf Aegypten allein schien diese Vorstellungsart nicht recht zu passen. Denn die heutige Coptische Sprache beweist unläugbar, dafs auch die Alt-Aegyptische einen Bau besafs, der nicht von grofsen Sprachanlagen der Nation zeugt, und dennoch hat Aegypten nicht nur Buchstabenschrift besessen, sondern war sogar, nach keinesweges verwerflichen Zeugnissen, die Wiege derselben. Allein auch wenn eine Nation Erfinderin einer Buchstabenschrift ist, bleibt ihre Art, dieselbe zu behandeln, ihrer Anlage entsprechend, den Gedanken aufzufassen und durch Sprache zu fesseln und auszubilden; und die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet gerade recht aus der wunderbaren Art hervor, wie die Aegyptier Bilder- und Buchstabenschrift in einander übergehen liefsen.

Buchstabenschrift und Sprachanlage stehen daher in dem engsten Zusammenhange, und in durchgängiger Beziehung auf einander. Dies werde ich mich bemühen, hier sowohl aus Begriffen, als, soviel es in der Kürze geschehen kann, welche diesen Abhandlungen geziemt, geschichtlich

zu beweisen. Die Wahl dieses Gegenstandes hat mir aus dem zwiefachen Grunde angemessen geschienen, dafs die Natur der Sprache in der That nicht vollständig eingesehen werden kann, wenn man nicht zugleich ihren Zusammenhang mit der Buchstabenschrift untersucht, und dafs gerade jene neuesten Beschäftigungen mit der Aegyptischen Schrift den Antheil an Untersuchungen über Schrift-Erfindung und Aneignung im gegenwärtigen Augenblicke verdoppeln.

Alles, was sich auf die äufseren Zwecke der Schrift, ihren Nutzen im Gebrauch für das Leben und die Verbreitung der Kenntnisse bezieht, übergehe ich gänzlich. Ihre Wichtigkeit von dieser Seite leuchtet zu sehr von selbst ein, und nur Wenige dürften in dieser Hinsicht die Vorzüge der Buchstabenschrift vor den übrigen Schriftarten verkennen. Ich beschränke mich blofs auf den Einfluſs der alphabetischen auf die Sprache und ihre Behandlung. Ist dieser wirklich bedeutend, ist der Zusammenhang der Sprache mit dem Gebrauche eines Alphabets innig und fest, so können auch die Ursachen begieriger Aneignung der Buchstabenschrift, oder kalter Gleichgültigkeit gegen dieselbe, nicht länger zweifelhaft bleiben.

Wie aber schon oft von den Sprachen selbst behauptet wird, dafs ihre Verschiedenheit nicht von grofser Wichtigkeit sei, da, wie auch der Schall laute, und die Rede sich verknüpfe, doch endlich immer derselbe Gedanken hervortrete, so dürfte die Art der Schriftzeichen noch für bei weitem gleichgültiger gehalten werden, wenn sie nur nicht gar zu grofse Unbequemlichkeit mit sich führe, oder die Nation sich gewöhnt habe, die mit ihr verbundenen zu überwinden. Auch machen diejenigen, welche sich der Schrift häufig, und noch weit mehr diejenigen, welche sich derselben auf eine sinnige Weise bedienen, immer und von jedem Volke einen kleinen Theil aus. Jede Sprache hat also nicht blofs

lange Zeit ohne Schrift bestanden, sondern lebt auch grofsentheils beständig auf gleiche Art fort.

Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung des Gedanken, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeinste Wirkung ist, dafs sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz anderes Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort blofs im Gedächtnifs eine bleibende Stätte findet. Es ist aber auch zugleich unvermeidlich, dafs sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte. Es ist daher keinesweges gleichgültig, welche Art der Anregung die geistige Thätigkeit durch die besondere Natur der Schriftbezeichnung erhält. Es liegt in den Gesetzen dieser Thätigkeit, das Denkbare und Anschauliche als Zeichen und Bezeichnetes zu betrachten, wechselweise hervorzurufen, und in verschiedene Stellung gegen einander zu bringen; es ist ihr eigen, bei einer Idee oder Anschauung auch die verwandten wirken zu lassen, und so kann die Uebertragung des erst als Ton gehefteten Gedanken auf einen Gegenstand des Auges, nach Maafsgabe der Art, wie sie geschieht, dem Geiste sehr verschiedene Richtungen geben. Offenbar aber müssen, wenn die Gesammtwirkung nicht gestört werden soll, das Denken in Sprache, die Rede und die Schrift übereinstimmend gebildet, und wie aus Einer Form gegossen sein.

Darum dafs die Schrift nur immer Eigenthum eines kleineren Theils der Nation bleibt, und wohl überall erst entstanden ist, als der schon fest bestimmte Sprachbau nicht mehr wesentliche Umänderungen zuliefs, ist ihr Einfluſs auf sie nicht minder wichtig. Denn die gemeinschaftliche Rede umschlingt doch (freilich in einer Lebensform weniger als in der andern) das ganze Volk, und was auf sie bei Einzel-

nen gewirkt ist, geht doch mittelbar auf Alle über. Die feinere Bearbeitung der Sprache aber, für welche der Gebrauch der Schrift eigentlich erst den Anfangspunkt bezeichnet, ist gerade die wichtigste, und unterscheidet, an sich und in ihrer Wirkung auf die Nationalbildung, die Eigenthümlichkeit der Sprachen bei weitem mehr, als der gröbere, ursprüngliche Bau.

Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht darin, dafs sie, vermittelnd, zwischen dem Menschen und den äufseren Gegenständen eine Gedankenwelt an Töne heftet. Alle Eigenschaften jeder einzelnen können daher auf die beiden grofsen Hauptpunkte in der Sprache überhaupt bezogen werden, ihre Idealität und ihr Tonsystem. Was der ersteren an Vollständigkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Reinheit, dem letzteren an Vollkommenheit abgeht, sind ihre Mängel, das Entgegengesetzte ihre Vorzüge.

Diese Ansicht habe ich in zwei, dieser Versammlung früher vorgelegten Abhandlungen aufzustellen und zu recht-

dafs der Charakter der vollkommener gebildeten Sprachen dadurch bestimmt wird, dafs die Natur ihres Baues beweist, dafs es dem Geist nicht blofs auf den Inhalt, sondern vorzüglich auf die Form des Gedanken ankommt.

Ich glaube diesen Weg auch hier verfolgen zu können, und es leuchtet nun von selbst ein, dafs die Buchstabenschrift die Idealität der Sprache schon insofern negativ befördert, als sie den Geist auf keine, von der Form der Sprache abweichende Weise anregt, dafs aber das Tonsystem, da Lautbezeichnung ihr Wesen ausmacht, erst durch sie Festigkeit und Vollständigkeit erlangen kann.

Dafs jede Bilderschrift durch Anregung der Anschauung des wirklichen Gegenstandes die Wirkung der Sprache stören mufs, statt sie zu unterstützen, fällt von selbst in die Augen. Die Sprache verlangt auch Anschauung, heftet sie aber an die vermittelst des Tones gebundene Wortform. Dieser mufs sich die Vorstellung des Gegenstandes unterordnen, um als Glied zu der unendlichen Kette zu gehören, an welcher sich das Denken durch Sprache nach allen Richtungen hinschlingt. Wenn sich das Bild zum Schriftzeichen aufwirft, so drängt es unwillkührlich dasjenige zurück, was es bezeichnen will, das Wort. Die Herrschaft der Subjectivität, das Wesen der Sprache, wird geschwächt, die Idealität dieser leidet durch die reale Macht der Erscheinung, der Gegenstand wirkt nach allen seinen Beschaffenheiten auf den Geist, nicht nach denenigen, welche das Wort, in Uebereinstimmung mit dem individuellen Geiste der Sprache, auswählend zusammenfafst, die Schrift, die nur Zeichen des Zeichens sein soll, wird zugleich Zeichen des Gegenstandes, und schwächt, indem sie seine unmittelbare Erscheinung in das Denken einführt, die Wirkung, welche das Wort gerade dadurch ausübt, dafs es nur Zeichen sein will. An Lebendigkeit kann die Sprache durch das Bild nicht gewinnen, da diese

Gattung der Lebendigkeit nicht ihrer Natur entspricht, und die beiden verschiedenen Thätigkeiten der Seele, die man hier zugleich anregen möchte, können nicht Verstärkung, sondern nur Zerstreuung der Wirkung zur Folge haben.

Dagegen scheint eine Figurenschrift, welche Begriffe bezeichnet, recht eigentlich die Idealität der Sprache zu befördern. Denn ihre willkührlich gewählten Zeichen haben ebensowenig, als die der Buchstaben, etwas, das den Geist zu zerstreuen vermöchte, und die innere Gesetzmäfsigkeit ihrer Bildung führt das Denken auf sich selbst zurück.

Dennoch wirkt auch eine solche Schrift gerade der idealen, d. h. der die Aufsenwelt in Ideen verwandelnden Natur der Sprache entgegen, wenn sie auch nach der strengsten Gesetzmäfsigkeit in allen ihren Theilen zusammengefügt wäre. Denn für die Sprache ist nicht blofs die sinnliche Erscheinung stoffartig, sondern auch das unbestimmte Denken, inwiefern es nicht fest und rein durch den Ton gebunden ist; denn es ermangelt der ihr wesentlich eigenthüm-

sten Einfluſs ausgeübt hätten. Denn da die Sprache doch vor der Schrift da ist, so sucht dieselbe natürlich für jedes Wort ein Zeichen, und nimmt diese, wenn sie auch durch systematische Unterordnung unter ein Begriffssystem vom Laut unabhängige Geltung hätten, doch in dem Sinn der ihnen untergelegten Wörter. Daher ist jede Begriffsschrift immer zugleich eine Lautschrift, und ob sie, nebenher und in welchem Grade auch als wahre Begriffsschrift gilt? hangt von dem Grade ab, in welchem der sie Gebrauchende die systematische Unterordnung ihrer Zeichen, den logischen Schlüssel ihrer Bildung, kennt und beachtet. Wer die den Wörtern entsprechenden Zeichen nur mechanisch kennt, besitzt in ihr nichts, als eine Lautschrift. Wenn eine solche Schrift auf eine andere Sprache übergeht, findet der gleiche Fall statt. Denn auch in dieser muſs der Gebrauch, wenn die Schrift wirklich Schrift sein soll, doch jedem Zeichen seine Geltung in Einem, oder mehreren bestimmten Wörtern anweisen. Die Schriftzeichen sind also in beiden Sprachen nur insofern gleichbedeutend, als es die ihnen untergelegten Wörter sind, und das Lesen des in einer beider Sprachen Geschriebenen wird für den dieser Sprache Unkundigen immer zu einem Uebersetzen, in welchem die Individualität der Ursprache allemal aufgegeben wird. Es geht also bei dem Gebrauche Einer solchen Schrift unter verschiedenen Nationen immer hauptsächlich nur der Inhalt über, die Form wird wesentlich verändert, und der unläugbare Vorzug einer Begriffsschrift, Nationen verschiedener Sprachen verständlich zu sein, wiegt die Nachtheile nicht auf, welche sie von anderen Seiten her mit sich führt. Als Lautschrift ist eine Begriffsschrift unvollkommen, weil sie Laute für Wörter angiebt, mithin der Sprache allen Gewinn entzieht, der, wie wir sehen werden, aus der Lautbezeichnung der Wortelemente entspringt. Sie wird aber auch niemals rein als Laut-

zu machen, und schiebt auf de
Ausdruck der Sprache, dem Ton,
sene Anschauung durch das Aug
dem instinctartigen Sprachsinn de
gen, und zerstört, je mehr sie sic
die Individualität der Sprachbezeic
blofs in dem Laut einer jeden lieg
den Eindruck gebunden ist, den je
articulirter Töne unläugbar specif

Das Bemühen, sich von eine
abhängig zu machen, mufs, da
einmal unmöglich ist, nachtheilig
einwirken. Eine Begriffsschrift üb
sofern nicht in dem hier geschil
System nicht consequent durchg
Gebrauch phonetisch aufgenomme

Die Buchstabenschrift ist vor
faches, durch keinen Nebenbegriff
Zeichens, die Sprache überall beg
zudrängen, oder zur Seite zu st
als den Ton, und daher die natür

Natur der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhöht ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundenen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben unter einander, und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirft.

An diese Spaltung des verbundenen Lauts, als an das Wesen der Buchstabenschrift, haben wir uns daher zu halten, wenn wir den inneren Einflufs derselben auf die Sprache beurtheilen wollen.

Die Rede bildet im Geiste des Sprechenden, bis sie einen Gedanken erschöpft, ein verbundenes Ganzes, in welchem erst die Reflexion die einzelnen Abschnitte aufsuchen mufs. Dies erfährt man vorzüglich bei der Beschäftigung mit den Sprachen ungebildeter Nationen. Man mufs theilen und theilen, und immer mifstrauisch bleiben, ob das einfach Scheinende nicht auch noch zusammengesetzt ist. Gewissermafsen ist freilich dasselbe auch bei den hochgebildeten der Fall, allein auf verschiedene Weise; bei diesen nur etymologisch zum Behuf der Einsicht in die Wortentstehung, bei jenen grammatisch und syntaktisch zum Behuf der Einsicht in die Verknüpfung der Rede. Das Verbinden des zu Trennenden ist allemal Eigenschaft des ungeübten Denkens und Sprechens; von dem Kinde und dem Wilden erhält man schwer Wörter, statt Redensarten. Die Sprachen von unvollkommnerem Bau überschreiten auch leicht das Maafs dessen, was in einer grammatischen Form verbunden sein darf. Die logische Theilung, welche die Gedankenverknü-

endet richtige Ansicht der Theilbarkeit der Sprache in ihre Elemente in eben dem Grade allgemein, in welchem es selbst über die Nation verbreitet ist.

Zunächst äufsert sich diese berichtigte Ansicht in der Aussprache, die, durch das Erkennen und Ueben der Lautelemente in abgesonderter Gestalt, befestigt und geläutert wird. So wie für jeden Laut ein Zeichen gegeben ist, gewöhnen sich das Ohr und die Sprachorgane, ihn immer genau auf dieselbe Weise zu fordern und wiederzugeben; zugleich wird er, mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem, im ungebildeten Sprechen, ein Laut in den andern überfliefst, schärfer und richtiger begränzt. Diese reinere Aussprache, die feine Ausbildung des Ohrs und der Sprachwerkzeuge ist schon an sich, und in ihrer Wirkung auch auf das Innere der Sprache von der äufsersten Wichtigkeit; die Absonderung der Lautelemente übt aber auch einen noch tiefer in das Wesen der Sprache eingehenden Einfluſs aus.

Sie führt nemlich der Seele die Articulation der Töne vor, indem sie die articulirten Töne vereinzelt und bezeichnet. Die alphabetische Schrift thut dies klarer und anschaulicher, als es auf irgend einem anderen Wege geschehen könnte, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daſs durch das Alphabet einem Volke eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. Da die Articulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht bloſs von Tönen die Rede ist, erstreckt; so muſs die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwickelung des Sprachsinnes in Zusammenhang stehen. Wo dieser stark und lebendig ist, wird ein Volk aus eigenem Drange der Erfindung des Alphabets entgegengehen, und

des einzelnen eine in bestimmbaren Classen bestimmbare Anzahl gleichartiger, aber specifisch verschiedener möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkührliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind. Hierdurch ist jedoch nicht mehr gesagt, als dafs articulirte Laute Sprachlaute und umgekehrt sind.

Die Sprache aber liegt in der Seele, und kann sogar bei widerstrebenden Organen und fehlendem äufseren Sinn hervorgebracht werden. Dies sieht man bei dem Unterrichte der Taubstummen, der nur dadurch möglich wird, dafs der innere Drang der Seele, die Gedanken in Worte zu kleiden, demselben entgegenkommt, und vermittelst erleichternder Anleitung den Mangel ersetzt, und die Hindernisse besiegt. Aus der individuellen Beschaffenheit dieses Dranges, verständliche Laute hervorzubringen, aus der Individualität des Lautgefühls (überhaupt in Hinsicht des Lautes, als solchen, des musikalischen Tons und der Articulation) und endlich aus der Individualität des Gehörs und der Sprachwerkzeuge entsteht das besondere Lautsystem jeder Sprache, und wird, sowohl durch seine ursprüngliche Gleichartigkeit mit der ganzen Sprachanlage des Individuums, als in seinen tausendfachen, einzeln gar nicht zu verfolgenden Einflüssen auf alle Theile des Sprachbaues, die Grundlage der besonderen Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache selbst. Die aus der Seele heraustönende specifische Sprachanlage verstärkt sich in ihrer Eigenthümlichkeit, indem sie wieder ihr eigenes Tönen, als etwas fremdes Erklingendes, vernimmt.

Wenn gleich jede wahrhaft menschliche Thätigkeit der Sprache bedarf, und diese sogar die Grundlage aller ausmacht, so kann doch eine Nation die Sprache mehr oder weniger eng in das System ihrer Gedanken und Empfindungen verweben. Es beruht dies auch nicht blofs, wie man wohl zuweilen zu glauben pflegt, auf ihrer Geistigkeit

der Gedanke erscheint nur als hervorsprieſsend aus ihr, und untrennbar in sie verschlungen.

Wenn man daher die Sprachen mit der Individualität der Nationen vergleicht, so muſs man zwar zuerst die geistige Richtung derselben überhaupt, nachher aber immer vorzüglich den eben erwähnten Unterschied beachten, die Neigung zum Ton, das feine Unterscheidungsgefühl seiner unendlichen Anklänge an den Gedanken, die leise Regsamkeit, durch ihn gestimmt zu werden, dem Gedanken tausendfache Formen zu geben, auf welche, gerade weil sie in der Fülle seines sinnlichen Stoffes ihre Anregung finden, der Geist von oben herab, durch Gedankeneintheilungen nie zu kommen vermöchte. Es lieſse sich leicht zeigen, daſs diese Richtung für alle geistige Thätigkeiten die am gelingendsten zum Ziel führende sein muſs; da der Mensch nur durch Sprache Mensch, und die Sprache nur dadurch Sprache ist, daſs sie den Anklang zu dem Gedanken allein in dem Wort sucht. Wir können aber dies für jetzt übergehen, und nur dabei stehen bleiben, daſs die Sprache wenigstens auf keinem Wege eine gröſsere Vollkommenheit erlangen kann, als auf diesem. Was nun die Articulation der Laute, oder, wie man sie auch nennen kann, ihre gedankenbildende Eigenschaft hervorhebt, und ins Licht stellt, wird in dieser geistigen Stimmung begierig gesucht oder ergriffen werden, und so muſs die Buchstabenschrift, welche die Articulation der Laute zuerst bei dem Aufzeichnen, hernach bei allgemein werdender Gewohnheit, bei dem innersten Hervorbringen der Gedanken, der Seele unablässig vorführt, in dem engsten Zusammenhange mit der individuellen Sprachanlage jeder Nation stehen. Auch erfunden oder gegeben, wird sie ihre volle und eigenthümliche Wirkung nur da ausüben, wo ihr die dunkle Empfindung des Bedürfnisses nach ihr schon voranging.

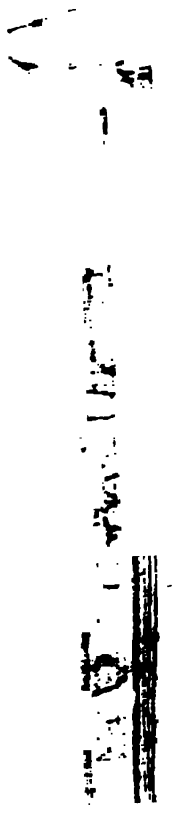
So unmittelbar an die innerste Natur der Sprache geknüpft, übt sie nothwendig ihren Einfluſs auf alle Theile derselben aus, und wird von allen Seiten her in ihr gefordert. Ich will jedoch nur an zwei Punkte erinnern, mit welchen ihr Zusammenhang vorzüglich einleuchtend ist, an die rhythmischen Vorzüge der Sprachen, und die Bildung der grammatischen Formen.

Ueber den Rhythmus ist es in dieser Beziehung kaum nöthig, etwas hinzuzufügen. Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältniſs die Regel ihrer Zusammenreihung bildet. Es hat gewiſs rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäſsig sylbenmessende bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten, hohe Vortrefflichkeit in dieser Behandlung. Es muſs diese aber unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daſs eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in anderen Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muſs, was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, daſs auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute, und ihre äuſseren Zeichen. Wir haben schon oben, bei Gelegenheit der Chinesen, bemerkt, und die Behauptung läſst sich, unter Umständen, auch auf wahrhaft alphabetische Schrift ausdehnen, daſs nicht jeder Gebrauch einer Lautbezeichnung den entscheidenden Einfluſs auf die Sprache hervorbringt, den die Auffassung der Buch-

stabenschrift in ihrem wahren Geist einer Nation und ihrer Sprache allemal zusichert. Wo dagegen, auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen, durch die hervorstechende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genieſst dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge.

Daher sind Sylbenmaafse, die sich, wie der Hexameter und der sechszehnsylbige Vers der Slocas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren blofser Sylbenfall noch jetzt das Ohr in einen unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sicherere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Sylben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths, durch das Verhältnifs der Articulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden, dafs man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt.

Dies liegt allerdings zum Theil auch in dem, der Sprache nicht unmittelbar angehörenden musikalischen Gefühl. Denn der Ton besitzt die glückliche Eigenthümlichkeit, das Idealische auf zwei Wegen, durch die Musik und die Sprache, berühren, und diese beiden mit einander verbinden zu können, woher der von Worten begleitete Gesang wohl unbestreitbar im ganzen Gebiete der Kunst, weil sich zwei ihrer bedeutendsten Formen in ihm vereinen, die vollste und erhebendste Empfindung hervorbringt. Je lebendiger aber



Ausdruck, den Laut immer wahrh
deln, die wiederkehrende, vollstän
Gleichheit verbundener Laute (Rei
den bloſsen Klang hinausläuft, ver
selten die Sylben gegen ihre Natur
Rhythmus gehorchend, zu dehnen
ben, sondern genau dafür sorgen,
chen Geltung, klar und unveränder
zusammenklingen.

Die Beugung, auf welcher da
schen Formen beruht, führt nothwe
dung und Beachtung der einzelnen
eine Sprache nur bedeutsame Lau
oder es wenigstens nicht versteht,
zeichnungen mit den Wörtern fest
so hat sie es nur mit Lautganzen z
zu der Unterscheidung einer einze
durch das Erscheinen des nemlichen,
gen verschiedenen Wortes angeregt.
und Lebendigkeit des Sprachsinnes z
Formen führen, so befördern diese

det, die vorhandene sicherer bewahrt, und die noch halb in Anfügung begriffene reiner abgeschieden werden.

Wodurch aber die Buchstabenschrift noch viel wesentlicher, obgleich nicht so sichtlich an einzelnen Beschaffenheiten erkennbar, auf die Sprache wirkt, ist dadurch, dafs sie allein erst die Einsicht in die Gliederung derselben vollendet, und das Gefühl davon allgemeiner verbreitet. Denn ohne die Unterscheidung, Bestimmung und Bezeichnung der einzelnen Articulationen, werden nicht die Grundtheile des Sprechens erkannt, und der Begriff der Gliederung wird nicht durch die ganze Sprache durchgeführt. Jeden in einem Gegenstande liegenden Begriff aber vollständig durchzuführen, ist überhaupt und überall von der gröfsesten Wichtigkeit, und noch mehr da, wo der Gegenstand, wie die Sprache, ganz ideal ist, und wo, theils zugleich, theils nach einander, der Instinct handelt, das Gefühl ahndet, der Verstand einsieht, und die Verstandeseinsicht wieder auf das Gefühl, und dieses auf den Instinct berichtigend zurückwirkt. Die Folgen des Mangels davon erstrecken sich weit über den unvollendet bleibenden Theil hinaus, bei den Sprachen ohne Buchstabenschrift, und ohne sichtbare Spuren eines nach derselben empfundenen Bedürfnisses, nicht blofs auf die richtige und vollständige Einsicht in die Articulation der Laute, sondern über die ganze Art ihres Baues und ihres Gebrauchs. Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst. Wo also, vermöge der Schärfe des Sprachsinnes, in einem Volk die Sprache in ihrer ächten, geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird

dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit anderen Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich darbietende begierig zu ergreifen.

Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeugende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich daher gegenseitig, und vollenden, vereint, die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer ächten Eigenthümlichkeit. Jeder Mangel an einem dieser drei Punkte wird in ihrem Bau, oder ihrem Gebrauche fühlbar, und wo die natürliche Einwirkung der Dinge nicht durch besondere Umstände Abweichungen erfährt, da darf man sie vereint, und noch verbunden mit Festigkeit grammatischer Formen und rhythmischer Kunst anzutreffen hoffen.

Die hier gemachte Einschränkung beugt dem Bestreben vor, dasjenige, was sich theoretisch ergiebt, nun auch durch die Geschichte der Völker (sollte man es ihr auch aufdringen müssen) sogleich beweisen, oder voreilig widerlegen zu wollen. Darum darf aber die Entwickelung aus blofsen Begriffen, wenn sie nur sonst richtig und vollständig ist, nicht unnütz genannt werden. Sie mufs vielmehr, wo es nur irgend angeht, die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten, werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letzteren nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation, oder andere Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit desselben

bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es, bei allgemein gewordenem Gebrauch, in der Sprache zurückliefs?

Es kann hier nicht meine Absicht sein, nach der bis jetzt versuchten Entwickelung aus Ideen, noch in eine historische Untersuchung der Sprachen in Beziehung auf die Schriftmittel, deren sie sich bedienen, einzugehen. Nur um im Ganzen den behaupteten Zusammenhang zwischen der Buchstabenschrift und der Sprache auch an einer Thatsache zu erläutern, sei es mir erlaubt, diese Abhandlung mit einigen Betrachtungen über die Amerikanischen Sprachen in dieser Hinsicht zu beschliefsen.

Man kann es als eine Thatsache annehmen, dafs sich in keinem Theile Amerika's eine Spur einer Buchstabenschrift gezeigt hat, obgleich es bisweilen behauptet oder vermuthet worden ist. Unter den Mexikanischen Hieroglyphen findet sich zwar eine, zum Theil den Chinesischen Coua's ähnliche Gattung, die noch nicht genau erläutert ist, und dies, bei den wenigen vorhandenen Ueberbleibseln, auch wahrscheinlich nicht zuläfst; wären aber darin auf irgend eine Weise Lautzeichen, so würden die Nachrichten, die wir über das Land und seine Geschichte besitzen, davon Spuren enthalten. Man könnte zwar hier die Einwendung machen, dafs auch von Buchstabenzeichen in den Hieroglyphen das Alterthum schweigt. Allein hier ist der Fall durchaus anders. Dafs Aegypten Buchstabenschrift besafs, fing nur in den allerneuesten Zeiten an bezweifelt zu werden, als man auch die demotische Schrift für Begriffszeichen erklärte, sonst gab es eine Menge von Zeugnissen, die es bewiesen, oder vermuthen liefsen. Nur darüber stritt man, welche unter den Aegyptischen Schriftarten die alphabetische gewesen sei, oder suchte vielmehr den Sitz dieser blofs in der obengenannten demotischen.

Dafs in Amerika ein Zustand früherer Cultur über die

ältesten Anfänge der uns bekannten Geschichte hinaus untergegangen ist, beweist eine Reihe von Denkmälern, theils in Gebäuden, theils in künstlicher Bearbeitung des Erdbodens, die sich von den grofsen Seen des nördlichen Theiles bis zur südlichsten Gränze Peru's erstrecken, von welchen ich zu einem anderen Zweck theils aus der Reise meines Bruders, der ihre Gränzen, die Mittelpunkte dieser Civilisation, und den Strich, dem sie folgt, genau angiebt, und die Ursachen des letzteren sehr glücklich nachweist, theils aus anderen Quellen, vorzüglich den Werken der ersten Eroberer, ein Verzeichnifs zusammengetragen habe.

Meine Aufmerksamkeit bei der Untersuchung der Amerikanischen Sprachen ist daher immer zugleich darauf gerichtet gewesen, ob ihr Bau Spuren des Gebrauchs verloren gegangener Alphabete an sich trage? Ich habe jedoch nie dergleichen angetroffen, vielmehr ist der Organismus dieser Sprachen gerade von der Art, dafs man, von den obigen allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der Sprache mit der Buchstabenschrift ausgehend, recht füglich begreifen kann, dafs weder sie zur Erfindung eines Alphabets führten, noch auch, wenn sich ein solches dargeboten hätte, eine mehr als gleichgültige Aneignung desselben erfolgt sein würde. Die Aufnahme der nach Amerika gekommenen Europäischen Schrift beweist indefs freilich hierfür nichts. Denn die unglücklichen Nationen wurden gleich so niedergedrückt, und ihre edelsten Stämme grofsentheils dergestalt ausgerottet, dafs an keine freie, wenigstens keine geistige nationelle Thätigkeit zu denken war. Einige Mexicaner ergriffen aber wirklich das neue Aufzeichnungsmittel, und hinterliefsen Werke in der einheimischen Sprache.

Alle Vortheile des Gebrauchs der Buchstabenschrift beziehen sich, wie im Vorigen gezeigt ist, hauptsächlich auf die Form des Ausdrucks, und vermittelst dieser, auf die

Entwicklung der Begriffe, und die Beschäftigung mit Ideen. Darin liegt ihre Wirkung, daraus entspringt das Bedürfnifs nach ihr. Gerade die Form des Gedankens aber wird durch den Bau der Amerikanischen Sprachen, die zwar bei weitem nicht die bisweilen behauptete, aber doch, und eben hierin, eine auffallende Gleichartigkeit haben, nicht vorzüglich begünstigt, oft durchaus vernachlässigt, und die Amerikanischen Volksstämme standen, auch bei der Eroberung, und in ihren blühendsten Reichen, nicht auf der Stufe, wo im Menschen der Gedanke, als überall herrschend, hervortritt.

An die Seltenheit und zum Theil den gänzlichen Mangel solcher grammatischer Bezeichnungen, die man ächte grammatische Formen nennen könnte, will ich hier nur im Vorbeigehen noch einmal erinnern. Aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auch die nur durch höchst seltene Abweichungen unterbrochene strenge und einförmige Analogie dieser Sprachen, die Häufung aller durch einen Begriff gegebenen Nebenbestimmungen, auch da, wo ihre Erwähnung nicht nothwendig ist, die vorherrschende Neigung zu dem besonderen Ausdruck, statt des allgemeineren, hierher zähle. Der dauernde Gebrauch einer alphabetischen Schrift würde, wie es mir scheint, nicht nur diese Dinge abgeändert oder umgestaltet haben, sondern lebendigere nationelle Geistigkeit hätte sich auch dieser unbehülflichen Fesseln zu entledigen gewufst, die Begriffe in ihrer Allgemeinheit aufgefafst, die in dem Gedanken und der Sprache liegende Gliederung energischer und angemessener angewandt, und den Drang gefühlt, das ängstliche Aufbewahren der Sprache im Gedächtnifs durch Zeichen für das Auge zu sichern, damit die Reflexion ruhiger über ihr walten, und der Gedanke sich in festeren, aber mannigfaltiger wechselnden und freieren Formen bewegen könne. Denn wenn die Buchstabenschrift nicht die Bevölkerung Amerika's begleitet hatte (in-

Man darf hiermit nicht verwechseln, dafs die Schrift den Formen auch mehr Festigkeit, und dadurch in anderer Rücksicht mehr Gleichförmigkeit giebt. Dadurch wirkt sie vorzüglich nur der Spaltung in zu vielfältige Mundarten entgegen, und schwerlich würden sich bei anhaltendem Schriftgebrauch die den meisten Amerikanischen Sprachen eigenen Verschiedenheiten der Ausdrücke der Männer und Weiber, Kinder und Erwachsenen, Vornehmen und Geringen erhalten haben. In demselben Stamm und derselben Klasse zeigen sonst gerade die Amerikanischen Nationen ein bewunderungswürdiges Festhalten der gleichen Formen durch die blofse Ueberlieferung. Man hat Gelegenheit, dies durch die Vergleichung der Schriften der in die ersten Zeiten der Europäischen Ansiedelungen fallenden Missionarien mit der heutigen Art zu sprechen zu bemerken. Vorzüglich bietet sich dieselbe bei den Nordamerikanischen Stämmen dar, da man sich in den Vereinigten Staaten (und jetzt leider nur dort) auf eine höchst beifallswürdige Weise um die Sprache und das Schicksal der Eingebornen bemüht. Es wäre indefs sehr zu wünschen, dafs sich die Aufmerksamkeit noch bestimmter auf diese Vergleichung derselben Mundarten in verschiedenen Zeiten richtete. Die durch die Schrift hervorgebrachte Festigkeit ist daher mehr ein Verallgemeinern der Sprache, welches nach und nach in die Bildung eines eigenen Dialekts übergeht, und sehr verschieden von der Durchführung Einer Regel durch eine Menge zwar ähnlicher, doch, Begriff und Ton genau beachtet, nicht immer ganz gleicher Fälle, von der wir oben redeten.

Alles hier Gesagte findet auch auf das Zusammenhäufen zu vieler Bestimmungen in Einer Form Anwendung, und wenn man den Gründen tiefer nachgeht, so hangen die hier erwähnten Erscheinungen sämmtlich von der mehr oder weniger stark und eigenthümlich auf die Sprache gerichteten Regsamkeit des Geistes

wirkt, der Lebendigkeit der Sprache, und ihrer Einwirkung auf den Geist nachtheilig werden.

Bei den Amerikanischen Völkerstämmen lag aber dasjenige, was sie, da ihnen Buchstabenschrift einmal nicht von aufsen zugekommen war, von derselben fern hielt, freilich vorzüglich noch im Mangel geistiger Bildung, ja nur intellectueller Richtung überhaupt. Davon geben die Mexicaner ein auffallendes Beispiel. Sie besafsen, wie die Aegyptier, Hieroglyphen-Bilder und Schrift, machten aber nie die beiden wichtigen Schritte, wodurch jenes Volk der alten Welt gleich seine tiefe Geistigkeit bewies, die Schrift von dem Bilde zu sondern, und das Bild als sinniges Symbol zu behandeln, Schritte, welche, aus der geistigen Individualität des Volks entspringend, der ganzen Aegyptischen Schrift ihre bleibende Form gaben, und die man, wie es mir scheint, nicht als blofs stufenweis fortgehende Entwickelung des Gebrauchs der Bilderschrift ansehen darf, sondern die geistigen Funken gleichen, die plötzlich umgestaltend, in einer Nation oder einem Individuum sprühen. Die Mexicanische Hieroglyphik gelangte ebensowenig zur Kunstform. Und doch scheinen mir die Mexicaner unter den uns bekannt gewordenen Amerikanischen Nationen an Charakter und Geist die vorzüglichsten zu sein, und namentlich die Peruaner weit übertroffen zu haben, so wie ich auch glaube, die Vorzüge ihrer Sprache vor der Peruanischen beweisen zu können. Die Gräfslichkeit ihrer Menschenopfer zeigt sie allerdings in einer unglaublich rohen und abschreckenden Gestalt. Allein die kalte Politik, mit welcher die Peruaner, nach blofsen Einfällen ihrer Regenten, unter dem Schein weiser Bevormundung, ganze Nationen ihren Wohnsitzen entrissen, und blutige Kriege führten, um, soweit sie zu reichen vermochten, den Völkern das Gepräge ihrer mönchischen Einförmigkeit aufzudrücken, ist kaum weniger

den Peruanern ausschliefslich im Staats- und eigentlichen Nationalgebrauch blieben, erfüllten die äufseren Zwecke der Gedanken-Aufzeichnung, und ein inneres Bedürfnifs nach vollkommeneren Mitteln wäre schwerlich erwacht.

Ueber die Knotenschnüre, die auch in anderen Gegenden Amerika's, aufserhalb Peru und Mexico, üblich waren, und die auf Vermuthungen eines Zusammenhanges der Bevölkerung Amerika's mit China, so wie die Hieroglyphen mit Aegypten geführt haben, werde ich an einem anderen Orte die Nachrichten, die sich von ihnen finden, zusammenstellen. Sie sind allerdings sehr mangelhaft, aber doch hinreichend, einen bestimmteren und genaueren Begriff von dieser Gattung von Zeichen zu geben, als man durch Robertson's, und anderer neuerer Schriftsteller Berichte erhält. Ihre Bedeutung lag in der Zahl ihrer Knoten, der Verschiedenheit ihrer Farben, und vermuthlich auch der Art ihrer Verschlingung. Diese Bedeutung war jedoch wohl nicht überall dieselbe, sondern verschieden nach den Gegenständen, und man mufste vermuthlich, um sie zu erkennen, wissen, von wem die Mittheilung herrührte, und was sie betraf. Denn es waren auch der Aufbewahrung dieser Schnüre, nach der Verschiedenheit der Verwaltungszweige, verschiedene Beamte vorgesetzt. Ihre Entzifferung endlich war künstlich, und sie bedurften eigener Ausleger. Sie scheinen daher im Allgemeinen mit den Kerbstöcken in Eine Klasse zu gehören, allein durch einen Grad sehr hoher Vervollkommnung künstliche Mittel, zuerst, mnemonisch, der Erinnerung, hernach, wenn der Schlüssel des Zusammenhanges der Zeichen mit dem Bezeichneten bekannt war, der Mittheilung gewesen zu sein. Es bleibt nur zweifelhaft, in welchem Grade sie sich von subjectiven Verabredungen für bestimmte und genau bedingte Fälle zu wirklichen Gedankenzeichen erhoben. Dafs sie beides zugleich waren, ist offenbar, da z. B. in denjeni-

ren scheint.

Dagegen lagen in dieser Kui
leicht besondere Methoden der (
monik, wie sie auch dem classisc
waren. Diese scheinen bei den
gewesen zu sein. Denn es wird
ihnen von den Spaniern mitgethe
halten, farbige Steine an einande
anderen Gegenständen, ein den
Verfahren beobachteten. In dies
die Knotenschnüre allerdings Schri
des Worts, entfernten sich doch a
griff, da das Verständnifs bei de
fernung auf der Kenntnifs der äu
und wo sie zu geschichtlicher Ueb
Gedächtnifs doch die hauptsächlich
Zeichen nur zu Hülfe kamen, die
Erklärung hinzutreten mufste, und
lich und vollständig (wie es die
Schlüssel ihrer Bedeutung gegeben
Gedanken durch sich selbst aufbew

der Boturinischen Sammlung befand, eingegangen, um zu zeigen, auf welche Weise die Völker Amerika's die doppelte Art der Zeichen kannten, zu welcher alle Schrift, wie sie sein mag, gehört, die durch sich selbst verständliche der Bilder, und die durch willkührlich für das Gedächtnifs gebildete Ideenverknüpfung, wo das Zeichen durch etwas Drittes (den Schlüssel der Bezeichnung) an das Bezeichnete erinnert. Die Unterscheidung dieser beiden Gattungen, die da in einander übergehen, wo die allegorisirende Bilderschrift auch ihre unmittelbare Verständlichkeit aufgiebt, und die, der Masse nach, und im Fortschreiten willkührlich scheinenden Zeichen zum Theil ursprünglich Bilder waren, ist aber, und gerade in Rücksicht auf die Sprache, von erheblicher Wichtigkeit, wie man an der Mexicanischen und Peruanischen zeigen kann.

Die Mexicanischen Hieroglyphen hatten einen nicht geringen Grad der Vollkommenheit erreicht; sie bewahrten offenbar den Gedanken durch sich selbst, da sie noch heute verständlich sind, sie unterschieden sich auch bisweilen deutlich von bloſsen Bildern. Denn wenn auch z. B. der Begriff der Eroberung in ihnen meistentheils durch den Kampf zweier Krieger vorgestellt wird, so findet man doch auch den sitzenden König mit seinem Namenszeichen, dann Waffen, als Tropheen gebildet, und das Sinnbild der eroberten Stadt, welches zusammengenommen die deutliche Phrase: der König eroberte die Stadt, und eine viel bestimmter ausgedruckte ist, als die berühmte Saitische Inschrift, die als die einzige angeführt zu werden pflegt, wo sich in dem Zeugnifs des Alterthums zugleich Bedeutung und Zeichen erhalten haben. Man sieht auch aus dem eben Gesagten, daſs es nicht an Mitteln fehlte, auch Namen zu schreiben, und man daher auf dem Wege war, Lautzeichen in der Art der Chinesischen zu besitzen. Dennoch ist sehr zu bezwei-

sich einer solchen Schrift in solchem Sinne bedient, nicht sowohl wirklich eine Schrift besitzt, als vielmehr nur den Zustand, ohne Schrift auf das blofse Gedächtnifs verwiesen zu sein, durch künstliche Mittel in hohem Grade vervollkommnet hat. Das aber ist gerade der wichtigste Unterscheidungspunkt in dem Zustande mit und ohne Schrift, dafs in dem ersteren das Gedächtnifs nicht mehr die Hauptrolle in den geistigen Bestrebungen spielt.

Welches indefs auch die Vorzüge und Nachtheile jedes dieser beiden Schriftsysteme sein mochten, so genügten sie den Nationen, welche sie sich angeeignet hatten; sie hatten sich einmal an dieselben gewöhnt, und jedes, vorzüglich aber das Peruanische, war sogar in die Verfassung des Staats, und die Art seiner Verwaltung verwebt. Es ist daher nicht abzusehen, wie eins dieser Völker von selbst auf Buchstabenschrift gekommen sein würde; die Möglichkeit läfst sich allerdings nicht bestreiten. Das Beispiel Aegyptens zeigt die nahe Verwandtschaft von Laut-Hieroglyphen und Buchstaben, und aus der graphischen Darstellung der Verschlingungen der Knotenschnüre konnten Zeichen entstehen, die in der Gestalt den Chinesischen glichen, sich aber phonetisch behandeln liefsen. Es hätte aber dazu eine ähnliche geistige Anlage gehört, als die Aegyptier schon so frühe verriethen, dafs auch die älteste Ueberlieferung sie uns nicht anders darstellt, und es ist allemal ein ungünstiges Zeichen für die künftige Entwickelung einer Nation, wenn sie, ohne dafs jene Anlage zugleich ans Licht tritt, schon einen so bedeutenden Grad der Cultur, und so mannigfache und feste gesellschaftliche Formen erreicht, als dies in Mexico und Peru der Fall war. Vermuthlich hätte man sich in beiden Reichen, so wie heute in China, den Gebrauch der Buchstabenschrift anzunehmen geweigert, wenn er sich

freiwillig, und nicht auf dem nöthigenden Wege der Eroberung dargeboten hätte.

So wie ich versucht habe, bei den grammatischen Formen zu zeigen, dafs auch blofse Analoga ihre Stelle vertreten können, ebenso ist es mit der Schrift. Wo die wahre, der Sprache allein angemessene, fehlt, können auch stellvertretende andere alle äufseren, und bis auf einen gewissen Grad auch die innern Zwecke und Bedürfnisse befriedigen. Nur die eigenthümliche Wirkung jener wahren und angemessenen, so wie die eigenthümliche Wirkung der ächten grammatischen Form, kann nie und durch nichts ersetzt werden; sie liegt aber in der inneren Auffassung und der Behandlung der Sprache, in der Gestaltung des Gedanken, in der Individualität des Denk- und Empfindungsvermögens.

Wo jedoch solche stellvertretende Mittel (da dieser Ausdruck nunmehr verständlich sein wird) einmal Wurzel gefafst haben, wo der instinctartig in der Nation auf das Bessere gerichtete Sinn nicht ihr Emporkommen verhindert hat, da stumpfen sie diesen Sinn noch mehr ab, erhalten das Sprach- und Gedankensystem in der falschen, ihnen entsprechenden Richtung, oder geben ihm dieselbe, und sind nicht mehr zu verdrängen, oder ihre wirkliche Verdrängung übt nun die erwartete heilsame Wirkung viel schwächer und langsamer aus. Wo also die Buchstabenschrift von einem Volke mit freudiger Begierde ergriffen und angeeignet werden soll, da mufs sie demselben früh, in seiner Jugendfrische, wenigstens zu einer Zeit dargeboten werden, wo dasselbe noch nicht auf künstlichem und mühevollem Wege eine andere Schriftgattung gebildet, und sich an dieselbe gewöhnt hat. Noch weit mehr wird dies der Fall sein müssen, wenn die Buchstabenschrift aus

innerem Bedürfnifs, und geradezu, ohne durch das Medium einer anderen hindurchzugehen, erfunden werden soll. Ob dies aber wirklich jemals geschehen sein mag, oder so unwahrscheinlich ist, dafs es nur als eine entfernte Möglichkeit angesehen werden darf? darauf behalte ich mir vor, bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen.

Ueber den Dualis.

Ex quo intelligimus, quantum dualis numerus, una et simplice compage solidatus, ad rerum valeat perfectionem.
LACTANTIUS de opificio Dei.

Unter den mannigfaltigen Wegen, welche das vergleichende Sprachstudium einzuschlagen hat, um die Aufgabe zu lösen, wie sich die allgemeine menschliche Sprache in den besondren Sprachen der verschiedenen Nationen offenbart? ist einer der am richtigsten zum Ziele führenden unstreitig der, die Betrachtung eines einzelnen Sprachtheils durch alle bekannte Sprachen des Erdbodens hindurch zu verfolgen. Es kann dies entweder in Hinsicht auf die Begriffsbezeichnung mit einzelnen Wörtern oder Wörterklassen, oder in Hinsicht auf die Redefügung mit einer grammatischen Form geschehen. Beides ist auch vielfältig versucht worden, doch hat man gewöhnlich nur zufällig eine gewisse Anzahl von Sprachen an einander gereiht, und das hier durchaus nicht gleichgültige Streben nach Vollständigkeit unberücksichtigt gelassen.

Uebersieht man die Art, wie eine grammatische Form, da ich, meinem gegenwärtigen Zwecke gemäfs, bei diesen stehen bleibe, in den verschiedenen Sprachen behandelt, hervorgehoben oder unbeachtet gelassen, eigenthümlich ge-

modelt, in Verbindung mit andren gebracht, geradezu oder durch Umwege ausgedruckt wird, so wirft diese Nebeneinanderstellung sehr oft ein ganz neues Licht zugleich auf die Natur dieser Form, und die Beschaffenheit der einzelnen, in Betrachtung gezogenen Sprachen. Es läfst sich alsdann der besondre Charakter, welchen eine solche Form in den verschiedenen Sprachen annimmt, mit demjenigen vergleichen, welchen die übrigen grammatischen Formen in den nämlichen Sprachen an sich tragen, und somit der ganze grammatische Charakter dieser letzteren, so wie ihre grammatische Consequenz, beurtheilen. In Absicht der Form selbst aber steht nunmehr der von ihr wirklich gemachte Gebrauch demjenigen gegenüber, der sich aus ihrem bloſsen Begriff ableiten läfst, was vor der einseitigen Systemssucht bewahrt, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach bloſsen Begriffen bestimmen will. Gerade dadurch, daſs die hier empfohlne Verfahrungsweise auf möglichst vollständige Aufsuchung der Thatsachen dringt, hiermit aber die Ableitung aus bloſsen Begriffen nothwendig verbinden muſs, um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen, baut sie der Gefahr vor, welche sonst dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen, wie des philosophischen Weges droht. Keiner, der sich mit diesem Studium beschäftigt, und den Neigung und Talent vorzugsweise zu einem beider Wege einladen, darf vergessen, daſs die Sprache, aus der Tiefe des Geistes, den Gesetzen des Denkens, und dem Ganzen der menschlichen Organisation hervorgehend, aber in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität übertretend, und in einzelne Erscheinungen vertheilt auf sich zurückwirkend, die durch richtige

Methodik geleitete, vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung fordert.

Ein zweiter wichtiger Nutzen durch alle Sprachen durchgeführter Beschreibungen grammatischer Formen liegt in der Vergleichung der verschiedenen Behandlung derselben mit dem Cultur- und selbst dem Sprachzustande der Nation. Ob ein gewisser Ausbildungsgrad einer Sprache einen gewissen Culturzustand voraussetzt oder hervorbringt; ob gewisse Eigenthümlichkeiten Afrikanischer und Amerikanischer Sprachen nur aus dem den Völkern, die sie reden, im Ganzen gemeinsamen Zustande mangelnder Civilisation herrühren, oder andre, erst aufzusuchende Ursachen haben? sind Fragen von der gröfsesten Wichtigkeit. Ihre Beantwortung knüpft das vergleichende Sprachstudium an die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts an, und zeigt demselben einen über dasselbe hinaus liegenden höheren Zweck. Denn das Sprachstudium mufs zwar allein um sein selbst willen bearbeitet werden. Aber es trägt darum doch eben so wenig als irgend ein andrer einzelner Theil wissenschaftlicher Untersuchung seinen letzten Zweck in sich selbst, sondern ordnet sich mit allen andren dem höchsten und allgemeinen Zweck des Gesammtstrebens des menschlichen Geistes unter, dem Zweck, dafs die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältnifs zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.

Ich glaube nicht, dafs die oben erwähnten Fragen, auch durch sehr vollständiges und genaues Sprachstudium jemals werden vollständig beantwortet werden können. Die Zeit hat sowohl von den Sprachen, als den Zuständen der Nationen, zuviel unsrer Kenntnifs entzogen, und die übriggebliebenen Bruchstücke lassen kein entscheidendes Urtheil zu. Allein schon meine bisherige Erfahrung hat mich vielfältig belehrt, dafs die ununterbrochen auf jene Fragen ge-

richtete Aufmerksamkeit sehr schätzbare einzelne Aufklärungen gewährt, und auf jeden Fall Irrthümern vorbaut und Vorurtheile zerstört [1]).

---

[1]) Hr. Schmitthenner (Ursprachlehre S. 20.) sagt: „Ohne nun eine ausführliche Darstellung, dafs die Sprachen Amerikas und Afrikas um so unvollkommener und von einander abweichender sein müssen, je weniger sich die sie sprechenden Völker aus der Dummheit des Naturlebens zu dem Lichte der Vernunft, und aus der Zerstreuung der Rohheit zu der Einheit der Bildung erhoben haben, der Mühe werth zu halten, gehen wir u. s. f." Ich weifs nicht, ob viele einen so verwerfenden und die Untersuchung von vorn herein abschneidenden Ausspruch zu unterschreiben geneigt sein möchten. Ich kann nicht anders, als eine ganz entgegengesetzte Meinung hegen. Ich will mich hier nicht auf den merkwürdigen Bau mehrerer Afrikanischen und Amerikanischen Sprachen berufen. Es mag nicht jeder Sprachforscher Neigung zu einem solchen Studium in sich fühlen, doch wird gewifs jeder, der sich auch nur oberflächlich mit denselben beschäftigt hat, zugestehen, dafs ihre Kenntnifs von der höchsten Wichtigkeit für das Sprachstudium ist. Allein der Culturzustand jener Völkerschaften, namentlich der Amerikanischen, ist, und gerade in Beziehung auf den Gedankenausdruck, gar nicht durchgängig so, wie er in jener Stelle geschildert wird. Von den Nord-Amerikanischen Nationen geben die Berichte über ihre Volksversammlungen und die mitgetheilten Reden einiger ihrer Häuptlinge einen ganz andren Begriff. Viele Stellen derselben sind von wahrhaft rührender Beredsamkeit; und stehen auch diese Stämme mit den Einwohnern der Vereinigten Staaten in enger Verbindung, so ist doch das Gepräge der reinen und ursprünglichen Eigenthümlichkeit in ihren Ausdrücken unverkennbar. Sie sträuben sich allerdings, die Freiheit ihrer Wälder und Gebirge mit der Arbeit des Ackerbaus und der Beschränkung in Häuser und Dörfer zu vertauschen; allein sie bewahren in ihrem herumstreifenden Leben eine einfache, wahrheitliebende, oft grofsartige und edelmüthige Gesinnung. Man sehe Morse's *Report to the Secretary of war of the United States on Indian affairs* p. 71. App. p. 5. 21. 53. 121. 141. 242. Die Sprachen von Menschen, die ihrem Ausdruck diese Klarheit, Stärke und Lebendigkeit zu geben verstehen, können der Aufmerksamkeit der Sprachforscher nicht unwerth sein. Von einigen Süd-Amerikanischen Stämmen giebt

Es ist aber hierbei nicht blofs auf den häuslichen und gesellschaftlichen Zustand der Nationen, sondern ganz vorzüglich auf die Schicksale zu sehen, welche ihre Sprache erfahren hat, so weit sich dieselben aus ihrem Baue ergründen lassen, oder geschichtlich bekannt sind. So hängt z. B. die feine und vollständige grammatische Ausbildung der jetzt fast zu blofsen Volksmundarten gewordenen Lettischen Sprachen gar nicht mit dem Culturzustande der Völker, die sie reden, sondern nur mit der treueren Aufbewahrung der Ueberreste einer ursprünglichen und ehemals hoch ausgebildeten Sprache zusammen.

Endlich dürfte es nicht leicht ein besseres Mittel als die Betrachtung derselben grammatischen Form in einer grofsen Anzahl von Sprachen geben, um zu einer vollständigeren Beantwortung der Frage zu gelangen, welcher Grad von Aehnlichkeit des grammatischen Baues zu Schlüssen auf die Verwandtschaft der Sprachen berechtigt? Es ist eine eigne Erscheinung, dafs das Sprachstudium zu keinem andren Zwecke so vielfältig benutzt worden ist, ja dafs sehr viele noch jetzt den Nutzen desselben fast nur darauf zu

---

Vieles Zeugnifs, was in Gilij's *Saggio di storia Americana* über ihre Sagen und Erzählungen verstreut ist. Wären aber auch alle heutigen Amerikanischen Eingebornen zu einem Zustand absoluter Rohheit und dumpfen Naturlebens, wie es gewifs nicht der Fall ist, herabgewürdigt, so läfst sich doch auf keine Weise behaupten, dafs es immer ebenso gewesen sei. Der blühende Zustand des Mexicanischen und Peruanischen Reichs ist bekannt, und dafs mehrere Völker in Amerika einen höheren Grad der Ausbildung erlangt hatten, zeigen die Spuren alter Cultur, die man zufällig von den Muiscas und Panos aufgefunden hat (A. v. Humboldt *Monumens des peuples de l'Amérique*, p. 20. 72-74. 128. 244. 246. 248. 265. 297). Sollte man es nun nicht der Mühe werth halten, zu untersuchen, ob die uns gegenwärtig bekannten Amerikanischen Sprachen das Gepräge jener Cultur oder der heutigen angeblichen Rohheit an sich tragen?

beschränken pflegen, und dafs es doch bisher noch an gehörig gesicherten Grundsätzen zur Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen und des Grades derselben fehlt. Meiner Ueberzeugung nach, reicht die bisher gewöhnlich befolgte Methode wohl hin, sehr nahe mit einander übereinstimmende Sprachen zu erkennen, so wie, obgleich dies schon viel gröfsere Behutsamkeit erfordert, die gänzliche Geschiedenheit andrer auszusprechen. Allein in der Mitte zwischen diesen beiden Aeufsersten, also gerade da, wo die Lösung der Aufgabe am nöthigsten wäre, scheinen mir die Grundsätze noch dergestalt zu schwanken, dafs es unmöglich ist, sich ihrer Anwendung irgend mit Vertrauen hinzugeben. Nichts wäre zugleich für die Sprachkunde und die Geschichte so wichtig, als die Feststellung dieser Grundsätze. Sie ist aber mit grofsen Schwierigkeiten verbunden, und erfordert Vorarbeiten nach mehreren Richtungen hin. Zuerst müssen noch viel mehr Sprachen, und einige genauer, als bis jetzt geschehen, zergliedert werden. Um auch nur zwei Wörter mit Erfolg mit einander grammatisch vergleichen zu können, ist es nothwendig, erst jedes für sich in der Sprache, welcher es angehört, zur Vergleichung genau vorzubereiten. So lange man blofs, wie jetzt so oft der Fall ist, der allgemeinen Aehnlichkeit des Klanges folgt, ohne die Lautgesetze der Sprachen selbst und ihre Analogie aufzusuchen, läuft man unvermeidlich die doppelte Gefahr, dieselben Wörter für verschiedne, und verschiedne für dieselben zu erklären, der gröberen, aber noch immer nicht seltenen Fälle nicht zu gedenken, dafs die verglichenen Wörter nicht in ihrer Grundform aufgenommen, sondern grammatische Zusätze und Beugungen daran übersehen werden [1]).

[1]) Eine grofse Anzahl eben so nachahmungswerther, als schwer nachzuahmender, auf genaue und vollständige Zergliederung

Hierauf mufs sich die Untersuchung zu den Veränderungen der Sprachen im Laufe der Jahrhunderte wenden, um zu erkennen, welche Eigenthümlichkeiten blofs in diesen ihre Erklärung finden. Nach der Bearbeitung der einzelnen Sprachen, welche erst einen reinen und brauchbaren Stoff darbietet, ist die Vergleichung derjenigen, deren Zusammenhang wirklich historisch erwiesen ist, in der genauen Abstufung ihres Verwandtschaftsgrades nothwendig, um nach diesen Analogien die noch unbekannten beurtheilen zu können. Endlich aber dürfte die hier versuchte Verfolgung einzelner grammatischer Formen durch alle bekannten Sprachen hindurch grofsen Nutzen gewähren. Denn nur auf diese Weise läfst sich prüfen, wie die in solchen einzelnen Punkten einander ähnlichen Sprachen sich gegen einander in andren verhalten, und wie sehr oder wenig tief der Einfluſs einzelner Formen in das Ganze des Sprachbaues eingreift. Dafs ferner, aufser diesen, die Sprachen angehenden Vorarbeiten, ganz vorzüglich, auch das aus der Geschichte zu schöpfende Studium der Art erforderlich ist, wie die Nationen sich verzweigen, vermischen und verbinden, versteht sich von selbst [1]). Nur durch die Verbindung dieser vielfachen Untersuchungen, wird es möglich sein, Grundsätze aufzustellen, um das in den Sprachen wirklich geschichtlich aus der einen in die andre Uebergegangne zu erkennen. Jedes weniger sorgfältige Verfahren läfst immer die Gefahr übrig, das wirklich der Verwandtschaft Angehörende mit den durch die Zeit bewirkten Umwandlungen oder mit demjenigen zu vermischen, was, unabhängig von einander, blofs

gegründeter Wörtervergleichungen finden sich in den neuesten Boppischen, Grimmischen und A. W. v. Schlegelschen Schriften.

[1]) Wie vortrefflich historische Untersuchungen dieser Art die Sprachenkunde aufzuhellen im Stande sind, beweisen vorzüglich Klaproth's *Tableaux historiques de l'Asie.*

aus ähnlichen Ursachen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeiten in ganz von einander getrennten Sprachen ähnlich entsteht. Es folgt schon aus dem hier Gesagten von selbst, dafs bei jeder solchen Untersuchung das grammatische Studium die Grundlage ausmachen mufs. Es leistet dabei einen doppelten Nutzen, einen mittelbaren, indem es die Wörter zur Vergleichung vorbereitet, und einen unmittelbaren, indem es die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit des grammatischen Baues prüft. Aus der letzteren Arbeit allein ergiebt sich mit Bestimmtheit, was durch bloſse Wörtervergleichungen nie gleich klar wird, ob die verglichenen Sprachen wirklich Eines Stammes sind, oder ob sie bloſs Wörter mit einander ausgetauscht haben. Man erlangt daher nur auf diesem Wege einen bestimmten Begriff von derjenigen besondren Völkertrennung und Verbindung, welchen bestimmte Verwandtschaftsgrade der Mundarten entsprechen. Doch mufs man bei allen diesen Untersuchungen den Begriff der Verwandtschaft nur als geschichtlichen Zusammenhang nehmen, nicht aber etwa auf den buchstäblichen Sinn des Wortes zu viel Gewicht legen. Dies letztere führt, aus Gründen, die es hier zu weitläufig sein würde zu erörtern, in mehrfache Irrthümer [1]).

Es scheint mir hiermit, wie mit so vielen andren Punkten, zu stehen, dafs man sich nämlich noch lange Zeit hindurch wird auf einzelne Untersuchungen beschränken müssen, ehe es möglich sein wird, etwas Allgemeines festzustellen. Indeſs ist allerdings auch schon jetzt, nur in wohl bestimmten Schranken, Allgemeines nothwendig, nämlich einmal in demjenigen Theile, den das Sprachstudium allerdings auch besitzt, der allein aus Ideen geschöpft werden kann, und

[1]) Hierauf hat schon Klaproth (*Asia Polyglotta* S. 43) sehr richtig aufmerksam gemacht.

dann, weil es nothwendig ist, von Zeit zu Zeit zu übersehen, wie weit man, nach dem gegenwärtigen Zustande der einzelnen Untersuchung, in dem Anbau des Ganzen der Wissenschaft vorgeschritten ist. Nur zwei Dinge dürfen nie und auf keine Weise zugelassen werden, die Herleitung aus Begriffen in ein ihr nicht angehörendes Gebiet hinüberzuführen, und allgemeine Folgerungen aus unvollständiger Beobachtung zu ziehen.

Wenn die vollständige Beschreibung einzelner grammatischer Formen den hier geschilderten verschiedenartigen Nutzen gewähren kann, so folgt auch von selbst daraus, dafs dieselbe nach eben diesen verschiedenen Gesichtspunkten hin unternommen werden mufs. Schon darum glaubte ich mir diese einleitenden Betrachtungen erlauben zu müssen, die sonst wohl hätten als eine Abschweifung von meinem Gegenstande erscheinen können.

Dafs meine Wahl bei dem gegenwärtigen Versuch gerade auf den Dualis gefallen ist, würde, wenn es einer Rechtfertigung bedürfte, dieselbe schon darin finden, dafs unter allen grammatischen Formen sich diese vielleicht am füglichsten von dem übrigen grammatischen Bau, als minder tief in ihn eingreifend, aussondern läfst. Dies, und dafs er sich nicht in einer zu grofsen Anzahl von Sprachen findet, macht seine Behandlung in der hier befolgten Methode leichter. Denn obgleich, meiner Ueberzeugung nach, die Beschreibung einzelner grammatischer Formen an allen, ohne Ausnahme, versucht werden kann, so sind einige, wie z. B. das Pronomen und das Verbum, das letztere auch in seinem allgemeinsten Begriff, so in den ganzen grammatischen Bau verwachsen, dafs ihre Schilderung gewissermafsen die der ganzen Grammatik selbst ist. Hierdurch vermehrt sich natürlich die Schwierigkeit.

Zu der Wahl des Dualis ladet aber auch aufserdem

noch ein, dafs das Dasein dieser merkwürdigen Sprachform sich ebensowohl aus dem natürlichen Gefühl des uncultivirten Menschen, als aus dem feinen Sprachsinn des höchst gebildeten erklären läfst. Wirklich findet sie sich auf der einen Seite bei uncultivirten Nationen, den Grönländern, Neu-Seeländern u. s. f., da auf der andren im Griechischen gerade der am sorgfältigsten bearbeitete Dialekt, der Attische, sie beibehalten hat.

Wenn man mehrere Sprachen in Rücksicht auf dieselbe grammatische Form mit einander vergleicht, so mufs man, glaube ich, die Formen auf der niedrigsten Stufe der grammatischen Abtheilung dazu auswählen, ohne ängstlich zu besorgen, dadurch das eng Zusammengehörende von einander zu reifsen. Man umfafst auf diese Weise einen kleineren Umfang, und kann besser in das ganz Einzelne eingehen. Ich habe daher den *Dualis*, nicht den *Numerus* überhaupt gewählt, ob ich gleich auf den mit dem Dualis so eng zusammenhangenden Pluralis immer werde zugleich Rücksicht nehmen müssen. Dennoch wird der Pluralis immer eine eigne Ausführung erfordern.

Erster Abschnitt.

Von der Natur des Dualis im Allgemeinen.

Ich halte es für zweckmäfsig, zuerst den räumlichen Umfang anzugeben, in welchem der Dualis in den verschiedenen Sprachgebieten des Erdbodens angetroffen wird [1]).

---

[1]) Es liegt in der Natur der Sache, dafs die hier versuchte Aufzählung der Sprachen, welche den Dualis besitzen, nicht vollständig sein kann. Es schien mir aber dennoch nothwendig,

Mundarten und Zeiten, wie in der Folge näher bestimmt werden wird.

Unter den übrigen Europäischen Sprachen finde ich ihn blofs in der Lappländischen. Es ist aber merkwürdig, dafs in der verwandten Finnischen und Esthnischen, so wie in der Ungarischen, keine Spur davon angemerkt wird. Der Dualis stammt also in Europa hauptsächlich aus dem Alt-Indischen.

Man spricht zwar auch von einem Dualis in der Sprache von Wales und der Nieder-Bretagne, der sogenannten Kymrischen[1]). Er besteht jedoch nur darin, dafs man den Benennungen der doppelten Gliedmafsen die Zahl *zwei*, deren Femininum im Bas-Bretonschen in dieser Verbindung seine Endsylbe verliert, vorsetzt. Da dies beständig und regelmäfsig zu geschehen scheint, das Wort dabei im Singular bleibt, und der Plural eintritt, so wie es auf andre Begriffe (z. B. Tischfufs) übergetragen wird, so liegt hierin allerdings ein Gefühl des Dualis, und die Erscheinung verdient hier angemerkt zu werden. Aber in die Zahl der Sprachen, die wirklich einen Dualis besitzen, läfst sich darum die Kymrische nicht aufnehmen. Neuere, jedoch noch nicht vollendete Untersuchungen machen es mir übrigens wahrscheinlich, dafs auch diese und die Gaelische Sprache in ihrem grammatischen Bau mit dem Sanskrit zusammenhangen.

Aehnlich, wie mit Europa, ist es mit Afrika. Es kennt den Dualis blofs im Arabischen. Das Koptische hat ihn nicht, und eben so wenig finde ich ihn in einer der zahl-

---

[1]) W. Owen's *dictionary of the Welsh language* Vol. 1. p. 36. *Gramm. Celto-Bretonne* par Legonidec, p. 42. Owen erwähnt nur des Vorsetzens der Zahl *zwei*, nicht der beiden andren, für die Dualform allein entscheidenden Umstände. Man mufs dies aber nur auf Rechnung seiner Ungenauigkeit, nicht auf die der Sprache setzen.

reichen übrigen Afrikanischen Sprachen, so reich auch einige, z. B. die Bundische, an grammatischen Formen sind.

In der alten Welt bleibt also Asien der eigentliche Sitz des Dualis.

In den, aus demselben Stamm, als das Sanskrit, hervorgegangenen Asiatischen Sprachen, kommt der Dualis nicht vor. Nur die Malabarische soll hiervon eine Ausnahme machen [1]). Ueberhaupt ist es eine merkwürdige Erscheinung, dafs der kunstreiche und vollendete Bau der Sanskrit-Grammatik, aufser dem Sanskrit und Pali selbst, gänzlich nach Europa übergewandert ist, die übrigen, mit dem Sanskrit zusammenhangenden Asiatischen Sprachen aber viel weniger davon bewahrt haben. Es erklärt sich dies zwar durch die eben so scharfsinnige, als richtige Annahme [2]), dafs die hier gemeinten Europäischen Sprachen gleich ursprünglich, als das Sanskrit selbst, sind, da jene Asiatischen Sprachen aus dem Sanskrit, und zwar gröfstentheils durch Vermischung mit andren, ihren Ursprung haben, und mithin

Munde eines ganzen Volksstamms erhalten habe, wie in Europa bei den Littauern und Letten. Dagegen ist es sehr auffallend, dafs derjenige Theil der Sanskrit-Grammatik, den man genöthigt ist, den künstlichsten und schwierigsten, aber für die allgemeinen Sprachzwecke entbehrlichsten zu nennen, die Buchstabenveränderung, jene empfindliche Reizbarkeit der Laute, mit welcher fast jeder sich sogleich verändert, wie er in andre Berührungen tritt, in den Europäisch-Sanskritischen, auch den frühesten Sprachen immer wenig geherrscht zu haben scheint, da er in mehrere der Asiatisch-Sanskritischen, man weifs nicht, ob man sagen soll, übergegangen, oder dem ursprünglichen Lautsystem aller dieser Völker so eigenthümlich gewesen ist, dafs er sich, ungeachtet aller Sprachumwälzungen, niemals verloren hat.

Der Zend-Sprache ist der Dualis nicht fremd. Da aber auch sie unstreitig den Sanskritischen beizuzählen ist [1]), so wird hierdurch in dem oben erwähnten dreifachen Sitz des Dualis in Asien nichts geändert [2]).

Bleiben wir nun hier noch einen Augenblick stehen, so sehen wir, dafs in Europa, Afrika und dem Festlande von Asien, das Malaiische Sprachgebiet ausgenommen, der Dualis hauptsächlich blofs in todten Sprachen gefunden wird, lebend nur noch:

in Europa, im Maltesisch-Arabischen, im Littauischen, Lappländischen und einigen Volksmundarten, bei dem Landvolk in einigen Districten des Königreichs Polen [3]), auf den Faröer Inseln, in Norwegen, und

---

[1]) Dies scheint auch Hrn. Bopp's Meinung. *Annals* etc. p. 2.

[2]) Ueber den vergeblichen Versuch, den Dualis in die Armenische Sprache einzuführen, sehe man Cirbied's *grammaire de la langue Arménienne* p. 37.

[3]) Nach der mündlichen Versicherung des Hrn. Prof. Puharska, durch dessen wissenschaftliche Sendung die Polnische Regie-

sitzen, so kann man ihn für die
bische ausgenommen) als abgestor

Im Osten Asiens (dem dritte
findet sich der Dualis, jedoch nu
Malaiischen, mehr entwickelt in
ihr nahe verwandten Pampangisch
lippinen, endlich in sonst, so viel
vorkommenden Abstufungen, auf
schafts- und Freundschafts-Inseln.
rigen Südsee-Inseln sind leider no
hörig bekannt. Es ist aber sehr
namentlich in diesem Punkte, alle
men. Die Frage, ob und wie all
Malaiischen bis zur Tahitischen
ich an einem andren Orte ausfül
nehme ich dieselben nur wegen ih
des Dualis zusammen. Gänzlich
stamm verschieden scheinen die S
von Neu-Holland und Neu-Süd-W
den See Macquarie herumwohnen

und es ist daher wahrscheinlich, dafs er sich auch in andren Australischen Mundarten findet.

In den Amerikanischen Sprachen erscheint diese Mehrheitsform selten, aber an verschiedenen Punkten fast durch die ganze Länge des ungeheuern Welttheils; nämlich im höchsten Norden in der Grönländischen Sprache; in sehr beschränkter Form in der Totonakischen in dem Theile Neu-Spaniens, in dem Veracruz liegt, ferner in der Sprache der Chaimas, welche den meisten Völkerstämmen der Provinz Neu-Andalusien gemeinschaftlich ist; so wie am rechten Orenoko-Ufer, im Süd-Osten der Mission der Encamarada, in der Tamanakischen Sprache; in sehr schwachen Spuren in der Qquichuischen, der ehemaligen allgemeinen Sprache des Peruanischen Reichs; endlich sehr ausgebildet in der Araukanischen Sprache in Chili. Auch die Cherokees im Nord-Westen von Georgien und den angränzenden Gegenden sollen einen Dualis in ihrer Sprache besitzen [1]).

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, dafs die Anzahl der Stamm-Sprachen, welche den Dualis in sich aufgenommen haben, sehr klein, dagegen das Gebiet, in welchem derselbe, vorzüglich in älterer Zeit, Geltung gefunden hat, sehr grofs ist, weil er gerade den weitverbreitetsten Sprachstämmen, dem Sanskritischen und dem Semitischen angehört. Ich mufs jedoch hier noch einmal wiederholen, dafs die eben gemachte Aufzählung nicht als vollständig ausgegeben werden kann. Ohne nur das zu erwähnen, was

---

Aborigines of New South-Wales being the first attempt to form their speech into a written language. 4. Man sehe den Dualis p. 8.

[1]) Es beruht dies nur auf einer abgerissenen Nachricht, die Herr Du Ponceau zu der neuen Ausgabe von Eliot's *grammar of the Massachusetts Indian language* p. XX giebt, und in der er sich selbst nur ungewifs ausdrückt.

sich jedem Anspruch auf Vollständigkeit im vergleichenden Sprachstudium entgegenstellt, dafs uns bei weitem nicht alle Sprachen des Erdbodens bekannt sind, so giebt es auch von sehr vielen im Allgemeinen bekannten, noch keine grammatischen Hülfsmittel. Von andren sind diese nicht so genau, dafs man sich mit Sicherheit darauf verlassen könnte, dafs vorzüglich eine seltener vorkommende Form, wie die des Dualis, nicht darin könnte unbeachtet geblieben sein. Endlich ist es sehr schwierig, und setzt oft eine sehr tiefe Kenntnifs einer Sprache voraus, die Spuren von Formen darin zu entdecken, die sich nicht mehr lebendig in derselben erhalten haben. Arbeiten der gegenwärtigen Art können und müssen daher immer Zuwächse erhalten, und ich habe mich im Vorigen bei verneinenden Behauptungen nur darum bestimmter ausgedruckt, um beständige einschränkende Einschiebsel zu vermeiden. Auf der andren Seite versteht es sich von selbst, dafs ich nichts verabsäumt habe, um wenigstens die, unter den gegebenen Umständen, mögliche Vollständigkeit und Genauigkeit zu erreichen, und ich bin so

lassen sich dieselben im Ganzen, und einzelne Abstufungen ungerechnet, füglich in folgende drei Classen abtheilen.

Einige dieser Sprachen nehmen die Ansicht des Dualis von der redenden und angeredeten Person, dem Ich und dem Du her. In diesen haftet derselbe am Pronomen, geht nur so weit in die übrige Sprache mit über, als sich der Einfluſs des Pronomen erstreckt, ja beschränkt sich bisweilen allein auf das Pronomen der ersten Person in der Mehrheit, auf den Begriff des Wir.

Andre Sprachen schöpfen diese Sprachform aus der Erscheinung der paarweis in der Natur vorkommenden Gegenstände, der Augen, der Ohren und aller doppelten Gliedmaſsen des Körpers, der beiden groſsen Gestirne u. s. f. In diesen reicht dieselbe alsdann nicht über diese Begriffe, oder wenigstens nicht über das Nomen hinaus.

Bei andren Völkerstämmen endlich durchdringt der Dualis die ganze Sprache, und erscheint in allen Redetheilen, in welchen er Geltung erhalten kann. Es ist daher bei diesen keine besondre Gattung, sondern der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht.

Es versteht sich von selbst, daſs Sprachen auch Spuren von mehr als einer dieser Auffassungsweisen, ja von allen zugleich an sich tragen können. Wichtiger ist es zu bemerken, daſs in ursprünglich der dritten Klasse angehörenden Sprachstämmen es sich auch findet, daſs einzelne Sprachen, entweder überhaupt oder im Laufe der Zeit den Dualis nur in der Beschränkung der beiden ersten Classen beibehalten. Sie werden aber in diesem Fall dennoch billig, wie ich auch hier thun werde, der dritten beigesellt. So zeigt sich in den oben angeführten Deutschen Volksmundarten der Dualis nur noch an den beiden ersten Personen des Pronomen, und im Syrischen, aufser der Zahl Zwei selbst, blofs an dem Namen Aegypten, das man sich,

wie man hieraus sieht, immer als Ober- und Nieder-Aegypten zu denken gewöhnt hatte [1]).

Die von mir untersuchten Sprachen vertheilen sich nun folgendergestalt in die so eben aufgezählten Classen.

Zur ersten, wo der Dualis seinen Sitz im Pronomen hat, gehören

die oben genannten Sprachen des östlichen Asiens, der Philippinen und Südsee-Inseln,
die Chaymische und
die Tamanakische;

zu der zweiten, wo er vom Nomen ausgeht, blofs

die Totonakische, und so weit ihr ein Dualis zugeschrieben werden kann,
die Qquichuische;

zu der dritten, wo sich der Dualis über die ganze Sprache verbreitet,

die Sanskritischen [2]),

[1]) Vater's Handbuch der Hebräischen u. s. f. Grammatik S. 121.

die Semitischen,
die Grönländische,
die Araukanische,
und obgleich in geringerer Vollständigkeit,
die Lappländische.

Man erkennt in dieser absichtlich kurz zusammengedrängten Uebersicht, dafs der Dualis in der Wirklichkeit der bekannten Sprachen ungefähr in eben der Verschiedenheit des Begriffs und des Umfanges auftritt, die man ihm hätte nach reiner Ideen-Zergliederung anweisen können. Ich habe es aber vorgezogen, diese seine verschiedenen Arten auf dem Wege der Beobachtung aufzusuchen, um der Gefahr zu entgehen, sie den Sprachen aus Begriffen aufzudringen. Doch wird es jetzt nothwendig sein, die Natur dieser Sprachform auch unabhängig von der Kenntnifs wirklicher Sprachen aus allgemeinen Ideen zu entwickeln.

Eine, doch vielleicht noch nicht ganz ungewöhnliche, allein durchaus irrige Ansicht ist es, wenn man den Dualis blofs als einen zufällig für die Zahl zwei eingeführten, beschränkten Pluralis ansieht, und dadurch die Frage rechtfertigt, warum nicht auch irgend eine andre beliebige Zahl ihre eigne Mehrheitsform besitze? Es kommt in dem Gebiete der Sprachen allerdings ein solcher beschränkter Plural vor, der, wenn er sich auf zwei Gegenstände bezieht, die Zweiheit blofs als kleine Zahl behandelt, allein dieser ist, auch in diesem Fall, auf keine Weise mit dem wahren Dualis zu verwechseln.

In der Sprache der Abiponen, eines Volksstammes in Paraguay, giebt es einen doppelten Plural, einen engeren, für zwei und mehrere, aber immer wenige, und einen weiteren für viele Gegenstände [1]). Der erstere scheint eigent-

[1]) Dobrizhoffer's *historia de Abiponibus* Tom. 2. p. 166-168.

lich dem zu entsprechen, was wir Plural nennen. Seine Bildung geschieht durch Suffixa, die an die Stelle der Singularendung treten, oder durch beugungsartige Abänderungen dieser, und ist, obgleich man sie nur an einer Reihe mitgetheilter Beispiele beurtheilen kann, sehr mannigfaltig. Der weitere Plural kennt blofs die Endung ***ripi.*** Dafs in dieser der Begriff der Vielheit liegt, geht daraus hervor, dafs man, sobald dieser Begriff in der Rede durch ein eignes Wort bezeichnet ist, die Endung ***ripi*** wegläfst, und das Substantivum in den engeren Plural setzt. Dafs aber ***ripi*** allein gebraucht würde, finde ich nicht, und es ist so sehr zur Endung geworden, dafs es weder dem Singular noch dem engeren Plural geradezu angeheftet wird, sondern durch eine eigne Veränderung der Wortendung eine besondere Bildung eingeht. Wenigstens ist dies in folgenden Beispielen der Fall:

Singularis.	Engerer Plur.	Weiterer Plur.
choale, Mensch.	*choalèc* oder	*choaliripi.*

Wort: viel, und es bleibt nun ungewifs, ob das Abiponische hinzugefügte *r* ein Bildungsbuchstabe, oder die Weglassung eine Eigenthümlichkeit der Mokobischen Mundart ist?

Die Tahitische Sprache, welche den Dualis am Nomen nicht unterscheidet, kennt auch diesen weiteren und engeren Plural, bezeichnet ihn aber blofs durch eigne, vor das Substantivum gestellte, und nur ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, noch nicht erklärte Wörter, die man nur uneigentlich grammatische Formen nennen könnte [1]).

Am bestimmtesten besitzt Mehrheitsformen für verschiedene Zahlen die Arabische Sprache, nämlich den Dualis für zwei, den beschränkten Plural für 3 bis 9, den Vielheits-Plural und den Plural-Plural, in welchem von dem Plural einiger Wörter durch regelmäfsige Flexion ein neuer gebildet wird, für 10 und mehr oder eine unbestimmte Anzahl. Selbst für die Bezeichnung der Einheit, bedient sich das Arabische, nämlich bei Substantiven, in deren Natur es liegt, wie bei Thier- und Fruchtgattungen, eine Vielheit unter sich zu begreifen, einer besondren Charakteristik, welche der Singularis in andren Sprachen nicht kennt, und macht von diesem einen Plural [2]). Diese Ansicht, den Gattungsbegriff gewissermafsen als aufser der Kategorie des Numerus liegend zu betrachten, und von ihm durch Beugung Singularis und Pluralis zu unterscheiden, ist unleugbar eine sehr philosophische, deren Entbehrung andere Sprachen zu andren Hülfsmitteln zwingt. Da aber diese Arabischen Pluralformen nicht, wie die Abiponische, je können mit dem Dualis ver-

---

[1]) *A Grammar of the Tahitian dialect of the Polynesian language. Tahiti* 1823. p. 9-10.

[2]) Silvestre de Sacy's *Grammaire Arabe* Tom. I. §. 702. 704. 710, womit auch Oberleitner (*fundamenta linguae Arabicae* p. 224) verglichen zu werden verdient.

wechselt werden, so gehört ihre ausführliche Betrachtung nicht hierher.

Der so eben als irrig angeführten Vorstellung des Dualis, die sich auf den Begriff der bloſsen Zahl *zwei*, als einer der vielen in der Zahlreihe fortlaufenden beschränkt, steht diejenige entgegen, die sich auf den Begriff der *Zweiheit* gründet, und den Dualis wenigstens vorzugsweise der Gattung von Fällen zueignet, welche auf diesen Begriff zu kommen Veranlassung geben. Nach dieser Vorstellung ist der Dualis gleichsam ein Collectiv-Singularis der Zahl *zwei*, da der Pluralis nur gelegentlich, nicht aber seinem ursprünglichen Begriff nach, die Vielheit wieder zur Einheit zurückführt. Der Dualis theilt daher als Mehrheitsform und als Bezeichnung eines geschlossenen Ganzen zugleich die Plural- und Singular-Natur. Daſs er empirisch in den wirklichen Sprachen dem Plural näher steht, beweist, daſs die erstere dieser beiden Beziehungen den natürlichen Sinn der Nationen mehr anspricht, allein sein sinnvoll geistiger Ge-

b) dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,

c) endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten.

Im gegenwärtigen Augenblick haben wir es nur mit dem ersten dieser drei Punkte zu thun, die beiden andren können erst bei Betrachtung der einzelnen Sprachen in Absicht des Dualis in Erwägung kommen.

Durch den zweiten und dritten dieser Punkte, vorzüglich durch den letzten, erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, und die Aehnlichkeit mehrerer in diesem ist das sicherste Kennzeichen ihrer Verwandtschaft. Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht blofs als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen mufs.

Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müfste die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in den Sprachen genommen werden (denn dies ist es, was ich unter Auffassung dem Begriffe nach verstehe), an den einzelnen grammatischen Formen, wie hier am Dualis, dann an den einzelnen Sprachen, in jeder im Zusammenhange erforscht, und endlich diese doppelte Arbeit dazu benutzt werden, einen Abrifs der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.

Die zunächst liegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein blofses Verständigungsmittel zu betrachten. Auch in dieser Hinsicht indefs ist der Dualis nicht gänzlich überflüssig; er trägt in der That bisweilen zum

besseren und eindringenderen Verständnifs bei, wie es der Ort sein wird, bei seinem Gebrauche im Griechischen zu zeigen. Diese Fälle kommen aber wohl nur im Gebiete des Styls zum Vorschein, und wenn die sprachenbildenden Völker, wie es glücklicherweise nicht der Fall ist, blofs das gegenseitige Verständnifs zum Zweck hätten, so wäre ein eigner Zweiheitsplural gewifs für überflüssig gehalten worden. Wenden doch mehrere Völker nicht einmal die in ihren Sprachen wirklich vorhandenen Pluralformen da an, wo die gemeinte Mehrheit aus anderen Umständen hervorgeht, aus einer hinzugefügten Zahl[1]), einem Anzahlsadver-

---

[1]) Auf dieselbe Weise scheint Adelung (Wörterbuch v. Mann S. 349 u. a. a. O.) es zu nehmen, wenn man im Deutschen einige Wörter mit Zahlen im Singular verbindet, und *sechs Loth*, *zehn Mann* u. s. w. sagt. Zum Theil ist dies auch ganz richtig; einige dieser Redensarten sind sogar nur in der gemeinen, nicht in der edleren Sprechart geduldet, und in allen herrscht der zufällige Eigensinn des Sprachgebrauchs, da man

bium, aus dem Verbum, wenn die Mehrheitsbezeichnung beim Nomen, oder dem Nomen, wenn sie beim Verbum weggelassen wird, u. s. f.

Die Sprache ist aber durchaus kein blofses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden; die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hülfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann. Was also aus der Aufsenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin aufgenommen, angewendet und ausgebildet werden, und wird es wirklich, nach Mafsgabe der Lebendigkeit und Feinheit des Sprachsinns und der Eigenthümlichkeit seiner Ansicht.

Hier aber zeigt sich sogleich eine auffallende Verschiedenheit. Die Sprache trägt Spuren an sich, dafs bei ihrer Bildung vorzugsweise aus der sinnlichen Weltanschauung geschöpft worden ist, oder aus dem Innern der Gedanken, wo jene Weltanschauung schon durch die Arbeit des Geistes gegangen war. So haben einige Sprachen zu Pronomina der dritten Person Ausdrücke, welche das Individuum in ganz bestimmter Lage, als stehend, liegend, sitzend u. s. f. bezeichnen, besitzen also viele besondre Pronomina und ermangeln eines allgemeinen; andre vermannigfachen die dritte Person nach der Nähe zu den redenden Personen, oder ihrer Entfernung von denselben; andre endlich kennen zugleich ein reines Er, den blofsen Gegensatz des Ich und des Du, als unter Einer Kategorie zusammengefafst. Die erste dieser

---

des Numerus kommt im Hebräischen vor (Gesenius Lehrgebäude S. 538). Ueber das Kymrische s. oben S. 170.

Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung, wenn auch sehr oft erst der Gebrauch gestempelt haben mag, was vielleicht einen ganz andren Ursprung hatte. Es bedarf überhaupt kaum der Bemerkung, dafs diese drei verschiedenen Ansichten nicht als in der Zeit fortschreitende Stufen anzusehen sind. Alle können sich in mehr oder minder sichtbaren Spuren in Einer und ebenderselben Sprache neben einander befinden [1]).

Der Begriff der Zweiheit nun gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren an, und indem er sich lebendig und anregend der sinnlichen Anschauung und der äufseren Beobachtung darstellt, ist er zugleich vorwaltend in den Gesetzen des Denkens, dem Streben der Empfindung, und dem in seinen tiefsten Gründen unerforschbaren Organismus des Menschengeschlechts und der Natur.

Zunächst hebt sich, um von der leichtesten und oberflächlichsten Beobachtung auszugehen, eine Gruppe von zwei Gegenständen zwischen einem einzelnen und einer Gruppe von mehreren von selbst, als im Augenblick übersehbar und geschlossen, heraus. Dann geht die Wahrnehmung und die Empfindung der Zweiheit in den Menschen in der Theilung der beiden Geschlechter und in allen sich auf dieselbe be-

---

[1]) In der Abiponischen Sprache z. B. giebt es sechs verschiedene durch beide Geschlechter durchgehende Wörter, um das Pron. 3 Pers. selbstständig auszudrücken. Alle endigen mit der Sylbe *ha*, diese kommt aber allein nie vor, und ist auch schwerlich die Bezeichnung des er, da sie, wenn man mit diesem sechsfachen Pronomen, wie man kann, den Begriff *allein* verbindet, gänzlich verschwindet. Für das Besitzpronomen hingegen giebt es eine einfache Bezeichnun , die jedoch oft ausgelassen wird, so dafs alsdann der Mangel der Besitzbezeichnung zur Anzeige des Possessivum 3. Pers. wird. Dobrizhoffer l. c. T. 2. p. 168-170.

ziehenden Begriffen und Gefühlen über. Sie begleitet ihn ferner in der Bildung seines und der thierischen Körper in zwei gleiche Hälften und mit paarweise vorhandenen Gliedmafsen und Sinnenwerkzeugen. Endlich stellen sich gerade einige der mächtigsten und gröfsesten Erscheinungen in der Natur, die auch den Naturmenschen in jedem Augenblick umgeben, als Zweiheiten dar, oder werden als solche aufgefafst, die beiden grofsen, die Zeit bestimmenden Gestirne, Tag und Nacht, die Erde und der sie überwölbende Himmel, das feste Land und das Gewässer u. s. f. Was sich der Anschauung so überall gegenwärtig zeigt, das trägt der lebendige Sinn natürlich und ausdrucksvoll durch eine ihm besonders gewidmete Form in die Sprache über.

In dem unsichtbaren Organismus des Geistes, den Gesetzen des Denkens, der Classification seiner Kategorien aber wurzelt der Begriff der Zweiheit noch auf eine viel tiefere und ursprünglichere Weise: in dem Satz und Gegensatz, dem Setzen und Aufheben, dem Seyn und Nichtseyn, dem Ich und der Welt. Auch wo sich die Begriffe drei- und mehrfach theilen, entspringt das dritte Glied aus einer ursprünglichen Dichotomie, oder wird im Denken gern auf die Grundlage einer solchen zurückgebracht.

Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit. Daher mag es stammen, dafs die erste und einfachste Theilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder, als gegliedert, zusammenzuschliefsen, in der Natur die vorherrschende, und dem Menschen für den Gedanken die lichtvollste, für die Empfindung die erfreulichste ist.

Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dafs die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten

immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andren, oder mit sich, wie mit einem Andren, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.

Es hätte schon können oben bemerkt werden, dafs die in der Natur äufserlich erscheinende Zweiheit oberflächlicher und in innigerer Durchdringung des Gedanken und des Gefühls aufgefafst werden kann. Es wird genug sein, nur an einiges Einzelne in dieser Beziehung zu erinnern. Wie tief die bilaterale Symmetrie der Menschen- und Thierkörper in die Phantasie und das Gefühl eingeht, und zu einer der Hauptquellen der Architektonik der Kunst wird, ist neuerlich von A. W. v. Schlegel auf eine überraschend treffende und höchst geistvolle Weise gezeigt worden [1]). Der in sei-

bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Dasein begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blofsen Denkens, nach einem dem Ich entsprechenden Du; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewifsheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreifst, und dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich aufser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andere Vermittlerin, als die Sprache.

Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber, etwas Subjectives; dennoch soll es im Geiste des Denkenden zum Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend werden. Es bleibt zwischen dem Worte und seinem Gegenstande eine so befremdende Kluft; das Wort gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem blofsen Scheinobject; die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur, indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort mufs also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen druckt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heifsen mit andren Worten Ich und Nicht-ich. Du aber ist ein dem Ich gegenüberge-

stelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äufserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, aufser dem Nicht-ich, auch ein Nicht-du, und es ist nicht blofs einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. Hierauf deutet auch der oben angeführte Umstand hin, dafs in vielen Sprachen die Bezeichnung und die grammatische Bildung des Pronomen der dritten Person in ihrem ganzen Wesen von den beiden ersten Personen abweicht, der Begriff desselben bald nicht rein, bald nicht in allen Beugungsfällen der Declination vorhanden ist.

Erst durch die, vermittelst der Sprache bewirkte Verbindung eines Andren mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden, tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen

Alles, wie mächtig es auch sonst den Menschen anrege, ist hierzu gleich fähig. So giebt es nicht leicht einen mehr in die Augen fallenden Unterschied unter den Wesen, als den zwischen Lebendigen und Leblosen. Mehrere, vorzüglich Amerikanische Sprachen, gründen daher auf ihn auch grammatische Unterschiede, und vernachlässigen dagegen den des Geschlechts. Da aber die bloſse Beschaffenheit, mit Leben begabt zu seyn, nichts in sich faſst, das sich innig in die Form der Sprache verschmelzen lieſse, so bleiben die auf sie gegründeten grammatischen Unterschiede, wie ein fremdartiger Stoff, in der Sprache liegen, und zeugen von einer nicht vollkommen durchgedrungenen Herrschaft des Sprachsinns. Der Dualis dagegen schlieſst sich nicht nur an eine der Sprache schlechterdings nothwendige Form, den Numerus, an, sondern begründet sich, wie oben gezeigt worden, auch im Pronomen eine eigene Stellung. Er bedarf daher nur in der Sprache eingeführt zu werden, um sich in ihr einheimisch zu fühlen.

Indeſs kann es auch bei ihm, und giebt es in der That in verschiedenen Sprachen einen nicht zu vernachlässigenden Unterschied. Es waltet nemlich in der Bildung der Sprachen, auſser dem schaffenden Sprachsinn selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft. Hierin ist der Sprachsinn nicht immer das herrschende Princip, allein er sollte es seyn, und die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, daſs Alles, was in denselben hinübergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache, und vollendet sich das Symbolisiren der Sprache auch vermittelst ihres grammatischen Baues.

Zu einem Beispiel kann das Genus der Wörter dienen. Jede Sprache, welche dasselbe in sich aufnimmt, steht, mei-

nes Erachtens, schon der reinen Sprachform um einen Schritt näher, als eine, die sich mit dem Begriff des Lebendigen und Leblosen, obgleich dieser die Grundlage des Genus ist, begnügt. Allein der Sprachsinn zeigt nur dann seine Herrschaft, wenn das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort giebt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie, einem der drei Geschlechter zugetheilt wird. Wenn man dies unphilosophisch nannte, verkannte man den wahrhaft philosophischen Sinn der Sprache. Alle Sprachen, die nur die natürlichen Geschlechter bezeichnen, und kein metaphorisch bezeichnetes Genus anerkennen, beweisen, dafs sie entweder ursprünglich, oder in der Epoche, wo sie diesen Unterschied der Wörter nicht mehr beachteten, oder über ihn in Verwirrung gerathend, Masculinum und Neutrum zusammenwarfen, nicht von der reinen Sprachform energisch durchdrungen waren, nicht die feine und zarte Deutung verstanden, welche die Sprache den Gegenständen der Wirklichkeit leiht.

digen Eindruck der Sprache erhöht und in der philosophischen Erörterung der Schärfe und Kürze der Verständigung zu Hülfe kommt, dürfte wohl schwerlich bezweifelt werden. Er hat darin dasjenige voraus, wodurch sich jede grammatische Form in der Schärfe und Lebendigkeit der Wirkung vor einer Umschreibung durch Worte unterscheidet. Man vergleiche nur die Stellen Griechischer und Römischer Dichter, wo von den, auch als Nachbarsterne in die Augen fallenden Tyndariden, oder sonst von Brüderpaaren die Rede ist. Wieviel lebendiger und ausdrucksvoller stellen die einfachen Dualendungen

κρατερόφρονε γείνατο παῖδε oder:
μιννυθαδίω δὲ γενέσθην

bei Homer die Zwillingsnatur dar, als die Ovidische Umschreibung es thut,

> et gemini, nondum coelestia sidera, fratres,
> ambo conspicui, nive candidioribus ambo
> vectabantur equis.

Es vermindert diesen Eindruck nicht, dafs in der ersten der angeführten und andren ähnlichen Homerischen Stellen gleich auf den Dualis der Pluralis folgt. Wenn das Bild einmal mit dem Dual eingeführt ist, wird auch der Plural nicht anders gefühlt. Es ist vielmehr eine schöne Freiheit der Griechischen Sprache, dafs sie sich das Recht nicht entziehen läfst, den Plural auch als gemeinschaftliche Mehrheitsform zu gebrauchen, wenn sie nur, da wo es der Nachdruck erfordert, den Vorzug der eignen Bezeichnung der Zweiheit behält. Dies aber weitläufiger auszuführen, und zu erforschen, ob auch bei den vorzüglichsten Griechischen Schriftstellern durchgängig ein so feines und richtiges Gefühl für den Dualis herrscht, wird es erst am Ende dieser Abhandlung bei der besonderen Betrachtung des Griechischen Dualis möglich sein.

folgenden zu der Betrachtung der
den weiter oben [1]) in Absicht der
abgetheilten drei Classen übergehe

[1]) S. 579–81.

Sonette.

1.

Das ewige Sonett.

Die Berge stehen weifs im tiefen Norden,
Die Seen fest wie hellpolirter Spiegel,
Wenn in des Südens Milde längst die Hügel
Der Bäume Blätterspitzen grün umborden.

In weifsen Steppen ziehen wilde Horden,
Nicht kennend des Gesetzes weisen Zügel,
Wenn Völker längst auf der Begeistrung Flügel
Den Göttern im Olymp sind gleich geworden.

Auch Menschenbusen ist reich angebauet,
Mit Geist genährt, von Dichtung sanft bethauet,
Und sich erfreuend lieblich üppger Fülle.

In meiner Brust es ewig falb nur grauet,
Und dafs aus Leere trostlos Leere quille,
Bewirket tödtende Gedankenstille.

2.

Jugendlandschaft.

Zu euch nun kehr' ich, waldbekränzte Hügel,
Die meiner Kindheit Schritte schon betraten,
Der Menschennähe kann ich hier entrathen,
Wenn über meines Geistes reinem Spiegel

Mich frei erhebet des Gedankens Flügel,
Erscheinen mir als froh entkeimte Saaten
Der Vorzeit Fabelsinn und Kinderthaten,
Mir lüpfend den geheimnifsvollen Riegel

Der Pforte, die des Schicksals ehrne Mächte

3.

Mnemosyne.

Von allen himmelthronenden Göttinnen
Ich dich, Mnemosyne, am meisten ehre,
Du machst die Vorzeit zu der Zukunft Lehre,
Schöpfst aus Geschehnem, nicht aus leerem Sinnen.

Ich sehe gern den Strom der Zeit verrinnen,
Dafs dir der Schatz sich der Erinnrung mehre;
Zu ihm wehmüthig ich die Blicke kehre,
Den einzgen Trost des Lebens zu gewinnen.

Denn alle schönsten, tiefsten Erdenfreuden
Nun hinter mir, schon längst vergangen, liegen,
Und niemals werden wieder sie mir blühen.

Doch wie vergifst sich der Entbehrung Leiden,
Wenn ich in langen, sehnsuchtsvollen Zügen
Die Bilder schlürfe, die mir fernher glühen.

4.

Der umschlossene See.

Wenn ich die Wellen so im Rudern schlage,
Ich mir in wehmuthsvoller Brust wohl sage:
Wie ausgangslos der See ist hingegossen,
So ist mein Lebensbett auch rings umschlossen.

Ich kaum den Blick hinaus zu werfen wage,
Weifs nicht, obs draufsen nachte oder tage;
Das halbe Leben ist mir so verflossen,
Ich habe freien Ausflug nie genossen.

Und seh' ich fernher wohl die Sterne kommen,
Die Kraniche des Nordens Winter fliehen,
Dann fühl' ich mich im Busen bang beklommen,

Ich möchte fernhin nach den Wandrern ziehen.
Allein der See ist nirgend, nirgend offen,
Kein muntrer Bach läfst irgend Ausweg hoffen.

5.

Der Erde Recht.

Jedwedes Schicksal mufs Erfüllung finden,
Es sei in Schmerzen, oder sei in Freuden;
Der Mensch mufs durch sein Loos hindurch sich winden,
Wenn er nicht will ganz von dem Leben scheiden.

Das ist der Erde Recht, womit sie binden
Und lösen kann; der Mensch mufs still es leiden.
Doch kann er Freiheit in der Brust sich gründen,
Wie rauhe Schlacken edles Erz umkleiden.

Und wie man mehr der Erde Rechte ehret,
Nicht lässet Weichlichkeit noch Schonung walten,
Dafs voll sein Maafs das Schicksal kann erreichen,

Sich auch die Kraft der innren Freiheit mehret.
Der Mensch, gefesselt von den Erdgewalten,
Trägt in sich dennoch keiner Knechtschaft Zeichen.

6.

Stille Ergebung.

Ich lebe nur in kleiner, niedrer Hütte,
Und schöpfe dort der Seele tiefen Frieden,
Bin froh des Looses, das mir ist beschieden,
Und zügl' in Demuth meines Wandels Schritte.

Nie mir geschiehts, dafs ich entgegenstritte,
Ich suche Ruhe, ungestört, hienieden,
Ich fühl' in Heftigkeit mein Blut nie sieden,
Und meine Zunge kennt nur sanfte Bitte.

Indem ich still mich an mein Schicksal schmiege,
Mach' ich das Erdenleben mir zur Wiege,
Die mich hinüberschaukelt zu dem Grabe;

In mir sich keine Stürme je erheben,
Nach Unerreichtem nicht Begierden streben,
Ich wünsche nichts, als was von selbst ich habe.

7.

Oede des Lebens.

Warum kann ich nicht ganz versenket leben
Nur in die Rollen, die ich Abends spiele?
In ihnen ich mein bessres Dasein fühle,
Zur Wirklichkeit kehr' ich mit Widerstreben.

Was soll, wen mit geheimnifsvollem Beben
Füllt Schicksalsmacht in Leidenschaftenschwüle,
Sich tauchen in der Hausbeschränktheit Kühle,
Wenn er kann frei in Aetherhöhe schweben? —

Wen Loos und Neigung fremd der Bühne halten,
Kann, als ihr Spiel, sein Leben doch behandeln,
Und in der Dichtung Wesenheit verwandeln

Der Welt vorüberrauschende Gestalten.
Mit Wonne dann er in Gedanken schweifet,
Und in die Wirklichkeit mit Unmuth greifet.

Oft durch die finstre Nacht ich
Und mich erfreue an der Pracl
Sie leuchten heiter aus der ew
Ich mich vom dunklen Wald u

Dann ist mir, als ob ich in Ge
Die Töne der Natur verstehen
Ich trete leiser auf, und lausch
Dem Laut, wie schauerlich er

Denn alles, was da lebet und
Die ernste Stimme, wahr verk
Ist an das grofse Weltenrad g

Und unterthan des Schicksals
Nach seinem Schmerz, nach
Es trägt und wirkt, und in de

9.

Die schwarze Stunde.

In jedem Jahr man durch die Stunde gehet,
Der keiner, der auf Erden lebt, entfliehet,
Sie aus, wie alle andren Stunden, siehet,
Doch unsichtbar da, schwarz gezeichnet, stehet.

Wenn eignen Todeshauch sie uns zuwehet,
Legt gern man ab die Last, die drückt und mühet,
Und folgt, wo Ruhe süfs und ewig blühet,
In Nacht, um die sich keine Sonne drehet.

Doch wenn sie plötzlich so sich offenbaret,
Dafs sie des Süfsesten uns hart beraubet,
Des Höchsten, was auf Erden man gewahret,

Des Tiefsten, woran Seel' in Seele glaubet,
Dann sie im Jahr, wie finstrer Abgrund, gähnet,
Nach dem man doch im stillen Gram sich sehnet.

Beständig rudern meine ems'gen Hände;
Ich stofse ab den Nachen von dem Lande,
Und fahre zu des Stromes andrem Rande,
Und nie geschieht, dafs ich am Ufer stände.

Doch einen Abend nimmt das Rudern Ende.
Ein Mann erscheint in dunkelem Gewande,
Und wie er kommt, lös' ich des Nachens Ban
Folg' ihm, und nie zurück mich wieder wende

Das Leben ist solch hin und wieder Fahren,
Das niemals dich zu wahrem Ziele führet,
Wo Gluth zu Flamme zwar der Kräftge schü

Doch nichts vollendet auch in langen Jahren,
Und was er that, wenn Tod sein Recht nun
Verloren, wie den Kahn dem Strome, giebet.

11.

Der Ring.

Der Reifen, der den Finger zart umschliefset,
Wenn auch von Gold, ist Sinnbild einer Kette.
Doch wenn als Pfand er der Geliebten grüfset,
Wer nicht entzückt ihn dann empfangen hätte?

Er Wonne in den stillen Busen giefset,
Und folgt dem Treuen in des Grabes Bette;
Kaum Sorge je im wunden Herzen spriefset,
Von der ein Blick auf ihn uns nicht errette.

Wenn die Geliebte weilt im Schattenlande,
Verbürgt der Ring noch an des Lebens Rande,
Dafs sich einander nach die Seelen ziehen.

Denn unauslöschlicher Gefühle Glühen
Und reiner Sehnsucht heilig Funkensprühen
Stets schmieden wieder neuen Schicksals Bande.

12.

Zwei Sterne.

Der Mensch wohl gehet im gewohnten Gleise,
Und klar besonnen hin und her sich drehet
Im weiten ihm gelassnen Lebenskreise;
Doch plötzlich Sturm aus tiefer Brust her wehet.

Nun gilt nicht mehr die selbstgewählte Weise,
Die Saamen sich für künftge Erndte säet.
Wie ankerloses Schiff auf Meeresreise,
Kein Ziel er, keiner Küste Land erspähet.

Ihm hilft kein Streiten und kein zögernd Sträuben,
Er mufs herum sich lassen spurlos treiben,
Wohin der Sturm ihn, blindlings rasend, jäget,

Nach Süd und Nord und Ost und West verschläget,
Bis die geschwellten Segel wieder sinken,
Und ihm zwei Sterne fernher Ruhe winken.

13.

Kein süfsres Wort.

Die Sprache hat kein süfsres Wort erfunden,
Als wenn vertraulich Du die Lippen sagen,
Bald zuversichtlich nach beglückten Stunden,
Bald schüchtern, wenn sie's, kaum erst hoffend, wagen.

Denn was je mit dem Andren wird verbunden
An seeligem Gefühl in Wonnezagen,
Wird in die Eine Silbe eingewunden,
Wie Blumenstraufs, den Mädchenbusen tragen;

Und diese goldenduftge Blütenfülle
Wird auf das eigne Wesen dann bezogen,
Dem Du entspricht ein Ich; man fühlt ein Wogen

Von Trunkenheit in heilger Wonne Stille.
Denn Du und Ich, zu Wir vereint zusammen,
Hebt über der Gestirne Aetherflammen.

Kein Flufs zur Quelle seine Fluten wendet,
Der Tag, der einmal sich ins Meer gesenket,
Zum vor'gen Morgen nicht den Pfad mehr len
Was war, das ist nicht mehr, hat rein geend

Und doch war es nicht Wahn, der trügrisch
Der Morgen, defs kein Abend mehr gedenket,
Mit seinem Thaue Leben hat getränket,
Des Jünglings Glanz dem Greis noch Strahlen

In welches Meer zusammen nun geflossen
Ist, was erstrebet wurde und genossen?
Im Ocean der Zeit ist es begriffen,

Den finstrer Wolkennebel Nacht verhüllet,
Der, nicht beginnend, unaufhörlich schwillet,
Von dem wir Küstenspannen kaum umschiffen

15.

Frage.

Aurora eilt voraus dem Sonnenwagen,
Der Rosse Hauch deckt Schultern ihr und Rücken,
Es glänzt ein Strahlenmeer von Farbenblicken
Die flutend sich, wie Welle Welle, jagen.

Nicht unbegleitet auch die Nacht einschlagen
Kann ihren Schattenpfad; des Thaus Erquicken,
Als Botengrufs, die finstern Wolken schicken,
Und Dämmrung mufs ihr vor ihr Zwielicht tragen.

Im Leben nie sich volles Licht ergiefset,
Ein schattig Grau damit zusammenfliefset,
Wie zweifelnd, obs zu Tag, zu Nacht sich wende.

Ist's Morgenroth, das einst in Tag verschwindet,
Ist's Abenddämmerung, die Nacht verkündet,
Was scheuen Schritts uns führt zum Lebensende?

16.

Zuversicht in den Sternen.

Sind denn die Schwäne alle fortgezogen,
Die sonst hier heimisch ihre Sitze hatten?
Du siehst sie ziehn, des Stromes blaue Wogen
Mit den geschwellten Fittigen beschatten.

Die Falschen meine Hoffnungen betrogen,
Irrlichtern gleich auf nebelfeuchten Matten.
Die Sterne nur stehn fest am Himmelsbogen,
Sonst sich mit Allem Flucht und Wandel gatten.

So wie der Schwäne silberweifse Schwingen,
Sah ich die Freuden meiner Jugend glänzen,
Und eilte rasch damit mein Haupt zu kränzen,

Da nichts kann die entflohnen wiederbringen.
Erinnrungsvoll nun schau' ich auf die Sterne,
Die Zuversicht entsenden dunkler Ferne.

17.

Wolken und Gestirne.

Die Wolken ziehn in luftigem Gewühle,
Es treibt der Wind verwirrt sie hin und wieder,
Am Himmel lagern sie die schweren Glieder,
Und eilen fort in regellosem Spiele.

Doch die Gestirne folgen festem Ziele;
Wie Rhythmus Sphären-Tanz entklungner Lieder
Durchschwebt das Jahr ihr leuchtend Strahlgefieder,
Und ewig gleich abwechseln Frost und Schwüle.

Der Mensch mufs beide sie in sich vereinen,
Der Sterne streng Gesetz, der Wolken Wühlen.
Er mufs den Stoff der ird'schen Dinge fühlen,

Die, ewig kreisend, ewig sich verwirren,
Und von des Daseins Bahn nicht abzuirren,
Mufs ihm der Ewigkeiten Sonne scheinen.

14.

Des Traumbilds Element.

Wenn sanft das Haupt sich in das Kissen schmieget,
Von allen Tagsgedanken abgeschieden
Nur suchend stiller Ruhe tiefen Frieden,
Herbei der Reigen luftger Träume flieget.

Und Traumbild doch die Wirklichkeit besieget.
Nichts ist so fein und zart gewebt hienieden,
Es führt in Feenland den Lebensmüden,
Und ihn auf goldnen Wolken wonnig wieget;

Und ist es beim Erwachen auch zerronnen,
Sind seine Fäden dennoch fest gesponnen,
Nur biegsam in des Schlummers Bildnerhänden.

Denn in des Busens tief geheimsten Gründen
Die Träume ihres Wesens Wurzel finden,
Und von da auf uns seine Schatten senden.

15.

Poseidon.

Poseidon fährt mit Rossen durch die Wellen,
Sein Dreizack macht die Felsenküsten beben,
Empor sich Inseln aus der Tiefe heben,
Und Flammen, blutgetüncht, die Nacht erhellen.

Ihm ihre Urnen gießen alle Quellen,
Die Ströme willig ihm die Wasser geben,
Und die schwarzbusig in den Lüften schweben,
Ihm Regen geudend, seine Fluten schwellen.

Doch keine Frucht die feuchte Fläche träget,
Sie wälzt und wälzt sich nur in dumpfem Wogen,
Und kommt und gehet ohne Zweck und Ende.

So auch der Taumel sich der Welt beweget,
Und wird in blindem Strudel fortgezogen.
Der Geist nur weiß, wohin den Blick er wendet.

Die still Gedanken reihen a
Des Schicksals Schalen stie
Mit sichrem Schritt zum fer
Nicht plötzlich sich zurückg

Die mit Begier die Wirklich
Vertrauend sich des Lebens
Getrieben oft von wilder Stü
Verwirret sich herum im Krei

Doch wenn mit Weisheit sie
Und nicht der Wahrheit Rich
Den Hafen so in sichrem Lau

Dann müssen diesen jene erst
Denn sie gebieten frei den W
Und sinn'ge Form dem rohen

21.

Das Hauskleid.

Am liebsten ich mein aschgrau Hauskleid trage,
Als Zeichen innerlich zufriedner Stille,
Es wird mir so bedeutungsvolle Hülle,
Und zeigt, dafs ich nach Putz und Schmuck nicht frage.

Denn wie ich das Gewand nur um mich schlage,
Dafs einfach es der Glieder Bau umquille,
Zieht sich auch meiner Brust Empfindungsfülle
Einsam zurück vom laut umrauschten Tage.

Und innig werd' ich doch von dem verstanden,
An den geknüpfet ich mit ewgen Banden
Hin durch des Lebens stille Gründe gehe;

Und dafs mich Keiner aufser ihm verstehe,
Der Liebe Odem einzig mich umwehe,
Davor längst alle andren Wünsche schwanden.

22.

Genius der Nacht.

Wenn sich der Abendsonne Strahlen neigen,
In Nacht sich schwarz vertieft die heitre Bläue,
Und senkt den Geist süfs in Beschauungsweihe,
Dann Leidenschaft und Sinnentäuschung schweigen.

Dann sicher, dafs nichts blendend sie zerstreue,
Und Stille ihnen kühnern Aufflug leihe,
Empor Nachdenken und Begeistrung steigen,
Und Fülle göttlicher Gedanken zeugen.

Darum was an der Menschheit Gipfel reichet,
Man gern der sternumglänzten Nacht vergleichet.
Wenn sie den Fittig leise rauschend schwinget,

Der Ton im tiefen Busen wiederklinget,
Und Erdenwahn und Nichtigkeit entweichet,
So wie der Blick in dieses Dunkel dringet.

23.

Aline.

Wie breiter Strom in reiner Klarheit fliefset,
Langsamen Zuges schwere Schiffe träget,
Der Mühlen fleifs'ge Räder still beweget,
Und seine Ufer, strömend, freundlich grüfset;

So sich Alinens Leben hin ergiefset,
Von willger Herzensgüte angereget,
Die Ein Bestreben nur mit Sorgfalt heget,
Dafs einfach es der Kreis der Pflicht umschliefset.

Sie hascht, genügsam, niemals nach Genusse,
Kein Erdenschicksal füllt sie mit Verdrusse,
An keines Lohnes Hoffnung sie sich lehnet;

Sie wünscht dem Tag nicht mehr, noch wen'ger Stunden,
Und wenn des Lebens Knäul sie abgewunden,
Ist Grabesruh ihr lieb, doch nicht ersehnet.

Ich strengen Ernst tief im Gemüthe trage,
Und drum nicht heiter stets durchs Leben ge
Doch weifs ich deutlich immer, wo ich stehe,
Mich falsch nie freue, und von Wahn nicht z

Da ich genau weifs immer, was ich wage,
Ich der Gefahr mit Muth ins Auge sehe,
Mich nicht nach jedem Wind des Schicksals
Und selbstgewählte Bahnen dreist einschlage.

Früh hat das Leben mich dem Ernst vermähl
Von innen aus hab' ich die Brust gestählet,
Erzogen mich in harter Strenge Schule;

Die kindisch irre schwankenden Verlangen
Das Schicksal und der eigne Trieb bezwange
So niemals um Genufs und Glück ich buhle.

25.

Wesen der Dichtung.

Die Dichtung um des Dichters Schläfe flieget,
Doch läfst sich locken auch durch leise Töne,
Wenn man, von zaubrischer Gestalten Schöne
Umschwebet, sich in süfsen Träumen wieget.

Allmählig Bild an Bild sich sanft dann schmieget
Der Mund, dafs er das Ohr an Reim gewöhne,
Sucht sorgsam, dafs er Laut mit Laut versöhne,
Und endlich Zeile sich zu Zeile füget.

Denn doppelt Dichtung mächtge Wurzel schläget
In Menschenbrust und der Natur Gestalten,
In uns sie bald aus diesen sich ergiefset,

Und bald empor aus unserm Busen schiefset;
Wenn nur der Mensch die Phantasie läfst walten,
Sie willig ihn in Erdenferne träget.

26.

Natur und Dichtung.

Gefüllte Blume keine Frucht je träget.
Sie bildet kein Geschlecht, bleibt immer Eine,
Nur Farbenschmuck, in lieblichem Vereine
Mit würzgem Duft, zur Schau den Sinnen leget.

Das, wodurch Dichtung uns die Brust beweget,
Ist auch Gewebe gleich aus farbgem Scheine,
Wie Welle, die in luftger Körperreine
An das entzückte Ohr, verhallend, schläget.

27.

Anmuth.

Die Anmuth, die tief aus der Brust entspringet,
In sanfte Herzensgüte sich ergiefset,
Und wenn die Liebe redend sich erschliefset
Holdselig den Gedanken zart umschlinget,

Die aus dem Ton der Stimme wiederklinget
Und aus dem Blicke mild entgegengrüfset,
Frei aus dem Tiefesten des Wesens spriefset,
Und niemals mühevoll mit Absicht ringet,

Die war das Element, in dem sie lebte.
Wie einfach blüht versteckte Wiesenblume,
Bewahrte sie im innren Heiligthume

Der Unschuld Schatz und der Gefühle Fülle,
Dafs sie in reiner, unentweihter Stille
Den reichen Teppich der Gedanken webte.

28.

Die althellenischen Gestalten.

Zu euch, ihr althellenischen Gestalten,
Treibt innre Sehnsucht mich zurückzukehren,
Ich kann des Busens heifsem Drang nicht wehren,
Wenn andre Bahnen auch noch fern mich halten.

Die Formen, die sich reich in euch entfalten,
Den Geist mit tiefer Schönheit sinnig nähren,
Und zum Olymp den freien Pfad gewähren
In mächtig angeknüpftem Wechselwalten.

Was irr' ich noch um ferne Meergestade,
Wo keine Nais spielt im Wellenbade,
Und die umschwärmt barbarischer Nomade?

Wie mag ich selbst an Indus Ufern weilen,
Und nicht die Klänge zu vernehmen eilen,
Die alte Schicksalswunden lindernd heilen?

29.

Freiheit und Wirklichkeit.

Die edle Freiheit des Gemüthes sprieſset
Wie Blüthe aus der Knospe der Gefühle,
Sie kennet nicht der Leidenschaften Schwüle,
Besonnen sie und milde sich erschlieſset.

Dann aber muthig sie den Himmel grüſset,
Wie, breitend unten süſsen Schattens Kühle,
Des Baumes Gipfel, daſs ihn Luſt umspiele,
Hoch in das Reich der Lüfte freudig schieſset.

So lange sie und ihre Sinnverwandte
Hienieden, göttliche Gestalten, gingen,
Sah man dies Götterkind auf Erden blühen.

Jetzt das Gemüth hernieder, fesselnd, ziehen
Die Wirklichkeit und ihres Werks Vollbringen,
Und jene Freiheit trauert als Verbannte.

30.

Macht der Liebe.

Wenn man geliebt sich tief und innig fühlet,
Wird man berührt kaum von der Erde Schmerzen;
Ihr Glühn mit hehrer Glut die Liebe kühlet,
Und Unglück wohnt nicht in geliebtem Herzen.

Ob in den Busen auch sich Kummer stiehlet,
Läfst seinen Himmel nicht der Mensch sich schwärzen,
Wenn einmal er das höchste Loos erzielet,
Und tausend süfse Freuden ihn umscherzen;

Wenn er in Tageslast sich abgemühet,
Dann in der Liebe Arm vertrauend fliehet,
Und reichlich nimmt, was er gewähret, wieder.

Es hebt ihn der Begeistrung Schwangefieder,
Wohin der Liebe Stern ihn strahlend ziehet,
Wo er vernimmt der Unschuld Wiegenlieder.

31.

Die beiden Welten.

Zwei Welten sich in der Geschichte wägen,
Sind schwer mit Spruch gerechter Brust zu richten,
Weil Nachruhm von verschiedenen Gewichten
Sie in der goldnen Schaalen Schwanken legen.

Die alte sieht man sich gestaltreich regen,
Wo Kunst die Wirklichkeit strebt zu vernichten;
Die andre, neue mahnt an ernstre Pflichten,
Und spendet Götterursprungs heilgen Seegen.

Allein verbindend lieget zwischen beiden
Ein Punkt im tiefen menschlichen Gemüthe;
Wer ihn erreicht, für den sie nicht sich scheiden;

Er pflücket beider anmuthsvolle Blüthe,
Die schön zu flechten in Ihr reiches Leben,
War Ihr vor allen Sterblichen gegeben.

Wenn traumlos eine ganze
In tiefen, todesgleichen Sc
Kein seelenvolles Bild her
Und wie mit nächtgem Th

Dann an die Nacht den le
Nichts hin zum schattgen (
Und nichts der Stunden N
Was Himmelsnäh der Erde

Denn nur der dunklen Trä
Führt aus des Erdenlebens
Hin, wo der Geist von Fes

Wo Wesenheit nicht Körper
Und die in Freiheit schweif
Nicht sind umgränzt von nü

33.

Der Erde Dämmerhelle.

Ich habe gern die mondumkreiste Erde,
Die stille Freuden zahlreich mir gewähret,
Die Menschen und die Thiergeschlechter nähret,
Und sichren Wohnsitz giebt am Heimathsheerde.

Ich trage willig ihrer Müh' Beschwerde,
Und beut sie Schmerz, mich nicht gleich Gram verzehret;
Die Himmelsglut, die in der Brust mir gähret,
Bürgt, dafs sie mir nicht ewger Kerker werde.

Doch wandl' ich gern in ihrer Dämmerhelle,
Und freue mich der leichten Lebenswelle,
So oft sie an die Brust mir, kehrend, schläget,

Zum neuen Sonnenlauf mich weiter träget,
Bis sie mich sanft bringt an des Grabes Schwelle,
Und mich in ihrem Schoofs die Erde heget.

34.

Das Bild im Herzen.

Nie wird die ewge Liebe von mir weichen,
Die ich die Brust mir fühle sanft umthauen;
Ich kann mit Zuversicht der Holden trauen,
Sie gab davon mir nimmer trügend Zeichen.

Gefühle wohl vergehen, Bilder bleichen;
Doch was der Busen, klar und hell zu schauen,
Durchs ganze Leben strebte aufzubauen,
Das kann des Wahns Vergänglichkeit nie gleichen.

Stanford University Libraries
3 6105 010 573 991

838.6
H911b
v.5-6

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

SEP 1 1996
DOC JUL 26 1995
NOV 21 1996
DEC 03 1996
MAR 20 1998
MAR 24 1998